

# Alexandre Dumas



Der Graf von Moret

# Der Graf von Moret.



Historischer Roman  
von  
Alexander Dumas  
Arthur Storch

---

Autorisierte Übersetzung

---



Pest, Wien und Leipzig, 1866.  
A. Hartleben's Verlag.  
Druck und Papier von Leopold Sommer Wien.

## Inhaltsverzeichnis

### Der Graf von Moret.

#### Erster Teil

I. Das Wirtshaus »zum gefärbten Barte«.

II. Was aus dem Vorschlage wurde, den der Unbekannte dem Meister Stephan Latil machte.

III. Der bucklige Edelmann überzeugt sich, dass es nicht recht von ihm war, den Grafen van Moret tödten lassen zu wollen.

IV. Das Hotel Rambouillet.

V. Die Besucher des Hotel Rambouillet.

VI. Was im Hotel Rambouillet vorging, während Souscarières sich seines dritten Buckligen entledigte.

VII. Marina und Jaqueline.

VIII. Treppen und Corridors.

IX. Ludwig XIII.

X. Was sich in dm Schlafgemache der Königin begab,nachdem der König sich ans demselben entfernt hatte.

XI. Im Arbeitszimmer des Kardinals.

XI. Die graue Eminenz.

XII. Worin Madame Cavois die Verbündete des Herrn Michel wird.

XIII. Worin der Kardinal sein Schachbrett klar zu übersehen beginnt.

XIV. Europa im Jahre 1628.

XV. Maria von Gonzaga.

#### Zweiter Teil

I. Die Komödie beginnt.

II. Isabella und Marina.

III. In welchem Monseigneur Gaston, wie Carl IX., seine Kleine Rolle spielt.

IV. Eva und die Schlange.

V. Zu welchem der Kardinal das Privilegium, welches er Souscarières gegeben, zu seinem Vorteile benützt.

VI. Das »In pace«.

VII. Die Erzählung.

VIII. Maximilian von Bétune, Herzog von Sully, Baron von Ronuy.

IX. Die beiden Adler.

X. Der Kardinal im Schlafrock.

XI. Fräulein von Gournay.

XII. Souscarières Rapport.

XIII. Die Spicknadeln des Königs Ludwig XIII.

XIV. Während der König spickt.

XV. Im Magazin des Juweliers Lopez.

XVI. Die Ratschläge L'Angely's.

XVII. Die Beichte.

#### Dritter Teil

I. Wie Kardinal Richelieu eine Komödie spielt, ohne die Hilfe seiner Mitarbeiter dazu in Anspruch zunehmen.

II. Die Beratung.

III. Das Mittel Vouthier's.

[IV. Der unsichtbare Strohalm und das unbemerkte Sandkorn.](#)  
[V. Der Entschluss des Kardinals.](#)  
[VI. Die Raubvögel.](#)  
[VII. Der König regiert.](#)  
[VIII. Die Gesandten.](#)  
[IX. Einblick des Königs hinter die Couliissen.](#)  
[X. Auch Du, Baradas?](#)  
[XI. Wie Stephan Latil und der Marquis von Pisaniin ihrem ersten Ausgang miteinander zusammentrafen.](#)  
[XII. Der Kardinal in Chaillot.](#)  
[XIII. Mirame.](#)  
[XIV. Neuigkeiten vom Hofe.](#)  
[XV. Warum der König Ludwig XIII. immer schwarzgekleidet war.](#)  
[XVI. In welchem der Kardinal die Rechnung des Königs ordnet.](#)

#### [Vierter Teil](#)

[I. Die Lawine.](#)  
[II. Wilhelm Coutet.](#)  
[III. Johann Coutet.](#)  
[IV. Warum der Graf von Moret an den Befestigungswerken von Susa arbeitete.](#)  
[V. Ein Aufenthalt in den Bergen.](#)  
[VI. Die Seelen und die Sterne.](#)  
[VII. Die Brücke von Giavon.](#)  
[VIII. Der Schwur der Treue.](#)  
[IX. Das Tagebuch des Marschall van Bassompierre.](#)  
[X Zu welchem der Leser einem alten Bekannten begegnet.](#)  
[XI. In welchem der Kardinal den Führer findet, dessen er bedarf.](#)  
[XII. Der Pass von Susa.](#)  
[XIII. In welchem bewiesen wird, dass Niemand sicher ist.aufgehängt zu werden, selbst dann nicht, wenn er schon den Strick um den Hals hat.](#)  
[XIV. Die weiße Feder.](#)  
[XV. Was L'Angely von den Complimenten des Herzogs von Savoyen hält.](#)  
[XVI. Ein Capitel aus der Geschichte.](#)  
[XVII. Ein Jahr später.](#)  
[XVIII. Ein Liebespaar.](#)  
[XIX. Der Kardinal beginnt den Feldzug.](#)  
[XX. Ein leeres Nest.](#)  
[XXI. In welchem der Graf von Moret sich verbindlichmacht, ein Maultier und eine Million in das Fort Pignerol zu bringen.](#)  
[XXII. Der Bruder.](#)  
[XXIII. Der Adler und der Fuchs.](#)  
[XXIV. Aurora.](#)

#### [Fünfter Teil](#)

##### [Vorrede](#)

[I. Das Billett und die Zange.](#)  
[II. Eine Niederlage der grauen Eminenz.](#)  
[III. Die folgen einer Grabschrift.](#)

[IV. Ein pfiffiger Bote.](#)  
[V. Eine Untreue des Grafen von Moret.](#)  
[VI. Die Krankheit des Königs.](#)  
[VII. Liebeshändel.](#)  
[VIII. Täuschungen.](#)  
[IX. Liebesschmerzen.](#)  
[X. Verrath auf Befehl.](#)  
[XI. Eine eilige Heirat.](#)  
[XII. Vorpostengefechte.](#)  
[XIII. Der Tölpeltag.](#)  
[Sechster Theil.](#)  
[I. Die Catastrophe von Campiègne.](#)  
[II. Ein vereiteter Handstreich.](#)  
[III. Der Proceß Marillac.](#)  
[IV. Die Schlacht von Castelnaudary.](#)  
[V. Montmorency's Ende.](#)  
[VI. Eine gestörte Hochzeit.](#)  
[VII. Ein Fischrecht und seine Folgen.](#)  
[VIII. Die Teufel von Loudun.](#)  
[IX. Die Verschwörung von Amiens.](#)  
[X. Dichterleiden und Freuden.](#)  
[XI. Richelieu als Grotesktänzer.](#)  
[XII. Im Dunkel der Nacht.](#)  
[XIII. Ein Horoskop.](#)  
[XIV. Cinq-Mars.](#)  
[XV. Der Sensenmann.](#)  
[Epilog.](#)  
[Fußnoten](#)

# Erster Teil

## I.

### Das Wirtshaus »zum gefärbten Barte«.

Der Reisende, welcher gegen Ende des Jahres der Gnade 1628 in Geschäften oder zu seinem Vergnügen einige Tage in der Hauptstadt des Königreiches der Lilien, wie man damals poetisch sagte, zubringen wollte, durfte mit Zuversicht in dem Gasthaus »zum gefärbten Bart«, Rue de l'Homme armé, einkehren. Er war gewiss, dort bei Meister *Soleil* ein freundliches Gesicht, gute Kost und ein gutes Bett zu finden, mochte er empfohlen sein oder nicht.

Man konnte auch nicht leicht fehlgehen. Außer einer ordinären Schenke, welche die Ecke der Rue St. Croix de la Bretonnerie bildete und, seit den ältesten Zeiten bestehend, durch ihr Schild, das einen gewappneten Mann vorstellte, dem übrigens nur neun Nummern zählenden Gässchen den Namen gegeben hatte, machte sich das Wirtshaus, in das wir unsere Leser führen wollen, in jenem Stadttheile ziemlich breit und zog außerdem die Kunden durch ein Aushängeschild an, welches zu majestätisch war, als dass ein Reisender, dem es einmal zu Gesicht gekommen war, hätte gleichgültig vorbeigehen können.

In der Tat lässt sich nicht leicht etwas in die Augen Fallenderes denken, als die an den Rändern reich vergoldete Blechtafel, welche bei dem geringsten Luftzuge an ihrer gleichfalls vergoldeten und mit Schnörkeln verzierten eisernen Tragstange knarrte, und auf welcher der Großtürke in eigener Person mit einem herrlichen, hochroten Barte abgebildet war. Außerdem befand sich jedoch noch über der Tür eine Inschrift, welche kund und zu wissen tat — und das nicht etwa in gemeinen, schlichten Lettern, sondern auf dem sinnreichen Wege der Bilderschrift — dass Meister *Soleil* stets Reisende zu Fuß und zu Pferde mit Bereitwilligkeit beherberge, indem der Name des Wirtes durch das strahlende Antlitz der Himmelskönigin ersetzt war, und die Reisenden zu Fuß und zu Pferde in Gestalt eines Pilgrims und eines Lanzenreiters über der Tür prangten.

Wenn nun das Schild, mit dem Großtürken darauf, an Alter auch mit dem benachbarten gewappneten Manne rivalisieren konnte, so müssen wir dagegen in unserer Eigenschaft als Romanschreiber, welche uns zum Festhalten an der Wahrheit verpflichtet (eine Verpflichtung, welcher übrigens nicht einmal die Historiker nachkommen), gestehen, dass die Bilderinschrift über der Türe erst aus der jüngsten Zeit stammte.

Es waren kaum zwei Jahre her, dass der frühere Besitzer, unter dem Namen *Claude Cyprien Melanjoie* vorteilhaft bekannt, für die Summe von tausend Pistolen den »gefärbten Bart« an Meister *Blaise Guillaume Soleil*, den jetzigen Besitzer, überließ. Dieser hatte ohne die mindeste Rücksicht auf die historischen Rechte der Schwalben, welche ihre Nester an die Außenwände des Hauses klebten, und der Spinnen, welche die inneren Wände mit ihren Geweben überzogen, sogleich nach abgeschlossenem Kaufcontracte Maurer, Tapezierer und Maler berufen, das Unterste zu oberst kehren und endlich zum Erstaunen der Nachbarn, welche sich vergebens

fragten, woher Meister Soleil das Geld zu allen diesen Neuerungen hernehme, jenen pompösen Rebus über die Türe setzen lassen, von welchem wir vorher sprachen. Die alten Weiber der benachbarten Straßen schüttelten sofort in Ausübung ihrer sibyllinischen Eigenschaften, die sie ihren Jahren und ihrer Erfahrung verdankten, die Köpfe, zuckten die Achseln und prophezeiten, diese Verschönerungen würden dem »gefärbten Barte« Unglück bringen, da eben sein ehrwürdiges Aussehen, welches er nun schon seit vielen, vielen Jahren bewahrte, ihm reiche Kundschaft zugezogen habe. Aber zum Verdrusse dieser Prophetinnen und zum großen Erstaunen Derer, für welche sie unfehlbare Orakel waren, hatte sich nach Verlauf von zwei Jahren die traurige Vorhersagung noch nicht erfüllt, im Gegenteile das Wirtsgeschäft einen bedeutenden Aufschwung, genommen und zwar durch neue Gäste, die man in unserer Gasse früher nie sah und die, ohne die alte Kundschaft zu verdrängen, welche noch seit den Zeiten, als die Schwalben an dem Hause nisteten und die Spinnen darin webten, dem »gefärbten Barte« treu geblieben waren, die Einnahmen des Meister *Soleil* bedeutend vermehrten, ja so zu sagen verdoppelten.

Nach und nach verbreitete sich wohl ein gewisses Licht über dieses große Geheimnis; das Gerücht ging nämlich, Frau *Martha Pelagie Soleil*, eine sehr frische, sehr bewegliche, noch ziemlich junge Frau, sei die Milchschwester einer der mächtigsten Damen des Hofes, welche Dame aus ihren Ersparnissen oder aus denen einer noch viel mächtigeren Dame, als sie selbst war, dem Meister Soleil das zur Übernahme des Etablissements Wirte Geld vorgestreckt habe und diese Milchschwester sei es auch, welche das Wirtshaus »zum gefärbten Barte« den vornehmen Fremden empfahl, die man seit einiger Zeit hier ein- und ausgehen sah, und die sich sonst niemals in diesen einsamen Stadtteil verirrt.

Was an jenen Gerüchten wahr, was falsch daran war, das werden wir im Verlaufe dieser Geschichte erfahren.

Jedenfalls wollen wir beobachten, was sich am 5. Dezember 1628 — d. h. vier Tage nach der Rückkehr des Kardinals Richelieu von jener denkwürdigen Belagerung von La Rochelle, welche eine Episode in unserem Roman: »Die drei Musketiere,« bildet — gegen vier Uhr Nachmittag in einem niedrigen Saale des erwähnten Wirtshauses begab. Die Enge des Gässchens, so wie die Höhe der Häuser bewirkten, dass schon um diese Stunde die Dämmerung ihr ungewisses Licht in das Gelass warf.

In dem Saale befand sich jetzt nur eine einzige Person, da dieselbe aber zu den Stammgästen des Hauses gehörte, machte sie für sich allein so viel Lärm und nahm für sich allein so viel Platz ein, als es vier gewöhnliche Trinkgäste getan hätten.

Der einsame Trinker, der bereits einen Krug geleert, war bei der Hälfte des zweiten angelangt; er lag auf drei Stühlen ausgestreckt und unterhielt sich damit, das Stroh eines vierten mit seinen mächtigen Sporen zu zerzausen, während er sich bemühte, mit der Spitze seines Dolches ein Damenbrett in die Tischplatte zu schnitzen.

Ein mächtig langer Stoßdegen lag an seiner Seite, mit dem Griff im Bereiche seiner Hand.

Es war ein Mann zwischen 36 und 38 Jahren, dessen Gesicht man bei den letzten Strahlen des Tages, welche durch die schmalen in Blei gefassten Scheiben in das Zimmer fielen,, um so

besser betrachten konnte, da er seinen Hut an dem Fensterriegel aufgehängt hatte. Seine Haare, seine Augenbrauen, sein Schnurrbart waren schwarz, sein gebräunter Teint verriet den Mann aus dem Süden; eine gewisse Härte in seinem Blick und ein spöttischer Zug um seine Lippen, die öfter hastig durch eine zuckende Bewegung, wie sie beim Tiger beobachtet wird, eingezogen wurden und dann eine Reihe blendend weißer Zähne sehen ließen; eine gerade Nase und ein entschieden vorspringendes Kinn ließen auf einen Willen schließen, der bis zum Eigensinne ging, während die Kinnbackenpartie des Gesichts, welche in einer Art ausgebildet war, wie sie den wilden Tieren zugeschrieben wird, jenen unüberlegten Mut verriet, den man seinem Besitzer niemals Dank zu wissen braucht, da er bei ihm nicht der Ausfluss des freien Willens, sondern das einfache Produkt des Instinktes ist. Das ganze ziemlich hübsche Gesicht des Mannes machte den Eindruck einer brutalen Freimütigkeit, welche wohl Ausbrüche des Zornes und der Gewalttätigkeit befürchten aber den Gedanken an List und Verrat nicht aufkommen ließ.

Seine Kleidung war die der niederen Edelleute jener Epoche; halb bürgerlich, halb militärisch. Sie bestand aus einem tuchenen, eng anschließenden Wams mit offenen Ärmeln, unter welchem sich das Hemd am Gürtel hervor bauschte, weiten Beinkleidern und Stiefeln von Büffelleader, die unterhalb der Knie zusammengeschoben waren. Alles das war im guten Stande, aber nicht luxuriös und verlieh dennoch dem Träger eine gewisse einfache Eleganz.

Es geschah wahrscheinlich, um in seinem Gast nicht einen jener Zornesausbrüche hervorzurufen, zu denen derselbe so geneigt schien, dass Meister *Soleil* zwei- oder dreimal in den Saal trat, in welchem sich der Trinker befand, ohne ihn im Geringsten auf die doppelte Verwüstung aufmerksam zu machen, die er an den Möbeln verübte, und sich im Gegenteile bemühte, ihm so freundlich als möglich zuzulächeln, was dem guten Manne mit dem strahlenden Gesicht übrigens nicht schwer wurde.

Bei seinem dritten oder vierten Erscheinen im Saale konnte sich jedoch Meister *Soleil* nicht enthalten, das Wort an seinen Stammgast zu richten.

»Nun, mein teurer Herr,« sagte er zu ihm im Tone besonderen Wohlwollens, »es will mir scheinen, dass seit einigen Tagen Stillstand im Geschäfte ist; wenn das so fortgeht, wird jene gute Alte, wie Ihr sie nennt — und er bezeichnete mit dem Finger den langen Stoßdegen des Mannes, mit dem er sprach — Gefahr laufen, in ihrer Scheide zu verrosteten.«

»Hm, ja!« antwortete der Trinker in trockenem Tone, »und das beunruhigt Dich wahrscheinlich sehr wegen der zehn oder zwölf Krüge, die ich Dir schulde?«

»Wo denkt Ihr gleich hin, Bei Gott, Ihr könntet mir fünfzig, ja sogar hundert schuldig sein und ich würde darum nicht unruhiger schlafen; auf beiden Ohren würde ich schlafen, ich schwöre es Euch zu! — So müsst Ihr mir nicht kommen! — Ich kenne Euch seit den achtzehn Monaten, während welcher Ihr mein Haus mit eurem Besuche beehrt, zu genau, als dass mir jemals die tolle Idee gekommen sein sollte, ich würde bei Euch auch nur einen Heller verlieren; aber Ihr wisst es, in jedem Geschäfte gibt es ein Oben und ein Unten und die Rückkehr Sr. Eminenz des Kardinal-Herzog musste notwendig die Klingeln für einige Wochen in ihre Scheiden zurückführen. Ich sage für einige Wochen, denn es geht das Gerücht, dass der Kardinal bald wieder, aufbrechen wird, um in Begleitung des Königs den Krieg über die Berge zu tragen. Dann wird es Dinge geben, die mindestens eben soviel wert sind, als die Belagerung von La Rochelle.



Zum Teufel mit den Edikten und die Taler regnen dann in Eure Tasche.«

»Und eben darin, Freund *Soleil*, bist Du auf falscher Jährte, denn vorgestern Abend und gestern Morgen habe ich wie gewöhnlich gearbeitet und da es heute erst vier Uhr ist, so hoffe ich noch Beschäftigung zu finden, ehe der Tag scheidet, und brähe auch die Nacht herein, so ist Dame Phöbe in ihrem vollen Glanz, wie die Poeten sagen, und ich würde auf die Nacht rechnen, wenn mich der Tag im Stiche gelassen haben sollte. Was aber die Taler anbelangt, welche Dir nicht so sehr in meinem, als vielmehr in deinem Interesse so viele Sorge verursachen, so kannst Du sehen oder vielmehr hören,« und der Trinker ließ dabei das Geld in seiner Tasche klimpern, »dass es damit bei mir noch nicht zu Ende geht, und wenn ich trotzdem meine Rechnung nicht bezahle, je nun, so geschieht dies einfach darum, weil ich es für besser halte, dieselbe durch den ersten Edelmann bezahlen zu lassen, der kommen wird, meine Dienste in Anspruch zu nehmen. Möglich sogar,« fuhr der sorglose Gast des Meister *Soleil* fort, indem er seine Stirn gegen die Fensterscheibe lehnte, »möglich sogar kommt der, welcher Dich bezahlen soll, schon dort um die Ecke, mit der Nase im Winde, wie ein Jagdhund, der dem Wilde auf der Fährte ist; was er aber sucht, ist da?. Schild »zum gefärbten Barte«; jetzt hat er es gesehen und scheint darüber sehr zufrieden; verschwinde daher, mein lieber *Soleil*, und du es sicher ist, dass dieser Edelmann mit mir zu reden hat, so kehre Du zu deinem Kochherde zurück und lasse die Leute vom Degen ihre Angelegenheiten unter einander abmachen. Bringe auch Lichter; in zehn Minuten wird es hier finster sein wie in einem Keller und ich liebe es, die Leute zu sehen, mit denen ich von Geschäften rede.«

Der Trinker hatte sich nicht geirrt, denn während der Wirt durch die eine Tür verschwand, um die ihm erteilten Befehle auszuführen, erschien auf der Schwelle der andern die Gestalt eines Mannes.

Bevor sich der Ankömmling in das Dämmerlicht des Saales wagte, durchmusterte er mit raschem Blicke alle Winkel desselben; als er sah, dass ein einziges Individuum sich darin aufhielt, welches allem Anscheine nach dasselbe war, das er suchte, zog er den Kragen seines Mantels bis an die Augen empor, um sein Gesicht so viel als möglich zu verbergen, und trat entschlossen in den Saal.

Wenn der Mann im Mantel gefürchtet hatte, erkannt zu werden, so war die von ihm getroffene Vorsicht durchaus nicht unnütz, denn in demselben Augenblicke trat auch Meister *Soleil* wieder ein, in jeder Hand eine angezündete Kerze tragend, die er auf zwei zinnerne Wandleuchter steckte.

Der neu Angekommene betrachtete sein Thun mit einer Ungeduld, die zu verbergen er sich nicht Mühe gab. Es war augenscheinlich, dass er es vorgezogen hätte, in dem Halbdunkel zu verweilen, welches in dem Saale geherrscht hatte, als er eintrat; doch begnügte er sich, den Bewegungen des Wirtes mit dem Blicke zu folgen, und erst als dieser sich entfernt hatte, und die Tür hinter ihm ins Schloss gefallen war, wandte er sich an den Trinker, welcher ihm bis jetzt anscheinend nicht die geringste Aufmerksamkeit geschenkt hatte. Ohne einleitende Vorrede fragte er ihn:

»Seid Ihr Der, den man *Stephan Latil* nennt, ehemals zu dm Leuten d'Epéron's gehörig, später Kapitän in Flandern?«

Der Trinker, welcher eben im Begriff war, seinen Krug zum Munde zu führen, richtete, ohne den Kopf zu bewegen, einen Blick auf den Fragenden, und da die Frage in einem Tone gestellt war, der ihm nicht besonders behagen mochte, so gab er die Frage zurück:

»Gut, wenn ich nun Der wäre, der sich also nennt, was ginge das Euch an?«

Und er näherte seine Lippen vollends dem Rande des Kruges, dem sie sich bereits entgegen gespitzt hatten.

Der Mann im Mantel ließ dem Trinker Zeit, einen tüchtigen Zug zu tun, als dieser aber fast den leeren Krug wieder auf den Tisch gestellt hatte, fragte er ihn in einem viel geschmeidigeren Tone nochmals, ob er die Ehre habe, den Edelmann *Stephan Latil* vor sich zu sehen.

»Ah, das lässt sich schon besser anhören,« sagte mit billigendem Kopfnicken derjenige, an den die Frage gerichtet war.

»So tut mir die Liebe, mir zu antworten.«

»Nun denn, ja, ich bin *Stephan Latil* in eigener Person, und was wollt Ihr von diesem armen *Stephan*?«

»Ich will ihm ein gutes Geschäft vorschlagen.«

»Ein gutes Geschäft? ah! ah!«

»Es ist sogar besser als gut; es ist vortrefflich!«

»Um Verzeihung,« sagte nun der, welcher die Namen *Stephan Latil* als die seinigen anerkannt hatte, »bevor wir weiter gehen, erlaubt meiner Wissbegierde dieselbe Vergünstigung wie der Eurigen; mit wem habe ich denn die Ehre zu sprechen?«

»Mein Name dürfte wenig bei der Sache zu tun haben, vorausgesetzt, dass Ihr meinen Vorschlag angenehm findet.«

»Ihr irrt, mein Edelmann, wenn Ihr glaubt, dass mir dies allein genügt. Ich bin wohl ein Zweitgeborener, das ist wahr, aber immerhin bin ich vom Adel, und diejenigen, die Euch an mich gewiesen haben, hätten Euch sagen müssen, dass ich weder für den Pöbel noch für Spießbürger arbeite; wenn Ihr irgend einen Strauß mit einem Gevatter Handwerker oder Ladenbesitzer auszufechten habt, so mögt Ihr nur Eure Fäuste tüchtig gebrauchen, ich meinerseits menge mich in derlei Sachen nicht.«

»Ich kann und will Euch meinen Namen nicht sagen, Meister *Latil*, aber ich mache mir nichts daraus, wenn Ihr meinen Rang erfahrt. Hier ist ein Siegelring, welcher Euch aufklären mag, vorausgesetzt, dass Ihr in der Wappenkunde nicht gar zu unerfahren seid.«

Und einen Ring vom Finger ziehend, übergab er ihn dem Bravo, welcher sich damit dem Fenster näherte und ihn bei den letzten Strahlen des scheidenden Tages prüfte.

»O! O!« sagte er, »ein Onyx, mit einer Kunst graviert, die man nur in Florenz versteht. Ihr seid Italiener und Marquis, mein Edelmann; wir wissen wohl, was das Weinblatt und die drei Perlen zu bedeuten haben; dabei seid Ihr reich, was nie etwas verdirbt; dieser Stein ist allein ohne seine Fassung 40 Pistolen wert.«

»Genügt Euch das, und können wir jetzt von unseren Angelegenheiten reden?« fragte der Mann im Mantel, den Ring zurücknehmend und an seine feine weiße Hand steckend.

»Ja, das genügt mir, Herr Marquis; aber vor Allem und als Unterpfand des Handels, den wir abschließen wollen, wäre es liebenswürdig von Euch, ohne dass ich gerade eine Bedingung daraus mache, die zehn oder zwölf Krüge Wein zu bezahlen, welche ich in diesem Wirtshaus schuldig bin. Ich bin ein Mann der Ordnung, und wenn mir bei einem meiner Abenteuer etwas Menschliches zustoßen sollte, so wäre ich untröstlich darüber, eine wenn auch noch so kleine Schuld hinterlassen zu müssen.«

»Darauf soll es mir nicht ankommen.«

»Und es hieße,« fuhr der Trinker fort, »Eure Liebenswürdigkeit auf die Spitze treiben, wenn Ihr die beiden leeren Krüge, die ich vor mir habe, durch zwei volle ersetzen ließt; denn ein befeuchtetes Wort geht besser vom Munde und ist auch viel mehr wert, als ein trockenes.«

»*Meister Soleil!*« rief der Fremde, seinen Mantel noch um einen Grad höher emporziehend.

Der Wirt erschien fast im selben Augenblick.

»Die Rechnung dieses Herrn und zwei Krüge Wein vom besten.«

Blitzschnell, und wie durch eine Versenkung, verschwand *Meister Soleil* und zeigte sich gleich darauf mit zwei Weinkrügen wieder, deren einen er vor den Fremden hinsetzte, während er mit dem andern seinen Stammgast bediente.

»Was die Rechnung anbelangt,« sagte er, sich verbeugend, »so macht sie eine Pistole fünf Sous und zwei Deniers.«

»Her ist ein Louisdor,« sagte der Unbekannte, das Goldstück auf den Tisch werfend, und da, der Wirt, in die Tasche griff um den Überschuss zurückzugeben, beeilte er sich hinzuzufügen:

»Es ist nicht nöthig, dass Du mir den Rest wieder gibst, Du kannst ihn zu dem Haben dieses Herrn schreiben.«

»Zu dem *Haben?*« brummte der Bravo in den Bart, »das ist ein Wort, welches auf eine Meile nach dem Kaufmann riecht; es ist wohl wahr, dass diese Florentiner alle insgesamt Kaufleute sind, und dass selbst ihre Herzog wuchern, wie die Frankfurter Juden, aber — wie mein vortrefflicher Wirt sagt — sind die Zeiten schwer und man kann nicht immer unter seinen Kundschaften wählen.«

Während dieses Selbstgespräches verließ *Meister Soleil* das Zimmer, indem er einen Bückling nach dem andern machte, und seinen Stammgast, der so großmütige Bezahler für seine

Rechnungen aufzutreiben wusste, mit Blicken der Achtung und Anerkennung betrachtete.

---

## II.

### **Was aus dem Vorschlage wurde, den der Unbekannte dem Meister Stephan Latil machte.**

Als sich die Tür hinter dem Wirte abermals geschlossen hatte, begann der Unbekannte sein Gespräch mit dem Bravo auf's Neue.

»Nun,« sagte er, »da Ihr wisst, dass Ihr es mit keinem Krämer zu tun habt, seid Ihr jetzt bereit, einem freigebigen Edelmann beizustehen, damit er sich eines Nebenbuhlers entledigen könne, der ihn belästigt?«

»Mm! macht mir oft derlei Anerbietungen, Herr Marquis, und ich weise sie selten zurück; doch bevor wir weitergehen, ist es wohl gut, wenn Ihr die Preise kennt, die man mir zu bezahlen pflegt.«

»Ich kenne sie: zehn Pistolen für das Sekundieren in einem gewöhnlichen Duell, fünfundzwanzig Pistolen für die Herbeiführung eines Vorwandes, wenn die betreffende Person nicht die Absicht hat, sich zu schlagen, und hundert Pistolen für die Herbeiführung eines Streites, welcher ein unmittelbares Scharmützel mit der Person zur Folge hat, die getödtet auf dem Platze bleiben soll.«

»So ist es,« sagte der Klopffechter, »wenn die Person nicht todt bleibt, so gebe ich das Geld zurück, und rechne die Wunden gar nicht an, die ich etwa beigebracht habe.«

»Ich weiß es, dass Ihr eben sowohl eine gute Klinge führt, als auch ein Mann von Ehre seid.«

Stephan Latil verbeugte sich leicht in einer Weise, als hätte man ihm bloß Gerechtigkeit widerfahren lassen; in der Tat war er nach seinen Begriffen ein Mann von Ehre.

»Ich kann also auf Euch zahlen?« fuhr der Unbekannte fort.

»Wartet! Gehen wir nicht so schnell vor, Ihr seid Italiener und müsst das Sprichwort kennen: Chi va piano va sano; wer langsam geht, geht sicher. Wir müssen zuerst wissen, welcher Natur das Geschäft ist, um das es sich hier handelt, und zu welcher der drei Kategorien der Vertrag gehört, den wir schließen wollen, ein Vertrag, dessen Summe übrigens im Vorhinein bezahlt werden muss.«

»In dieser Börse sind wohl gezählte hundert Pistolen; Ihr könnt Euch von der Richtigkeit der Summe überzeugen.«

Der Unbekannte warf eine seidene Börse auf den Tisch.

Trotz des verführerischen Klanges, den sie von sich gab, berührte sie der Klopffechter nicht, ja er sah sie kaum an.

»Es scheint also,« sagte er, »dass wir die beste Qualität wollen das augenblickliche Scharmützel,« und seine Lippen gerieten in jenes höhnische Zucken, das seiner Miene etwas so Schreckliches verlieh.

»Und der Tod des Gegners ist auch die Bedingung,« erwiderte der Unbekannte, ohne — so groß seine Selbstbeherrschung auch sein mochte — ein leichtes Zittern seiner Stimme verbergen zu können.

»Ich brauche nur noch den Namen, den Stand und die Gewohnheiten Eures Nebenbuhlers zu erfahren. Ich glaube nach meiner gewohnten Weise arbeiten zu können, und dazu ist es nöthig, dass ich über die Person, um die es sich handelt, genau unterrichtet werde. Wie Ihr wisst, oder vielleicht auch nicht wisst, hängt Alles davon ab, wie man sich mit dem Degen auslegt; anders tut mau dies gegenüber einem eben nach Paris gekommenen Landtölpel, anders gegenüber einem bekannten Fechter, anders, wenn man einen milchbärtigen Pagen, anders wieder, wenn man die Garden des Königs oder des Herrn Kardinals vor sich hat. Wenn ich nun von Euch schlecht unterrichtet würde, so könnte es mir begegnen, dass ich, statt Euren Nebenbuhler zu tödten, von diesem getödtet werde, was weder für Eure noch für meine Zwecke besonders vorteilhaft wäre. Auch ist mit dem Duell die Gefahr nicht vorüber. Wenn die Geschichte ein wenig Lärm macht, so ist das Wenigste, was mir geschehen kann, ein mehr monatlicher Aufenthalt in einem Gefängnisse; diese Orte sind feucht, und der Wein, der den schädlichen Dünsten daselbst das Gleichgewicht halten soll, ist teuer. Das Alles muss in Rechnung gebracht werden.«

»Wenn es sich um zwanzig oder dreißig Pistolen mehr handelt, so weiß ich, was recht ist, und es soll mir auch darauf nicht ankommen.«

»Kommen wir also zur Sache,« sagte Meister *Stephan*; »wer ist Euer Feind, wann und wie soll er angegriffen werden? Vorerst aber seinen Namen!«

»Sein Name tut nichts zur Sache,« antwortete der Mann im Mantel, »wir gehen heute Abend zusammen in die Rue de la Cerisaie; ich werde Euch die Haustür zeigen, aus welcher er um zwei Uhr nach Mitternacht heraustritt; Ihr werdet ihn erwarten, und da er allein es sein kann, der dieses Haus in so später Stunde verlässt, so ist ein Missverständnis; unmöglich; übrigens gebe ich Euch ein Zeichen an dem Ihr ihn mit leichter Mühe erkennen müsst.«

Der Bravo schüttelte mit dem Kopfe, stieß die Börse zurück, die er bereits mit seinen Fingern berührt hatte, und ließ sich wieder in seine bequeme Lage zurückfallen.

»Das ist nicht genug,« sagte er, »ich habe es Euch gesagt und ich wiederhole es Euch nun, dass ich vor Allem wissen muss, mit wem ich zu tun bekomme.«

Der Unbekannte ließ sich ein Zeichen der Ungeduld entschlüpfen.

»In der Tat,« sagte er, »Ihr treibt Euer Bedenken zu weit, Meister *Latil*, Euer Gegner wird Euch in keinem Falle weder einen Schaden zufügen, noch Euch widerstehen können; er ist ein Kind von kaum 23 Jahren, erst seit acht Tagen wieder in Paris, von dem alle Welt glaubt, dass er sich noch in Italien befinde. Übrigens werdet Ihr den jungen Mann zu Boden strecken, bevor er noch Gelegenheit hatte, Eure Gesichtszüge zu unterscheiden; zur größten Vorsicht könnt Ihr Euch ja auch einer Maske bedienen.«

»Aber wisst Ihr auch, mein Edelmann,« sagte Latil, seine Ellbogen auf den Tisch und seinen Kopf auf seine Fäuste stützend, »wisst Ihr auch, dass Euer Vorschlag auf einen Mord hinausgeht?«

Der Unbekannte blieb stumm, *Latil* schob seinerseits die Börse vollends zurück. »In diesem Falle,« sagte er, »bin ich nicht Euer Mann, und das Geschäft, das Ihr mir vorschlagt, gefällt mir ganz und gar nicht.«

»Sollten Euch diese Skrupel im Dienste des Herzogs von *Epernon* gekommen sein, mein guter Freund?« fragte der Unbekannte.

»Nein,« antwortete *Latil*, »denn ich habe gerade Lamm den Dienst des Herzogs von *Epernon* verlassen.«

»Ihr könntet Euch also mit den Simons nicht einverstehen?«

Die Simons waren die Henkersknechte des alten Herzogs.

»Die Simons,« sagte *Latil* mit einer Miene höchster Verachtung, »betreiben ihr Geschäft mit Dolchstichen, während ich nur Degenstöße austeile.«

»Nun,« sagte der Unbekannte, »ich sehe, dass man die Summe verdoppeln muss. Sei es denn, ich will zweihundert Pistolen an diese Laune wenden.«

»Und ich sage Euch, dass mich das nicht bestimmen soll; ich arbeite nun einmal nicht als Henker. Ihr werdet Leute genug dazu finden, bei St. Pierre herum, da halten sie sich auf. Was liegt Euch übrigens daran, wie ich Euch seiner entledige, wenn er nur aus Eurem Wege geräumt wird.«

»Er wird Eure Herausforderung nicht annehmen.«

»*Sacrebleu!* ich glaube selbst, dass es ihm unangenehm sein wird; die *Latil* von *Pompignac* zählen unter ihren Ahnen keine Kreuzfahrer, wie die *Rohan* und die *Montmorency*, das ist wahr, aber sie sind von gutem Adel, und obwohl ich ein Jüngst geborener bin, so halte ich mich doch für einen Cavalier.«

»Und doch sage ich Euch, dass er Eure Herausforderung nicht annehmen wird.«

»Dann werde ich ihm so viel Stockschläge beibringen, dass er sich in der guten Gesellschaft nicht mehr wird blicken lassen können.«

»Er ist keiner von Denen, die man mit dem Stocke schlägt.«

»O! O! Es ist also der Herr Kardinal selbst, dem Ihr an den Kragen wollt?«

Der Unbekannte antwortete nicht, er zog aus seiner Tasche zwei Geldrollen, deren jede hundert Pistolen enthielt, und welche er neben die Börse auf den Tisch legte. Bei der Bewegung aber, die er machte, verschob sich sein Mantel, und *Latil* konnte bemerken, dass *Derjenige*, der mit ihm

unterhandelte, sowohl vorne als hinten einen Höcker hatte.

»Dreihundert Pistolen,« sagte der bucklige Edelmann, »werden wohl Eure Skrupel beseitigen und Euren Einwürfen ein Ziel setzen.«

*Latil* schüttelte den Kopf und stieß einen Seufzer aus.

»Ihr habt sehr verlockende Manieren, mein Edelmann,« sagte er, »und ist schwer, Euch zu widerstehen; man müsste in der Tat ein Herz von Stein haben, um einen Edelmann wie Euch in der Verlegenheit zu sehen, ohne mit ihm das Mittel zu suchen, wie er aus derselben gezogen werden könnte. Suchen wir also!«

»Ich kenne kein anderes Mittel, als dieses hier,« sagte der Unbekannte, und zwei neue nicht minder gewichtige Geldrollen wurden neben die ersten auf den Tisch gelegt. »Aber,« fuhr er fort, »dies ist auch die Grenze; es ist nun an Euch, zu verweigern oder anzunehmen.«

»Ah! Versucher!« brummte *Latil*, indem er die Börse und die Geldrollen an sich zog, »Ihr macht, dass meine Grundsätze wanken.«

»Seht Ihr,« sagte der Andere, »ich wusste es wohl, dass wir uns endlich verständigen würden.«

»Kommen wir also zur Sache. Ihr sprecht von der Rue de la Cerisaie, nicht wahr?«

»Ja.«

»Für heute Abend?«

»Wenn es möglich ist.«

»Ihr müsst mir die Zeichen genau angeben, damit ich nicht fehlgehe.«

»Das ist selbstverständlich; da Ihr übrigens jetzt zur Vernunft gekommen seid, und da ich Euch bezahlt habe —«

»Einen Augenblick! Das Geld ist noch nicht in meiner Tasche.«

»Wollt Ihr neue Schwierigkeiten machen?«

»Das nicht, aber wir haben von den Ausnahmen noch nicht gesprochen, *exceptis excipiendis*, wie wir im Collegium von Libourne zu sagen pflegten.«

»Sprechen wir also von den Ausnahmen.«

»Vor Allem — es ist weder der König noch der Kardinal?«

»Weder der Eine noch der Andere.«

»Noch auch ein Freund des Kardinals?«



»Im Gegenteile, ein Feind desselben.«

»Und wie steht er zum Könige?«

»Er ist ihm gleichgültig; aber die Königin sieht ihn gern, das kann ich Euch nicht verschweigen.«

»Es ist nicht der Kardinal von Bérulle?«

»Habe ich nicht gesagt, dass er erst dreiundzwanzig Jahre zählt?«

»Ich begreife nun: es ist irgend ein Liebhaber der Königin.«

»Vielleicht! — Bist Du nun mit der Liste deiner Ausnahmen zu Ende?«

»Ja. . . .«

»Arme Königin!« murmelte *Latil*, seine Hand auf das Geld legend und sich vorbereitend, es in die Tasche zu schieben. »Sie hat gar kein Glück, eben hat man ihr erst den Herzog von Buckingham getödtet —«

»Und,« unterbrach ihn der bucklige Edelmann, welcher seinem Zögern endlich einmal eine Grenze setzen wollte, »jetzt wird man ihr den Grafen von Moret tödten!«

*Latil* sprang von seinem Sitze in die Höhe.

»Wie,« rief er, »den Grafen von *Moret*?«

»Den Grafen von *Moret*,« wiederholte der Unbekannte; »wie es scheint, habt Ihr ihn in der Listesturer Ausnahmen nicht genannt.«

»*Anton von Bourbon*?« fuhr *Latil* fort, indem er seine beiden Fäuste auf die Tischplatten stemmte.

»*Anton von Bourbon*, so ist es.«

»Den Sohn unseres guten Königs *Heinrich*?«

»Den Bastard, wollt Ihr sagen!«

»Die Bastarde sind die wahren Söhne der Könige, vorausgesetzt, dass diese sie aus Liebe und nicht aus Pflicht zeugen; nehmt Euer Gold zurück, mein Herr, niemals werde ich die Hand gegen einen Sohn des königlichen Hauses erheben.«

»Der Sohn der *Jacqueline von Beuil* gehört nicht zum königlichen Hause.«

»Aber der Sohn König *Heinrichs IV.* gehört wohl zu demselben.«

Darauf sich erhebend, die Anne kreuzend und einen fürchterlichen Blick auf den Unbekannten werfend, sagte *Latil*:

»Wisst Ihr wohl, mein Herr Cavalier, dass ich dabei war, als man den Vater tödtete?«

»Ihr?«

»Ich stand auf dem Fußtritte der Carosse als Page des Herrn Herzogs von Epernon. Der Mörder musste mich mit seinen Händen beiseite schieben, um zu ihm zu gelangen; ohne mich hätte er sich vielleicht geflüchtet. Ich war es, der sich an seine Kleider klammerte, als er davon springen wollte. Da seht her« — *Latil* zeigte seine mit Narben bedeckten Hände — »hier sind die Spuren der Messerhiebe, mit denen er mich tractirte, um meiner los zu werden. Das Blut des großen Königs vermischte sich mit dem meinigen, und zu mir kommt Ihr, um mir vorzuschlagen, das seines Sohnes zu vergießen? Ich bin kein Ravailac, aber Ihr, Ihr seid ein Elender! Nehmt also Euer Gold und entfernt Euch schnell, oder ich spieße Euch an die Mauer wie ein giftiges Tier!«

»Schweige, Bandit,« rief der Unbekannte, einen Schritt zurückweichend, »oder ich lasse deine Zunge durchbohren und deine Lippen zusammennähen.«

»Nicht ich bin ein Bandit, aber Du bist ein Mörder, und da ich nicht von der Polizei bin und Dich daher auch nicht festnehmen kann, um Dich daran zu verhindern, dass Du Deine schändlichen Vorschläge anderswo machst, wo sie vielleicht angenommen würden, so will ich deine Pläne mit Dir zugleich vernichten und aus deiner missgestalteten Person das machen, wozu sie einzig und allein gut genug ist, eine Vogelscheuche nämlich.«

Während er die letzten Worte sprach, zog *Latil* seinen langen Degen aus der Scheide und führte damit nach dem Manne im Mantel einen kräftigen Stoß.

Jener aber, den dieser Stoß in der Tat durchbohren und einer Fledermaus gleich an die Wand hätte nageln müssen, wenn er ihn abgewartet hätte, machte mit einer Gewandtheit, die man von einem Manne seiner Statur gewiss nicht erwartet hatte, einen Sprung nach rückwärts, zog blitzschnell seinen Degen und lag in demselben Augenblicke vor *Latil* in der Parade, dem er nun mit so gebundenen Stößen und meisterhaften Finten zusetzte, dass der Klopffechter es für nöthig erachtete, seinen ganzen Vorrat von Kunst, Klugheit und Kaltblütigkeit zu Hilfe zu rufen; dann, als ob es ihn gefreut hätte, in dem Augenblicke, wo er es am wenigsten erwartete, einen Gegner gefunden zu haben, der ihm ebenbürtig war, nahm er sich vor, den Kampf so lange als möglich dauern zu lassen und begnügte sich von nun an, mit einer solchen Geschicklichkeit zu parieren, als ob er sich auf dem Fechtboden befunden hätte, in der Erwartung, die Ermüdung oder ein Fehler seines Gegners würden ihm die Gelegenheit zu einem jener Meisterstöße geben, wegen deren er so berühmt oder vielmehr so berüchtigt war.

Minder geduldig als er war der Bucklige. Als er die fruchtlose Bemühung sah, eine ungedeckte Stelle an seinem Gegner zu finden, auch ohne Zweifel Eile hatte, und überdies zu bemerken glaubte, dass *Latil* sich zwischen ihn und die Tür dränge, um ihm den Rückzug abzuschneiden, fing er plötzlich an zu schreien:

»Zu mir, meine Freunde! Zu Hilfe! Man ermordet mich!«

Kaum hatte der bucklige Edelmann diesen Ruf ausgestoßen, als drei Männer, welche sich in der benachbarten Gasse aufgehalten hatten, plötzlich in den niederen Saal stürzten und zu gleicher Zeit den unglücklichen *Latil* angriffen, welcher, als er sich nach ihnen umwandte, nicht den Stoß

zu parieren vermochte, den der Bucklige in diesem Augenblicke nach seiner Schulter führte, und da einer der Eingedrungenen zur selben Zeit von einer andern Seite auf ihn einhieb, so erhielt er auf einmal zwei tödtliche Wunden.

*Latil* fiel röchelnd der Länge nach auf den Boden nieder.

---

### III.

#### **Der bucklige Edelmann überzeugt sich, dass es nicht recht von ihm war, den Grafen van *Moret* tödten lassen zu wollen.**

Ein Stillschweigen von einigen Augenblicken folgte dieser Katastrophe; die Degen wurden schweigend und vorsichtig abgewischt und in ihren Scheiden verwahrt.

Aber bei dem Lärm, der vorhergegangen war, bei dem Schmerzensschrei *Latil's*, bei dem Klirren der Waffen, war Meister *Soleil* mit seinen Gehilfen durch die Küchentür herbeigekommen, während einige Neugierige ihre Köpfe durch die Tür gesteckt hatten, welche auf die Straße führte.

Alle blickten mit Schrecken auf den am Boden hingestreckten Mann und zeigten einander schauernd die vier Blutbäche, welche aus seinen vier Wunden strömten und in dem Saale eine hässliche Lache bildeten.

Inmitten dieses Schweigens sagte ein Stimme:

»Man muss die Wache holen.«

Aber derjenige der drei Freunde des buckligen Edelmannes, der ihm zuerst zu Hilfe gekommen war, und *Latil* die Rückenwunde beigebracht hatte, rief:

»Dass Niemand sich vom Flecke rührt! Die Sache geht uns allein an, und wir verantworten Alles. Ihr seid Zeugen, dass wir nichts Anders taten, als dass wir unserem Freunde hier, dem Marquis *Pisani*, zu Hilfe eilten, welchen dieser infame Bandit in einen Hinterhalt gelockt hatte; fürchtet daher nichts; Ihr habt es mit vornehmen Leuten, mit den Freunden des Herrn Kardinals tun.«

Sämtliche Anwesende entblößten ihre Häupter, doch waren sie durch die Auskunft, die ihnen erteilt worden war, augenscheinlich noch nicht ganz beruhigt über die Folgen eines Ereignisses, welches in jener Zeit wohl nicht zu den seltenen gehörte, aber dessen Umstände ihm eine besondere Wichtigkeit verliehen.

Der Redner begriff, dass um das allgemeine Vertrauen herzustellen, es nöthig sei, etwas umfassendere Aufklärungen zu geben. Er ließ sich daher nicht lange bitten, und mit dem Finger einen seiner Gefährten bezeichnend, sagte er: »Seht hier zuerst den Herrn *Vincent Voiture*, einen bekannten Dichter und Schöngest, welcher einer der ersten Akademiker *Consard's* sein wird, wenn *Consard* seine Akademie einmal gegründet hat, und welcher einstweilen Einführer der Gesandten bei Monsieur, Sr. königlichen Hoheit, ist.«

Ein kleiner, frischer, sehr elegant in Schwarz gekleideter Mann verbeugte sich, als er zur Bewunderung der Umstehenden seine Titel aufzählen hörte.

»Ferner,« fuhr der Redner fort, »ist hier der Herr Graf von *Branças*, Sohn des Herrn Herzog von *Villars*, Ehrencavalier Ihrer Majestät der Königin; endlich,« setzte er, die Stimme erhebend und mit dem Kopfe schüttelnd, wie ein Pferd seine Mähne schüttelt, hinzu, »endlich bin ich da: *Peter von Bellegarde*, Marquis von *Montbrun*, Herr von *Souscarières*, Sohn des Herrn Herzogs von *Bellegarde*, Großstallmeisters von Frankreich, Großoffiziers der Krone, Freund des seligen Königs Heinrich IV., und guter Untertan des glorreich regierenden Königs Ludwigs XIII. Wenn alle diese Bürgschaften Euch nicht genügen, so wüsste ich Euch keine andere anzubieten; doch, da Ihr nun die Mühe habt, den Fußboden hier zu waschen und den Leichnam zu bestatten und eine jede Mühe ihren Lohn verdient, so ist hier etwas, womit Ihr Euch bezahlt machen könnt.«

Und die Börse vom Tische nehmend, warf *Peter von Bellegarde*, der Marquis von *Montbrun*, dieselbe zu den Füßen des Wirtes nieder, ließ die vier Rollen zu Hundert Pistolen in seine Tasche gleiten, ohne vom Marquis *Pisani* in dieser fingerfertigen Handlung gestört zu werden, welcher sich bereits aus dem Saale geschlichen hatte.

Der Wirt und seine Gehilfen waren durch die Aufzählung so glänzender Namen und Titel, sowie durch den Klang des Goldes, welches auf den Dielen nach allen Seiten hin rollte, ganz verblüfft worden; sie nahmen achtungsvoll ihre Kappen ab, grüßten linkisch, indem sie mit den Füßen hinten aus scharren, und nahmen die Lichter von den Wänden, um die Ehre haben zu können, Edelleuten voran zu leuchten, welche so freundlich gewesen waren, einen Menschen in ihrem Hause zu tödten, und eine Börse voll Gold daselbst zu hinterlassen, deren Inhalt soeben von *Madame Soleil*, welche eine gute Wirtin war, zusammengerafft und in die Tasche gesteckt wurde, worauf *Peter von Bellegarde*, der mit der Schönheit des Wortes auch die Würdigkeit der Gebärde verband, seinen Mantel in den rechten Faltenwurf brachte, seinen Schnurrbart strich, seinen Hut auf das linke Ohr drückte und elastischen Schrittes den Saal verließ.

Die Anderen folgten ihm mit ebenso heiteren als herausfordernden Mienen.

Während alle Drei sich anschickten, dem Marquis *Pisani* zu folgen, der bereits einen bedeutenden Vorsprung gewonnen hatte, müssen wir den Leser mit einigen unerlässlichen Details über die Personen bekannt machen, die wir ihm vorgeführt haben.

Der, welchem wir bei dem eben erzählten Drama die Hauptrolle zugeteilt haben, war der Marquis von *Pisani*, Sohn der Frau Marquise von *Rambouillet*, Tochter des Johann von *Bivonne* und der *Julie Savelli*, einer römischen Dame.

Wenn man von der Marquise von *Rambouillet* sprach, so hieß das von jener Frau sprechen, welche seit 50 Jahren den Ton in der Gesellschaft des siebzehnten Jahrhunderts angab.

Der Marquis von *Pisani* war als ein schöner Knabe mit geraden Gliedern zur Welt gekommen, wie die andern Kinder der Marquise. Er wäre auch wahrscheinlich so schlank in die Höhe gewachsen, wie diese, welche man die Tannen von *Rambouillet* nannte, wenn er nicht in seiner Kindheit das Rückgrat durch einen Sturz gebogen hätte, welcher Unfall aus ihm einen so scheußlich entstellten Menschen machte, dass man für seinen Körper niemals hatte einen Kürass machen können, obgleich er sich deshalb an die ersten Waffenschmiede Frankreichs und Italiens gewandt hatte. Diese Missbildung war auch die physische Ursache, dass aus dem Edelmann von Geist zuweilen eines der hassenswertesten Wesen, eine Art Dämon, wurde, dem kein Mittel

verwerflich war, wenn es galt, etwas Jugendliches und Schönes zu zerstören; die Ursache ferner, dass dieser unterrichtete Cavalier im Stande war, in einem jener Anfälle von Wut, wie wir einen solchen soeben belauschten und die bei ihm jedes mal dann einzutreten pflegten, wenn er bei einem seiner verliebten Abenteuer, eine Niederlage erlitten hatte, das schwärzeste und eines Herrn von seinem Namen und seinem Stande unwürdigste Verbrechen zu begehen.

Der Zweite war *Vincent Voiture*. Sohn eines Weinhändlers. *Vincent Voiture*, welcher sich in der Literatur des siebzehnten Jahrhunderts einen populären Namen erworben hat, war nicht allein, wie er gesagt hatte, der Anführer der Gesandten bei Seiner königlichen Hoheit, dem Prinzen Gaston von *Orleans*, dem Bruder der Königs; er war auch einer der ersten, wenn nicht gar der erste Schöngest, seiner Zeit, Er war klein, aber wohlgestaltet, kleidete sich mit sorgfältiger Eleganz, hatte ein naives, um nicht zu sagen ausdrucksloses Gesicht, und war dem Spiele mit einer solchen Leidenschaft ergeben, dass er jedes mal, wenn er spielte, nach fünf Minuten das Hemd wechseln musste; er war der Liebling der Prinzessinnen und der schönen Damen jener Zeit, mit denen er fast durchgehend auf vertrautem Fuße stand; er war der Schützling der Königin Anna von *Österreich*, der unzertrennliche Gesellschafter der Frau Prinzeß Condé, der Gattin jenes Condé, der durch seine Sittenlosigkeit, seine Feigheit und seinen Geiz einen Flecken in diese Heldenfamilie gebracht hat; er war endlich der Freund der Marquise von *Rambouillet* und anderer bedeutender Frauen des Hofes. Tapfer wie er war, zögerte er niemals, die Klinge an seiner Seite das Tageslicht sehen zu lassen; man sprach von dreien seiner Duellen, welche viel Aufsehen gemacht hatten; das eine hatte am Tage, das andere beim Mondschein, das dritte beim Lichte einer Kerzenflamme stattgefunden. Der Marquis von *Pisani* konnte nicht ohne ihn sein, und er war sein beständiger Gefährte bei guten, wie bei schlimmen Abenteuern.

Der Dritte war der junge Graf von *Branças*, Ehrencavalier der Königin-Mutter, Maria von *Medicis*. Mit Ausnahme *Lafontaines* gab es vielleicht im siebzehnten Jahrhundert in Frankreich keinen zerstreuteren Menschen als ihn. Als er einst in der Nacht irgendwo fortritt, fielen Räuber ihm in den Zügel.

»He, Lakaien,« rief er, »lasst doch mein Pferd gehen.«

Er bemerkte die wahre Lage erst, als man ihm die Pistole aus die Brust setzte.

An seinem Hochzeitstage sagte er dem Bader, bei welchem er zuweilen schlief, er sollte für ihn ein Bett bereit halten, weil er die Nacht bei ihm zubringen wollte.

»Aber was fällt Euch denn ein, Herr Graf,« entgegnete der Bader, »Ihr habt Euch ja heute Morgen vermählt?«

»Meiner Treu, das ist wahr,« sagte er; »daran dachte ich nicht mehr.«

Der Vierte endlich war *Souscarières* und wir wollen vor der Hand weiter nichts von ihm sagen, da sich im Laufe der Erzählung Gelegenheit genug bieten wird, ihn dem Leser so gut als möglich bekannt zu machen. Die Art übrigens, wie er sich bei dem erzählten Vorfall benahm, wird hoffentlich vorläufig genügen, um sich ein flüchtiges Bild von dieser eigentümlichen Persönlichkeit entwerfen zu können.

Alle Drei hatten, wie wir erwähnt, triumphierend die Schenke »zum gefärbten Barte« verlassen,

hatten, die Einen springend, die Andern kriechend, die Barriere gewonnen, welche Tag und Nacht die beiden Enden der Rue de l'Homme armé abspernte, und waren dem Marquis *Pisani* gefolgt, welchen sie auf dem Wege nach dem Hotel Rambouillet anzutreffen hofften, das in der Rue St. Thomas du Louvre gelegen, war, an dem Platze, wo sich jetzt das Theater Du Vaudeville erhebt.

Sie holten ihn auch ein, aber erst an der Ecke der Rue Fromenteau und der Rue des Orties, d. h. nur noch hundert Schritte von dem Hotel entfernt.

Ihre Schritte hinter sich vernehmend, hatte der Marquis sich nach ihnen umgewandt und sie erkannt; sofort ließ er sich, ganz außer Atem durch den heftigen Lauf, auf dem steinernen Vorsprung eines Portales nieder, lehnte sein Haupt gegen die Mauer und erwartete seine Freunde.

Diese kamen nicht in einer Gruppe herbei, sondern waren in ziemlicher Entfernung auseinander, welche nicht sowohl durch den Grad der Wunden, die sie erhalten hatten, sondern durch die Länge ihrer Beine bedingt war. Zuerst kam *Souscarières*, eine Art Athlet in der Höhe von 5 Fuß 9 Zoll; hinter ihm lief der Graf *Branças*, der eigentlich schon vergessen hatte, was vorgefallen war und sich vergebens fragte, wodurch er zu solcher Eile gedrängt werde. Zuletzt keuchte der kleine *Voiture* einher, der trotz seiner dreißig Jahre schon Anlage zur Fettleibigkeit zeigte.

*Souscarières* blieb vor *Pisani* stehen, welcher mit seiner hässlichen Gestalt, mit seiner verzerrten Miene und seinem glühenden Blicke einer jener phantastischen Figuren glich, die von der tollen Einbildungskraft der Architecten des 15. Jahrhunderts an die Portale der damaligen Gebäude hingezaubert wurden.

»Du bist doch völlig toll, *Pisani*,« sagte *Souscarières*, indem er die Arme kreuzte und sich dicht vor seinen Freund hinstellte, »dass Du unaufhörlich Dich und uns mit Dir in solche hässliche Geschichten stürzest. Da wurde nun ein Mann getödtet — es ist das freilich ein großes Unglück; er war ein bekannter Halsabschneider, wir werden bezeugen, dass Du Dich in dem Falle der gesetzlichen Notwehr befandest, und sein Tod wird ohne weitere schlimme Folgen für Dich sein; aber setze den Fall, dass ich nicht zu rechter Zeit gekommen wäre und ihn von hinten gespießt hätte, während Du ihm diesen Liebesdienst von vorne erwiesest — was wäre geschehen? Nichts, als dass Du jetzt selbst an seinem Spieße stockst wie eine Lerche.«

»Nun,« antwortete *Pisani* finster, »wo wäre dabei das große Unglück?

»Wie, wo dabei das Unglück wäre?«

»Ja! Wer sagt Dir, dass ich nicht den Tod suche? Führe ich etwa ein angenehmes Leben, verspottet von den Männern, verachtet von den Frauen, wie ich es bin? Wäre da der Tod nicht eben so viel wert, oder wäre es nicht besser, wenn ich das Licht dieser Welt gar nicht erblickt hätte?«

Und mit den Zähnen knirschend, hob er seine Faust gegen den Himmel.

»Aber wenn Du Dich mit Gewalt tödten lassen willst, mein lieber Marquis, wenn der Tod Dir gar so viel wert ist, warum riefst Du uns dann zu Hilfe, als der Degen des ehrenwerten *Latil* im

Begriffe stand, deinen Wunsch zu erfüllen?«

»Weil ich mich rächen will, bevor ich sterbe.«

»Was der Teufel! Wenn man sich rächen will und dabei einen Freund hat, der *Souscarières* heißt, so theilt man ihm hübsch seine kleinen Angelegenheiten mit und rennt nicht blindlings in eine finstere Schenke, um daselbst einen Strolch aufzusuchen, der seine Degenstöße verkauft.«

»Ich musste diesen Strolch aussuchen, weil nur ein solcher mir den Dienst erweisen kann, den ich begehre. Wenn dieser Dienst deiner würdig gewesen wäre, so hätte ich mich gewiss an keinen Andern gewendet, ja nicht einmal zu Dir wäre ich gekommen; ich selbst hätte meinen Mann herausgefordert und getödtet. Einen verhassten Nebenbuhler zu seinen Füßen im Todeskampfe zu sehen, ist ein zu wollüstiges Gefühl, als dass man es sich entgehen lassen sollte.«

»Und warum lässt Du es Dir entgehen?«

»Du willst mich etwas sagen lassen, was ich weder sagen kann noch will.«

»Heraus mit der Sprache, Mordieu; das Ohr eines ergebenen Freundes ist ein Brunnen, in dem Alles spurlos unter sinkt, was hineingeworfen wird. Du dürstest nach dein Mute eines Mannes — nun wohl, so schlage Dich mit ihm, tödte ihn.«

»Aber, Unglücklicher,« rief *Pisani*, den seine Leidenschaft ganz fortriss, »schlägt man sich wohl mit den Prinzen von Geblüt, oder schlagen sich die Prinzen von Geblüt etwa mit uns einfachen Edelleuten? Nein — wenn man sich ihrer entledigen will, so muss man sie ermorden lassen.«

»Und das Schafott?« fragte *Souscarières*.

»Wenn er einmal todt gewesen wäre, so hätte ich auch mir den Tod gegeben; habe ich nicht einen Ekel vor dem Leben?«

»Oho!« rief plötzlich *Souscarières*, sich an dir Stirne schlagend. »Sollte ich vielleicht zufällig erraten?«

»Es ist möglich,« sagte *Pisani*, sorglos die Achsel zuckend.

»Sollte der Mann, auf den Du eifersüchtig bist, mein lieber *Pisani*, etwa gar —«

»Vollende immerhin.«

»Aber nein, es kann nicht sein; Der, den ich meine, ist erst vor acht Tagen aus Italien zurückgekehrt.«

»Es bedarf keiner acht Tage, um sich vom Hotel Montmorency in die Rue Cerisaie zu begeben.«

»Es ist also —« *Souscarières* zögerte einen Augenblick und es war, als ob ihm das Wort unabsichtlich entschlüpfte — »es ist also der Graf von *Moret*?«



Ein schrecklicher Fluch aus dem Munde des buckligen Marquis war seine einzige Antwort.

»So; und wie heißt deine Flamme, mein lieber *Pisani*?«

»Ich liebe Frau von *Maugiron*.«

»Das ist ja eine köstliche Geschichte,« rief *Souscarières* mit einem schallenden Gelächter herausplätzend.

»Ist das so lächerlich, was ich Dir erzählt habe?« fragte *Pisani* stirnrunzelnd.

»Frau von *Maugiron*, die Schwester der *Marion Delorme*?«

»Ja, die Schwester der *Marion Delorme*.«

»Welche in demselben Hause wohnt, wie ihre andere Schwester, Frau von *Montagne*?«

»Ja, und hundertmal ja!«

»Nun, mein teurer Marquis, wenn Du keinen andern Grund hattest, dem armen Grafen nach dem Leben zu trachten, als den, dass er der Geliebte der Frau von *Maugiron* ist, so danke Gott, das, dein Wunsch nicht in Erfüllung gegangen ist, denn ein braver Edelmann wie Du hätte sein leben lang die schrecklichsten Gewissensbisse über dieses unnöthige Verbrechen gehabt.«

»Wie das?« fragte *Pisani*, sich von seinem Steine erhebend.,

»Weil der Graf von *Moret* nicht der Geliebte der Frau von *Maugiron* ist.«

»Und wessen Geliebter ist er wohl?«

»Der ihrer Schwester, der Frau von *la Montagne*.«

»Unmöglich!«

»Marquis, ich schwöre Dir, das, dem so ist.«

»Der Graf von *Moret* wäre der Geliebte der Frau von *la Montagne*? Du schwörst mir das?«

»Auf das Wort eines Edelmannes.«

»Aber ich habe mich jüngst des Abends zu Frau von *Maugiron* begeben.«

»War das vielleicht vorgestern?«

»Ja vorgestern.«

»Um 11 Uhr des Abends?«

»Wieso weißt Du das?«

»Ich weiß es, ich weiß es. Ebenso wie ich weiß, dass Frau von *Maugiron* nicht die Geliebte des Grafen von *Moret* ist.«

»Du irrst, sage ich Dir.«

»Erzähle immerhin weiter.«

»Ich bestand darauf, bei ihr einzutreten; sie hatte mir gesagt, dass ich kommen könnte und sie allein finden würde. Ich stoße also den Lakai zur Seite und dringe bis an die Tür ihres Schlafzimmers vor. Aus diesem Schlafzimmer aber drang eine Männerstimme an mein Ohr.«

»Ich sage auch nicht, dass Du nicht die Stimme eines Mannes gehört hast, ich behaupte bloß, dass diese Stimme nicht dem Grafen von *Moret* gehörte.«

»O, Du folterst mich in der Tat mit deinem Zweifel.«

»Du hast ihn doch nicht gesehen?«

»Ja! ich habe ihn allerdings gesehen.«

»Wie das?«

»Ich postierte mich in den Schatten des gegenüberliegenden Hauses und von dort sah ich ihn das Haus der *Maugiron* verlassen, sah ihn so deutlich, wie ich Dich jetzt sehe.«

»Nur vergisst Du, dass er um jene späte Stunde nicht die *Maugiron*, sondern die *Montagne* verließ.«

»Wenn dem so ist,« rief Pisani, »wer war dann jener Mann, dessen Stimme ich aus dem Schlafzimmer der *Maugiron* hörte?«

»Nah! Marquis, sei ein Philosoph.«

»Wie meinst Du das?«,

»Ja, wozu ist es gut, sich über derlei Dinge zu beunruhigen.«

»Wie, wozu das gut wäre? Und ich sage Dir, dass ich mich so weit darüber beunruhige, dass ich den Mann tödten werde, da er nicht zu der königlichen Familie gehört.«

»Dass Du ihn umbringen wirst? Ah! Ah!« sagte Souscarières in einem Tone, welcher dem Marquis auffiel.

»Ganz gewiss, Du kannst meine Worte buchstäblich nehmen.«

»So? So? Und ohne weiteres willst Du ihn tödten, ohne ihn sogar zu warnen,« fragte Souscarières, und der Ausdruck seiner Worte wurde immer ironischer.

»Ja, ja! und hundertmal ja!«

»So? Nun dann tödte mich, denn jener Mann war meine eigene Wenigkeit.«

»Ah, Schelm!« rief *Pisani* mit den Zähnen knirschend und seinen Degen blitzschnell aus der Scheide reißend, »vertheidige Dich!«

»O, Du hast nicht nöthig, mich darum zu bitten, lieber Marquis,« rief *Souscarières*, einen Sprung nach rückwärts machend und sich auslegend. »Achtung!«

Und nun begann ungeachtet der Rufe *Voiture's* und ungeachtet des Erstaunens des würdigen *Branças*, welcher von dem was vorging nicht das Geringste begriff, zwischen dem Marquis *Pisani* und *Souscarières* ein Kampf, der um so fürchterlicher war, als er ohne jede andere Beleuchtung vor sich ging, als die der von Wolken verschleierte Mond gewährte; ein Kampf, in dem beide Gegner sowohl durch die Eigenliebe als durch den Selbsterhaltungstrieb veranlasst wurden, alle Mittel der Fechtkunst anzuwenden.

*Souscarières*, welcher in allen Leibesübungen Meister war, bildete auch hier den stärkeren und geschickteren Teil, aber die langen Beine *Pisani's* und sein verschrobener Körper gaben ihm in Bezug auf die Plötzlichkeit des Angriffes einen großen Vorteil. Endlich, nachdem etwa eine halbe Minute verlaufen sein mochte, während die Klingen funkensprühend aneinander schlugen, stieß der Marquis einen Schrei aus, den er nur mit Mühe zwischen seinen geschlossenen Zähnen hervorbrachte, ließ den Arm sinken, den Degen zu Boden fallen und stürzte dann zusammen.

»Meiner Treu,« sagte *Souscarières*, nun auch seinen Degen senkend, »Ihr seid Zeugen, dass er es so gewollt hat.«

»Ah ja,« antworteten *Branças* und *Voiture*.

»Und Ihr werdet auch bezeugen, dass Alles nach den Regeln der Ehre vor sich gegangen ist.«

»Wir werden es bezeugen.«

»Und nun, da ich nicht den Tod, sondern im Gegenteile die Heilung des Sünders will, so traget ihn in das Hotel seiner Mutter und holt eiligst *Bouvard*, den Chirurgen des Königs.

»Das ist in der Tat das Beste, was wir tun können. Helft mir, *Branças*; glücklicher Weise sind wir von dem Hotel nicht weit entfernt.«

»Ah!« sagte *Branças*, »welches Unglück, eine Partie, welche so schön angefangen hatte.«

Während *Branças* und *Voiture* den Körper *Pisani's* so sanft als möglich in das Hotel trugen, verschwand *Souscarières* um die Ecke der Rue Froidmanteau, und sagte im Fortgehen zu sich:

»Diese verdammten Buckligen? Ich weiß nicht, was sie alle so gegen mich hetzt. Das ist nun schon der dritte, dem ich meinen Degen durch den Leib rennen muss, um mich seiner zu entledigen.«

---

## IV.

### Das Hotel Rambouillet.

Wie wir schon erwähnt haben, war das Hotel Rambouillet zwischen der Kirche St. Thomas du Louvre, welche man zu Ende des zwölften Jahrhunderts zum Andenken an den heiligen Märtyrer Thomas gebaut hatte, und dem Hospital der Quinze-vingt gelegen, welches Ludwig IX. bei seiner Rückkehr aus Egypten als Asyl für die dreihundert, oder, wie man damals sagte, fünfzehnmal zwanzig Ritter errichtet hatte, denen von den Saracenen die Augen ausgestochen worden waren.

Die Erbauerin des Hotels, die Marquise *Rambouillet*, war im Jahre 1588 geboren, das heißt in dem Jahre, in welchem der Herzog von *Guise* und sein Bruder auf Befehl *Heinrichs* III. bei den Ständen von *Blois* ermordet wurden. Sie war die Tochter des Johann von *Bivonne*, Marquis von *Pisani* und der *Julia Savelli*, einer römischen Dame aus der glorreichen Familie der *Savelli*, welche der Christenheit zwei Päpste schenkte, *Honorius* III. und *Honorius* IV. und eine Heilige der Kirche, die heilige *Lucine*. In ihrem zwölften Jahre ward sie mit dem Marquis von *Rambouillet*, aus dem Hause *Angennes*, verheiratet, einem berühmten Hause, welchem der Kardinal von *Rambouillet* entstammte, sowie jener Marquis von *Rambouillet*, welcher in Erwartung der Ankunft *Heinrichs* III. Vizekönig von Polen war.

Im Jahre 1606, d. h. sechs Jahre nach der Hochzeit, war der Marquis von *Rambouillet* in einem Augenblicke der Verlegenheit gezwungen gewesen, das Hotel *Pisani* an *Pierre Forget Dufresne* zu verkaufen. Der Kaufcontract bestimmte die Summe von 34.500 Livres Tournois; der Käufer seinerseits verkaufte es wieder im Jahre 1624 an den Kardinalminister um den Preis von 30.000 Talern, der es niederreißen und in der Zeit, zu welcher wir gelangt sind, auf demselben Platze den Kardinalspalast erbauen ließ. Bis dieser Palast, von dem man sich Wunderdinge erzählte, bezogen werden konnte, wohnte der Kardinal entweder in einem seiner beiden Landhäuser zu Chaillot und Reuil, oder in seinem Stadthaus auf der Place Royal, welches an das von *Marion Delorme* bewohnte Haus anstieß.

Seit dreißig Jahren vergrößerte und verschönerte sich Paris mit jedem Tage *Heinrich* IV. hat so zu sagen zu dem modernen Paris den Grund gelegt; unter ihm bedeckte sich eine Menge von Garten-, Sumpf- und brachliegendem Lande mit Gebäuden; man baute die Rue Dauphine und den Place Royale; die Vorstädte St. Antoine, Montmartre, St. Martin, St. Denis, St. Honoré fingen an sich zu erheben, und der Faubourg St. Germain bildete ein siebzehntes Stadtviertel. —

Im Jahre 1604 wurde der Pont-Neuf, dessen Grundstein *Heinrich* III. im Jahre 1518 gelegt hatte, vollendet im Jahre 1605 fügte man den letzten Stein in das Stadthaus, welches man 1533 unter *Franz* I. zu bauen angefangen hatte. Von 1614 — 1616 beschäftigte man sich damit, die Brücken und Häuser der Insel St. Louis zu errichten, auf den Pont-neuf wurde die Reiterstatue *Heinrich* IV. gesetzt, und man legte den Grund zum Palais Luxemburg. *Maria* von *Medicis* ließ die Höfe mit Anlagen versehen, welche den Namen die Höfe der Königin erhielten.

Noch sichtbarer wurde die Vergrößerung von Paris in den Jahren 1624 — 1628. Die neuen

Umfassungsmauern beginnen in dieser Epoche am Ufer der Seine bei der um westlichen Ende des Tuileriengartens gelegenen Porte de la Confereme, verlängern sich bis an die Rue St. Honoré, wo das Thor gleichen Namens steht, ziehen sich zur Porte Gaillo, dann zur Rue Richelieu, wo eben das Thor Richelieu gebaut wird, passieren die Rue Montmartre und enden längs der alten Einschließungsmauern an der neuen Rue St. Denis.

Auch die Marquise *Rambouillet* stellte ihr Contigent zu der Verschönerung von Paris. Nach dem Verkaufe des Hotels *Pisani* sah sie sich auf das in der Rue Thomas du Louvre gelegene Haus ihres Vaters angewiesen, welches sich für sie, ihre sechs Kinder und ihre zahlreiche Dienerschaft als viel zu beschränkt herausstellte. Da entschloss sie sich, jenes Hotel *Rambouillet* erbauen zu lassen, das in der Folge einen solchen Ruf erringen sollte. Aber unzufrieden mit den Plänen, welche ihr die Architekten vorlegten, die ihrerseits wieder durch das winklige und schwer zu verwendende Terrain gehindert waren, beschloss sie, selbst einen Plan zu entwerfen.

Lange Zeit dachte sie vergebens über diesen Plan nach, aber eines Tages rief sie mit Archimedes: »Gefunden!« Sie ließ sich Feder und Papier bringen und zeichnete sofort die inneren und äußeren Conturen des Palastes und das mit einem solchen Geschmack, dass Maria von *Medicis*, damals Regentin und mit der Erbauung des Luxemburg beschäftigt, (obwohl sie in ihrer Jugend in Florenz die schönsten Paläste gesehen, und aus diesem neuen Athen die berühmtesten Architekten jener Zeit hatte kommen lassen), dennoch zur Marquise von *Rambouillet* schickte, um sich bei derselben Rats zu erholen, und an dem Baue ihres Hotels ein Beispiel zu nehmen.

Das älteste der Kinder der Marquise war die schöne *Julie Lucine d'Angennes*, welche noch bei weitem mehr von sich reden machte, als ihre Mutter. Seit jener viel genannten Gattin des *Menelaus*, die einen blutigen und langwierigen Krieg entzündete, hat es wohl kein weibliches Wesen gegeben, dessen Schönheit in so vielen Liedern besungen worden wäre, als diese Dame. Keiner der Männer, deren Herz sie erobert hatte, kam jemals wieder in den Besitz des verloren Gutes zurück. Die Wunden, die sie schlug, waren, wenn nicht tödtlich, so doch unheilbar. Wenn *Ninon de l'Enclos* ihre Märtyrer hatte, so hatte *Julie d'Angennes* ihre Sterbenden, welche — wie die alten Gladiatoren — sie auf dem Wege zum Tode grüßten.

Im Jahre 1600 geboren, war sie zur Zeit, in welcher unsere Geschichte beginnt, 28 Jahre alt; wenn auch nicht mehr in der Blüte ihrer Jugend, so stand sie doch im vollen Glanze ihrer Schönheit.

Die Marquise von *Rambouillet* hatte noch vier andere Töchter, welche jedoch von ihrer ältesten Schwester verdunkelt wurden, und ziemlich unbekannt blieben. Drei Derselben traten übrigens in den geistlichen Stand ein; Frau v. *Hyères*, Frau v. *Saint-Etienne* und Frau von *Pisani*; die vierte endlich, *Clara Angelica von Angennes*, wurde die erste Frau des Herrn von Grignan.

Im ersten Capitel unserer Erzählung machten wir die Bekanntschaft des ältesten Sohnes der Marquise, des Marquis *Pisani*; sie hatte noch einen Sohn gehabt, welcher aber schon in seinem achten Lebensjahre starb; seine Gouvernante besuchte nämlich einen Pestkranken und beging die Unbesonnenheit, bei ihrer Rückkehr aus dem Hospital das arme Kind zu küssen. Dieses und sie selbst starben zwei Tage darauf an der Pest.

Eine eigentliche Specialität erhielt das Hotel *Rambouillet* einerseits durch die Leidenschaft,

welche die schöne *Julie* jedem Manne einflößte, der sich ihr näherte, und andererseits durch die sprichwörtliche Ergebenheit, welche die Diener des Hauses an ihre Herrschaft fesselte. Da war zuerst *Chavaroche*, der Hofmeister des Marquis *Pisani*; er war einst der Gegner *Voiture's* in einem der vier Duelle, welche wir von ihm erwähnten, der sich mit ihm bei Fackellicht schlug und ihm einen Stich in den Schenkel versetzte; — *Chavaroche* war einer von den Sterbenden der schönen *Julie*, war es stets gewesen und sollte es stets bleiben. Als dieselbe sich später in einem Alter von 39 Jahren entschloss, die Liebesseufzer des Herrn von *Montausier* zu erhören, und dessen Gattin wurde, hatte sie eine äußerst schwere Entbindung zu bestehen. Man beauftragte *Chavaroche* — denn seine Ergebenheit für *Julie* war bekannt — den Gürtel der heiligen Margarethe zu holen, welchen man für eine die Entbindungen erleichternde Reliquie hielt, und der in der Abtei St. Germain aufbewahrt wurde.

*Chavaroche* lief in die Abtei, aber da es erst drei Uhr Morgens war, befanden sich die Mönche noch alle in ihren Betten, und er war trotz der Ungeduld, die ihn vermehrte, gezwungen, eine halbe Stunde zu warten.

»O,« rief er, »bei meiner Treu, das sind mir saubere Mönche, welche schlafen, während Frau von *Montansier* nicht entbinden kann!«

Und seit jener Zeit war er auf die Mönche der Abtei St. Germain äußerst schlecht zu sprechen.

Nach *Chavaroche*, und wenn man auf der Leiter der Bedienten fernerhin um eine Stufe tiefer stieg, begegnete man Ludwig von *Neuf-Germain*, einem Manne mit einem äußerst langen Stoßdegen und einem äußerst großen Vollbarte, einem Manne, der nebenbei eine Schwäche für den Reim hatte, und sogar schon als Nebenbuhler *Voiture's* aufgetreten war. Dieser Mann hatte eine Geliebte in der Rue Gravillier, der letzten Gasse in Paris, wo ein Mensch von Geschmack ein Liebesverhältnis suchen konnte. Irgend einem Spitzbuben, der auf sein älteres Recht der Dame pochte, war es durchaus nicht angenehm, dass *Neuf-Germain* sich dort blicken ließ: sie zankten sich in dem Gässchen, der Spitzbube packte *Neuf-Germain* bei seinem Vollbart und hielt ihn so fest, dass der ganze schöne Bart ihm in der Hand blieb. *Neuf-Germain*, welcher stets seinen langen Degen an der Seite trug und dem Marquis von *Pisani* die Anfangsgründe im Fechten beigebracht hatte, hieb seinen Gegner so über die Hand, dass dieser endlich seine Beute fahren lassen musste, so dass der ganze Bartbüschel in der Straße liegen blieb. Der verwundete Spitzbube suchte das Weite und wurde von der Hälfte der Zuschauer mit Hohn und Spott verfolgt, während die andere Hälfte zurückblieb und sich in Lobeserhebungen gegen *Neuf-Germain* erging, welcher noch immer in der Luft umher hieb. Nachdem auch *Neuf-Germain* den Schauplatz verlassen hatte, gewährte ein Schuhflicker, welcher wusste, dass der Sieger in das Hotel *Rambouillet* gehörte, dessen Ruf bis in die untersten Schichten des Volkes gedrungen war, jenes ehrwürdige Bartbüschel, das, dem Kinne seines Eigentümers entrissen, aus dem Schlachtfelde zurückblieb. Er hob es sorgfältig bis auf das letzte Haar auf, wickelte es sauber in ein weißes Papier und machte sich damit auf den Weg nach dem Hotel *Rambouillet*.

Mau war daselbst eben beim Speisen, als an das Thor gepocht wurde, und man dem Marquis zu sagen kam, dass ihn ein Schuhflicker aus der Rue Gravillier zu sprechen wünsche.

Die Nachricht war so unerwartet, dass in dem Marquis die Neugierde erwachte, sofort zu wissen, was dieser Schuhflicker von ihm wolle.

»Man lasse ihn eintreten!« befahl er.

Der Befehl ward vollzogen; der Schuhflicker tritt ein, macht seinen Kratzfuß und nähert sich dem Marquis.

»Herr Marquis,« sagte er, »ich habe die Ehre, Euch den Bart des Herrn *Neuf-Germain* zurückzubringen, den derselbe vor meiner Tür zu verlieren das Unglück hatte.«

Ohne sonderlich zu wissen, was das Alles heißen sollte, zog Herr von *Rambouillet* einen neuen Taler mit dem Bildnisse Ludwigs XIII. aus der Tasche und gab ihn dem Schuhflicker, welcher sich zurückzog, äußerst glücklich, nicht weniger über den erhaltenen Taler, als darüber, dass er den Marquis mit seiner Familie bei Tische gesehen hatte, wie sie aßen und tranken, gerade so wie andere Menschenkinder.

Noch war Herr von *Rambouillet* in Betrachtung dieses rätselhaften Bartfragmentes versunken, als *Neuf-Germain* mit, seinem gerupften Kinne eintrat, sein Abenteuer erzählte und ganz erstaunt darüber war, dass, so sehr er sich auch beeilt hatte, ins Hotel zurückzukommen, sein Bart dennoch früher daselbst angelangt war.

Ein Stockwerk tiefer traf man auf den Stallmeister *Silesie*, einen Narren anderer Art, denn, wie es scheint, hatte Jedermann im Hotel *Rambouillet* seine eigene Narrheit. Frau von *Rambouillet* pflegte *Neuf-Germain* ihren internen und *Silesie* ihren externen Narren zu nennen, weil Letzterer mit seiner Frau und seinen Kindern außerhalb des Hotels wohnte, wenn auch nur wenige Schritte von demselben entfernt.

Eines Morgens kamen alle Leute, welche mit *Silesie* dasselbe Haus bewohnten, um sich bei dem Marquis über seinen Stallmeister zu beklagen. Man könne, sagten sie, seit dem Beginn der warmen Jahreszeit keine Nacht mit *Silesie* unter einem Dache schlafen.

Herr von *Rambouillet* ließ ihn sogleich rufen.

»Was für einen Hexensabbat führst Du denn eigentlich auf,« fragte er ihn, »dass alle Deine Nachbarn sich beklagen, sie könnten Deinetwegen kein Auge schließen.«

»Halten zu Gnaden, Herr Marquis,« sagte *Silesie*, »ich schlage meine Flöhe todt.«

»Und wie kommt es, dass Du dabei einen so großen, Lärm machst?«

»Weil ich sie mit dem Hammer todtSchlage.«

»Mit dem Hammer? Erkläre Dich deutlicher, wenn's beliebt.«

»Der Herr Marquis müssen schon die Beobachtung gemacht haben, dass kein Tier ein so zähes Leben hat, als der Floh.«

»Das ist freilich wahr.«

»Nun wohl, ich nehme die meinigen, und aus Furcht, dass sie sich in mein Zimmer flüchten,

trage ich sie auf die Stiege und zerschmetterte sie daselbst unter den Schlägen meines Hammers.«

Und was ihm auch der Marquis sagen mochte, *Silesie* fuhr fort, seine Flöhe auf die von ihm erfundene Manier zu tödten, bis er eines Nachts, wo er vermutlich etwas verschlafen war, die oberste Stufe verfehlte und über die ganze Treppe hinabstürzte.

Als die herbeigeeilten Nachbarn ihn aufhoben, sahen sie, dass er das Genick gebrochen hatte.

Nach *Silesie* ist Meister *Claude*, der Silberbeschließer, zu erwähnen, ein Fanatiker für Exekutionen und Hinrichtungen aller Art, welcher, so viele Vorstellungen man ihm auch über die Grausamkeit solch blutiger Schauspiele machte, doch bei keinem derselben fehlte.

Da vergingen einmal drei oder vier solche Gelegenheiten, ohne dass Meister *Claude* sie benützt hätte; er rührte sich nicht aus dem Hause.

Dieser Umstand fiel der geistreichen Marquise auf; sie ließ ihn kommen und befragte ihn um die Ursache seiner Gleichgültigkeit.

»Ach, Frau Marquise,« sagte *Claude*, melancholisch den Kopf hängen lassend, »das Rädern macht mir nicht das geringste Vergnügen mehr.«

»Und warum denn?« fragte ihn die Gebieterin.

»Denkt Euch, Frau Marquise, seit dem Anfang dieses Jahres erwürgen diese Spitzbuben von Henkersknechten die Verurteilten, bevor sie sie auf das Rad flechten. — Ich hoffe, dass man sie eines Tages selbst rädern wird, diese Hunde, und ich erwarte diesen Tag, um wieder auf den Gréveplatz zu gehen!«

Eines Tages, oder vielmehr eines Abends, ging er aus, um sich das Feuerwerk anzusehen, welches man bei Gelegenheit der St. Johannisfeier abbrannte, aber da er in dem Augenblicke, als man die erste Rakete in die Luft warf, hinter einem andern Zuschauer stand, der ihn um Kopflänge überragte und ihm die gute Aussicht benahm, hatte er die Idee, auf den Montmartre-Hügel zu gehen, um durch Niemanden geniert zu werden. Als er ganz atemlos auf der Höhe desselben ankam und sich das glänzende Schauspiel nun gemächlich besehen wollte, war das Feuerwerk bereits bis auf den letzten Funken abgebrannt, so dass Meister *Claude* an diesem Abende statt schlecht zu sehen, gar nichts gesehen hatte.

In Ermanglung des Feuerwerks besah er sich mit großem Interesse und in allen Details, die Schatzkammer von St. Denis.

Als er nach Hause kam, sagt er zur Marquise:

»Ach, gnädige Frau, was haben doch diese feisten Domherren für köstliche Sachen.«

Und er fing an, die edelsteinbesetzten Kreuze, die gestickten Gewänder, die goldenen Reliquienkästchen zu beschreiben, die er gesehen hatte.

»Das Wichtigste, Madame, hätte ich bald vergessen.«



»Was nennst Du das Wichtigste, Meister *Claudes*«

»Nun, Frau Marquise, was Anderes, als den Arm unseres Nachbars?«

»Von welchem Nachbar sprichst Du?« sagte die Marquise von Rambouillet, die sich vergebens fragte, welcher ihrer Nachbarn wohl so unklug gewesen sein mochte, seinen Arm in die Schatzkammer von St. Denis zu deponieren.

»Nun, bei Gott, ich meine den Arm des heiligen Thomas, der doch gewiss unser Nachbar ist, da unser Hotel an seine Kirche stößt.

Es gab da im Hotel Rambouillet noch ein paar andere Diener, die der ganzen Sammlung keine Schande machten, einen Sekretär Namens *Adriani* und einen gewissen Dubois. Der Erste hatte einen Band Gedichte geschrieben und sie Herrn von *Schomberg* gewidmet. Der Andere bildete sich plötzlich ein, sein Beruf treibe ihn zum geistlichen Stande und wurde Kapuziner. Aber dieser innere Beruf scheint nicht lange angehalten zu haben, denn noch vor Beendigung des Noviziates verließ er das Kloster, und da er sich schämte, bei der Frau Marquise wieder um seinen im Stiche gelassenen Posten zu bitten, so verdingte er sich als Portier bei den Schauspielern im Hotel Burgund, um, wie er sagte, doch dann und wann die Ehre haben zu können, die Frau Marquise von *Rombouillet* zu sehen, wenn die Laune sie anwandelte, ins Theater zu gehen.

In der Tat wurden der Marquis und die Marquise von ihrer Dienerschaft angebetet. Eines Abends speiste der Advocat Patru (derselbe, welcher den Gebrauch der Dankreden in der Akademie eingeführt hatte), im Hotel Nemours mit dem Abbé von St. *Spire*. Zufällig sprach der Eine von ihnen den Namen der Marquise von *Rambouillet* aus. Der Oberkellner, welcher durch das Zimmer ging, nachdem er einigen ihm untergeordneten Gehilfen Befehle in Bezug aus den Wein gegeben hatte, der den Gästen vorgesetzt werden sollte, blieb, als er diesen Namen hörte, stehen. Als die Gäste weiter von der Marquise sprachen, verabschiedete er die Diener.

»Was zum Teufel macht Ihr da, *Audry*?« fragte *Patru*.

»O, meine Herren,« sagte *Audry*, »ich war zwölf Jahre im Dienste der Frau von *Montausier*, der Tochter der Marquise, und da ich soeben erfahre, dass Ihr zu den Freunden der Frau Marquise zählet, soll Euch Niemand außer mir bedienen.«

Und seine Würde hintansetzend, nahm er die Serviette aus den Händen der Diener und wartete beim Souper selbst auf.

Und nun, da wir mit der Herrschaft und der Dienerschaft des Hotels *Rambouillet* Bekanntschaft gemacht haben, wollen wir unseren Lesern noch einige Persönlichkeiten vorführen, welche wir unter den berühmten Männern und Frauen auswählen, die diese Werkstätte des Geistes des sechzehnten Jahrhunderts häufig besuchten.

---

## V.

### Die Besucher des Hotel Rambouillet.

Wenn wir, dem Gebrauche des siebzehnten Jahrhunderts gemäß, uns den Regeln der Etiquette fügen, und bei unseren Skizzen den aristokratischen Persönlichkeiten vor den literarischen den Vorrang zugestehen, so muss unsere erste Zeichnung der Frau Prinzeß gelten, welche eine der häufigsten Besucherinnen des Hotels Rambouillet war.

Die Frau Prinzeß war Niemand anderes als jene schöne *Charlotte von Montmorency*, Enkelin des Connetable *Anne von Montmorency*, welcher durch *Robert Stuart* in der Schlacht von St. Denis getödtet wurde, und Tochter *Heinrichs von Montmorency*. dessen einziges Verdienst, obwohl er ebenfalls Connetable von Frankreich war, darin bestand, der beste Reiter des Königreiches zu sein. Er pflegte zwischen die Steigbügel und seine Stiefelsohlen eine Silbermünze zu stecken und ritt ein wildes Pferd in allen Gangarten durch eine volle Viertelstunde, ohne dass die Münze herabgefallen oder auch nur von ihrem Platze verschoben worden wäre.

Es war bei einem Ballette, welches die Königin-Mutter im Monate Februar 1609 aufführen ließ, dass Fräulein von *Montmorency* ihre Schönheit zum ersten Male ms Treffen führte; sie war damals vierzehn Jahre alt. stellte eine Nymphe Dianas vor, und zielte mit ihrem Wurfspieße so absichtlich nach König *Heinrich IV.*. dass dieser, der für derlei Wunden sehr empfänglich war, sich auf der Stelle in sie verliebte, und um ihretwillen seine letzten Torheiten beging, inmitten derer ihn das meuchlerische Messer *Ravaillac's* traf.

Wir werden später erzählen, wie es kam, dass sie den Prinzen, diesen zweifelhaften Erben der Condé's, heiratete, welcher der Familie Bourbon wenig Ehre machte; wie sie von ihm entführt wurde und wie trotz ihrer Schönheit Jahre dazu gehörten, ehe diese Heirat zu Stande kam, so dass sie acht Jahre mit dem Prinzen vermählt war, ehe sie vor der Welt seine Gattin wurde. Zur Zeit, von der wir erzählen, war sie eine schöne Frau von 39 Jahren, seit zwanzig Jahren mit der Marquise von *Rambouillet* eng verbunden, deren Salon sie sehr häufig besuchte, und in demselben ihren Rang als Prinzeß vergaß, um sich einzig und allein daran zu erinnern, dass sie eine Frau von Geist sei.

Neben ihr glänzte als ihre Rivalin an Schönheit, wenn nicht an Rang und Vermögen. Fräulein *Angelica Paulet*, welche von der Männerwelt angebetet wurde, und trotz ihrer roten Haare, welche ihr den Beinamen der »Löwin« verschafften, und damals noch nicht so sehr in der Mode waren, wie heutzutage, viele Herzen verwundet hatte; die Gesellschaft gab ihr dm Beinamen »Parthenia«. Bei ihrer Schönheit besaß sie auch alle jene Talente, welche damals hoch geschätzt wurden; sie tanzte bezaubernd, spielte reizend die Laute, und sang so schön, dass man erzählte, man habe in der Nähe eines Gebüsches, wo sie häufig ihre Stimme ertönen ließ, eines Tages die Leichen zweier Nachtigallen gefunden, die aus Eifersucht gestorben waren.

Ihre Freundschaft für die Marquise datierte von dem Tage jenes Ballets, in welchem die Frau Prinzeß eine so große Rolle spielte. Sie hatte damals den Part des Arion übernommen und erschien auf einem Delphin reitend. Der König, sofort bemerkend, dass sie nach Charlotte von

Montmorency die Schönste im Kreise sei, tröstete sich bei ihr über die Niederlage, die er bei der Prinzessin erlitten hatte, und er befand sich auf dem Wege zu ihr, als er in der Rue de la Ferronnerie ermordet wurde.

Die Marquise von *Rambouillet* fühlte eine so große Zuneigung zu dieser Dame, dass, als dieselbe zum ersten Male nach *Rambouillet* kam, sie den Gast durch eine Schaar der hübschesten Mädchen des Ortes empfangen ließ, die weiß gekleidet und mit Blumen bekränzt waren, und deren hübschestes ihr die Schlüssel des Schlosses auf einer silbernen Platte überreichte. Als sie über die Brücke fuhr, wurden Böller gelöst wie bei dem Empfange einer Königin.

Neben diesen Damen machte sich durch eine Strenge in der Haltung, welche zu dem Glauben versuchte, sie gehöre einem geistlichen Orden an, die Nichte des Kardinals, die schöne Frau von *Combales*, bemerkbar, welche später Herzogin von *Aiguillon* wurde. Sie trug eine solche Abneigung gegen ihren Gatten zur Schau, dass man annahm, diese Heirat hätte gar nicht stattgefunden. Kaum war Herr von *Combales* in den Hugenottenkriegen getötet, als die Witwe, aus Furcht, einer Staatsraison zum Opfer gebracht zu werden, etwas rasch das Gelübde tat, nicht allein sich nicht mehr zu vermählen, sondern auch in den Karmeliterorden zu treten.

Sie kleidete sich von nun an in die düstersten Farben und mit asketischer Einfachheit, und konnte sich nicht entschließen, diese Nonnentracht abzulegen, obwohl sie zu den Damen gehörte, welche die nächste Umgebung der Königin bildeten und ihr Kleid gewaltig gegen die Eleganz des Hofes abstach. Zu der Zeit, in der unsere Erzählung beginnt, fing die schöne Witwe wieder an, die Augen aufzuschlagen und zu lächeln; trotz ihres bekannten Gelübdes, trotz der Strenge in ihrem Benehmen fehlten ihr, seit der Kardinal Minister geworden war, die Bewerber keineswegs; der Graf von *Betune* hatte sich zuerst vorgestellt, ihm hatte sich der Graf von *Saule*, einer der reichsten Edelleute, angeschlossen, auch von dem Grafen von *Soissons* wurde gesprochen. — Alle aber wurden entschieden zurückgewiesen.

Dieses Festhalten am Witwenthum ließ in der Gesellschaft sehr boshafte Gerüchte über Onkel und Nichte entstehen! die Einen sagten, der Herr Kardinal wolle seine Nichte nicht verheiraten, weil er selbst in einem zärtlichen Verhältnisse zu ihr stehe, und Andere gingen so weit zu behaupten, dass, wenn auch Frau von *Combales* in der Gesellschaft nicht anders als in einem hochgeschlossenen Kleide erscheine, sie dagegen ihren Herrn Onkel in reizendsten Negligee, mit einem Bonquet am Busen, zu empfangen pflegte, welches Bouquet gewöhnlich eine Beute des Kardinals würde, der bekanntlich ein großer Blumenliebhaber sei. Andererseits sagte man, der Marschall von Brezé, ein anderer Onkel der Frau von *Combal* es, wütend darüber, dass diese, die das Glück oder das Unglück hatte, ihrem Oheim zu gefallen, seine Liebe nicht erwidere, verbreite alle diese Gerüchte, die sogar so weit gingen, die Frau von *Combales* zu beschuldigen, sie habe drei Söhne, an denen eine Schwester des Kardinals so freundlich sei, Mutterstelle zu vertreten, während ein vierter Sohn, dessen Pater ebenfalls den priesterlichen Purpur trage, anderwärts erzogen werde. Diese Gerüchte fanden namentlich bei Hofe Eingang, wo man dem Kardinal feindlich gesinnt war, und wo auch Frau von *Combales* durch ihre klösterliche Tracht Ärgernis erregte.

In den Soireen der Marquise von *Rambouillet* pflegte auch eine hagere Person von brünettem Teint zu erscheinen, welche ihrer Abstammung nach Sizilianerin war und ihren Namen *Scuduri* in *Scudéry* verwandelt hatte. Sie war in Begleitung ihres Bruders nach Paris gekommen, welcher

Theaterstücke schrieb, die nicht aufgeführt wurden, während sie selbst Bücher schrieb, die man nicht druckte. — Der Bruder war damals 27, die Schwester 21 Jahre alt. Es braucht wohl nicht erwähnt zu werden, dass erst in einer viel späteren Zeit Fräulein von Scudéry die Romane »Ibrahim«, »der große Cyrus«, »Clelie« und andere schrieb, welche in der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts Furore machten, während Georg von Scudéry ein Dutzend Stücke verfasste, die jetzt bis auf ihre Titel vollkommen verschollen sind.

Wenn wir nun zu den Männern übergehen, so müssen wir vor Allem zweier eherner Säulen des Hotel Rambouillet erwähnen, der beiden Herren *Montausier*.

Diese beiden Brüder waren zu gleicher Zeit in die schöne *Julie* verliebt. Dem älteren von ihnen, dem Marquis, hatte Frau von *Rambouillet* aus der Hand zu prophezeien versucht; sie glaubte in den Linien derselben das Verhängnis zu lesen, dass diese Hand einst ein Weib tödten würde, und aus Besorgnis, dass die zu Tödtende ihre Tochter sein könne, hatte sie dem Manne, der eines Tages von seinen Wünschen in Bezug auf *Julie* mit ihr sprechen wollte, das Wort kurz abgeschnitten und ihm jede Aussicht benommen. Er hatte daraus um die Gunst gebeten, wenn er die Dame seines Herzens nicht besitzen könne, sie wenigstens so häufig als möglich sehen zu dürfen. Diese Gunst wurde ihm bewilligt.

Er hatte, in das Hotel eingeführt, daselbst seinen jüngeren Bruder, den Grafen von *Salles*, vorgestellt, denselben, der später, als er durch den Tod des älteren *Montausier* selbst Marquis geworden war, dem Dichter *Moliere* zum Vorbild für seinen berühmten »Misanthropen« gedient hat. Wir brauchen wohl nicht erst zu sagen, dass er, als er seinen Bruder zurückgewiesen sah, selbst anfang, auf das Herz *Julies* Sturm zu laufen, welche ihn gleichwohl vierzehn Jahre schmachten ließ, da sie erst in einem Alter von neununddreißig Jahren sich entschloss, ihn zu heiraten.

Der Gras von *Salles* schrieb sehr correct Prosa, machte sogar Verse, konnte sich jedoch auf diesem Felde nicht mit jenen Männern messen, welche im Salon der Marquise glänzten, und von denen in erster Reihe *Chapelain*, *Racan* und der Bischof von *Grasses* sich bemerkbar machten, und unter denen wir *Voiture* zuerst genannt hätten, wenn er nicht schon in den ersten Capiteln unserer Erzählung handelnd ausgetreten wäre.

*Johann Chapelain* war in das Hotel Rambouillet vor einem Jahre, zur Zeit der Belagerung von La Rochelle, eingeführt worden. Frau von *Rambouillet* sagte, dass sie nie an ihm etwas Neues gesehen habe. In der Tat trug er unveränderlich einen taubengrauen Rock mit grüner Einfassung, lächerlich plumpe Schuhe und noch lächerlichere Strümpfe; seine Perücke, so wie sein Hut datierten aus fabelhaften Zeiten, und dennoch besaß er eine noch viel ältere Kopfbedeckung, welche er aufsetzte, wenn er nach Hause kam, um die andere zu schonen. Er hatte zu jener Zeit bereits die Übersetzung *Gusman's von Olforsche*, die Erzählung von der Löwin und die Ode an den Kardinal *Richelieu* geschrieben, auch die ersten Gesänge seiner »*Pucelle*« vollendet. Trotz seines Geizes war *Chapelain* ein rechtschaffener Mann, und *Bois-Robert* erzählt von ihm, dass er, als er eines Tages eine Zahlung von Seite des Kardinals erhielt, einen Sou zurückschickte, den er zu viel erhalten hatte.

Zu den Sternen dieses glänzenden Kreises gehörte *Johann Agier von Gombault*. Obwohl er zu jener Zeit bereits achtundfünfzig Jahre zählte, war er ebenso kokett und sorgfältig in seinem

Anzuge, als *Chapelain* sich nachlässig darin zeigte. Tatsache ist, dass er sich einbildete, von einer Königin geliebt worden zu sein.

Diese Königin war *Maria von Medicis*.

Jung, und ohne Vermögen nach Paris gekommen, da er der Sohn aus einer vierten Ehe war, machte er die Bekanntschaft des Marquis von *Uxelles*, welcher ihn *Heinrich IV.* empfahl, für den er Verse machte und der ihn dafür mit einer Pension bedachte. Während einer Cour beim Könige hatte *Maria von Medicis* ihn bemerkt; er war mit Herrn von *Uxelles* erschienen, den die Königin — seiner roten Haare wegen — stets ihren Rotkopf nannte. »Geht,« sagte sie zu ihrer Kammerfrau *Katharine*, »und erkundigt Euch bei meinem Rotkopf, wer der Cavalier ist, den er mit sich herumführt.« *Katharine* wandte sich jedoch an einen andern Rothaarigen und kam mit der Antwort zurück, dass er es nicht wisse. — »Ihr seid närrisch,« sagte die Königin ungeduldig, »Ihr werdet einen Anderen für meinen Rotkopf genommen haben.« Jedoch hielt sie so sehr darauf, zu wissen, wer »dieser Cavalier« sei, dass sie darüber mit Herrn von *Uxelles* selbst sprach, und als sie wusste, woran sie sich zu halten hatte, einen Gehalt von zwölfhundert Talern für *Gombault* auf die Civilliste des Königs setzte.

Dem königlichen Hause angehörend, hatte *Gombault* Eintritt bei der Königin. An diesen Umstand knüpften sich allerhand Gerüchte von galanten Abenteuern zwischen dem Dichter und der Königin.

Übrigens hatte *Gombault* die Anmaßung, nur für Damen vom Hofe zu schwärmen, und als die Marquise von *Rambouillet*, welche diese seine Schwäche kannte, ihm eines Tages vorwarf, er habe Verse auf eine Bäuerin gemacht, und dieselbe sogar *Phyllis* genannt, erwiderte er:

»O, Frau Marquise, das war die Tochter eines Pächters mit zehntausend Taler Mitgift.«

Er hatte eine Tragödie geschrieben, welcher die Sage von den Danaiden zum Vorwurf diente, und die schrecklich ausgepiffen wurde. Als Madame *Corruel* die Vorstellung verließ, sagte sie zu ihm:

»Gebet mir die Hälfte meines Eintrittsgeldes zurück.«

»Und warum, Madame?«

»Weil ich nur die Hälfte des Stückes hören konnte.«

Er war, wie wir bereits erwähnt, in seiner Kleidung äußerst nett und sorgfältig. Wenn es geregnet hatte und die Straßen schmutzig waren, suchte er, da seine beschränkten Verhältnisse ihn zwangen, zu Fuße zu gehen, stets die trockensten Pflastersteine aus, um die Spitze seines Stiefels daranzusetzen.

Da er ziemlich stark in der Fechtkunst war, geschah es, dass er eines Tages zu einem Edelmann, mit dem er sich wegen einer Wohnung, auf welche beide Anspruch machten, gezankt hatte, sagte:

»Hier ist meine Adresse; kommt morgen um zwei Uhr Nachmittags vor meine Tür, ich werde

mit dem Degen in der Hand aus dem Hause treten. Das wird kein Duell, sondern ein Rencontre sein; was die Zeugen anbelangt, so werden wir keinen Mangel daran haben, die Nachbarn werden uns als solche dienen.«

Der Edelmann nahm die Forderung an und kam zur bestimmten Stunde. *Gombault* trat mit seinem Degen vor die Tür und gebrauchte ihn so energisch, dass sein Gegner bald zurückweichen musste und die Nachbarn, welche in der Tat Zeugen des Kampfes waren und *Gombault* stets beobachtet hatten, wie er tausend Vorsichten gebrauchte, um seine Kleider nicht zu beschmutzen, fragten sich, wie es komme, dass derselbe Edelmann, der für sich so sorgfältig die trockenen Pflastersteine aussuche, gegen seinen Gegner so rücksichtslos sei, ihn in den Kot und in die Rinnsteine zu stoßen.

*Racan* stand damals in der Blüte seines Rufes, *Malherbes* war sein Vorbild in der Poesie, wurde aber eifersüchtig auf ihn wegen einer Stanze in der Ode, welche an Herrn von *Bellegarde* zum Troste über den Tod seines Bruders, des Herrn von *Termes*, gerichtet war, und welche einen ebenso großen Erfolg errang, wie jene des *Malherbes* an *Leperrier* über den Tod seiner Tochter.

»Niemals,« so sagt *Lallemant des Reaux*, »zeigte sich die Kraft des Genies an einem Schriftsteller so deutlich, wie an diesem; denn außer seinen Poesien hat das, was er spricht, kaum gesunden Menschenverstand; er hat das Ansehen eines Bauers, er stottert und ist nicht im Stande seinen Namen auszusprechen, da das R und das C ihm Schwierigkeiten verursachen, so dass das erstere wie ein L, das letztere wie ein T lautet und er deshalb oft gezwungen ist, seinen Namen niederzuschreiben, wenn er ihn verständlich machen will.

Nebenbei war er der zerstreuteste Mensch von der Welt (selbstverständlich nach Herrn von *Branças*, von dem wir schon gesprochen haben). Eines Tages ritt er allein auf einem großen Pferde auf's Land, um einen seiner Freunde zu besuchen. Auf dem Drittheile des Weges war er genöthigt, abzusteigen, und da keine Erhöhung in der Nähe war, von der aus er den Fuß wieder hätte in den Steigbügel setzen können, so setzte er den Weg zu Fuße fort. Bei dem Hause seines Freundes angelangt, findet er endlich eine Erhöhung in Gestalt eines Treppenvorsprungs, steigt erfreut zu Pferde, lenkt um und sprengt mit verhängten Zügeln nach Hause zurück, ohne seinen Freund auch nur gesehen zu haben.

Er war sehr vertraulich im Hause des Herzogs von *Bellegarde*. Eines Tages, ganz durchnässt und kothig von der Jagd heimgekehrt, tritt er in das Zimmer der Hausfrau, im Glauben, er träte in sein eigenes, und gewahrt nicht, dass Frau von *Bellegarde* auf einer Seite des Kamins sitzt, während Frau von *Borges* auf der andern Seite Platz genommen hat. Diese verhalten sich mäuschenstill, um zu sehen, was *Racan* beginnen wird. Er setzt sich nieder und befiehlt dem Lakai, ihn seiner Stiefel zu entledigen; dieser gehorcht und geht hinaus. Hierauf zieht *Racan* seine feuchten Strümpfe aus und hängt sie, um sie zu trocknen, in der Nähe des Feuers und zwar den einen auf den Kopf der Frau vom Hause, den andern auf die Schulter ihres Gastes. Jetzt konnten die Damen nicht länger an sich halten und platzten endlich mit einem hellen Lachen heraus.

»Ich bitte tausendmal um Vergebung, meine Damen,« sagte *Racan*, ohne besonders in Verlegenheit zu kommen, »ich hielt Euch für zwei Feuerböcke!«

Am Tage, als er in die Akademie aufgenommen wurde, eilte das ganze literarische Paris herbei, um seine Antrittsrede zu hören. Aber die Enttäuschung des Publikums war groß, als man ihn ein zerknittertes und zerrissenes Papier aus der Tasche ziehen sah.

»Meine Herren,« sagte er, »ich wollte meine Rede vorlesen, wie es üblich ist, aber mein großes weißes Windspiel hat sie dergestalt zugerichtet. Hier ist sie, nehmt davon heraus, was Ihr könnt, denn ich weiß sie nicht auswendig und besitze keine Copie davon.« Das Publikum sowohl als auch die Akademiker selbst mussten sich mit dieser Entschuldigung begnügen.

Nichtsdestoweniger hatte *Racan* großen Respect vor der Akademie. Als er eines Tages gezwungen war, sich in einem Prozesse nach einem Advocaten umzusehen, wählte er den Schwager *Chapelain's*, ohne dessen Fähigkeiten zu kennen,

»Warum?« fragte ihn die Marquise von *Rambouillet*, »ist Eure Wahl auf diesen und nicht auf einen Anderen gefallen?«

»Weil es mir schien,« antwortete *Racan*, »dass, indem ich den Schwager *Chapelain's* wähle, meine Wahl auf einen Schwager der Akademie fällt.«

*Racan* war Marquis, aus der Familie *Beuil*, und Vetter des Herzogs von *Bellegarde*.

Noch ist Monseigneur Anton *Godeau*, Bischof von *Vence*, zu nennen, ein Mann von so kleiner Statur, dass man ihn allgemein den *Zwerg* der schönen *Julie* nannte, und den das Töchterchen der Frau von *Montausier* einst fragte, warum man ihn nicht mit ihren Puppen zugleich zu Bette bringe. Er kämpfte, trotzdem er 30,000 Taler von seiner Familie hatte und vom Kardinal mit zwei Bistümern belehnt war, doch stets mit Geldverlegenheit, so dass er an Biographien, Übersetzungen, einer ecclesiastischen Geschichte, arbeitete, und in seinen freien Stunden Gebete für Leute aller Klassen verfertigte.

Eines derselben führte den Titel: *Gebet für einen Procurator und nöthigenfalls für einen Advocaten*.

Er war der Marquise durch Fräulein *Paulet* vorgestellt worden und daher im Hause sehr wohl gelitten.

---

## VI.

### **Was im Hotel Rambouillet vorging, während Souscarières sich seines dritten Buckligen entledigte.**

An jenem Abend des 5. Dezember 1628, an welchem wir unsere Erzählung beginnen ließen, waren alle die Personen, die wir soeben nannten und noch viele andere, deren Namen aufzuzählen uns zu weit führen würde, im Hotel Rambouillet versammelt, und zwar nicht in ihrer Eigenschaft als häufige Besucher der Marquise, sondern als Eingeladene, denn jeder von ihnen hatte eine Karte erhalten, des Inhaltes, dass die Marquise heute eine außerordentliche Assemblée gebe.

Auf diese Einladung hin war man von allen Seiten herbei geströmt.

In jener glücklichen Zeit, wo die Frauen anfangen Einfluss auf die Gesellschaft zu erhalten, wurde eben Alles zum Ereignisse. Dieser Einfluss wurde im 17. Jahrhundert durch die Marquise von *Rambouillet*, die Frau Prinzeß Frau von *Montausier*, Fräulein *Paulet*, Fräulein von *Scudéry* geschaffen, sollte sich im 18. Jahrhunderte durch *Ninon von L'Enclos*, Frau von *Sévigne*, Frau von *Montespan*, die *Maintenon*, Fräulein *Lafayette*, die Frauen *Du Defund*, *Epinay* und *Genlis* erhalten, und über die Revolution hinaus in Frau von *Staël*, *Madame Roland* sich fortpflanzen, um in der jüngsten Zeit seine Trägerinnen in der Königin *Hortense*, Frau von *Girardin* und der *George Sand* zu finden.

Das große Genie des sechzehnten Jahrhunderts, oder besser gesagt aller Jahrhunderte, William Shakespeare, war seit zwölf Jahren todt, und damals noch von den Engländern allein gekannt, denn, man darf sich darüber nicht täuschen, die europäische Popularität des großen Dichters gehört ganz der neueren Zeit an. Keiner der Schöngeister, welche bei der Marquise von *Rambouillet* zusammenkamen, hatte je auch nur den Namen des englischen Poeten aussprechen gehört, den *Voltaire* hundert Jahre später einen Barbaren nannte. Außerdem wären in jener Zeit, wo auf dem Theater Stücke wie »die Befreiung der Andromeda.« »der Tod des Bradamantes« gang und gäbe waren, Dramen wie »Hamlet,« »Macbeth.« »Othello,« »Romeo und Julie« eine ziemlich unverdauliche Kost für die französischen Magen gewesen.

Nein, aus Spanien kamen uns damals die Ligue durch die Guisen, die Moden durch die Königin und die Literatur durch *Lopez de Vega*, *Alarcon*, *Tyrso von Molina Calderon* war noch nicht erschienen.

Enden wir diese lange Parenthese, die sich durch das Interesse, das wir an der Sache finden, von selbst ergeben hat, und nehmen wir unsere Schilderung mit der Behauptung, wieder auf, dass in jener glücklichen Zeit Alles zum Ereignisse wurde, indem wir noch hinzufügen, dass eine von der Marquise von *Rambouillet* ausgegangene Einladung sogar als ein großes Ereignis betrachtet wurde.



Man wusste, dass es zu den Lieblingsideen der Marquise gehörte, ihren Gästen Überraschungen zu bereiten. Sie hatte eines Tages dem Bischof von Lisieux, *Philipp von Cospean*, eine Überraschung bereitet, auf die sich ein Bischof am wenigsten gefasst machen konnte. In dem Parke von Rambouillet befand sich nämlich ein großer, kreisrunder Felsen, aus dessen Mitte, von einer hübschen Baumgruppe umgeben, ein Springbrunnen seinen glänzenden Strahl in die Lüfte sandte. Dieser Platz war durch die Erinnerung an Rabelais geheiligt, der aus demselben sein Arbeits- und manchmal auch sein Speisezimmer gemacht hatte. Als der Herr Bischof sich eines Morgens diesem Felsen näherte, strengte er schon von weitem seinen Blick an, um zu erkennen, was ihm zwischen den Zweigen der Bäume so hell entgegen schimmere. Erst als er in unmittelbarer Nähe war, konnte er sieben bis acht Frauen erkennen, die als Nymphen, das heißt, sehr wenig, gekleidet, in malerischer Gruppe um den Springbrunnen lagerten. Unter ihnen befand sich die Marquise im Kostüme der Diana, den Köcher auf der Schulter, den Bogen in der Hand und die glänzende Mondsichel über der Stirne. Ein Bischof unserer Tage hätte an einem solchen Schauspiel wahrscheinlich großes Ärgernis genommen, nicht so der Bischof von Lisieux, welcher späterhin nie mit der Marquise zusammentraf, ohne sie zu fragen, ob sie nichts Neues von dem Felsen im Parke von Rambouillet wüsste. — Als man gegen die Marquise die Bemerkung machte, dass in einem gleichen Falle der arme Actaon in einen Hirsch verwandelt und von den Hunden der Diana zerfleischt wurde, entgegnete sie, jener Fall stehe außerhalb alles Vergleiches mit dem gegebenen, da der arme Bischof so hässlich sei, dass die Nymphen wohl auf ihn Eindruck machen könnten, er aber ihre Herzen zu verwunden nicht im Stande wäre. Übrigens war der Bischof von Lisieux sich seiner Hässlichkeit genau bewusst, so dass er eines Tages, als er einen andern Prälaten, der ebenfalls vom Adonis sehr weit entfernt war, zum Bischof geweiht hatte und dieser ihm zu danken kam, sagte: »Im Gegenteile, Monseigneur, ich bin Euch Dank schuldig, denn ehe Ihr mein College wurdet, war ich der hässlichste Bischof in Frankreich.«

Vielleicht hoffte der männliche Teil der Gäste der Marquise, welcher noch bei weitem zahlreicher war, als der weibliche, dass die Wirtin ihm eine ähnliche Überraschung vorbehalten habe und war darum mit so großem Eifer herbeigekommen. Auch herrschte in der Gesellschaft jene unruhige Neugier, welche stets großen Ereignissen vorangeht, die man nicht kennt, von denen man aber eine unbestimmte Ahnung hat.

Das Gespräch drehte sich um Verschiedenes, um die Liebe und die Poesie, namentlich aber um das letzte Stück, das die Schauspieler im Hotel Burgund aufgeführt hatten, welche Vorstellungen die Aristokratie zu besuchen anfang, seitdem die Leitung des Theaters in den Händen von *Bellerose*, der *Bauprés* — seiner Frau, *Mlle. Vaillot*, *la Villiers* und *Mondorn* war.

Die Marquise von *Rambouillet* hatte die Gesellschaft dadurch in Mode gebracht, dass sie dieselbe in ihren Salons das Stück: »Fredcgonde, oder die keusche Liebe,« von *Hardy*, aufführen ließ. Seit damals war es entschieden, dass auch anständige Frauen, die bis dahin das Theater im Hotel Burgund niemals besuchten, daselbst erscheinen könnten.

Das Stück, mit dem man sich an jenem Abende beschäftigte, war das Erstlingswerk eines sehr jungen Mannes Namens *Johann von Rotrou*, den die Marquise protegierte; es hatte die Titel: »Der Hypochondrische, oder der verliebte Tod.« Obwohl von mittelmäßigem Wert, hatte es, Dank der Unterstützung, die ihm von Seite des Hotels *Rambouillet* wurde, dennoch so viel Erfolg gehabt, dass der Kardinal *Richelieu* den Verfasser in sein Haus berief und ihn daselbst der

Zahl seiner gewöhnlichen Mitarbeiter *Mayret*, *L'Etoile* und *Colletet* hinzufügte, außer denen er übrigens noch zwei außerordentliche Mitarbeiter, *Bois Robert* und *Desmarets*, besoldete.

In dem Augenblicke, als man eben über die ziemlich zweifelhaften Verdienste des Stückes debattierte, und *Scudéry* und *Chapelain* dasselbe wie Pastetenfleisch zerhackten, trat ein junger Mann von neunzehn Jahren, elegant gekleidet und mit dem Aussehen eines Edelmannes, in den Saal, durchschritt denselben und grüßte nach den Regeln der Etiquette zuerst die Frau Prinzeß, welche in ihrer Eigenschaft als königliche Hoheit überall, wo sie sich befand, den Anspruch auf den ersten Gruß hatte, dann die Marquise, endlich die schöne *Julie*.

In seiner Begleitung war ein Mann, der um zwei oder drei Jahre älter sein mochte, und, ganz schwarz gekleidet, durch die imposante und gelehrte Gesellschaft mit einer Miene schritt, die eben soviel Schüchternheit zeigte, als das Auftreten seines Freundes Selbstvertrauen verriet.

»Ah, sich da,« sagte die Marquise, die beiden jungen Leute bemerkend und den Ersteren mit dem Finger bezeichnend, »da ist ja gerade der Triumphator, und es ist so schön, in seinem Alter schon zum Capitol hinanzusteigen, dass wohl Niemand den Mut haben wird, hinter ihm her zu rufen: »Cäsar, erinnere Dich daran, dass Du sterblich bist!«

»Ach, Frau Marquise,« erwiderte *Rotrou*, denn er selbst war es, »lasset der Rede immerhin freien Lauf. Der übelwollendste Kritiker kann meinem Stücke nichts so Schlechtes nachsagen, als ich selbst davon denke, und ohne den besonderen Befehl, der mir in dieser Beziehung vom Grafen von *Soissons* zukam, hätte ich meinen »verliebten Tod« wirklich todt sein lassen, und mit dem Lustspiel debutirt, an welchem ich soeben arbeite.«

»Gut, und was ist das Thema dieser Komödie, mein schöner Cavalier?« fragte Fräulein *Paulet*.

»Ein Ring, den Niemand an seinen Finger zu stecken Lust hätte, der Euch einmal gesehen hat, anbetungswürdige Löwin — der Ring der Vergessenheit nämlich.«

Ein beifälliges Gemurmel, so wie ein graziöses dankendes Kopfnicken von Seite Der, welcher sie gegolten hatte, folgten dieser Schmeichelei. Während dem hatte der andere junge Mann sich so viel als möglich hinter *Rotrou* versteckt gehalten. Da er jedoch von Niemand gekannt war und man der Marquise nur Personen vorstellte, die entweder bereits einen Namen von gutem Klang hatten, oder im Begriff waren, sich einen solchen zu machen, so konnte seine Haltung, so bescheiden sie auch sein mochte, nicht verhindern, dass sich Aller Blicke alsbald nach ihm richteten.,

»Und auf welche Weise,« fragte die schöne *Julie*, »findet Ihr Zeit, Herr von *Rotrou*, neue Komödien zu schreiben, da Ihr doch jetzt der Ehre teilhaftig seid, an denen des Herrn Kardinals mitzuarbeiten?«

»Dem Herrn Kardinal,« antwortete *Rotrou*, »machte in neuester Zeit die Belagerung von La Rochelle so viel zu schaffen, dass er uns etwas freie Zeit ließ, und ich benutzte dieselbe, um nach Kräften zu arbeiten.«

Während dieses Gespräches zog noch immer der in Schwarz gekleidete junge Mann jenen Teil der Aufmerksamkeit der Gesellschaft auf sich, der nicht *Rotrou* zugewendet war.

»Das ist kein Mann des Degens!« sagte Fräulein von Scudéry zu ihrem Bruder.

»Er hat das Aussehen eines Schreibers bei irgend einem Procurator,« antwortete dieser.

Der junge Mann hatte dieses kurze Zwiegespräch gehört und grüßte lächelnd.

Auch *Rotrou* hatte gehört, was Herr von Scudéry gesagt.

»Ja, ja,« sagte er. »allerdings ist dies ein Procuratorsschreiber, und ein Schreiber, der eines Tages unser Aller Meister sein wird, das prophezeie ich Euch!«

Es war nun die Reihe an den umstehenden Männern, zu lächeln; die Einen taten es aus Ungläubigkeit, die Anderen aus Verachtung; die Frauen betrachteten mit verdoppelter Neugier den Mann, der ihnen mit einem so kühnen Versprechen vorgestellt wurde.

Trotz seiner großen Jugend musste er durch sein ernstes Gesicht, durch die Furche auf seiner Stirne, welche durch die Wucht des Gedankens gegraben zu sein schien, und durch seinen Flammenblick, auffallen. Der andere Teil seines Gesichts war gewöhnlich, die Nase dick, die Lippen wulstig und von einem keimenden Schnurrbart beschattet.

*Rotrou* dachte, dass es an der Zeit sei, die allgemeine Neugier zu befriedigen und fuhr fort:

»Frau Marquise, erlaubt mir, Euch meinen lieben Landsmann, *Peter Corneille*, vorzustellen, welcher der Sohn eines Generaladvokaten in Rouen ist, in Kurzem aber auch Sohn seines eigenen Genies sein wird.«

Der Name war völlig unbekannt.

»*Corneille*,« wiederholte *Scudéry*, »das ist der Name eines Vogels von schlechter Vorbedeutung.

»Ja, für seine Nebenbuhler Herr von Scudéry,« erwiderte *Rotrou*.

»*Corneille*?« wiederholte auch die Marquise, aber in einem Tone des Wohlwollens.

»Ab illice cornix!« flüsterte Chapelain dem Bischof von Veme zu.

»Frau Marquise!« sagte *Rotrou*. »Ihr sucht vergebens diesen Namen an der Spitze eines Gedichtes, hinter dem Titel einer Tragödie; weder da noch dort ist er zu finden; er figurirt bis jetzt bloß als Unterschrift einer Komödie, mit der dieser gute Mensch, der gestern von Rouen ankam, heute Nacht meine Gastfreundschaft bezahlte. Morgen führe ich ihn in das Hotel Burgund, wo ich ihn der Gesellschaft vorstellen will, und in einem Monate schon werden wir ihm Beifall klatschen.«

Der junge Mann erhob die Augen zum Himmel wie Giner, der sagt: »Wollte Gott!«

Man näherte sich nun den beiden jungen Leuten mit gesteigerter Neugier. Namentlich schien die Frau Prinzeß, die auf Lobspenden außerordentlich erpicht war, und in jedem neuen Poeten einen neuen Herold ihrer Schönheit sah, die eben die Blüten abzustreifen anfang, außergewöhnlich neugierig zu sein. Sie ließ ihr Fauteuil in die Nähe der Gruppe rollen, die sich um *Rotrou* und

seinen Gefährten gebildet hatte, und während sich die Männer, besonders aber die Dichter, zumeist geringschätzig abseits hielten, fragte sie:

»Und darf man den Titel Eures Stückes wissen, Herr *Corneille*?«

»Es heißt »Melita.« antwortete er, »wenn anders Ew. Hoheit es nicht mit einem besseren Namen zu taufen belieben sollten.«

»Melita, Melita,« wiederholte die Prinzeß, »ich finde den Titel reizend und wenn die Fabel des Stückes ihm entspricht —«

»Was aber am reizendsten daran ist,« sagte *Rotrou*, »das ist der Umstand, dass es eben keine Fabel, sondern eine wahre Geschichte ist.«

»Wie? Eine Geschichte?« fragte Fräulein *Paulet*, »und sie sollte wahr sein?«

»Nun, erzähle doch den Damen die Sache — Du schlechtes Subject,« sagte *Rotrou*.

*Corneille* errötete bis an die Ohrenspitzen; Niemand hatte in der That weniger das Aussehen eines schlechten Subjectes, als er.

»Natürlich nur, wenn die Geschichte sich in Prosa erzählen lässt,« sagte Frau von *Combales*, sich im Voraus für den Fall, als *Corneille* erzählen sollte, das Gesicht mit dem Fächer bedeckend. Frau von *Combales*, die viel geliebte Nichte des Kardinals, war eine von den gewöhnlichen Besucherinnen des Salons der Marquise von *Rambouillet*.

»Ich würde es vorziehen,« sagte *Corneille* schüchtern, »einige Verse des Stückes zu rezitieren, als die Handlung zu erzählen.«

»Nun,« sagte *Rotrou*, »das ist doch zu viel Verlegenheit wegen einer kleinen Galanterie. Ich will Euch nur selbst die Handlung in zwei Worten erzählen. In ihr liegt auch nicht der Werth des Stückes, da mein Freund selbst der Held der ihr zu Grunde liegenden Geschichte war, ihr also das Verdienst der Erfindung vollständig abgeht. Stellt Euch vor, meine Damen, dass ein Freund dieses Lebemannes hier . . . «

»*Rotrou*, *Rotrou*,« drohte *Corneille*.

»Ich fahre trotz dieser Unterbrechung fort,« sagte *Rotrou*. »Stellt Euch vor, meine Damen, dass ein Freund dieses Lebemannes ihn in einem achtbaren Hause von Ronen, einführt, wo bereits Alles angeordnet ist. um dessen Hochzeit mit einem schönen Mädchen, der Tochter des Hauses, zu feiern. Was glaubt Ihr wohl, dass Herr *Corneille* tut? Wartet er vielleicht diese Hochzeit ab, und begnügt sich indessen mit der Rolle eines Brautführers, um später die Rolle eines — Ihr versteht mich, nicht wahr?«

»Herr *Rotrou*!« schmolte Frau von *Combales* und zog die Spitzen ihrer Carmeliterhaube tiefer in ihre Stirne.

»Um später die Rolle wessen zu übernehmen?« fragte Fräulein von *Scudéry* mit einer erstaunten

Miene; »wenn die Anderen verstanden, haben, ich meinerseits habe nichts verstanden.«

»Ich hoffe es, schöne Sappho (das war der Name, welchen man dem Fräulein von Scudéry in dem Wörterbuch der Zieraffen beilegte), ich sprach für den Herrn Bischof von *Vence* und Fräulein *Paulet*, die mich hoffentlich verstanden haben.«

Fräulein *Paulet* führte mit herausfordernder *Grazie* einen leichten Schlag mit dem Fächer nach den Fingern *Rotrou's* und sagte: »Fahrt fort, Ihr Taugenichts; je eher Ihr zu Ende seid, desto besser.«

»Ja, ad eventum festina! wie es *Horaz* vorschreibt; nun, auch Herr *Corneille* befolgte in seiner Eigenschaft als werdender Poet diesen Rat. Er wartete nicht, sondern besuchte die Dame allein, schoß Bresche in die Festung, von deren Mauern, wie es scheint, nicht das Banner der Treue wehte, und baute auf den Trümmern der Glückseligkeit seines Freundes sein eigenes Glück auf, und dieses Glück ist so groß, dass es in seinem Herzen einen Quell entspringen ließ, der kein anderer ist, als jener, an welchem Pegasus und die neun Jungfrauen, die man die Musen nennt, ihren Durst löschten.«

»Da seht einmal,« sagte die Prinzeß, »wo Hippocrene sich überall ansiedelt, in dem Herzen eines Procuratorschreibers — es ist wirklich nicht zu glauben.«

»Bis auf den Beweis des Gegenteils; nicht wahr, Frau Prinzeß? Diesen Beweis wird mein Freund *Corneille* Euch geben.«

»Das ist eine sehr glückliche Dame,« sagte Fräulein *Paulet*; »wenn das Stück des Herrn *Corneille* den Erfolg hat, den Herr *Rotrou* ihm prophezeit, so ist sie unsterblich gemacht.«

»Ja,« erwiderte Fräulein von *Scudéry* mit ihrer gewöhnlichen Trockenheit, »aber ich zweifle fast, dass sie während dieser Unsterblichkeit und sollte sie auch so lange dauern, als die der Sybille von *Cumä*, einen Mann bekommen wird.«

»Und haltet Ihr es wirklich für ein solches Unglück,« sagte Fräulein *Paulet*, »unvermählt zu bleiben, namentlich wenn man hübsch ist? Fragt doch Frau von *Combales*, ob es ein gar so großes Vergnügen ist, verheiratet zu sein.« Frau von *Combales* begnügte sich, einen Seufzer auszustoßen, indem sie die Augen zum Himmel erhob und traurig den Kopf schüttelte.

»Abgesehen von Allem,« sagte die Prinzeß, »hat uns Herr *Corneille* versprochen, uns Verse aus seinem Stücke zu rezitieren.«

»O, er ist sehr bereit dazu,« sagte *Rotrou*; »Verse von einem Dichter verlangen, das ist eben so viel, als ob man Wasser von einer Quelle verlangte. Vorwärts also, *Corneille!*«

*Corneille* erröthete, stotterte eine verlegene Entschuldigung, legte die Hand an seine Stirn, und rezitierte in einem Tone, der eher für das Trauerspiel als für die Komödie passte, einige schöne, tiefempfundene Verse aus seinem Stücke.

Ein beifälliges Gemurmel begleitete stellenweise seinen Vortrag, und brach bei einem besonders gefühlvollen und poetisch gedachten Verse in einen lauten Beifallsruf aus, zu welchem die

Marquise das Zeichen gegeben hatte. Nur einige Männer, darunter der jüngere *Montausier*, welche dieser Gattung Poesie abhold waren, protestierten durch ihr Stillschweigen.

Als nun gar *Corneille* seinem Vortrage noch ein Sonett hinzugefügt hatte, welche Dichtungsart sich damals der höchsten Beliebtheit erfreute, obwohl der Spruch *Boileau's*, dass ein gutes Sonett eine ganze Dichtung auswiege, noch nicht existiere, hatte das Applaudiren kein Ende; selbst Fräulein von *Scudéry* näherte ihre Fingerspitzen einander.

*Rotrou* mit seinem loyalen Herzen erfreute sich besonders an dem Triumphe seines Freundes.

»In der Tat,« sagte die Prinzeß, »Herr *Rotrou*, Ihr habt Recht; Euer Freund ist ein junger Mann, der würdig ist, dass man ihn tatkräftig unterstütze.«

»Wenn das Eure Ansicht ist. Frau *Prinzeß*,« sagte *Rotrou*, die Stimme senkend, »dass ihn nur Frau von *Condé* hören konnte, wäre es da nicht möglich, ihm durch Seine Hoheit, den Herrn Prinzen, Euren Gemahl, irgend eine kleine Stelle zu verschaffen, denn er ist ohne Vermögen, und Ihr begreift gewiss, dass es schade wäre, wegen einiger Francs ein solches Genie untergehen zu lassen.«

»Da habt Ihr den Nagel auf den Kopf getroffen; der Herr Prinz! Das ist gerade der Mann, mit dem man von Dichtern und Gedichten reden kann! Eines Tages besuchte er mich, als ich gerade Herrn *Chapelain* zum Essen bei mir hatte; er rief mich abseits, um mir etwas zu sagen, dann fragte er mich: »Wer ist denn der kleine, schäbige Mann, der bei Euch speist, Madame?« — »Das ist *Chapelain*!« erwiderte ich und glaubte, damit genug gesagt zu haben. — »*Chapelain*, wer ist das?« — »Nun, der, welcher die »Jungfrau« gemacht hat.« — »So? Dann ist er also ein Bildhauer?« — »Nein!« — Ihr sehet aus diesem kleinen Beispiele genug, mein lieber *Rotrou*, aber ich will von Eurem Freunde mit Frau von *Combales* reden, welche ihrerseits den Herrn Kardinal aufmerksam machen wird. — Glaubt Ihr, dass Herr *Corneille* sich dazu versteht, an den Tragödien Seiner Eminenz mitzuarbeiten?«

»Er wird mit Allem einverstanden sein, vorausgesetzt, dass er in Paris bleiben kann. Bedenket nur, wenn er in einer Advocatenstube solche Verse gemacht hat, was er leisten wird, wenn es ihm einmal gegönnt ist, sich in einer Welt zu bewegen, deren Königin Ihr seid, Madame, während die Frau Marquise den ersten Minister vorstellt.«

»Gut! Lasset »*Melita*« zur Aufführung kommen und gefallen; für das Übrige wird gesorgt werden.«

Und sie reichte *Rotrou* ihre feine Hand, welcher sie in die seinige nahm und anblickte, als ob er ihre Schönheit betrachtete.

»Nun, woran denkt Ihr jetzt wieder?« fragte ihn die Prinzeß.

»Ich denke darüber nach, ob auf dieser Hand für Hie Lippen zweier Dichter Platz ist. Ich meine, sie ist zu klein dazu!«

»Zum Glücke,« lachte Frau von *Condé*, »hat mir Gott zwei Hände gegeben; die eine für Euch, und die andere für einen Andern, den Ihr zum Handkusse zulassen wollt.«

»*Corneille, Corneille!*« rief *Rotrou*, »komm schnell hierher, die Prinzeß erlaubt Dir für dein Sonett, dass Du ihre Hand küssest!«

*Corneille* blieb ganz verdutzt stehen; es wirbelte ihm vor den Augen. An einem und demselben Abende, am ersten Abende seines Eintrittes in die Welt, die Hand der Prinzeß küssen zu dürfen, und von der Marquise von *Rambouillet* applaudirt worden zu sein, das waren zwei Gunstbezeugungen des Schicksals, die sein höchster Ehrgeiz nicht einmal einzeln zu träumen gewagt hatte.

Auf wessen Seite war der Ruhm und die Ehre? Waren sie auf Seite der zwei jungen Männer, welche zu gleicher Zeit die Hände der Gemahlin des ersten Prinzen von Geblüt küssen durften, oder auf Seite der Prinzeß, deren Hände zu gleicher Zeit von zwei Jünglingen geküßt wurden, die sich in der Zukunft die Unsterblichkeit erringen sollten?

Die Nachwelt hat entschieden; die Ehre war auf Seite der Prinzeß.

Unterdessen war Meister Claude, den Stab in der Hand, wie der Polonius des »Hamlet« in den Saal gekommen, hatte der Marquise leise etwas zugeflüstert, und nachdem sie ihm ebenso leise geantwortet, und dem Anscheine nach verschiedene Befehle ertheilt hatte, erhob sie das Haupt und sagte lächelnd:

»Sehr edle und sehr, werthe Herren; geschätzte und liebe Freundinnen! Wenn ich Euch zu nichts Anderem berufen hätte, als um die Verse des Herrn *Corneille* anzuhören, so würdet Ihr Euch wahrlich nicht zu beklagen haben; ich habe Euch aber in einer materiellen Absicht und zu einem minder ätherischen Zwecke geladen. Ich habe oft mit Euch über den Vorzug des italienischen Sorbet vor dem französischen gesprochen. Ich habe so lange gesucht, bis ich einen Eisbereiter entdeckte der eben von Neapel angekommen ist. Ich sage nicht: »Wer mich liebt, der folge mir!« sondern: »Wer das Gefrorene liebt, dem zeige ich den Weg!« — Herr *Corneille*, gebt mir Euren Arm!«

»Hier ist mein Arm, Herr *Rotrou*,« sagte die Prinzeß, welche beschlossen hatte, in Allem dem Beispiele der Marquise zu folgen.

Zitternd und linkisch, wie die Männer von Genie zu sein pflegen, die eben aus der Provinz kommen, reichte *Corneille* seinen Arm der Marquise, während *Rotrou* in galanter Weise und mit der Manier eines vollendeten Cavaliers den seinigen der Prinzeß von *Condé* reichte; der Graf von *Salles*, der jüngere der Brüder *Montausier*, bot sich der schönen *Julie* zum Cavalier an, der Marquis von *Montausier* reichte seinen Arm dem Fräulein *Paulet* und *Gambault* bequemte sich zu Fräulein von *Scudéry*.

Frau von *Combales*, welche mit ihrem klösterlichen Anzuge, dessen Strenge bloß durch ein Bouquet von frischen Veilchen und Rosenknospen in etwas gemildert wurde, ihren Arm keinem Manne geben konnte, ging gleich nach der Prinzeß an der Seite der Frau von St. *Etienne*, der zweiten Tochter vom Hause, welche wie sie der Kirche angehörte, mit dem Unterschiede, dass Frau von St. *Etienne* jeden Tag einen Schritt vorwärts in ihrem geistlichen Berufe machte, Frau von *Combales* hingegen sich täglich um einen Schritt weiter daraus entfernte.

Bis jetzt war die Gesellschaft in den Salons der Marquise noch durch nichts überrascht worden,

aber das allgemeine Erstaunen war groß, als die Marquise, welche in ihrer Eigenschaft als Führerin den Vortritt vor der Prinzeß genommen hatte, vor einer Wand stehen blieb, in welcher es, wie man wusste, weder eine Türe noch einen sonstigen Ausgang gab.

Die Marquise aber klopfte mit ihrem Fächer einige Male an die Mauer.

Sofort öffnete sich dieselbe wie durch Zauberei und man befand sich auf der Schwelle eines herrlichen Zimmers, das mit blauen, goldgestickten Samtmöbeln versehen war. Die Tapeten waren in ihrer Grundfarbe den Möbeln ähnlich, und hatten auch die gleichen Verzierungen. In der Mitte befand sich eine vierseitige Etagere, welche mit Blumen, Früchten, Kuchen und Eis beladen war, und an welcher zwei als Genien gekleidete Mädchen, die jüngsten Schwestern der schönen Julie, die Honneurs machten.

Der Schrei der Bewunderung, welchen die Gesellschaft ausstieß, war ein einstimmiger. Man wusste, dass sich hinter der Mauer der Garten des Hospitals der Dreihundert befände, und sah nun plötzlich ein so wohl eingerichtetes, so herrlich tapeziertes und so schön gemaltes Zimmer, dass man glauben musste, es sei von Feenhänden erbaut und von einem Zauberer ausgeschmückt worden.

Während die Gesellschaft noch mit extatischen Ausrufungen über den Geschmack und Reichtum dieses Gemaches beschäftigt war, welches in der Folge unter dem Namen »blaues Zimmer« eine Berühmtheit erlangte, drängte sich *Voiture* bleich, atemlos und mit Blut bedeckt durch die Versammlung.

»Ist ein Arzt zugegen?« schrie er, »der Graf *Pisani* hat sich soeben mit *Souscarières* geschlagen und ist gefährlich verwundet.«

Zur selben Zeit konnte man im Hintergrunde des Saales den bewusstlosen und leichenähnlichen Körper *Pisani's* sehen, der auf den Armen von *Branças* und *Chavaroche* ruhte.

»Mein Sohn! mein Bruder! der Marquis!« waren die drei Schreie, welche zu gleicher Zeit ausgestoßen wurden, und ohne sich weiter um das »blaue Zimmer« zu bekümmern, welches aus eine so traurige Art eingeweiht worden war, drängte sich Jedermann in die Nähe des Verwundeten.

In demselben Augenblicke, in welchem der Graf *Pisani* *bewusstlos* in das Hotel Rambouillet getragen wurde, setzte ein unerwartetes Ereignis, welches die Situation in eigentümlicher Weise verwickeln sollte, die Bewohner des Gasthauses »zum gefärbten Barte« in nicht geringes Erstaunen'.

Stephan *Latil*, welchen man todt glaubte und auf einen Tisch gelegt hatte, um ihn daselbst zu lassen, bis Bretter zu einer Tragbahre zusammengefügt waren, stieß plötzlich einen schweren Seufzer aus, schlug die Augen auf und sagte mit schwacher, doch vollkommen vernehmbarer Stimme:

»Ich habe Durst!«

---



## VII.

### Marina und Jaqueline.

Wenige Minuten, bevor *Latil* durch jene zwei Worte ein Lebenszeichen gegeben hatte, welche in der Regel jeder Verwundete hervorstößt, wenn er aus einer Ohnmacht erwacht, welche aber besonders unserem Raufbolde geläufig waren, kam in das Wirtshaus »zum gefärbten Barte« ein junger Mann, der sich angelegentlich erkundigte, ob das im ersten Stockwerke gelegene Zimmer Nr. 13 von einer Bäuerin aus der Umgegend von Pau, Namens *Marina*, in Beschlag genommen sei. »Dieselbe ist,« fügte er hinzu, »an ihren schönen Haaren und glänzenden schwarzen Augen kenntlich, die so gut zu ihrem roten Mieder passen, sowie zu ihrem ganzen Anzug, welcher an die Kleidung der öden Berge von Lorassee erinnert, die *Heinrich IV.* als kleines Kind so oft mit bloßem Kopf und barfuß erklettert hat.«

Frau *Soleil* ließ mit ihrem reizendsten Lächeln dem jungen Manne Zeit zu allen diesen Auseinandersetzungen, denn ohne Zweifel fand sie Gefallen an ihm und wollte sich Gelegenheit verschaffen, ihn länger betrachten zu können; als er zu Ende war, antwortete sie mit einem Blicke, der vollkommenes Verständnis ausdrückte, dass die junge Bäuerin, welche sich *Marina* nenne, indem bezeichneten Zimmer sei und daselbst schon länger als eine halbe Stunde warte.

Und mit einer graziösen Bewegung, wie sie Frauen von 30 bis 35 Jahren stets gegenüber von jungen Männern zwischen zwanzig und zweiundzwanzig anzuwenden pflegen, zeigte sie dem jungen Manne die Treppe, welche nach dem Zimmer Nr. 13 führte.

Der Ankömmling war ein hübscher Junge, der das Alter von zwanzig Jahren nicht weit hinter sich haben mochte; er war von mittlerer Statur, aber gut gewachsen, und jede seiner Bewegungen war voll Eleganz und verriet dabei männliche Kraft. Er hatte die blauen Augen des Nordens, die schwarzen Haare und Augenbrauen des Südens, einen gebräunten Teint, einen feinen Schnur- und einen im Entstehen begriffenen Vollbart. Ein paar feingeschwungene Lippen, welche, sich öffnend, zwei Reihen blendend weißer, kleiner Zähne sehen ließen, um die ihn manche Dame beneidet hätte, vervollständigten die bestechende Physiognomie des Jünglings.

Sein baskischer Bauernanzug war eben so bequem als hübsch. Er bestand aus einem blutroten Barett, aus dessen Mitte eine schwarze Quaste auf die Schulter herabfiel, und das mit roten und schwarzen Federn geziert war, einem Wams von derselben Farbe wie das Barett, mit hängenden Ärmeln, unter welchen man die Ärmel eines eng anschließenden Panzercollets gewahrte, bauschiger Pluderhose und hohen Stiefeln von grauem Büffelleder. Ein lederner Gürtel, in welchem neben einem langen Rappiere ein breiter Dolch stak, vervollständigte den Anzug des jungen Mannes, den wir nicht als Bauer betrachten dürfen, da ihm seine Waffen den Charakter eines Landedelmannes gaben.

Vor der Tür des bezeichneten Zimmers angekommen, überzeugte er sich, ob wirklich die Nummer 13 über derselben angeschrieben sei, und erst als er darüber außer Zweifel war, klopfte er in einer eigenthümlichen Weise, indem er zwei Schläge rasch hintereinander folgen ließ, denen er nach einer Pause zwei andere Schläge beifügte, während ein fünfter Schlag erst nach

Verlauf einiger Sekunden den Schluß dieser Art von Signal bildet.«

Sofort nach dem fünften Schlage öffnete sich die Tür, zum Beweis, dass der Besucher erwartet wurde.

Die Person, welche öffnete, war eine Frau in dem Alter von etwa 30 Jahren und in dem vollen Glanz einer blendenden Schönheit; ihre Augen, welche in dem Signalement, das der junge Mann der Wirtin gegeben hatte, eine so große Rolle spielten, funkelten wie zwei Diamanten aus dem Schatten ihrer langen dunklen Wimpern hervor; ihre Haare waren von so tiefem Schwarz, dass alle üblichen Vergleiche mit der Kohle, mit den Rabenflügeln u.s.w. ihnen gegenüber als unzureichend erscheinen mussten; ihre Wangen waren von jener warmen Blässe — mit einem tieferen, das wallende Blut verratenden Farbton, welche Leidenschaften andeutet, die häufiger stürmisch und vorübergehend, als tief und dauernd sind; ihr von einer vierfachen Corallenschnur umschlossener Hals war in kräftige Schultern eingefügt und verlief in einen Busen, dessen Conturen sowohl, als das stürmische Wogen, das ihn bewegte, wahrlich nicht den geringsten Reiz der ganzen junonischen Gestalt ausmachten; die Taille war fein, und erschien noch feiner, als sie wirklich war, durch die echt spanische Wölbung der Hüfte. Der kurze Rock, von demselben Roth wie das Mieder, ließ ein tadellos, fast aristokratisch geformtes Unterbein und einen Fuß sehen, dessen Kleinheit im Verhältnisse zu der ganzen kräftigen Gestalt wahrhaft staunenswert war.

Die Tür wurde zuerst ein klein wenig geöffnet, und erst nachdem der junge Mann den Namen *Marina* ausgesprochen, worauf die Öffnende wie bei dem Austausch einer Parole mit dem Namen Jaqueline geantwortet hatte, tat sich die Tür ganz auf und *Marina* trat von derselben weg, um den Erwarteten ins Zimmer eintreten zu lassen, worauf sie die Tür rasch ins Schloss drückte und den Riegel vorschob, dann aber sich schnell umwandte, gleich als drängte es sie, den Mann genauer zu besehen, der sie aufzusuchen gekommen war.

Beide blickten sich nun eine Zeit lang mit gleicher Neugier an; Jaqueline mit gekreuzten Armen, zurückgeworfenem Kopfe und lächelnden Lippen, *Marina* den Kopf vorgebeugt, die Hände rückwärts noch auf das Türschloss gestützt und in einer Stellung, die an die katzenartigen Raubtiere erinnern musste, die ihre Beute beschleichen, bereit, jede Sekunde auf dieselbe zuzuspringen.

»Ventre-Saint-Gris,« rief der junge Mann, »da habe ich, wie es scheint, eine reizende Cousine!«

»Und ich,« erwiderte die junge Frau, »einen sehr hübschen Vetter!«

»Meiner Treu,« fuhr Jaqueline fort, »wenn man so nahe mit einander verwandt ist, wie wir, und einander noch niemals gesehen hat, so sollte es mir scheinen, dass man die Bekanntschaft am besten damit anfängt, dass man einander umarmt.«

»Ich habe nichts gegen diese Art des Bewillkommens,« erwiderte *Marina* und hielt dem jungen Manne ihre Wangen hin, welche sich mit einer flüchtigen Rothe bedeckten, die ein Kenner nicht der Schamhaftigkeit, sondern im Gegenteile einer leichten Erregbarkeit zuschreiben musste.

Die beiden jungen Leute umarmten sich.

»Es wäre doch, bei der Seele meines Vaters,« rief der junge Mann mit dem Ausdruck guter Laune, welche bei ihm gewöhnlich zu sein schien, »die angenehmste Sache von der Welt, eine schöne Frau zu umarmen, wenn es nicht noch angenehmer wäre, diese Umarmung zu wiederholen!«

Und er breitete nochmals seine Arme aus, um die Tat dem Worte folgen zu lassen.

»Mein schöner Vetter,« sagte aber *Marina*, ihn abwehrend, »wir werden davon später reden, wenn es Euch beliebt; nicht als ob es mir nicht ebenso angenehm schiene, als Euch, aber weil uns die Zeit dazu mangelt. Es ist dies Euer eigener Fehler; warum habt Ihr mich länger als eine halbe Stunde auf Euch warten lassen?«

»Das ist bei Gott eine schöne Frage! Weil ich glaubte,, von irgend einer dicken, deutschen Amme oder von einer vertrockneten spanischen Duenna erwartet zu werden. Aber sollte noch einmal die Gelegenheit kommen, dass wir Zwei zusammentreffen, so schwöre ich Euch, schöne Cousine, dass ich es sein werde, der Euch erwartet.«

»Ich nehme Notiz von diesem Versprechen, doch habe ich darum nicht mindere Eile, Der, die mich geschickt hat, die Nachricht zu hinterbringen, dass Ihr bereit seid, in allen Stücken ihren Befehlen so pünktlich zu gehorchen, wie es sich für einen höflichen Cavalier gegenüber einer großen Fürstin, geziemt.«

»Ich erwarte diese Befehle in Demut,« sagte der junge Mann, sich auf ein Knie niederlassend.

»O, o! Ihr vor mir auf den Knien! Monseigneur, Monseigneur, denkt Ihr wirklich an so etwas?« rief *Marina*, ihn aufhebend.

Dann fügte sie mit ihrem herausforderndsten Lächeln hinzu:

»Es ist eigentlich schade; Ihr nehmt Euch so gut in dieser Stellung aus.«

»Vor Allem,« sagte der junge Mann, die Hand seiner angeblichen Cousine drückend und sie veranlassend, sich neben ihn zu setzen, »hat man die Nachricht von meiner Rückkehr mit Befriedigung aufgenommen?«

»Mit Freude sogar.«

»Und bewilligt man mir gern diese Audienz?«

»Mit Entzücken.«

»Und wird die Botschaft, mit der ich betraut bin, gut aufgenommen werden?«

»Enthusiastisch!«

»Und dennoch sind bereits acht Tage verflossen, dass ich zurückgekehrt bin, und zwei Tage, dass ich warte.«

»Ihr seid in der Tat köstlich. Monseigneur! Und wie lange ist es denn, dass wir selbst von La

Rochelle zurückgekehrt sind? Zwei Tage und ein halber.«

»Das ist wahr!«

»Und womit ist diese Zeit zugebracht worden?«

»Mit Festlichkeiten; ich weiß es, denn ich habe sie gesehen.

»Von wo aus?«

»Mein Gott, von der Straße aus, wie ein anderer einfacher Sterblicher.«

»Wie habt Ihr dieselben gefunden?«

»Entzückend!«

»Nicht wahr? Er besitzt Einbildungskraft, unser treuerer Kardinal. Seine Majestät Ludwig XIII. als Jupiter.«

»Ja, als Jupiter *Stator*.«

»*Stator* oder ein anderer, darauf kommt es wohl nicht an.«

»O, es kommt wohl darauf an, meine schöne Cousine: der Schwerpunkt der Frage liegt vielmehr in diesem Worte.«

»In welchem Worte?«

»In dem Worte *Stator*; wisst Ihr, was es bedeutet?«

»Nein!«

»Es will sagen, *Jupiter*, welcher aufhält oder auch welcher sich aufhält, mit andern Worten, welcher stehen bleibt.«

»Nehmen wir an, es hieße: Jupiter, welcher stehen bleibt.«

»Am Fuße der Alpen, nicht wahr?«

»Wir wenigstens werden unser Bestes tun, trotz des Blitzes, den *Jupiter* in der Hand hielt, und mit welchem er Österreich und Spanien zugleich bedrohte.«

»Ein Blitz von Holz —«

»Und ungeflügelt; die Flügel des Blitzes sind in Bezug auf den Krieg stets die Geldkassen, und ich halte weder den König noch den Kardinal für besonders reich. *Jupiter Stator* wird also, nachdem er dem Osten und dem Westen genug drohte, wahrscheinlich den Blitz aus der Hand legen, ohne ihn geschleudert zu haben.«

»O, sagt Ihr das heute Abend unseren armen Königinnen und Ihr werdet sie glücklich machen.«

»Ich habe ihnen Besseres als das zu sagen; ich habe ihnen, wie ich es bereits Ihre Majestäten wissen ließ, einen Brief des Fürsten von Piemont zu übergeben, welcher schwört, dass die französische Armee die Alpen nicht überschreiten wird.«

»Wenn er nur diesmal Wort hält; es ist, Ihr wisst es, sonst nicht seine Gewohnheit.«

»Aber diesmal hat er alles Interesse dabei, Wort zu halten.«

»Wir plaudern, Vetter, wir plaudern und lassen die Zeit unnütz verstreichen.«

»Das ist Eure Schuld, Cousine,« sagte der junge Mann mit einem Lächeln, das seine schönen Zähne sehen ließ, »Ihr wollt die Zeit nicht mit nützlichen Dingen ausfüllen.«

»Da sei einmal Jemand seiner Herrschaft ergeben und nehme sich ihretwegen das Brot aus dem Munde; nichts als Vorwürfe werden diese Ergebenheit belohnen. Mein Gott, wie undankbar ist doch die Welt!«

»Nun, ich höre Euch an, Cousine!«

Und der junge Mann gab seiner Miene den ernstesten Ausdruck, den er hervorzubringen vermochte.

»Gut! Am heutigen Abende gegen elf Uhr werdet Ihr im Louvre erwartet.«

»Wie? Heute Abend schon soll ich die Ehre haben, von Ihren Majestäten empfangen zu werden?«,

»Heute Abend!«

»Ich dachte, dass heute Schauspiel und Gelegenheitsballett bei Hofe ist?«

»Ja, aber als die Königin dies hörte, hat sie sich sofort über große Müdigkeit und unerträglichen Kopfschmerz beklagt; sie sagte, dass nur der Schlaf sie wieder herstellen könne. Man holte *Bouvard*; dieser erkannte alle Symptome einer heftigen Migräne; *Bouvard* gehört nämlich uns, obwohl er Arzt des Königs ist, mit Leib und Seele. Er verordnete die absoluteste Ruhe und die Königin ruht aus, indem sie Euch erwartet.«

»Aber auf welche Weise gelange ich in den Louvre? Ich setze voraus, dass dies nicht dadurch geschehen soll, dass ich meinen Namen nenne.«

»Seid ruhig, es ist für Alles gesorgt. Ihr werdet Euch heute Abend in der Kleidung eines Edelmannes in die Rue des Fosses St. Germain begeben. Ein Page, in die Farben der Prinzeß — chamois und blau — gekleidet, wird Euch an der Ecke der Rue des Poulies erwarten; er wird das Losungswort haben und Euch bis an den Eingang des Corridors geleiten, wo die Ehrendame vom Dienst Euch in Empfang nehmen wird, um Euch sogleich zu Ihrer Majestät zu führen, wenn dieselbe Euch sofort empfangen kann, oder Euch in einem benachbarten Kabinett warten zu

lassen, bis der Augenblick der Audienz gekommen sein wird.«

»Und warum gebt Ihr, teure Cousine, Euch nicht selbst die Mühe, mich während des Wartens geduldig zu erhalten; ich gestehe Euch, dass das mir außerordentlich angenehm wäre.«

»Weil die Woche meines Dienstes zu Ende ist, und ich, wie Ihr seht, meinen Dienst außerhalb des Schlosses verrichte.«

»Und Ihr habt mir ganz das Aussehen, als wüsstet Ihr Euch diesen äußeren Dienst möglichst angenehm einzurichten.«

»Was wollt Ihr, lieber Vetter, man lebt nur einmal!«

In diesem Augenblicke hörte man die Uhr vom Turme der Carmeliter schlagen. ^

»Neun Uhr!« . rief Marina, »umarmt mich schnell, lieber Vetter, und lasst mich hinaus; ich habe kaum noch Zeit, in den Louvre zurückzukehren und daselbst zu erzählen, dass ich einen sehr liebenswürdigen Mann zum Vetter habe, welcher — was würdet Ihr wohl für die Königin geben?«

»Mein Leben! Ist das genug?«

»Es ist Zuviel! gebt nur immer das, was Ihr zurücknehmen könnt, und nie das, was, einmal gegeben, auf ewig, verloren ist. Auf Wiedersehen, Cousin!«

»Apropos!« rief der junge Mann, sie zurückhaltend, »gibt es kein Erkennungszeichen, keine Parole, die mit dem Pagen ausgetauscht werden müsste?« .,

»Es ist wahr! ich vergaß; Ihr werdet ihm *Casale* sagen und er wird *Mantua* antworten.«

Und die junge Frau bot dem jungen Manne jetzt nicht ihre Wangen, sondern ihre frischen, vollen Lippen zu einem Kusse, den er auch recht herzlich darauf drückte.

Dann lief sie die Treppe mit einer Schnelligkeit hinab, als ob sie gefürchtet hätte, nicht widerstehen zu können, wenn man den Versuch machen sollte, sie zurückzuhalten.

Jaqueline sah ihr eine Weile nach, setzte dann seine rote Kappe wieder auf seinen Kopf und stieg, ein Liedchen trällernd, langsam genug die Stiege hinab, um der Botin aus dem Louvre Zeit zu lassen, sich indessen aus dem Hause zu entfernen.

Er war bei der dritten Strophe seines Liedes und auf der letzten Stufe der Stiege angelangt, als ihm ein Blick in den Saal des Erdgeschosses, dessen Tür offen stand, einen bleichen und blutigen Mann zeigte, der ausgestreckt auf einem Tische lag und an dessen Seite ein Kapuziner kniete, der die Beichte des Sterbenden zu hören schien. An den Fenstern und der Tür drängten sich Neugierige, welche jedoch durch die Gegenwart des Mönches und die Feierlichkeit der Szene abgehalten wurden, den Saal zu betreten.

Dieser Anblick ließ das Lied auf den Lippen des jungen Mannes ersterben und da der Wirt sich

im Bereiche seiner Stimme befand, rief er:

»He. Meister *Soteil!*«

Meister *Soleil* kam, die Mütze in der Hand, herbei.

»Was steht denn zu Diensten, mein schöner junger Herr?« fragte er.

»Was zum Teufel tut dort jener Mann auf dem Tische, mit dem Mönche an seiner Seite?«

»Er beichtet.«

»Ich sehe wohl, dass er beichtet, aber wer ist er und warum beichtet er?«

»Wer er ist?« sagte der Wirt mit einem Seufzer; »er ist ein braver und rechtschaffener Bursche Namens *Stephan Latil* und gehört zu den besten Kunden meines Hauses. Warum er beichtet? Weil er aller Wahrscheinlichkeit nach nur noch wenige Stunden zu leben hat. Da er ein religiöses Gemüt hat und mit großem Geschrei nach einem Priester verlangte, hat meine Frau diesen würdigen Kapuziner herbeigeholt, der eben von den Carmelitern kam.«

»Und woran stirbt Euer rechtschaffener Bursche?«

»O, mein Herr! Ein Anderer wäre schon zehnmal daran gestorben, Er stirbt an zwei fürchterlichen Degenstößen, wovon der eine in den Rücken hinein und bei der Brust hinausging, während der andere gerade den entgegengesetzten Weg nahm.«

»Ihr kämpfte also mit mehreren Leuten?«

»Mit vieren, mein Herr, mit vieren!«

»Ein Duell?«

»Nein, ein Racheakt.«

»Ein Racheakt?«

»Ja, man fürchtete, dass er reden würde.«

»Und wenn er geredet hätte, was hätte er sagen können?«

»Dass man ihm tausend Pistolen angeboten hätte, damit er den Grafen von *Moret* tötete, und dass er dieses Anerbieten ausgeschlagen habe.«

Der junge Mann erbebte bei der Nennung dieses Namens und sah den Gastwirt scharf an.

»Damit er den Grafen von *Moret* tötete,« wiederholte der junge Mann, »seid Ihr dessen auch vollkommen sicher, was Ihr da behauptet, guter Mann?«

»Ich habe es aus seinem eigenen Munde; es ist das Erste, was er gesagt hat, nachdem er zu

trinken verlangte.«

»Den Grafen von *Moret*,« sagte der junge Mann vor sich hin sinnend, »*Anton von Bourbon*?«

»*Anton von Bourbon*, so ist es!«

»Den Sohn des Königs *Heinrich IV.*«

»Und der Frau *Jaqueline* von Beuil, Gräfin von *Moret*.«

»Das ist sonderbar!« flüsterte der junge Mann.

»So sonderbar es auch sein mag, verhält es sich doch nicht anders.«

Nach einem Stillschweigen, welches einige Augenblicke gewährt hatte, schritt der junge Mann zum großen Erstaunen *Soleil's* und trotz seiner Rufe: »Wohin geht Ihr?« durch die Neugierigen, welche die Tür belagerten, sich Bahn machend, in den Saal und gerade auf den Tisch zu, auf welchem *Latil* sich vor Schmerzen krümmte, und eine reichlich gefüllte Börse auf den Tisch werfend, sagte er:

»*Stephan Latil!* Wenn Ihr von Euren Wunden genesen solltet, so begeben Euch nach dem Hotel des Herzogs von *Montmorency* in der Rue des Blancs Manteaux; solltet Ihr aber sterben, so sterbt ruhig im Vertrauen auf den Herrn; die Messen sollen der Ruhe Eurer Seele nicht fehlen!«

Bei der Annäherung des jungen Mannes hatte sich *Latil* auf seinem Ellbogen aufgerichtet und verharrte in dieser Stellung mit starrem Blicke, gerunzelten Augenbraunen und geöffnetem Munde, als ob er ein Gespenst sähe.

Als der junge Mann aber wiederum den Rücken gekehrt hatte, flüsterte er:

»*Der Graf von Moret!*« und ließ sich wieder auf die Tischplatte zurückfallen.

Der Kapuziner aber zog, als er des falschen *Jaqueline* ansichtig geworden, schnell die Capuze tief ins Gesicht, gleich als ob er gefürchtet hätte, von dem jungen Manne erkannt zu werden.

---



## VIII.

### Treppen und Corridors.

Aus dem Wirtshaus »zum gefärbten Barte« kommend, durchschritt der Graf von *Moret*, dessen Inkognito wir nun nicht mehr aufrecht zu halten brauchen, die Rue d l'Homme Armé und wandte sich dann nach rechts in die Rue des Blancs Manteaux, wo er an das Thor des dem Herzog von *Montmorency*, Heinrich II., gehörigen Hotels klopfte. Dieses Hotel hatte noch einen andern Ausgang, der in die Rue St. Avoye führte.

Ohne Zweifel genoss der Sohn Heinrichs IV. ein großes Ansehen in diesem Hause, denn kaum war er erkannt worden, als ein Page von etwa fünfzehn Jahren einen Armleuchter ergriff, die vier Wachskerzen auf demselben anzündete, und ihm voran leuchtete.

Der Prinz folgte dem Pagen.

Die Wohnung des Grafen von *Moret* befand sich im ersten Stockwerke, der Page beleuchtete eines der Zimmer, indem er die wohlriechenden Kerzen zweier Candelaber anzündete, und fragte dann:

»Haben Eure Hoheit irgend einen Auftrag für mich?«

»Bist Du heute Abend bei deinem Herrn beschäftigte *Galaor*?« fragte der Graf von *Moret*.

»Nein, Monseigneur, ich habe Urlaub.«

»Willst Du mich begleiten?«

»Mit großem Vergnügen, Monseigneur!«

»In diesem Falle kleide Dich warm an und versieh Dich mit einem guten Mantel; die Nacht wird kalt werden.«

»O, o,« sagte der kleine Page, der durch seinen Herrn an dergleichen Abenteuer gewöhnt worden war, »ich werde, wie es scheint, irgendwo Wache zu stehen haben.«

»Ja, und zwar wird es eine Ehrenwache im Louvre sein, aber, *Galaor*, das; Du ja keine Silbe davon erwähnst, nicht einmal deinem Herrn gegenüber.«

»Das versteht sich!« sagte der Knabe lächelnd und einen Finger an seine Lippen legend.

Dann machte er eine Bewegung, um das Zimmer zu verlassen.

»Warte!« sagte der Graf von *Moret*, »ich habe Dir noch einige Verhaltensbefehle zu geben.«

Der Page verbeugte sich.

»Du wirst selbst ein Pferd satteln und zwei geladene Pistolen in die Halfter stecken.«

»Ein Pferd bloß?«

»Ja, bloß ein Pferd, Du wirst hinter mir auf die Croupe steigen; würden wir ein zweites Pferd nehmen, so würden wir die Aufmerksamkeit auf uns ziehen.«

»Die Befehle Monseigneurs werden pünktlich vollzogen werden.«

Es schlug zehn Uhr; der Graf horchte, indem er die Schläge zählte.

»Zehn Uhr!« sagte er, »beeile Dich, *Galaor*, damit in einer Viertelstunde Alles bereit ist.«

Der Page verbeugte sich und verließ das Zimmer, ganz stolz darüber, dass ihn der Graf von *Moret* zum Vertrauten gemacht hatte.

Dieser wählte unter seiner Garderobe einen einfachen, aber höchst eleganten Anzug aus und bekleidete sich damit. Das Wams war von granatbraunem, die weiten Beinkleider von blauem Samt. Die kostbarsten Brüsseler Spitzen bildeten den Kragen und die Manschetten eines feinen Hemdes, welches zwischen Wams und Beinkleidern sich ein wenig hervorbauschte; hohe Reiterstiefel von Büffelleder um, schlossen die Beine, und ein Schlaghut, an welchem zwei Straußenfedern ebenfalls in Granatbraun und Blau durch eine Diamantengraffe festgehalten wurden, bildete die Kopfbedeckung. In einem reichen Wehrgehänge stak ein Degen, dessen Griff fein ziseliert war, während die Klinge aus dem besten Stahl bestand, der also als Luxus-, wie als Verteidigungswaffe gleich trefflich diente.

Dann wendete er mit der der Jugend eigentümlichen und natürlichen Koketterie auf sein Gesicht einige Sorgfalt; er kämmt seine natürlich gelockten Haare zu beiden Seiten der Stirne herab, gab seinem Schnurrbart einen graziösen Schwung, strich seinen Vollbart gerade, der zu seinem Leidwesen gar zu langsam in die Länge wuchs, und nahm dann aus einer Schublade eine Börse, welche die an *Latil* verschenkte zu ersetzen bestimmt war. Durch diese Börse wurde er an das Abenteuer mit *Latil* erinnert, und er stellte sich wiederholt die Frage:

»Wer zum Teufel mag ein Interesse daran haben, mich aus der Welt zu schaffen?«

Da er sich jedoch aus diese Frage keine befriedigende Antwort zu erteilen vermochte, verwischte er die Erinnerung an *Latil* und seine Beichte mit der Sorglosigkeit der Jugend aus seinem Gedächtnisse, betastete sich, ob er nichts vergessen, warf noch einen Seitenblick in den Spiegel und stieg die Treppe hinab, indem er die letzte Strophe jenes Liedes summt, dessen erste Strophen er in dem Wirtshause »zum gefärbten Barte« gesungen hatte, als ihn der Anblick des Schwerverwundeten so unerwartet aus dem Concepte brachte.

Vor dem Thore des Hotels fand der Graf das Pferd und den Pagen, welche ihn erwarteten. Er schwang sich mit der Leichtigkeit und Eleganz eines vollendeten Reiters in den Sattel; auf seine Aufforderung sprang *Galaor* hinter ihm auf die Croupe des Pferdes. Nachdem der Graf sich überzeugt hatte, dass der Knabe sicher und bequem sitze, ließ er sein Pferd aus traben und befand sich eine kleine Viertelstunde nachher in der Rue des Poulies.

An der Ecke, welche die Rue des Poulies mit der Rue des Fosses St. Germain bildet, saß unter einem von einer Lampe beleuchteten Madonnenbilde ein junger Knabe, der, sobald er den Reiter erblickte, der hinter sich auf dem Pferde einen Pagen sitzen hatte, sofort erkannte, dass das der Edelmann sei, auf den zu warten ihm befohlen worden war, und seinen Mantel auseinander schlug.

Dieser Mantel bedeckte einen Anzug in Chamois und Blau, welche Farben die Livree der Frau Prinzeß bildeten.

Auch der Graf erkannte den Pagen, den man ihm bezeichnet hatte; er hieß *Galaor* absteigen, und nachdem auch er sich aus dem Sattel geschwungen, trat er auf den Knaben zu.

Dieser erhob sich von dem Ecksteine, auf dem er gesessen hatte, und nahm eine respektvolle Haltung an.

»*Casale*,« sagte der Graf.

»*Mantua*,« gab der Page zurück.

Der Graf machte *Galaor* ein Zeichen, sich zu entfernen, und sich wieder zu Dem wendend, der ihm als Führer dienen sollte, sagte er:

»Du bist es also, dem ich jetzt folgen soll, mein schöner Junge?«

»Ja, Herr Graf, wenn es Euch beliebt,« antwortete der Page mit einer so feinen und wohlklingenden Stimme, dass dem Grafen im Augenblicke die Idee kam, er habe eine Frau vor sich.

»Gut denn!« sagte der Graf, indem er aufhörte, seinen Führer zu duzen, »zeigt mir also den Weg, den ich zu gehen habe.«

Diese Veränderung in den Worten des Grafen entging keineswegs demjenigen oder derjenigen, an den oder an die sie gerichtet waren. Der Page warf einen schalkhaften Blick auf den Grafen, bemühte sich nicht einmal ein Lächeln zu verbergen, das auf seine Lippen trat, nickte mit dem Kopfe und setzte sich in Bewegung.

Sie überschritten, ohne angehalten zu werden, die Zugbrücke, Dank einem Worte, das der Page der Schildwache zugeflüstert hatte, kamen ebenso unangefochten durch das Thor des Louvre, und schlugen die Richtung nach dem nördlichen Flügel ein.

Als man zu dem Garten kam, nahm der Page den Mantel ab, damit man seine Livree sehen sollte, und sagte mit einer Stimme, die er sich bemühte, so männlich als möglich ertönen zu lassen:

»Hofstaat der Frau Prinzeß!«

Aber in der Bewegung, welche er hierbei zu machen gezwungen war, musste der Page sein Gesicht bloß geben, ein Strahl der Laterne auf der Treppenflur beleuchtete dasselbe und ließ den

Grafen von *Moret* an der üppigen Fülle goldblonder Haare, an den blauen Augen, in denen die Schalkhaftigkeit ihren Sitz hatte, an dem fein gezeichneten Munde, der ebenso freigebig Bosheiten wie Küsse austeilte, *Marie de Rohan-Montbazon*, Herzogin von *Chevreuse*, erkennen.

Er näherte sich ihr lebhaft und fragte sie, als man die Treppe hinan stieg:

»Theure *Marie*, erzeigt mir der Herr Herzog noch immer die Ehre, auf mich eifersüchtig zu sein?«

»Nein, mein lieber Graf, namentlich nicht, seitdem er weiß, dass Ihr in Frau von *Montagne* in dem Grade verliebt seid, dass Ihr ihretwegen Tollheiten begeht.«

»Gut geantwortet,« lachte der Graf, »und ich sehe hieraus, dass Ihr noch immer die geistreichste und hübscheste Frau von der Welt seid.«

»Wenn ich aus keiner andern Ursache aus Holland zurückgekehrt wäre, als um aus Eurem Munde Komplimente zu hören, mein Prinz,« sagte der Page, sich verneigend, »wahrhaftig, es würde mir um die Reisekosten nicht leid sein.«

»Aber ich glaubte, dass Ihr seit dem Abenteuer in den Gärten von Amiens verbannt wäret?«

»Man hat meine Unschuld, wie die Ihrer Majestät, anerkannt, und auf die Bitten der Königin hat der Herr Kardinal die Güte gehabt, mich zu pardonniren.«

»Ohne jede Bedingung?«

»Man verlangte von mir das heilige Versprechen, dass ich mich nicht mehr in die Intrigen des Hofes mischen würde.«

»Und Ihr haltet Euer gegebenes Wort?«

»Auf's Gewissenhafteste, wie Ihr seht.«

»Und euer Gewissen sagt Euch nichts darüber?«

»Ich habe einen päpstlichen Ablass.«

Der Graf lachte laut auf.

»Im Übrigen,« sagte der falsche Page, »heißt es wohl nicht intrigieren, wenn man Schwager und Schwägerin zusammenführt.«

»Teure *Marie*,« sagte der Graf von *Moret*, dem Pagen die Hand drückend und sie an seine Lippen pressend, mit jener leicht erregten Leidenschaftlichkeit, die er von seinem Vater geerbt hatte, »solltet Ihr mir die Überraschung aufgespart haben, dass sich auf meinem Wege zur Königin Euer Zimmer befindet?«

»O, man sieht wohl, dass Ihr der rechtmäßige Sohn *Heinrichs IV.* seid und dass die Anderen nur Bastarde sind.«

»Auch mein Bruder *Ludwig XIII.*?« fragte lächelnd der Graf von *Moret*.

»O, vor Allem dieser *Ludwig XIII.*, den Gott in seinen Schutz nehmen möge. Warum hat er nicht ein wenig von Eurem Blute in seinen Adern?«

»Wir sind ja nicht von derselben Mutter, Herzogin!«

»Und vielleicht auch nicht einmal von demselben Vater —« .

»Marie, Ihr seid anbetungswürdig und ich, muss Euch umarmen.«

»Seid Ihr toll? Einen Pagen auf der Stiege zu umarmen; wollt Ihr Euch um Euren Ruf bringen, besonders da Ihr erst aus Italien zurückgekommen seid?«

»Ich bin entschieden heute Abend im Unglücke,« sagte der Graf, den Arm der Herzogin fahren lassend.

»Da sehe man! Die Königin schickt ihm eine unserer schönsten Frauen in das Wirtshaus »zum gefärbten Barte« und er wagt es noch, sich zu beklagen.«

»Meine Cousine *Marina*?«

»Ja, meine Cousine *Marina*,« spottete die Herzogin.

»Ah, *Ventre-Saint-Gris*, Ihr müsst mir wirklich sagen, wer diese reizende Hexe ist.«

»Wie? Ihr kennt sie nicht?«

»Nein!«

»Ihr kennt die *Fargis* nicht?«

»*Fargis*, die Frau unseres Gesandten in Spanien?«

»Dieselbe; man platzierte sie nach jener verhängnisvollen Szene in den Gärten von Amiens, von denen wir eben gesprochen haben, in die Nähe der Königin.«

»A la bonne heure!« lachte der Graf von *Moret*, »das ist einmal eine gut gehütete Königin, an deren Bette zu Häuptern die Herzogin von *Chevreuse* und zu Füßen Frau von *Fargis* Wache halten. Ach, mein armer Bruder *Ludwig*! Gesteht Ihr es, Frau Herzogin, dass er besser bedient sein könnte?«

»Aber wisst Ihr, Monseigneur, dass Ihr zum Entzücken unverschämt seid, und dass es ganz gut ist, dass wir bereits an Ort und Stelle uns befinden?«

»Wir sind also bereits angelangt?«

Die Herzogin zog einen Schlüssel aus ihrer Tasche und öffnete damit die Tür zu einem dunklen Korridor.

»Hier ist Euer Weg, Monseigneur!« sagte sie.

»Ich hoffe, dass Ihr nicht die Absicht habt, mich da hineingehen zu lassen.«

»Und warum nicht? Ihr werdet wirklich da hineingehen, und das ganz allein.«

»Gut! Man hat meinen Tod beschlossen; ich werde da, plötzlich eine offene Falltür unter meinen Füßen haben, und dann, gute Nacht *Anton von Bourbon*. Ich werde eigentlich nicht viel dabei verlieren, da mich die Frauen so schlecht behandeln.«

»Undankbarer! Wenn Ihr Diejenige kennen würdet, die Euch am anderen Ende dieses Korridors erwartet!«

»Wie!« rief der Graf, »ich werde jenseits dieses Korridors von einer Frau erwartet?«

»Das wird die Dritte an diesem Abende sein, trotzdem hört Ihr nicht auf, Euch zu beklagen, schöner *Amadis*.«

»Ich beklage mich nicht mehr; auf Wiedersehen, Herzogin!«

»Gebt auf die Falltüren Acht!«

»Die sind mir jetzt gleichgültig; ich wage Alles!«

Die Herzogin verschloss die Tür hinter dem Grafen, welcher sich nun in der vollkommensten Dunkelheit befand.

Einen Augenblick zögerte er; er wusste durchaus nicht, wo er sich befand; einen Moment ging er wirklich mit dem Gedanken um, zurückzugehen, doch das Geräusch des Schlüssels, der die Tür hinter ihm abschloss, hielt ihn auf seinem Platze.

Nach wenigen Sekunden hatte er sich entschlossen, das Abenteuer bis an sein Ende zu verfolgen.

»*Ventre-Saint-Gris!*« rief er, »die schöne Herzogin behauptet, ich sei der echte Sohn *Heinrichs IV.*; strafen wir sie nicht Lügen!«

Und er schlich, den Atem anhaltend und mit den Händen vor sich hin tastend, durch den Korridor.

Kaum hatte er zwanzig Schritte mit jenem Zaudern gemacht, das selbst der Mutigste nicht überwinden kann, wenn er sich im Finstern befindet, als er das Rauschen eines Frauenkleides zu hören glaubte, das ihm immer näher kam.

Er blieb stehen, das Rauschen hörte auf.

Er überlegte noch, wie er die Person anreden sollte, von der das Geräusch ausging, als eine sanfte und zitternde Stimme fragte:

»Seid Ihr es, Monseigneur?«

Die Inhaberin der Stimme konnte kaum zwei Schritte vom Grafen entfernt sein.

»Ich bin es!« antwortete der Graf.

Und er trat einen Schritt vorwärts. Seine Hand berührte dabei eine andere, weiche Hand, welche ausgestreckt worden zu sein schien, um ihn zu suchen, die sich aber nach der erfolgten Berührung schüchtern zurückzog.

Zugleich ließ sich ein leichter Schrei hören, der von Überraschung und Angst hervorgerufen sein mochte, aber so einschmeichelnd und melodisch klang, wie der Seufzer einer Sylphe oder das Vieriren einer Aeolsharfe.

Der Graf erbepte; er empfand bei dem Anhören dieses Tones ein Gefühl, das er bisher noch nicht gekannt hatte.

Tiefes Gefühl war köstlich.

»Wo seid Ihr?« flüsterte er.

»Hier!« wurde zögernd geantwortet.

»Man hat mir gesagt, dass ich eine Hand finden würde, die mich führt, da ich den Weg nicht kenne; werdet Ihr mir diese Hand verweigern?«

Eine Pause folgte, während welcher die Person, an welche die Frage gerichtet war, zu überlegen schien; dann erfolgte die Antwort:

»Hier ist meine Hand.«

Mit beiden Händen erfasste der Graf das Händchen, das ihm gereicht wurde, und machte eine Bewegung, um es an seine Lippen zu drücken, aber diese Bewegung wurde durch ein einziges Wort vereitelt, dessen bittende Betonung nur als ein Schmerzensruf verletzter Schamhaftigkeit gedeutet werden konnte.

»Monseigneur!«

»Verzeihung, mein Fräulein!« sagte der Graf, und der Ausdruck, mit dem er diese Worte sprach, war so achtungsvoll, als ob er sie an die Königin selbst gerichtet hätte.

Ein Stillschweigen folgte; der Graf behielt die Hand der Dame in der seinigen, und diese versuchte es nicht mehr, sie zurückzuziehen, aber sie ruhte unbeweglich in der sie umschließenden Hand, und es war, als ob ein fester Wille alles Leben aus ihr entfernt hätte.

Es war, wenn man sich dieses Ausdruckes bedienen darf, eine stumme Hand.

Aber die Ausdruckslosigkeit dieser Hand hinderte den Grafen nicht, zu bemerken, dass sie klein, zart, aristokratisch gebaut und vor Allem von jungfräulicher Frische sei.

Nicht an seine Lippen hatte er jetzt das Verlangen sie zu pressen, sondern gegen sein Herz.

Seit er diese Hand berührt hatte, war er unbeweglich geblieben, als ob er den Zweck seines Hierseins völlig vergessen hätte.

»Kommt Ihr, Monseigneur?« fragte die sanfte Stimme.

»Wohin wollet Ihr, dass ich gehe?« sagte der Graf, ohne sonderlich zu wissen, was er sprach.

»Dorthin, wo die Königin Euch erwartet; zu Ihrer Majestät!«

»Es ist wahr,« erwiderte er seufzend, »ich hatte es vergessen; gehen wir!«

Und ein moderner Theseus tappte er durch ein weniger kompliziertes, aber viel finsteres Labyrinth als das von Creta, und nicht durch den Faden *Ariadne's*, sondern von *Ariadne* selbst geführt.

Nachdem einige Schritte gemacht worden waren, wandte sich *Ariadne* nach rechts.

»Wir sind gleich zur Stelle!« sagte sie.

»Leider!« flüsterte der Graf.

Man langte in der Tat vor einer Glastür an, welche in das Vorzimmer der Königin führte; aber da die Majestät in Folge ihrer Unpässlichkeit sich bereits zur Ruhe begeben hatte, waren in diesen! Vorzimmer alle Lichter bis auf eine Ampel ausgelöscht, welche von der Decke herabhing und durch ihre matt geschliffene Schale nur ein sehr schwaches Dämmerlicht verbreitete.

Bei diesem geringen Scheine versuchte es der Graf, seine Führerin zu betrachten, aber er konnte nichts als die Umrisse ihrer Gestalt gewahren.

Das junge Mädchen blieb stehen.

»Monseigneur,« sagte sie, »da Ihr hier genug seht, um allein gehen zu können, so folgt mir.«

Und trotz einer leichten Anstrengung, die der Graf machte, um ihre Hand festzuhalten, befreite sie dieselbe, schritt voran, öffnete die Tür und trat in das Vorzimmer der Königin.

Der Graf von *Moret* folgte ihr.

Schweigend und auf den Fußspitzen durchschritten Beide das Vorzimmer, um die dem Korridor gegenüberliegende Tür zu erreichen, welche in die Gemächer *Anna's von Österreich* führte.

Plötzlich blieben sie stehen, denn sie vernahmen ein Geräusch, welches mit jeder Sekunde näher kam.

Dieses Geräusch rührte von mehreren Personen her, welche die große Treppe hinan stiegen.

»Mein Gott,« flüsterte das Mädchen bestürzt, »sollte es der König sein, der, vom Ballet kommend, sich nach dem Befinden Ihrer Majestät erkundigen, oder vielmehr sich überzeugen will, ob sie wirklich krank ist?«



»Man kommt in der Tat von dieser Seite!« sagte der Graf.

»Wartet,« sagte die junge Dame, »ich will nachsehen.«

Sie ging aus die Tür zu, welche auf die Haupttreppe führte, öffnete sie ein wenig und kehrte schnell zum Grafen zurück.

»Er ist es wirklich,« sagte sie; »schnell, schnell in dieses Kabinett!«

Und eine Tapetentür öffnend, stieß sie den Grafen durch dieselbe, und trat nach ihm in das Kabinett.

Es war hohe Zeit gewesen. Kaum hatte sich die Tür des Kabinetts geschlossen, als sich die andere schon öffnete, und unter Vorantritt zweier Pagen, welche Fackeln trugen, und in Begleitung seiner Lieblinge, *Baradas* und *St. Simon*, denen der erste Kammerdiener, *Beringhen*, folgte, trat der König *Ludwig XIII.* in das Vorzimmer, und verfügte sich, nachdem er seinem Gefolge ein Zeichen gegeben hatte, zu warten, in die Gemächer der Königin.

---

## IX.

### Ludwig XIII.

Wir glauben, dass die Zeit gekommen ist, unsern Lesern den König *Ludwig XIII.* vorzustellen, und sie werden uns verzeihen, wenn wir dieser eigentümlichen Persönlichkeit ein ganzes Capitel widmen.

*Ludwig XIII.*, geboren am 27. September 1601, also zu der Zeit, von der wir erzählen, in einem Alter von 27 Jahren und drei Monaten, war eine lange, trübselige Figur von braunem Teint, mit einem großen schwarzen Schnurrbart. Kein Zug, weder seiner Physiognomie noch seines Charakters, erinnerte an *Heinrich IV.*, ja nicht einmal an den Franzosen. Da war keine Spur von Fröhlichkeit, von Jugend. Die Spanier erzählen mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit, dass er der Sohn *Virginio Orsini's*, Herzogs von *Bracciano*, eines Cousins *Marias von Medicis*. sei. In der Tat hatte *Maria von Medicis*, als sie, bereits 27 Jahre zählend, nach Frankreich abreiste, von ihrem Oheim, dem Kardinal Ferdinand, welcher, um den Thron von Toscana zu besteigen, seinen Bruder *Franz* und seine Schwägerin *Bianca Capello* vergiftet hatte, ein Schreiben folgenden Inhaltes erhalten:

»Meine teure Nichte! Ihr seid im Begriffe, einen König zu heiraten, der seine erste Frau verstieß, weil sie ihm keine Kinder gebar. Ihr habt eine Reise vor Euch, die einen Monat währen wird; in Eurer Begleitung befinden sich drei hübsche Jungen; der Eine ist *Virginio Orsini*, der bereits Euer *Cicisbeo* ist. ferner *Paolo Orsini*, endlich *Concino Concini*. Sucht es so einzurichten, dass Ihr gesichert seid, von Eurem Gatten nicht verstoßen zu werden.«

*Maria von Medicis* hatte, wie die Spanier versicherten, den Rat ihres Oheims Punkt für Punkt befolgt. Sie hatte zehn Tage gebraucht, um von Genua nach Marseille zu gelangen, und obwohl *Heinrich IV.* nicht gerade sehr ungeduldig war, seine »dicke Banquiersfrau«, wie er sie nannte, zu sehen, fand er doch die Überfahrt etwas lang; der Dichter *Malherbe* aber hatte bald den Grund dieser Langsamkeit entdeckt; er schrieb sie der Liebe zu, welche Neptun für die königliche Braut fühlte, die er nicht sobald aus seinen Armen lassen wollte. Möglicher Weise war diese Entschuldigung nicht sehr logisch, aber Königin Margot hatte ihrem Gatten das Grübeln über ähnliche Entschuldigungen abgewöhnt.

Nach neun Monaten konnte der Großherzog *Ferdinand* sich beruhigen; er vernahm die Nachricht von der Geburt des Dauphins, dem man sofort den Beinamen »der Gerechte« beilegte, weil er unter dem Himmelszeichen der Wage zur Welt gekommen war.

Seit seiner Kindheit trug er den bei den *Orsinis* erblichen Trübsinn zur Schau, aber auch alle seine Anlagen verrieten seine italienische Abstammung; er war ein leidenschaftlicher Musiker, ein passabler Komponist und ein leidlicher Maler. Von schwächlichem Körperbau, wurde er in seiner Jugend den Experimenten von allerhand Ärzten und Quacksalbern ausgesetzt, woher es kam, dass er als junger Mann sehr kränklich war, und sogar zwei- oder dreimal dem Tode nahe kam. In einem Tagebuch, welches durch achtundzwanzig Jahre von seinem Arzte *Hérouard* geführt wurde, ist verzeichnet, was er Tag für Tag aß, womit er sich Stunde für Stunde

beschäftigte. Seit seiner Kindheit verriet er wenig Herz, war hart, manchmal sogar grausam. *Heinrich IV.* züchtigte ihn zweimal mit seiner eigenen königlichen Hand, das erste Mal, als er gegen einen Edelmann so viel Abneigung gezeigt hatte, dass man, um ihm seinen Willen zu tun, eine blind geladene Pistole auf den Edelmann abschießen und den Dauphin glauben machen musste, derselbe sei tot auf dem Platze geblieben, das andere Mal, als er mit einem hölzernen Schlägel das Köpfchen eines Sperlings zerschmetterte hatte.

Ein einziges Mal zeigte er seinen Willen, König zu sein, und betätigte denselben. Das war am Tage seiner Krönung. Man hatte ihm das Reichszepter übergeben, welches sehr schwer war, da es aus massivem Gold und Silber bestand und mit Edelsteinen reich besetzt war. Seine Hand zitterte, als er es eine Weile hielt. Dies bemerkte der Prinz von Condé, der als der erste Prinz von Geblüt in seiner unmittelbaren Nahe stand, und wollte ihm die Hand unterstützen.

Aber *Ludwig XIII.* wandte sich lebhaft nach ihm um und sagte mit zornfunkelndem Blick:

»Ich habe die Absicht, das Scepter allein zu tragen, und brauche keinen Gehilfen!«

Seine Lieblingszerstreuung bestand darin, Elfenbeinkugeln zu drehen, Kupferstiche zu kolorieren, Kartenhäuser zu bauen oder in seinen Gemächern kleine Vögel durch einen gelben, abgerichteten Papagei jagen zu lassen. *L'Etoile* sagt von ihm mit Recht, dass er sich in allen seinen Handlungen allein sehr *kindisches* Kind erwies.

Seine beiden Hauptleidenschaften jedoch waren Musik und Gesang. In dem Tagebuch *Hérouard's*, einer sehr wenig gekannten Geschichtsquelle, heißt es: »Zu Mittag begibt er sich in die Galerie, um daselbst mit seinen Hunden *Patelot* und *Grisette* zu spielen.

»Um ein Uhr kehrt er nach seinen Zimmern zurück, lässt *Ingret*, seinen Lautenspieler, rufen, und macht gemeinschaftlich mit ihm Musik, indem er selbst zu seinem Spiele singt, denn er ist der Tonkunst leidenschaftlich ergeben.«

Manchmal reimte er, um sich zu zerstreuen, Sprichwörter und Sentenzen; hin und wieder forderte er auch seine Umgebung auf, Verse zu machen.

Wie alle melancholischen Charaktere, wusste er sich trefflich zu verstellen und gerade Denen, die er verderben wollte, zeigte er in dem Augenblicke, wo er seine Hand von ihnen abzog, sein gewinnendstes Lächeln.

Am 2. März, einem Montag des Jahres 1613, im Alter von zwölf Jahren, bediente er sich zum ersten Male der Lieblingsredensart *Franz I.*, und schwor »auf Edelmanns Wort«. In eben diesem Jahre verlangte die Etiquette, dass man dem jungen Könige das Hemd reiche. Es war *Courtauvaux*, der es ihm übergab; einer seiner Genossen, wir können nicht sagen des Vergnügens, denn wir werden sogleich sehen, dass *Ludwig XIII.* sich nur zweimal in seinem Leben amüsirte.

Man erinnert sich, dass die Anklage gegen *Chalais* sagte: er hatte ihn vergiften wollen, indem er ihm das Hemd überwarf. In eben diesem Jahre wurde bei ihm durch den Marschall *d'Ancre* der junge *Luynes* eingeführt. Er hatte bisher zur Abwartung und Fütterung seiner Vögel nur einen einfachen Bauern gehabt; »einen Plattfuß von St. Germain Namens *Pierrot*,« sagt *l'Etoile*.

*Luynes* wurde zum Oberfalconier ernannt, und *Pierrot*, der bis dahin allmächtig gewesen war, erhielt den Befehl, ihm zu gehorchen. Die Falken, Sperber, Weihen, Buntspechte und Papageien wurden zu Kabinettsvögeln ernannt, damit *Luynes* immer bei dem Könige bleiben könne, und aus jener Zeit datiert bei *Ludwig XIII.* eine solche Freundschaft für ihn, dass sein Oberfalconier ihn nicht nur vom Morgen bis zum Abend nicht verlassen durfte, sondern dass er sogar, wie *Hérouard* sagt, im Schlafe laut von ihm träumte, und seinen Namen rief, indem er ihn abwesend glaubte.

Wenn es *Luynes* nicht gelang, ihn zu unterhalten, so zerstreute er ihn doch wenigstens, indem er bei ihm die Neigung zur Jagd so sehr entwickelte, als dies die geringe Freiheit erlaubte, welche man den königlichen Kindern gewährt. Wir sahen, dass *Ludwig* in seinen Gemächern kleine Vögel mit einem gelben Papagei und Buntspechten jagte. *Luynes* ließ ihn in den Gräben des Louvre mit kleinen Windhunden Kaninchen jagen und auf der Ebene von Grenelle Weihe fliegen. Hier fing er — alle Daten sind von Wichtigkeit in dem Leben eines Königs von dem Charakter *Ludwigs XIII.* — seinen ersten Reiher am 1. Januar, und am 1. April desselben Jahres schoss er in Vaugirard sein erstes Rebhuhn.

Am Eingange des Pont dormant endlich, nahe dem Louvre, jagte er den ersten Menschen und tödtete *Concini*.

Wir wollen hier ein Blatt aus dem Tagebuch *Hérouard's* einflechten; es ist dadurch merkwürdig für den Philosophen, sowie für den Geschichtsschreiber, dass es angibt, was *Ludwig XIN.* Während des Montags, den 24. April 1617, tat, dem Tage, an welchem er statt der Kaninchen, der Reiher und der Rebhühner Menschen jagte.

Wir schreiben buchstäblich ab. Unsere Leser, besonders aber unsere Leserinnen, mögen sich dies gesagt sein lassen.

»Montag, den 24. April 1617. Aufgewacht um siebeneinhalb Uhr Morgens. Voller, gleichmäßiger Puls, leichte Wärme; aufgestanden, gutes Gesicht, gelber Urin, seine Geschäfte verrichtet, gekämmt, angekleidet, zu Gott gebetet; um acht ein halb Uhr gefrühstückt, vier Löffel Gelee, nichts getrunken, außer leichtem Wein und sehr gemischt.

»Den Marschall *d'Ancre* aus der Brücke des Louvre, zwischen zehn und elf Uhr des Morgens ermorden lassen.

»Um die Mittagsstunde gegessen; Spargel-köpfe als Salat, zwölf; vier Hahnenkämme in weißer Brühe; Löffel Suppe, zehn; Spargel-köpfe an einem gekochten Kapaun — gekochtes Kalbfleisch; das Mark eines Knochens; Sprossen, zwölf; die Flügel von zwei gebratenen Tauben; zwei Schnitt junges, gebratenes Huhn mit Prot; Gelee; Feigen, fünf; süße, getrocknete Kirschen, vierzehn; Quittenbrot; Brot wenig; getrunken sehr gewässerten Clairetwein; Fencheldragee — einen kleinen Löffel voll; *unterhalten* bis sieben ein halb Uhr.

»Seine Geschäfte verrichtet, gelb, weich, viel.

»Unterhalten bis neun ein halb Uhr.

»Tisane getrunken, entkleidet, zu Bett gegangen; voller, gleichmäßiger Puls; leichte, milde

Wärme; zu Gott gebetet; um zehn Uhr eingeschlafen bis sieben Uhr.«

Nicht wahr, jetzt sind unsere Leser beruhigt über das arme Königskind; sie konnten befürchten und wir auch, dass die Ermordung des Geliebten seiner Mutter, des mehr als wahrscheinlichen Vaters seines Bruders *Gaston*, eines Connetable von Frankreich endlich, d. h. nach ihm, und vielleicht sogar vor ihm, eines der angesehensten Männer des Königreiches, ihm den Appetit oder die Heiterkeit geraubt hätte und dass er — die Hände von Blut gerötet — zögerte, zu Gott zu beten.

Doch keineswegs; sein Mittagessen wurde freilich um eine Stunde verzögert; aber er konnte nicht um elf Uhr zu gleicher Zeit am Tische sitzen und aus einem Fenster des Louvre zusehen, wie *Vitry* den Marschall *d'Ancre* ermordete. Sein Magen wurde zwar ziemlich erleichtert, doch das war eben die Wirkung, welche der Anblick des Feindes bei *Heinrich IV.* hervorbrachte. Dagegen aber hat er sich unterhalten von sieben bis sieben ein halb Uhr und dann: wieder von neun bis neun ein halb Uhr, was keineswegs in seinen Gewohnheiten lag.

Während der achtundzwanzig Jahre, während welcher der Doktor *Hérouard* ihn beobachtete, hat er sich nur diese beiden Male *unterhalten*.

Außerdem legte er sich mit einem *vollen, gleichmäßigen* Puls und einer *leichten, milden Wärme* zu Bett. Er *betete* zu Gott um zehn Uhr und schlief bis *sieben* Uhr Morgens, d. h. zehn Stunden. Das arme Kind!

Am nächsten Tage erwachte er daher auch als König. Dieser gesunde Schlaf verlieh ihm Kräfte und nachdem er am Tage zuvor eine männliche Tat vollbracht, übte er am Tage darauf eine königliche Tat aus.

Die Königin-Mutter fiel nicht nur in Ungnade, sondern wurde nach Blois verwiesen und durfte weder ihre Töchter, noch ihren viel geliebten Sohn, *Gaston* von Orleans, sehen; ihre Minister wurden entlassen und nur allein der Bischof von Lyon, welcher später der große Kardinal sein wird, erhielt die Erlaubnis, ihr in das Exil zu folgen, wo er sich in das Herz, das nie leer bleiben konnte, einschlich und der Nachfolger *Concini's* wurde.

Ist aber *Ludwig XIII.* König, so ist er deshalb noch nicht Mann. Seit zwei Jahren mit der Infantin von Spanien, *Anna* von Österreich, vermählt, ist er nur dem Namen nach ihr Gatte.

*Duraut*, Provinzial-Kriegscommissär, mochte für ihn immerhin Ballette komponieren, in welchen der König den Dämon des Feuers darstellte und der Königin die zärtlichsten Verse sang, so beschränkte sich doch auf diese seine ganze Galanterie.

In der Tat trug *Ludwig XIII.* ein mit Flammen bedecktes Gewand, aber wenn er dieses ablegte, um schlafen zu gehen, legte er die Flammen zugleich mit ab.

Da das Ballett: »Die Befreiung *Renaud's*« nichts bewirkt hatte, versuchte man es mit einem anderen Ballett unter dem Titel: »Die Abenteuer *Tancred's* in dem Zauberwalde.«

Diesmal erweckte die Choreographie des Herrn von *Porchère* den König ein wenig und seine Neugier ging so weit, dass er wünschte zu erfahren, wie die Dinge in einer Hochzeitsnacht

zwischen wirklichen Ehegatten vorgehen. Herr *d'Elbeuf* und Fräulein von *Vendôme* führten für den König eine Probe von dem Stücke auf, welches er selbst noch nicht gespielt hatte. Aber nichts half. Der König blieb zwei Stunden lang in dem Zimmer der Eheleute auf deren Bett sitzen und kehrte dann ruhig in sein Junggesellengemach zurück.

Endlich war es *Luynes*, der, gedrängt durch den Gesandten Spaniens und den Nuntius des Papstes, die wichtige Sache übernahm, wobei er aber Denen, die ihn dazu bewogen, nicht verhehlte, dass er Gefahr liefe, dabei seinen Einfluss zu verlieren.

. Der Tag wurde auf den 25. Januar 1619 festgesetzt.

Das Tagebuch *Hérouard's* wird uns wieder die Verwendung dieses Tages sagen.

»Am 25. Januar 1619 stand der König, der nicht wusste, was seiner am Ende des Tages wartete, in vortrefflicher Gesundheit auf, mit gutem Gesicht und relativ heiter; er frühstückte um neun ein viertel Uhr; hörte die Messe in der Capelle von *Latour*; präsierte dem Ministerrate; aß um zwölf Uhr zu Mittag; machte einen Besuch bei der Königin; ging durch die Galerie nach den Tuilerien; kehrte um vier ein halb Uhr auf demselben Wege in den Ministerrat!) zurück; ging zu Herrn von *Luynes*, um sein Ballett zu probieren; aß um acht Uhr zu Abend; machte wieder einen Besuch bei der Königin, verließ sie um zehn Uhr; kehrte in seine Gemächer zurück und legte sich zu Bett; kaum aber lag er, als *Luynes* in sein Zimmer trat und ihn ersuchte, wieder aufzustehen. Der König sah ihn so verwundert an, als hätte er ihm den Vorschlag gemacht, eine Reise nach China zu unternehmen. Aber *Luynes* bestand auf seinem Willen, sagte ihm, Europa fange an sich darüber zu beunruhigen, den Thron Frankreichs ohne Erben zu sehen, und es würde für ihn eine Schande sein, wenn seine Schwester, Madame Christine, welche soeben den Sohn des Herzogs von Piemont, den Prinzen Amadeus von Savoyen, geheiratet hatte, ein Kind bekäme, bevor die Königin einen Dauphin geboren. Aber da, alle diese Gründe, obgleich der König sie durch ein Kopfnicken billigte, noch nicht hinreichend waren, ihn zu bestimmen, nahm *Luynes* ihn ganz einfach auf die Arme und trug ihn dahin, wohin er nicht gehen wollte.«

Zweifelt man im Geringsten von der Welt an diesen Einzelheiten, die noch kein Geschichtsschreiber erzählt hat und die jetzt ein Romanschreiber mitteilt, so lese man die Depeschedes Nuntius vom 30. Januar 1619 und man wird darin die folgende Phrase finden, die uns überzeugend zu sein scheint: »*Luynes* nahm ihn um den Leib und trug ihn sozusagen mit Gewalt zu dem Bette der Königin.«

Aber wenn *Luynes* bei dieser Angelegenheit nicht nur seinen Einfluß nicht verlor, sondern sogar den Titel eines Connetable gewann, so verlor er doch wenigstens seine Mühe, oder wurde nur sehr spät dafür belohnt. Der Dauphin, der um den Preis der Schnelligkeit mit dem Erstgeborene der Herzogin wetteifern sollte, und der so glühend gewünscht wurde, erblickte das Licht des Tages erst neunzehn Jahre darauf, d. h. 1638, und *Luynes*, der nicht des Glückes genießen sollte, den Baum, welchen er gepflanzt hatte, Früchte tragen zu sehen, starb zwei Jahre darauf an dem roten Friesel. Dieser Tod ließ *Maria von Medicis* freies Spiel. Sie kam nach Paris zurück und brachte Richelieu mit sich, der mittlerweile Kardinal geworden war, den sie in den Staatsrat einführte und der in einem Jahre Premierminister werden sollte.

Von diesem Zeitpunkte an ist es *Richelieu*, der regiert, und der, indem er sich sowohl gegen die

spanische, als auch gegen die österreichische Politik erklärt, sich zu gleicher Zeit mit der Königin-Mutter, *Maria von Medicis*, und mit der Königin, *Anna von Österreich*, verfeindet. Der Hass verfolgt ihn von nun an, die Intrigen umgeben ihn, die Königin-Mutter hat ihr Ministerium, so gut wie der König und auch dieses ist von einem Kardinal prasidirt, dem Kardinal Bérulle, mit dem Unterschiede, dass Richelieu ein Genie und Bérulle ein unfähiger Mensch ist. Monsieur, den der Kardinal Richelieu verheiratete und dem er, um sich eine Stütze aus ihm zu machen, das ungeheure Vermögen des Fräulein von *Montpensier* verschaffte, konspiriert nun gegen ihn, ein Geheimrat wird gebildet, der Arzt *Bouvard*, der Nachfolger *Hérouard's*, eine der Königin ergebene Creatur, wird diesem bei gezogen, und Monsieur, welcher der Nachfolger *Ludwigs XIII.* werden soll, hält durch diesen Arzt gewissermaßen die eigene Hand am Puls des kranken Königs, denn *Bouvard*, ein Mann von echt spanischer Frömmigkeit, lebte in den Kirchen und war der böse Geist der Königinnen. Man begreift es bei Hofe, dass dieser düstere König, den die Langweile verzehrt, den die Sorgen aufreiben, welcher sich von Niemandem geliebt, von Vielen jedoch gehasst weiß, dem die Ärzte mit den energischen Heilmitteln damaliger Zeit zusetzten, der kein Mut hat, und dennoch in jedem Monate einen Aderlass erdulden muss, dass dieser König von einem Augenblick zum anderen von der Bühne des Lebens verschwinden kann. Wenn der König stirbt, hängt *Richelieu* von der Gnade seiner Feinde ab, das heißt, er ist in den nächsten vierundzwanzig Stunden verloren, und dennoch wollen diese Feinde nicht warten; man macht den Vorschlag, den Kardinal ermorden zu lassen; die Königin-Mutter unterstützt diesen Vorschlag; Frau von Conti kauft Dolche und die sanfte *Anna von Österreich* macht keine andere Einwendung, als die drei Worte: »Er ist Priester!«

Der König, welcher seit der Ermordung *Heinrichs IV.* seine Mutter hasst, seit *Chalais* Verschwörung seinem Bruder misstraut, seit ihren Liebeleien mit Buckingham, und besonders seit den Ärgernissen in den Gärten von Amiens, die Königin verachtet; der König, welcher seine Frau, und die Frauen überhaupt, nicht liebt, und wenn er auch keine von den Tugenden der Bourbons hat, doch auch nur halb die Laster der Valois besitzt, ist kälter und misstrauischer gegen seine Familie, wie je. Er weiß es, dass der italienische Krieg, den er, oder vielmehr den der Kardinal beginnen will, sowohl *Maria von Medicis* als auch seinem Bruder *Gaston von Orleans* missfällt, und dass er namentlich der Königin ein Gräuel ist, weil es eigentlich ein Krieg mit *Ferdinand II.* und *Philipp IV.* werden soll, und Anna zur Hälfte Österreicherin, zur Hälfte Spanierin ist.

Als daher die Königin unter dem Vorgeben heftiger Kopfschmerzen sich geweigert hatte, dem Ballett beizuwohnen, welches zu Ehren der Einnahme von La Rochelle, aus Anlass des Sieges ihres Gatten über ihren Liebhaber, getanzt wurde, war in dem Könige sofort der Verdacht aufgestiegen, sie sei nur zu Hause geblieben, um irgend eine neue Cabale anzuknüpfen. Während des Balletts hat er keinen Blick für die Tänzer und Tänzerinnen, wohl aber verwandte er kein Auge von der Königin-Mutter, die sich in ihrer Loge gewiss nicht von Dingen unterhielt, die ein choreographisches Interesse hatten. Als das Ballett zu Ende war, kam dem Könige die Idee, unangemeldet bei der Königin einzutreten, um sie wo möglich auf der frischen Tat der Konspiration zu ertappen.

So kam es, dass er, wie wir gesehen haben, höchst unerwartet in das Vorzimmer der Königin eintrat, und dem Grafen von Moret mit seiner Führerin kaum Zeit ließ, sich in das Kabinett zurückzuziehen.

Der König hielt sich nur fünf Minuten in dem Zimmer der Königin aus.

In diesen fünf Minuten ging Folgendes vor:

Eine Hofetiquette verbot, wenn der König und die Königin unter demselben Dach schliefen, die Zimmer der Königin während der Nacht zu verschließen. Der König hatte daher trotz der herrschenden Dunkelheit ohne Schwierigkeit die drei Türen geöffnet, welche zwischen dem Vorzimmer und dem Schlafgemache der Königin lagen.

In das Schlafgemach eintretend, hatte er den ganzen Raum mit scharfem, durchdringendem Blicke gemustert.

Überall war Alles in der gewöhnlichen Ordnung.

Die Königin schlief ruhig und ein leichter, regelmäßiger Atem hob ihre Brust, als *Ludwig XIII.*, eifersüchtiger auf seine Königs- als auf seine Gattenrechte, sich dem Bette näherte.

Aber die Königinnen haben einen leisen Schlummer, und obwohl ein dichter flandrischer Teppich die Schritte, des Königs dämpfte, stockte der leise, regelmäßige Atem plötzlich, eine wundervoll geformte Hand schob die Bettvorhänge auseinander, die Königin öffnete die Augen, und als sie den nächtlichen Besucher erkannt hatte, rief sie mit vor Überraschung bebender Stimme:

»Wie? Ihr seid es. Sire?«

»Ich selbst, Madame,« sagte der König kalt.

»Und welchem glücklichen Zufalle,« fuhr die Königin fort, »verdanke ich die Gunst Eures Besuches?«

»Ihr ließt mir sagen, Madame, dass Ihr Euch unwohl befändet; beunruhigt durch diese Nachricht, wollte ich mich persönlich von Eurem Befinden überzeugen, und Euch außerdem sagen, dass ich weder morgen noch übermorgen, die Ehre haben kann, Euch zu besuchen.«

»Gehen Ew. Majestät auf die Jagd?« fragte die Königin.

»Nein, Madame; aber *Bouvard* hat angeordnet, dass ich nach allen diesen Festlichkeiten, die für mich nur Beschwerden sind, um meine Kräfte herzustellen, purgieren und zur Ader lassen muss; dies wird nun morgen und übermorgen stattfinden. Gute Nacht, Madame, und entschuldigt mich, Euch geweckt zu haben. Apropos! Wer hat heute den Nachtdienst bei Euch! Frau von *Fargis* oder Frau von *Chevreuse*?«

»Weder die Eine noch die Andere, Sire, sondern Fräulein *Isabelle von Lautrec*.«

»Ah, sehr gut,« sagte der König, als ob dieser Name ihm eine weitere Beruhigung gewährt hätte, »aber wo ist sie denn?«

»In einem Seitenzimmer, wo sie angekleidet schläft; befehlen Ew. Majestät, dass ich sie rufe?«



»Nein, ich danke; auf Wiedersehen, Madame!«

»Auf Wiedersehen, Sire!«

Und mit einem wahren oder geheuchelten Seufzer des Bedauerns ließ Anna von Österreich die Vorhänge ihres Bettes wieder zusammenfallen.

Ludwig XIII. bedeckte sein Haupt, welches er bei dem Antritte in das Gemach entblößt hatte, warf einen raschen Blick, der noch einen Rest von Misstrauen verriet, durchs Zimmer und ging dann hinaus, indem er sagte: »Dieses Mal hat der Kardinal sich entschieden geirrt.«

In das Vorzimmer gelangend, wo ihn sein Gefolge erwartete, sagte er:

»Die Königin ist in der Tat sehr leidend; folgt mir, meine Herren!«

Und der kleine Zug setzte sich in derselben Ordnung, in der er gekommen war, wieder in Bewegung, um in die Gemächer des Königs zurückzukehren.

---

## X.

### **Was sich in dem Schlafgemache der Königin begab, nachdem der König sich ans demselben entfernt hatte.**

Kaum verhallte das Geräusch der Schritte in der Galerie und der letzte zitternde Schein der Fackeln verschwand, als die Tür des Kabinetts, in welches der Graf von *Moret* mit seiner Führerin geflüchtet war, leise geöffnet wurde, und der Kopf der jungen Dame in der Spalte erschien.

Erst als sie sich überzeugt hatte, dass Niemand im Vorzimmer war, wagte sie es, ganz hervorzutreten und warf noch einen Blick in die Gallerte, an deren äußerstem Ende die unerwarteten Störer verschwanden.

Nachdem sie überzeugt zu sein glaubte, dass alle Gefahr vorüber war, näherte sie sich dem Kabinett und forderte den Grafen auf, ihr zu folgen. Sie hielt stets in einer solchen Entfernung von ihm haltend, dass er von dem Scheine der Ampeln, welche die Gemächer erhellten, nichts benützen konnte, um ihr Gesicht zu sehen, ging sie ihm durch die drei Türen voran, die der König nach einander geöffnet und beim Weggehen wieder zu gelehnt hatte.

Der Graf folgte ihr stumm, keuchend und sinnverwirrt. In dem engen, dunklen Kabinett war sie wider ihren Willen gezwungen gewesen, sich an ihn zu schmiegen, und obwohl sie mit ihrer Hand, der die Kraft der Keuschheit innewohnte, den jungen Mann zu bemeistern gewusst, so hatte sie doch nicht verhindern können, dass er sich an ihrem würzigen Atem berauschte, und durch alle Poren jenen wollusterweckenden Duft einatmete, der von jungen Mädchen ausströmt.

Bevor sie die letzte Tür öffnete, streckte sie die Hand gegen den Grafen aus, dessen Schritte sie nahe hinter sich hörte, und mit einer Stimme, deren Klarheit durch eine gewisse Verwirrung beeinträchtigt war, sagte sie:

»Monseigneur, habt die Güte, in diesem Salon zu warten; wenn Ihre Majestät bereit sein wird, Euch zu empfangen, wird sie Euch rufen.«

Sie trat bei der Königin ein.

Diesmal schlief *Anna von Österreich* nicht, noch stellte sie sich schlafend.

»Seid Ihr es, liebe *Isabelle*?« fragte sie mit einem ganz andern, viel bewegteren Ausdrucke als jenem, mit dem sie an den König dieselbe Frage gestellt hatte.

»Ja, Madame, ich bin es!« sagte das junge Mädchen, es so einrichtend, dass ihr Gesicht im Schatten und die unfreiwillige Röte, die dasselbe bedeckte, der Königin verborgen blieb.

»Ihr wisst, dass der König soeben weggegangen ist?«

»Ich habe ihn gesehen, Madame.«

»Er hatte ohne Zweifel einen Verdacht.«

»Das ist möglich; jetzt aber hat er gewiss keinen mehr.«

»Ist der Graf hier?«

»In dem Zimmer, welches an dieses Schlafgemach stößt.«

»Zündet eine Wachskerze an, und reicht mir einen Handspiegel.«

*Isabelle* gehorchte, und reichte der Königin den Spiegel.

*Anna von Österreich* war eher hübsch als schön zu nennen; sie hatte kleine Zähne, eine Nase ohne ausgesprochenen Charakter, aber ihr blendender Teint und ihr herrliches blondes Haar wurden von Vielen bewundert; gefallsüchtig gegenüber jedem Manne ohne Unterschied machte sie auch in Bezug auf ihren Schwager keine Ausnahme. Sie ordnete einige Locken, welche durch das Kopfkissen zerdrückt waren, strich die Falten ihres seidenen Schlafmantels glatt, hob sich auf ihre Ellbogen, um eine graziöse Haltung anzunehmen, und bedeutete dann mit einem dankenden Kopfnicken ihrer Ehrendame, dass sie sich nun zurückziehen könne.

*Isabelle* stellte den Leuchter und den Spiegel auf den Toilettentisch, grüßte ehrfurchtsvoll die Königin, und verschwand dann durch eine Seitentür des Schlafgemaches.

Das Gemach blieb nun durch die Lampe und die Kerze beleuchtet, welche beide so gestellt waren, dass die Lichtstrahlen auf das Bett fielen, von dem aus *Anna von Österreich* dem Grafen von *Moret* Audienz erteilen sollte.

Bevor jedoch die Königin den jungen Mann herbeirief, dem sie eine Audienz bewilligt hatte, richtete sie unruhige und erwartende Blicke auf zwei andere Türen, die in ihr Gemach führten.

Nach einigen Minuten wurde ihrer Ungeduld ein Ziel gesetzt; die beiden Türen öffneten sich fast zu gleicher Zeit.

Durch die eine trat ein junger Mann ein, der ganz in weiße Seide gekleidet war und in der Hand einen Hut von weißem Filz hielt, der mit zwei roten Federn geschmückt war. Er mochte ungefähr zwanzig Jahre zählen, war mager und brünett, und hatte einen harten Blick, der, wenn er sanfter werden sollte, falsch wurde.

Dieser junge Mann war *Gaston von Orleans*, den man im Allgemeinen *Monsieur* nannte, und welcher, wie die *Chronique scandaleuse* des Hofes sagte, von seiner Mutter nur deshalb so geliebt wurde, weil er der Sohn des schönen Günstlings, *Concino, Concini*, Marschall *d'Ancre*, war. Wer übrigens, wie wir unlängst in dem Museum von Blois nebeneinander das Bild des Marschalls *d'Ancre* und das des zweiten Sohnes *Marias von Medicis* sah, wird begreifen, dass die außerordentliche Ähnlichkeit zwischen beiden wohl den Glauben an die Wahrheit dieser schweren Anklage erwecken konnte.

Wir haben gesagt, dass der König ihn seit der Angelegenheit von Chalais verachtete. In der Tat besaß Louis XIII. eine Art von Gewissen, Er war nicht fühllos gegen das, was man damals die *Ehre der Krone* nannte und was man jetzt die *Ehre Frankreichs* nennt. Sein Egoismus und seine Eitelkeit hatten unter den Händen Richelieus beinahe eine andere Form angenommen, und es war dem Kardinal gelungen, aus diesen beiden Lastern für ihn eine Art von Tugend zu bilden; aber *Gaston* — ein tückischer und feiger Mensch — hatte sich in der ganzen Angelegenheit von *Nantes* schmutzig benommen.

Er hatte in den Ministerconseil eintreten wollen. *Richelieu* würde des Friedens wegen eingewilligt haben, aber *Gaston* wollte, dass mit ihm auch sein Gouverneur *Ornano* eintreten solle. *Richelieu* verweigerte dies. Da schrie, fluchte, wüthete der junge Prinz, und sagte, dass *Ornano* im Guten oder mit Gewalt eintreten müsse. *Richelieu*, der *Gaston* nicht verhaften durfte, ließ *Ornano* festnehmen. *Gaston* drang mit Gewalt in den Conseil ein und fragte mit stolzer Stimme, wer die Keckheit gehabt hätte, seinen Gouverneur arretieren zu lassen. »Ich!« antwortete *Richelieu* mit der größten Ruhe.

Alles würde dabei geblieben sein und *Gaston* hätte eine Schmach verschluckt, wenn nicht Frau von *Chevreuse*, durch Spanien angetrieben, ihrerseits *Chalais* angetrieben hätte. — *Chalais* erbot sich gegen Monsieur, ihn von dem Kardinal zu befreien und *Gaston* ersann Folgendes, oder man flüsterte es ihm vielmehr zu: Er sollte mit seinem ganzen Hofstaate bei Richelieu in dessen Schloss Fleury speisen, und dort, an der Tafel, die Gastfreundschaft verrathend, sollten Bewaffnete bequem einen Verteidigungslosen ermorden — einen Priester.

Übrigens hat seit sechzig Jahren Spanien dessen neidische und abscheuliche Hand man bei alle dem erkennt, nichts Anderes gegen die großen Persönlichkeiten getan, die ihm im Wege waren. Es hat sie *unterdrückt*. In der Politik heißt unterdrücken nicht, tödten, So hat es *Coligny* unterdrückt, *Wilhelm* von Nassau, *Heinrich III.*, *Heinrich IV.* und so dachte es auch *Richelieu* zu unterdrücken. Das Verfahren ist monoton, aber darauf kommt wenig an; sobald es gelingt, ist es gut.

Diesmal jedoch scheiterte es.

Bei dieser Gelegenheit begann *Richelieu*, wie Herkules bei Augias, die Reinigung des Hofes durch die Wegfegung der Prinzen. Die beiden Bastarde *Heinrichs IV.*, die Vendôme, wurden verhaftet, der Graf von *Soissons* ergriff die Flucht; Frau von *Chevreuse* wurde verbannt; der Herzog von *Longueville* fiel in Ungnade. *Monsieur* unterzeichnete ein Bekenntniß, durch welches er seine Freunde denunzierte und preisgab. Er wurde verheiratet, bereichert und entehrt.

*Chalais* allein ging ohne Schande aus dieser Verschwörung hervor, denn er verlor durch dieselbe seinen Kopf.

Ogleich so tief in Schmach versunken, war *Monsieur* erst *zwanzig Jahre* alt.

In der anderen Tür erschien zur selben Zeit eine Frau von fünfundfünfzig bis sechsundfünfzig Jahren, welche die Zeichen ihrer Königswürde, eine kleine goldene Krone und einen langen, mit Hermelin besetzten Purpurmantel, mit denen sie bei der Ballettvorstellung erschienen war, noch nicht abgelegt hatte; unter dem Mantel trug sie ein goldgesticktes Kleid von brochirter Seide. Sie konnte niemals schön gewesen sein, und eine allzu große Belebtheit gab ihrer Figur sogar den

Charakter des Gemeinen. Diese Frau war *Maria von Medicis*, eine würdige Nachfolgerin *Katharinas*, deren Genie sie jedoch nicht hatte, während sie sie an Ausschweifung übertraf. Wenn man dem glaubt, was gesagt wird, so war das einzige Kind, welches wirklich *Heinrich IV.* angehörte, Madame *Henriette*. Von allen ihren Kindern liebte sie bloß *Gaston*; ihre fixe Idee war es, ihn auf den Thron Frankreichs erhoben zu sehen. Die schwerste Anklage, die auf ihr ruht und bewirkt, dass der König, ihr Sohn, sie nicht nur hasst, sondern auch verabscheut, ist, dass sie *Ravaillac*, dem Mörder ihres Gatten, *Heinrich IV.*, in Folge spanischer Einflüsterungen, so zu sagen die Mordwaffe in die Hand gedrückt haben sollte. Ein Protokoll, welches aufgenommen wurde, sagt, dass *Ravaillac* sie und *d'Epemon* auf dem Rade nannte. Es wurde Feuer in dem Justizpalast angelegt, um selbst die Spur dieser beiden Namen verschwinden zu lassen.

Seit dem vorhergehenden Tage waren Mutter und Sohn durch *Anna von Österreich* berufen worden, die man benachrichtigt hatte, dass der Graf von *Moret*, seit acht Tagen in Paris angelangt, der Überbringer von Briefen des Herzogs von *Savoyen* an sie sei. Sie waren, wie wir sahen, aus ihren naheliegenden Gemächern kommend, durch zwei verschiedene Türen bei der Königin eingetreten. Wurden sie bei dieser überrascht, so hatten sie zu ihrer Entschuldigung das Unwohlsein Ihrer Majestät, welches sie in dem Ballett erfuhren, und welches sie so beunruhigte, dass sie sich nicht einmal Zeit ließen, ihre Kleider zu wechseln. Was den Grafen von *Moret* betrifft, so musste man diesen im Falle einer Überraschung irgendwo verstecken, eine leichte Sache bei einem jungen Manne von zweiundzwanzig Jahren. Übrigens war die Königin in dergleichen Escamotagen nicht unerfahren.

Während diese Personen bei der Königin eintraten, wartete der Graf von *Moret* im Salon, und zwar ganz, glücklich darüber, dass er warten konnte. Was hätte er auch tun sollen, wenn ihn die Königin in dem Augenblicke gerufen hätte, als ihn seine unbekannte Führerin verließ? Er war in diesem Augenblicke fast von Sinnen und gar nicht geeignet, seine Mission umsichtig zu erfüllen. Auf den ersten Sinnenrausch folgte jedoch eine tiefe, schwermütige Träumerei, aus welcher ihn erst die Stimme der Königin erweckte, welche rief:

»Graf, seid Ihr zugegen?«

»Ja,« antwortete der Graf, »ich erwarte die Befehle Eurer Majestät.«

»So tretet ein, denn Wir sind begierig Euch zu empfangen.«

Der Graf von *Moret* schüttelte seinen hübschen feingeschnittenen Kopf, wie um aus demselben die Gedanken zu verscheuchen, denen er sich in den letzten Minuten hingegeben hatte, und die Tür öffnend, befand er sich auf der Schwelle des Schlafgemaches der Königin.

Wir müssen es gestehen, dass trotz der in dem Gemache versammelten hohen Persönlichkeiten der erste Mick des jungen Mannes keineswegs diesen galt, sondern in die dunkelsten Winkel des weitläufigen Gemaches tauchte, um daselbst die reizende Führerin zu entdecken, die ihn verlassen hatte, ohne ihm auch nur den Anblick des Gesichts zu gestatten. Doch hatte dieser suchende Blick nicht das gewünschte Resultat, und war genöthigt, sich wieder der Gruppe zuzuwenden, die von dem doppelten Lichte der Kerze und der Lampe genügend beleuchtet war.

Diese Gruppe bestand aus der Königin-Mutter, der regierenden Königin und dem Herzog von *Orleans*. Die Königin-Mutter stand aufrecht zu Häuftern des Bettes, am Fußende desselben saß

Gaston von *Orleans*, im Bette selbst lag *Anna von Österreich*.

Der Graf von *Moret* machte auf der Schwelle eine tiefe Verbeugung, dann näherte er sich dem Bette, und ließ sich vor *Anna von Österreich*, welche ihm ihre Hand zum Kusse reichte, auf ein Knie nieder, senkte dann seinen Kopf fast bis zur Erde, um die Schleppe der Königin-Mutter zu küssen, und wendete sich darauf, noch immer auf den Knien, nach Gaston um, der ihn jedoch rasch aufhob und in seine Arme schloss, indem er sagte:

»In meinen Armen ist Euer Platz, mein Bruder!«

Der Graf von *Moret*, ein tapferes, loyales Gemüt, hatte nie an das glauben können, was man über den Charakter *Gastons* erzählte. Er hatte sich zur Zeit des Komplotts, dessen Anführer *Chalais* war, in England befunden, und die Herzogin von *Chevreuse*, die er daselbst kennen lernte, hatte sich wohl gehütet, ihn mit den wahren Tatsachen bekannt zu machen, Er war in Italien gewesen, als *Gaston* sich vor Rochelle so feig zeigte, dass er sich krank stellte, um nicht in das Feuer gehen zu müssen. Er hatte sich immer nur mit seinen Vergnügungen beschäftigt und war den Intrigen des Hofes stets fremd geblieben, von welchem ihn die Eifersucht *Marias von Medicis* gegen die Kinder ihres Gemahls fern hielt.

Er gab daher freudig, und aus ganzem Herzen, seinem Bruder *Gaston* die Umarmung zurück, mit der ihn dieser beehrt hatte.

Dann sich zur Königin wendend sagte er:

»Werden Eure Majestät wohl in seiner ganzen Größe das Glück, mich in Eurer Gegenwart zu befinden, und die Dankbarkeit ermessen, die ich für den Herzog von *Savoyen* fühle, der mir Gelegenheit gegeben hat, von Eurer Majestät zum ersten Male empfangen zu werden?«

Die Königin lächelte.

»Ist es nicht vielmehr an Uns,« sagte sie, »Euch erkenntlich zu sein, dass Ihr den zwei armen in Ungnade gefallenen Fürstinnen, von denen die Eine der Liebe ihres Gatten, die Andere der Zärtlichkeit eines Sohnes beraubt ist, und einem Bruder zu Hilfe eilt, der aus den Armen seines Bruders verstoßen ist? Denn Ihr kommt, wie Ihr sagt, mit Briefen, welche uns einigen Trost zu geben bestimmt sind.«

Der Graf von *Moret* zog drei zusammengefaltete und versiegelte Papiere aus der Brusttasche seines Wamses.

»Dieses hier,« sagte er, eines der Schriftstücke der Königin über eichend, »ist eine Botschaft von *Don Gonzales Von Cordova*, Gouverneur von Mailand, welcher Euren erhabenen Bruder, *Philipp IV.*, in Italien vertritt. Er bittet Eure Majestät, Euren Einfluss zur Erhaltung des Herrn von *Fargis*, französischen Gesandten in Spanien, auf seinem Posten, anzuwenden.«

»Meinen Einfluss?« wiederholte die Königin, »man könnte Einfluss haben auf einen König, der ein Mann wäre, auf ein Gespenst aber, das ein König ist, kann höchstens ein Necromant Einfluss haben, wie der Kardinal-Herzog.«

Der Graf verneigte sich, dann sich gegen die Königin-Mutter wendend und ihr den zweiten Brief überreichend sagte er:

»Was dieses Schreiben anbelangt, so weiß ich davon nichts, als dass es eine wichtige Note von der eigenen Hand des Herzogs von *Savoyen* enthält, und nur in die Hände Eurer Majestät übergeben werden soll; von dem Inhalte desselben weiß ich nicht das Geringste.«

Die Königin-Mutter ergriff lebhaft das Schreiben, entsiegelte es, und da sie zu entfernt vom Lichte stand, um dasselbe lesen zu können, näherte sie sich dem Toilettentische, auf welchem die Kerze und die Lampe stunden.

»Und das endlich,« sagte der Graf, den dritten Brief *Gaston* reichend, »ist ein an Eure Hoheit von Eurer erhabenen und liebenswürdigen Schwester, Madame *Christine*, gerichtetes Billett.«

Jede der drei Personen beschäftigte sich nun mit dem Lesen der an sie gerichteten Schreiben, und der Graf von *Moret* benützte diese Zeit, um mit seinen Blicken nochmals das Gemach zu durchsuchen.

Umsonst! Es enthielt nur die zwei Fürstinnen, *Gaston* und ihn.

*Maria von Medicis* kam an das Bett ihrer Schwiegertochter zurück und sagte, sich an den Grafen wendend:

»Herr Graf, wenn man es mit einem Manne von Eurem Rang zu tun hat, der sich zweien unterdrückten Frauen und einem in Ungnade gefallenen Prinzen zur Verfügung stellt, so ist es am besten, keine Geheimnisse vor ihm zu haben, vorausgesetzt, dass er sich mit seinem Ehrenworte verpflichtet, möge er nun Verbündeter werden oder neutral bleiben, keines der Geheimnisse zu verraten, die man ihm anvertraut.«

»Eure Majestät,« sagte der Graf von *Moret*, sich verneigend und die Hand aufs Herz legend, »«ein Ehrenwort darauf, dass ich, ob alliiert oder neutral, schweigen werde; wenn ich dieses Stillschweigen keiner Bedingung unterwerfe, so muss ich mir dagegen in, Bezug auf meine Ergebenheit eine solche gestatten.«

Die Königinnen tauschten einen Blick aus.

»Von was für einer Bedingung spricht Ihr?«

Während *Maria von Medicis* die Frage mit Worten an den Grafen richtete, stellte *Anna von Österreich* an *Gaston von Orleans* dieselbe Frage mit ihrem Blick.

»Ich stelle zwei,« sagte der Graf von *Moret* mit sanfter, aber fester Stimme, »und um sie stellen zu können, muss ich Euch sehr zu meinem Bedauern in Erinnerung bringen, dass ich der Sohn *Heinrichs IV.* bin. Ich kann eben sowenig den Degen gegen die Protestanten oder den König, meinen Bruder, ziehen, als ich mich weigern darf, ihn gegen unsere Feinde zu ziehen, denen der König von Frankreich den Krieg erklärt, vorausgesetzt, dass er mich zu der Ehre beruft, in seinen Schlachten mitzukämpfen.«

»Weder die Protestanten, noch der König sind unsere Feinde, Prinz,« sagte die Königin-Mutter, dieses letzte Wort absichtlich betonend; »unser einziger tödtlicher Feind, der unseren Untergang geschworen hat, ist der Kardinal!«

»Ich liebe den Kardinal nicht im Geringsten; nur habe ich die Ehre, Eure Majestät darauf aufmerksam zu machen, dass es einigermaßen schwierig für einen Edelmann ist, de« Kampf mit einem Priester aufzunehmen. Im Übrigen glaube ich, dass, so schwer auch die Missgeschicke sein mögen, die Gott ihm sendet, sie noch immer eine zu leichte Strafe für die Aufführung bilden, die er Euer Majestät gegenüber an den Tag gelegt hat. Genügt der Ausspruch dieser meiner Überzeugung, um Euer Majestät Vertrauen zu mir einzuflößen?«

»Ihr wisst bereits, mein Herr, was *Don Gonzales von Cordova* meiner Schwiegertochter schreibt; *Gaston* wird Euch sogleich sagen, was ihm seine Schwester *Christine* mitteilt. Sprich, *Gaston*!«

Der Herzog von *Orleans* reichte dem Grafen den offenen Brief, ihn auffordernd, denselben zu lesen.

Der Graf von *Moret* las ihn.

Die Prinzessin *Christine* bat *Gaston*, dem Könige doch auseinanderzusetzen, dass es besser für ihn sei, zu gestatten, dass *Carl Emanuel*, sein Schwager, sich *Mantuas* bemächtige, als den Herzog von *Nevers* diese Erbschaft antreten zu lassen, da dieser Letztere für den König von Frankreich ein Fremder, der Prinz von *Savoyen* aber der Schwager *Ludwigs XIII.* sei.

Mit einer achtungsvollen Verneigung gab der Graf von *Moret* den Brief dem Herzog von *Orleans* zurück.

»Was haltet Ihr davon, mein Bruder?« fragte *Gaston*.

»Ich bin ein schlechter Politiker,« sagte der Graf von *Moret* lächelnd, »aber ich glaube, dass der Grund dem Könige einleuchten müsste, wenn er ihn vom Standpunkte der Familie betrachten würde.«

»Und nun ist die Reihe an mir,« sagte *Maria von Medicis*, den Brief des Herzogs von *Savoyen* dem Grafen darreichend; »es ist nichts als billig, dass Ihr die Note kennt, deren Träger Ihr gewesen seid.«

Der Graf nahm das Papier und las folgende Zeilen:

»Man tue alles Mögliche, um einen Krieg mit Italien zu verhindern. Sollte aber trotz der Anstrengungen unserer Freunde der Krieg dennoch erklärt werden, so mögen diese versichert sein, dass unsere Pässe vortrefflich verteidigt werden,«

Das war Alles, was, wenigstens sichtbar, in dem Briefe stand.

Der junge Mann überreichte ihn, nachdem er ihn gelesen hatte, der Königin-Mutter mit einer stummen Verbeugung.



»Nun bleibt uns,« sagte diese, »noch die Pflicht, unserem ebenso jungen als geschickten Boten für seine Schlaueit und seine Ergebenheit zu danken und ihm zu versprechen, dass, falls unsere Pläne gelingen, sein Glück dem unsrigen aus dem Fuße folgen soll.«

»Tausend Dank für die guten Absichten, Euer Majestät, aber die Ergebenheit, welche sich mit der Hoffnung auf Belohnung trägt, ist keine Ergebenheit mehr, sie ist Berechnung oder Ehrgeiz. Mein Los genügt meinen bescheidenen Ansprüchen, und Alles, was ich ersehne, ist ein wenig persönlichen Ruhmes, um den meiner Geburt einigermaßen zu rechtfertigen.«

»Sei es!« sagte *Maria von Medicis*, während ihre Schwiegertochter dem Grafen von *Moret* die Hand zum Kusse reichte; »an uns, die wir Euch verpflichtet sind, und nicht an Euch wird es sein, sich mit diesen Details zu beschäftigen. *Gaston*, begleitet Euren Bruder; nur über Eure Treppe kann er Mitternachts unangehalten aus dem Louvre gelangen.«

Der Graf von *Moret* stieß unwillkürlich einen Seufzer aus und warf einen letzten Blick um sich; er hatte gehofft, dieselbe Fahrerin, die ihm auf dem Wege zur Königin vorangeschritten war, würde ihn wieder auf dem Rückwege begleiten, und er musste zu seinem großen Bedauern nun dieser Hoffnung entsagen.

Er verneigte sich vor den beiden Königinnen und folgte dem Herzog von Orleans.

*Gaston* führte ihn in sein Appartement und öffnete hier die Tür zu einer geheimen Treppe.

»Und nun, mein Bruder,« sagte er, sich von dem Grafen verabschiedend, »danke ich Euch nochmals und versichere Euch meiner aufrichtigen Erkenntlichkeit.«

»Habe ich irgend eine Parole zu sagen,« fragte der Graf, »irgend ein Erkennungszeichen mit Jemand zu tauschen?«

»Nein; Ihr klopft an die Loge des Schweizers und sagt die Worte: »Hofstaat des Herzogs von Orleans, Nachtdienst!« und man wird Euch passieren lassen.«

Der Graf befand sich nach wenigen Sekunden im Hofe, einen letzten Blick nach dem Flügel des Louvre zurückwerfend, den er soeben verlassen, und einen zärtlichen Seufzer an die geheimnisvolle Führerin richtend, die sich so schnell seines Herzens bemächtigt hatte, schritt er durch das Thor und befand sich bald danach an der Ecke der Rur des Poulies, wo der Page und das Pferd des Herzogs von Montmorency aus ihn warteten.

»Ich wette,« murmelte er, den Fuß in den Steigbüffel setzend, »dass sie noch nicht achtzehn Jahre alt und schön zum Bezaubern ist. *Ventre-Saint-Gris*, ich fange an, zu glauben, dass ich mich gegen den Kardinal verschwören werde, da mir das als einziges Mittel erscheint, sie wiederzusehen.«

Nachdem *Gaston von Orleans*, sich überzeugt hatte, dass dem Grafen *Moret* bei dem Verlassen des Louvre kein Unfall zugestoßen sei, kehrte er in seine Wohnung zurück, begab sich in sein Schlafgemach, und nachdem er die Vorhänge an den Fenstern untersucht und gefunden hatte, dass kein neugieriger Blick zu ihm dringen könne, zog er den Brief seiner Schwester *Christine* aus der Tasche und setzte ihn mit zitternder Hand der aus einer Kerzenflamme ausstrahlenden

Wärme aus.

Sofort sah man zwischen den mit schwarzer Tinte geschriebenen Zeilen andere erscheinen, welche, mit sympathetischer Tinte geschrieben, unter dem Einfluss der Wärme immer deutlicher hervortraten und endlich die Schriftzüge in dunkelroter Farbe sehen ließen.

Die neu entstandenen Zeilen lauteten:

*»Fahrt fort, Maria von Gonzaga augenfällig den Hof zu machen; versichert Euch aber zugleich der Königin. Sie muss der Krone für den Fall des Todes unseres Bruders Ludwig sicher zu sein glauben, denn sonst würde sie, Dank der Ratschläge der Frau von Fargis und der Vermittlung der Herzogin von Chevreuse. Mittel finden, Regentin zu sein, wenn es ihr versagt sein sollte, Königin zu werden.«*

»O!« sagte *Gaston*, »sei ruhig, gute Schwester, ich werde wachen.«

Und den Schreibtisch öffnend, verwahrte er den Brief in einem Geheimschloß desselben.

Ihrerseits hatte auch die Königin-Mutter sich, sobald *Gaston* das Schlafzimmer ihrer Schwiegertochter verlassen hatte, von dieser verabschiedet, war nach ihren Gemächern zurückgekehrt, hatte Nachttoilette gemacht und ihre Frauen entlassen.

Als sie allein war, zog sie an einem in den Falten der Draperie verborgenen Glockenzuge.

Einige Sekunden darauf war ein Mann von 45 bis 50 Jahren mit einem gelblichen mit groben Zügen versehenen Gesicht, schwarzem Kopf- und Barthaare in das Zimmer *Marias* getreten.

Dieser Mann war zugleich der Musiker, der Arzt und der Astrolog der Königin-Mutter. Leider muss man es sagen, dass er der Nachfolger *Heinrichs IV.* und *Vittoria Orsini's*, *Concino Concini's* und *Bellegarde's*, *Bassompierre's* und des Kardinals *Richelieu* war. Er hieß *Vauthier*, war ein Provenyale und hatte sich für das Wohl seines Körpers zum Arzt und für die Ausbildung seines Geistes zum Astrologen gemacht. War *Richelieu* gefallen, so stritten sich um seine Erbschaft *Bérulle* — ein Dummkopf, und *Vauthier* — ein Charlatan, und wer dessen Einfluss aus die Königin-Mutter kannte, der begriff das Gerücht, dass *Vauthier* ebenso viele Aussicht hatte, Minister zu werden, wie *Bérulle*.

»Schnell, schnell,« rief ihm *Maria* zu, »kommt herein und gebt mir, wenn Ihr sie bereits verfertigt habt, die Tinktur. mittelst deren man sympathetische Schriften lesbar machen kann.«

»Madame,« sagte *Vauthier*, eine Phiole aus der Tasche ziehend, »ein Wunsch Eurer Majestät ist für mich zu wichtig, als dass ich ihn jemals vergessen könnte; hier ist die Tinktur. Haben Eure Majestät endlich den Brief erhalten, den Ihr so lange schon erwartet?«

»Da ist er,« sagte die Königin-Mutter, den Brief aus ihrem Busen ziehend, »vier unbedeutende Zeilen vom Herzog von Savoyen, aber es ist einleuchtend, dass er mir nicht so vertraulich schreibt und den Bastard meines Gemahls zum Überbringer des Schreibens macht, um mir solche Lappalien zu sagen.«

Und sie reichte *Vauthier* den Brief, der ihn entfaltete und las.

»In der Tat,« sagte er, »es muss in dem Briefe noch etwas Anderes stehen.«

Er tauchte einen Pinsel in die von ihm bereitete Tinctur und bestrich damit die Oberfläche des Papiers.

Kaum war das Papier benetzt, als sich hin und wieder auf demselben einzelne Buchstaben zeigten, dann bildeten sich Linien und nach kaum fünf Minuten konnte man deutlich folgenden Ratschlag lesen:

*»Heuchelt ein Zerwürfnis; mit Gaston; seine unsinnige Liebe für Marie von Gonzaga mag dazu die Veranlassung scheinen, und wenn der italienische Krieg trotz Eurer Opposition beschlossen ist, so fordert für ihn unter dem Vorwand, ihn von dem Gegenstande seiner törichtten Leidenschaft zu entfernen, das Oberkommando der Armee. Der Kardinal, dessen höchster Ehrgeiz es ist der größte General seines Jahrhunderts zu sein, wird diese Schmach nicht ertragen und seine Entlassung geben. Es bleibt freilich zu besorgen, dass der König sie nicht annimmt.«*

*Maria von Medicis* und ihr Vertrauter blickten einander an.

»Habt Ihr mir etwas Besseres vorzuschlagen?« fragte die Königin-Mutter.

»Nein, Madame,« erwiderte *Vauthier*; »im Übrigen habe ich stets gesehen, dass die Winke des Herzogs von *Savoyen* gut zu befolgen sind.«

»Befolgen wir sie also.« sagte *Maria von Medicis* mit einem Seufzer, »wir können überdies in keine schlechtere Lage geraten, als in der wir uns befinden. — Habt Ihr die Sterne befragt, *Vauthier*?«

»Diesen Abend noch verbrachte ich eine Stunde damit, die Konstellation vom Observatorium aus zu stellen.«

»Nun und was sagen die Sterne?«

»Sie versprechen Eurer Majestät einen vollkommenen Triumph über Eure Feinde.«

»So sei es!« sagte die Königin-Mutter, ihrem Astrologen eine etwas fleischige, aber immerhin schöne Hand zum Kusse reichend.

Eine ganz ähnliche Szene ging zu derselben Zeit im Schlafgemache *Annas von Österreich* vor sich; auch diese rief auf dem angeblich von *Don Gonzales von Cordova* herrührenden Brief eine Geheimschrift hervor; sie bediente sich jedoch eines anderen Mittels, des Kohlenstaubes nämlich der an den mit einer wasserhellen, klebrigen Flüssigkeit geschriebenen Worten haften blieb.

Dieser geheime Brief rührte von *Philipp IV.* selbst her.

Er lautete:

*»Meine Schwester! Durch unseren guten Freund, dm Herrn von Fargis, kenne ich das Projekt, für den Fall des Todes Eures Gatten, Euch seinen Bruder und Nachfolger zum Gatten zu geben. Besser schiene es mir jedoch, wenn Ihr zur Zeit des Todes Ludwigs XIII. Euch in gesegneten Umständen, befändet. Die Königinnen von Frankreich haben vor ihren, Gatten einen großen Vorteil voraus; sie können dem Lande einen Dauphin geben, ohne dass ihr Gatte dabei ins Spiel kommt, was diesem nicht möglich ist. Überlegt diese unumstößliche Wahrheit und verbrennt meinen Brief.*

»Philipp.«

Nachdem *Anna von Österreich* den Brief ihres Bruders nochmals gelesen hatte, wahrscheinlich um jedes in. demselben enthaltene Wort ihrem Gedächtnisse einzuprägen, näherte sie ihn der Kerzenflamme, welche ihn sogleich erfasste, und erst als das Feuer jedes einzelne der verhängnisvollen Worte verehrt halte, ließ sie ihn zu Boden fallen.

Sodann begab sie sich wieder zu Bett, ließ den Kopf auf die seidenen Kissen zurücksinken und flüsterte:

»O Buckingham, Buckingham!«

Und einige schwere Seufzer der Sehnsucht und des Bedauerns unterbrachen die Stille des Schlafgemachs der Königin von Frankreich.

---

## XI.

### Im Arbeitszimmer des Kardinals.

Es gibt in der Gallerte des Louvre ein Bild von dem Jansenistischen Maler, *Philipp von Champagne*, welches getreu, wie man damals sagte, das feine, kraftvolle und trockene Gesicht des Kardinal von Richelieu darstellt.

Im Gegensatz zu den Flamändern, seinen Landsleuten, und zu den Spaniern, seinen Meistern, ist *Philipp von Champagne* geizig mit den grellen Farben, welche die Rubens und die *Murillo* über ihre Gemälde ergossen. In der Tat wäre es vielleicht eine Schmeichelei für die Wahrheit, ganz gewiss aber eine Beeinträchtigung der Wahrheit gewesen, in einem Strome von Licht den finsternen Minister zu zeigen, der fortwährend von dem Halbdunkel seiner Politik umgeben war und dessen Wahlspruch lautete: »Aquila in nubibus — Der Adler in den Wolken.«

Dieses Bild mögen Alle studieren, welche gewissenhaft sind und nach zwei und einem halben Jahrhundert zu neuen: Leben den berühmten Todten erwecken wollen, um sich einen richtigen physischen und moralischen Begriff von dem Manne zu machen, den seine Zeitgenossen verleumdeten, den das folgende Jahrhundert verkannte, beinahe vergaß und der erst zweihundert Jahre nach seinem Tode den Platz gefunden hat, welchen er von der Nachwelt zu erwarten berechtigt war.

Tiefes Bild gehört zu denen, welche des Vorrechtes genießen, dass man unwillkürlich vor ihnen stehen bleibt und sich durch ihren Anblick zu Träumereien veranlasst fühlt. Ist es ein Mensch oder ein Phantom, dieses Geschöpf in dem roten Gewand, mit dem weißen Bischofsmäntelchen, dem Chorhemd von venezianischen Spitzen, dem roten Käppchen, der hohen Stirn, den grauen Haaren, dem grauen Bart, den, graben Augen von mattem Blick, den feinen, mageren und weißen Händen? Sein Gesicht lebt in Folge des ewigen Fiebers, das ihn verzehrt, nur in den Backenknochen. Je länger man dieses Bild betrachtet, desto weniger weiß man, ob es das eines lebenden Wesens ist, oder, gleich dem heiligen Bonaventura, ein Verstorbener, der zurückkehrte, um nach seinem Tode seine Denkwürdigkeiten niederzuschreiben. Nicht wahr, wenn dieses Wesen sich plötzlich von der Leinwand ablöste, aus seinem Rahmen heraus träte und auf uns zukäme, so würde man zurückweichen, sich bekreuzigend, wie vor einem Gespenst?

Sichtbar und unbestreitbar ist an diesem Bilde, dass es einen Geist, einen scharfen Verstand, zeichnet; das ist aber auch Alles. Kein Herz, keine Eingeweide, zum Glück für Frankreich. In der Leere, welche zwischen *Heinrich IV.* und *Ludwig XIV.* entstand, bedurfte es nur eines Gehirnes und nichts Anderen, um diesen ungelegenen, schwachen, ohnmächtigen, König zu beherrschen, diesen unruhigen, sittenlosen Hof. diese habgierigen Prinzen ohne Treu und Glauben.

Gott erschuf mit seinen Händen den fürchterlichen Automaten, den die Vorsehung in gleiche Entfernung von *Ludwig XI.* und *Robespierre* stellte, damit er die großen Herren köpfe, wie *Ludwig XI.* die großen Vasallen geköpft hatte und wie *Robespierre* die Aristokraten köpfen wird. Von Zeit zu Zeit sahen die Völker, gleich roten Kometen, an, dem Horizonte einen jener blutigen Schnitter erscheinen, die eine künstliche Schöpfung zu sein scheinen, die herankommen, ohne

sich zu bewegen, die sich geräuschlos nähern und dann, wenn sie endlich in die Mitte des Feldes gelangt sind, das ihnen zur Ernte angewiesen ist, sich an die Arbeit machen und nicht eher anhalten, als bis ihre Aufgabe vollbracht, d. h. bis Alles abgemäht ist.

So würde er uns an dem Abend jenes 5. Dezember 1628 in dem Augenblick erschienen sein, sorgenvoll durch all den Hass, der ihn umgab, in Gedanken versunken mit den großen Plänen, die ihn beschäftigten, als der unerforschliche Minister in sein Kabinett trat, sinnend auf die Ausrottung der Ketzerei in Frankreich, auf die Vertreibung der Spanier aus dem Mailändischen, auf die Vernichtung des österreichischen Einflusses in Toscana und danach strebend, zu erraten, indem er den Mund schloss und das Feuer seiner Augen dämpfte, aus Furcht, sie möchten seine Gedanken verraten.

Er kam von jenem Ballett, während dessen seine Andeutungen ihm sagten, dass die Abwesenheit der Königin eine politische, folglich also eine für ihn drohende Veranlassung hätte und dass irgend etwas Giftiges in jenem königlichen Alkoven gesponnen würde, dessen Raum, von zwölf Fuß im Quadrat, ihm mehr Verlegenheiten bereitete, mehr Arbeit verursachte, als die ganze übrige Welt. Er trat missmutig, erschöpft, beinahe von Ekel ergriffen, ein, und murmelte wie Luther: »Es gibt Augenblicke, in denen der Herr sich durch das Spiel zu langweilen und die Karten unter den Tisch zu werfen scheint.«

Er wusste auch, an welchem Faden, welchem Haare, welchem Hauch nicht nur seine Macht hing, sondern sogar sein Leben. Sein Bußkleid war aus Dolchspitzen gewebt. Er wusste, dass er 1628 eben da stand, wo *Heinrich IV.* 1606 gestanden hatte. Alle Welt bedurfte seines Todes; das Schlimmste aber war, dass *Ludwig XIII.* sein spitzes Gesicht nicht liebte; der König allein hielt ihn, aber *Richelieu* fühlte sich jeden Augenblick durch die Anfälle königlicher Schwäche wanken. Das würde Alles noch nichts gewesen sein, wäre dieser geniale Mann so gesund und kräftig gewesen, wie sein einfältiger Nebenbuhler *Bérulle*; aber das unzureichende Geld, die unablässige geistige Anstrengungen neue Hilfsquellen zu entdecken, zehn Intrigen des Hofes, denen er zugleich die Stirne bieten musste, erhielten ihn fortwährend in einer fürchterlichen Aufregung. Es war dies Fieber, welches seine Backen rötete, indem es seine Stirn von Marmor und seine Hände von Elfenbein machte. Mau füge noch theologische Streitigkeiten, die Wut der Versemacherei und die Notwendigkeit hinzu, seine Galle und seine Wut zu unterdrücken und man wird es begreifen, dass sein Inneres wie von einem glühenden Eisen verbrannt wurde und dass er von einem Tage zum andern nur zwei Finger breit von dem Tode entfernt stand.

Merkwürdig war die Verbindung dieser beiden Kranken. Zum Glück ahnte der König, ohne dessen gleichwohl gewiss zu sein, dass das Königreich verloren wäre, wenn *Richelieu* ihm fehlte! zum Unglück aber wusste eben so *Richelieu*, dass er selbst nach dem Tode des Königs nicht mehr vierundzwanzig Stunden zu leben hatte. Gehasst von *Gaston*, von *Anna von Österreich*, von der Königin-Mutter, von Herrn von *Sosisons*, den er im Exil ließ, von den beiden *Vendôme*, die eingekerkert waren, von dem ganzen Adel, den er hinderte, Paris durch Duelle auf öffentlichen Plätzen ein Ärgernis zu geben, musste er seine Anordnungen danach treffen, an demselben Tage, wo möglich in derselben Stunde, mit *Ludwig XIII.* zu sterben.

Nur eine einzige Person war ihm bei dem ewigen Schaukelspiel, bei dem fortwährenden Glückswechsel, treu geblieben, welche oft die Sonne schon an dem Tage des Sturmes wieder scheinen ließ.

Diese eine Person war seine Adoptivtochter, seine Nichte, Frau von *Combalet*, welche wir bei Frau von *Rambouillet* in dem Gewand einer Carmeliterin sahen, das sie seit dem Tode ihres Gemahls trug.

Das Erste, was er tat, sobald er seine Wohnung auf der Place Royale betreten hatte, war, dass er auf eine Glocke schlug.

Auf den Ton derselben öffneten sich fast zu gleicher Zeit drei Türen.

Durch die eine trat *Guillemot*, der vertraute Kammerdiener des Kardinals, durch die andere *Charpentier*, der Sekretär, ein; in der dritten erschien *Rossignol*, der Dechiffreur.

»Ist meine Nichte schon nach Hause gekommen?« fragte Richelieu seinen Kammerdiener.

»Vor einer halben Stunde, gnädigster Herr!«

»Frage sie, ob sie mich mit ihrem Besuche erfreuen will, da ich bis spät in die Nacht arbeiten werde.«

Guillemot verließ unter Bücklingen das Gemach.

»Habt Ihr Pater Joseph gesehen?« wandte der Kardinal sich an seinen Sekretär.

»Er ist schon zweimal dagewesen, Eminenz.«

»Sollte er heute noch ein drittes Mal kommen, so werdet Ihr ihn eintreten lassen. — Ist *Cavois* im Wachzimmer?«

»Ja.«

»Sagt ihm, er solle sich heute nicht entfernen, bis ich ihn rufe.«

»Sehr wohl. Eminenz.«

Auch der Sekretär entfernte sich durch die Tür, durch welche er in das Zimmer getreten war.

»Nun, *Rossignol*,« fragte der Kardinal, als er mit seinem Dechiffreur allein war. »habt Ihr die Chiffre des Briefes gefunden, den ich Euch gab? Ihr wisst, dass derselbe unter den Papieren des königlichen Arztes *Senelle* gestohlen wurde, als derselbe von Lothringen zurückkehrte.«

»Ja, gnädigster Herr,« erwiderte mit entschieden südlichem Akzent ein kleiner Mann von fünfundvierzig bis fünfzig Jahren, beinahe bucklig durch die Gewohnheit einer gebückten Haltung. Sein hervorstechendster Zug war eine so lange Nase, dass darauf drei bis vier Brillen Platz gefunden hätten; er besaß indes die Bescheidenheit, nur eine einzige darauf reiten zu lassen.

»Die Auflösung war leicht,« antwortete er; »*Céphalus* bedeutet den König, *Procris* die Königin, das Orakel heißen Eure Eminenz, mit der Venus ist Frau von *Combalet* gemeint.«

»Gut; gebt mir den Schlüssel,« sagte der Kardinal; »ich werde die Depesche selbst lesen.«

*Rossignol* trat einen Schritt zurück, um sich zu entfernen.

»Apropos,« fügte der Kardinal hinzu; »Ihr werdet mir morgen eine Gratifikation von zwanzig Pistolen zur Unterzeichnung vorlegen.«

»Monseigneur haben mir keine anderen Befehle zu erteilen?«

»Nein, kehrt nach Eurem Kabinett zurück, macht den Schlüssel der Chiffreschrift, und haltet Euch bereit, wenn ich Euch rufen lasse.«

*Rossignol* entfernte sich, rückwärts schreitend, und verneigte sich bis zum Fußboden.

In dem Augenblicke, als die Tür sich kaum hinter ihm schloss, erzitterte der von einer Glocke in einem Fache des Schreibtisches des Kardinals.

Er öffnete das Fach und erblickte das Glöckchen noch zitternd. Sogleich drückte er, wie zur Antwort, die Fingerspitze auf einen kleinen Knopf, der ohne Zweifel mit der Wohnung der Frau von *Combalet* in Verbindung stand, denn eine Minute später trat sie bei ihrem Onkel durch eine Tür ein, welche denen gegenüber lag, die sich bisher geöffnet hatten.

Ihre Kleidung war sehr verändert; sie hatte ihren Schleier und ihre Binde, ihr Scapulier und ihren Brustschleier abgelegt, so dass sie nur noch ihr wollenes Gewand bewahrte, welches um die Taille durch einen Ledergürtel gehalten wurde. Ihre schönen, kastanienbraunen Haare, aus ihrer Haft erlöst, fielen in reichen Ringeln auf ihre Schultern herab und ihr Gewand, das etwas mehr ausgeschnitten war, als der Orden es ihr gestattet haben würde, wäre sie eine wirkliche Carmeliterin gewesen, statt das Gewand einer solchen in Folge eines Gelübdes zu tragen, zeigte die Umrisse eines Busens, welchen das Bouquet von Veilchen und Rosenknospen schmückte, das wir schon bei Frau von *Rambouillet* erwähnten, das damals aber ihren Busenschleier zierte.

Dieses braune Gewand, welches unmittelbar auf ihrer Haut ruhte, hob wunderbar die Atlasweiße ihres eleganten Halses und ihrer schönen Hände, und da sie nicht in einen jener eisernen Schnürleiber eingezwängt war, welche man damals trug, wogte ihr Busen frei unter den schönen Falten, welche ihr Kleid aus Wolle warf, der kleidsamste aller Stoffe.

Bei dem Anblicke dieses anbetungswürdigen Geschöpfes, das ganz in einen mystischen Wohlgeruch gehüllt war, kaum sein fünfundzwanzigstes Jahr erreicht hatte, in der höchsten Blüte seiner Schönheit stand und durch die Einfachheit seiner Kleidung womöglich noch schöner und anmutiger gemacht wurde, erheiterte sich die gerunzelte Stirne des Kardinals. Ein hellerer Strahl beleuchtete seine finstere Physiognomie, ein erleichternder Seufzer hob seine Brust und er streckte der Eintretenden seine beiden Arme entgegen, indem er rief:

»Komm, komm, *Marie!*«

Die junge Frau bedurfte dieser Ermutigung nicht, denn sie trat mit einem reizenden Lächeln auf ihn zu, nahm das Bouquet von ihrem Busen, presste es an ihre Lippen und überreichte es ihrem Oheim.



»Ich danke Dir, mein schönes, teures Kind,« und indem er tat, als wollte er den Duft des Bouquets einatmen, drückte er es ebenfalls an seine Lippen.

»Ich danke Dir, meine liebe Tochter.«

Dann zog er sie an sich und küsste sie wie ein Vater sein Kind.

»Ja, ich liebe diese Blumen,« fuhr er fort. »Sie sind frisch, wie Du, Wohlgeruch atmend, wie Du.«

»Ihr seid viel zu gut, mein teurer Onkel! Ihr habt mir sagen lassen, dass Ihr mich zu sehen wünscht; sollte ich so glücklich sein, dass Ihr meiner bedürftet?«

»Ich bedarf deiner stets, meine schöne *Marie*,« sagte 2er Kardinal, indem er seine Nichte mit Entzücken betrachtete; »diesen Abend jedoch ist deine Gegenwart mir notwendiger denn je.«

»Ach, mein guter Onkel,« sagte Frau von *Combalet*, und versuchte es, die Hände des Kardinals zu küssen; er duldete es indes nicht, sondern zog vielmehr die Hände seiner Nichte an seine Lippen und küsste sie, ungeachtet ihres Widerstandes. Dieser Widerstand rührte jedoch weit Mehr von der tiefen Ehrfurcht her, welche die junge Witwe für ihren Onkel hegte, als aus irgend einem anderen Grunde; dann sagte sie: »Ich sehe, dass Ihr diesen Abend wieder sehr bedrückt seid,« und mit trübem Lächeln fügte sie hinzu: »Ihr solltet doch daran schon gewöhnt sein. Was bekümmert Euch übrigens? Gelingt Euch nicht Alles?«

»Ja,« sagte der Kardinal, »ich weiß wohl, es ist unmöglich, zugleich höher und niedriger zu stehen, glücklicher und unglücklicher, mächtiger und ohnmächtiger zu sein, wie ich es bin. Du weißt es aber besser, als irgend Jemand, *Marie*, wovon mein politisches Gedeihen und das Glück meines Privatlebens abhängt. Du liebst mich von ganzem Herzen, nicht wahr?«

»Von ganzem Herzen, von ganzer Seele!«

»Nun wohl! Du wirst Dich erinnern, dass ich nach Dem Tode von *Chalais* einen großen Sieg errungen hatte; ich sah zu meinen Füßen niedergeworfen Monsieur, die Königin, die beiden *Vendômes*, den Grafen von *Soissons*. Was taten nun Die, denen ich verzieh? Sie haben mir nicht verziehen; Sie verwundeten mich da, wo ich am empfindlichsten bin, an dem Herzen meines Herzens. Sie wussten, dass ich aus der Welt nichts so sehr liebe, wie Dich; dass deine Anwesenheit mir daher so notwendig ist, wie die Luft, die ich atme, wie die Sonne, die mich bescheint. Nun wohl! Sie machten Dir ein Gewissen daraus, mit diesem verdammten Priester, mit diesem Blutmenschen, zu leben! Mit mir zu leben! Ja, Du lebst mit mir, oder, noch mehr zu sagen, ich lebe durch Dich. Nun wohl! dies Leben, so treu ergeben von deiner Seite, so rein von der meinigen, dass ich nie einen schlechten Gedanken hegte, selbst nicht, wenn ich Dich so schön sah, selbst nicht, wenn ich Dich — wie jetzt — in meinen Armen hielt; dies Leben, auf das Du stolz, sein musst, wie auf ein Opfer, haben sie Dir zur Schande angerechnet; Du bekamst Furcht, Du erneuertest dein Gelübde, Du wolltest in das Kloster eintreten. Dir dies zu verwehren, musste ich ein Breve von dem Papst erbitten, gegen den ich Krieg führte. Wie kannst Du also wollen, dass ich nicht zittern soll? Wenn sie mich tötten, so ist das nichts; bei der Belagerung von *la Rochelle* habe ich mein Leben zwanzigmal auf das Spiel gesetzt; aber wenn sie mich stürzen, wenn sie mich verbannen, wenn sie mich einkerkern, wie soll ich dann leben, fern von

Dir?«

»Mein teurer Onkel,« entgegnete die schöne Fromme, indem sie auf den Kardinal einen Blick richtete, in welchem man mehr lesen konnte, als die Zärtlichkeit einer Nichte für ihren Oheim, und vielleicht selbst mehr, als die Liebe einer Tochter für ihren Vater; »Ihr seid gleichwohl in jener Zeit so gut gewesen, wie es nur möglich war. Aber ich kannte, ich liebte Euch noch nicht, wie ich Euch jetzt kenne und liebe. Ich tat ein Gelübde; der Papst hat mich dessen entbunden, und es besteht daher nicht mehr, Nun wohl, in dieser Stunde leiste ich einen Eid, und Ihr selbst werdet nicht die Macht, haben, mich davon zu entbinden: Ich leiste den Eid. überall zu sein, wo Ihr sein werdet, Euch überall zu folgen, wohin Ihr geht: Palast, Exil, Gefängnis sind für mich gleich, das Herz lebt nicht da, wo es klopft, sondern da, wo es liebt'. nun wohl, mein guter Onkel, mein Herz gehört Euch. Ich liebe Euch und werde nie einen Andern lieben, als Euch!«

»Ja, aber wenn sie siegen, werden sie es dann zugeben, dass Du Dich mir weihst, da sie dies beinahe verhinderten, als sie besiegt waren? Sieh, Marie, was ich mehr fürchte, als meinen Sturz, mehr als die Zertrümmerung meiner Macht, mehr als die Enttäuschung meines Ehrgeizes, das ist die Trennung von Dir. Ach, wenn ich nur gegen Spanien zu kämpfen hatte, gegen Österreich, gegen Savoyen, so wäre das nichts; aber gegen Die kämpfen zu müssen, die mich umgeben, die ich reich, glücklich, mächtig mache; aber wenn ich den Fuß erhebe, es nicht zu wagen, ihn niederzusetzen, aus Furcht, auf eine Natter, auf einen Scorpion zu treten, das ist es, was mich erschöpft. Was kümmert mich der Kampf gegen *Spinoza*, *Waldstein*, *Olivarez*? Ich werde sie niederwerfen. Sie sind nicht meine wahren Feinde, meine wahren Nebenbuhler! Mein wahrer Nebenbuhler ist ein *Vauthier*, mein wahrer Feind ist ein *Bérulle*, ein unbekannter Mensch, der in einem Alkoven intrigiert, in den Vorzimmern umher kriecht, ein Mensch, dessen Namen, dessen Existenz ich sogar nicht kenne. — Ich schreibe Tragödien; ach, ich kenne keine finstere, als die, welche ich spiele! Während ich gegen die englische Flotte kämpfe, während ich die Mauern von la Rochelle niederwerfe, gelingt es mir, durch die Macht des Genies — ich darf dies sagen, obgleich ich von mir selbst spreche — außer meiner Armee in Frankreich zwölftausend Mann auszuheben. Ich gebe Sie dem Herzog von *Nevers*, dem rechtmäßigen Erben von Mantua und Montferrat, um damit seine Erbschaft zu erobern. — Das wäre mehr, als nöthig gewesen, hätte ich nur *Philipp IV.*, *Carl Emanuel* und *Ferdinand II.* zu bekämpfen gehabt, d. h. Österreich, Spanien und Piemont! Aber der Astrolog *Vauthier* hat in den Sternen gelesen, dass die Armee die Berge nicht überschreiten wird, und der fromme *Bérulle* fürchtet, dass die Siege des Herzogs von *Nevers* das gute Einverständnis zwischen Seiner katholischen Majestät und Seiner aller christlichsten Majestät stören möchte. Sie lassen daher durch die Königin-Mutter an *Créqui* schreiben, an *Créqui*. den ich zum Pair, zum Marschall von Frankreich, zum Gouverneur der Dauphine machte, und *Créqui*, der meinen Sturz erwartet, um mit Zurücksetzung von *Montmorency* Connetable zu werden, verweigert die Lebensmittel, mit denen er im Überfluss versehen ist. Der Hunger reißt in der Armee ein; in Folge des Hungers die Desertion, in Folge der Desertion siegt der Savoyarde! Aber wer hat die Felsblöcke geschleudert, welche die Trümmer der französischen Armee vernichteten, indem sie von den Bergen Savoyens herabrollten? Eine Königin von Frankreich, *Maria von Medicis*.

»Freilich ist es wahr, dass *Maria von Medicis*, ehe sie Königin von Frankreich wurde, die Tochter des Herzogs Franz war, d. h. die Tochter eines Mörders und die Nichte Ferdinands, eines ehemaligen Kardinals, der seinen Bruder und seine Schwägerin vergiftete! So wird man es auch, mit mir machen, oder vielmehr mit meiner Armee, wenn ich nicht nach Italien gehe; gehe ich

aber hin, so unterwühlt man mich hier, bis ich zusammenstürze. Und dennoch ist es das Wohl Frankreichs, das ich will. Mantua und Montferrat sind kleine Länder, aber wichtig als militärische Stellungen; *Casale* ist der Schlüssel der Alpen und ist dieser Schlüssel in den Händen des Savoyarden, so leiht er ihn — wie sein Interesse es fordert — bald an Österreich, bald an Spanien. Mantua, die Hauptstadt der Gonzaga's, schützt die fliehenden Künste; Mantua, ein Museum, ist zugleich mit Venedig das letzte Nest in Italien geblieben. Mantua deckt Toscana, den Papst und Venedig. — »*Ihr werdet vielleicht Casale entsetzen, aber Ihr werdet Mantua nicht retten!*« schreibt mir *Gustav Adolph*. Ha, wenn ich nicht Kardinal, nicht von Rom abhängig wäre, so möchte ich keinen anderen Verbündeten haben, als *Gustav Adolph*. Aber wie kann ich mit den Protestanten des Nordens eine Allianz schließen, während ich die Protestanten des Südens vernichte? Wenn ich wenigstens die Gewissheit hätte, Legat zu werden! Wenn es mir gelänge, in meiner Hand die weltliche und die geistliche Macht zu vereinigen! Legat auf Lebenszeit! Und wenn man bedenkt, dass es ein Charlatan ist — *Vauthier*; ein Dummkopf — *Bérulle*, welche die Verwirklichung solcher Pläne hindern.

»Und dabei erinnere ich mich doch zuweilen daran, dass sie Alle in meiner Hand sind. Ich habe Beweise, dass durch Ehebruch die Ehre *Heinrichs IV.* und der französischen Krone geschändet wurde, ich habe auch Zeugen! Frau von *Bellier* und *Patrocle* gegen die Königin *Anna von Österreich*, die *Escoman* gegen *Maria von Medicis*; ich werde die *Esoman* suchen, deren Worte die Anklage des Mordes auf das ergrauende Haupt der Königin-Mutter schleudern sollen ich werde sie in dem Kloster aufsuchen, wo sie jetzt ihr sündiges Leben bereut, und sollte sie gestorben sein, werde ich ihre Leiche ausscharren lassen, und diese Leiche wird zeugen gegen meine Feindin!«

»Lieber Onkel,« sagte Frau von Combalet, welche sah, dass Richelieu sich allzu sehr aufregte, »denken wir jetzt nicht an diese verdrießlichen Geschichten, und plaudern wir!«

»Du hast Recht, liebes Kind; wo warst Du heute Abend?«

»Bei der Marquise von *Rambouillet*.«

»Was trieb man dort?«

»Nun, was man immer dort zu treiben pflegt, etwas Malerei, etwas Liebe und sehr viel Poesie! — Es wurde auch ein junger Dichter aus Rouen vorgestellt.«

»Dieses Rouen scheint ziemlich reich an poetischen Naturen; da arbeitet auch in meinem Kabinett ein solcher junger Taugenichts aus Rouen, Namens *Rotrou*, dem ich den Weg zu Parnasse ebnen soll; wie heißt denn der neu gebackene Dichter?«

»*Peter Corneille!*«

Der Kardinal machte mit Kopf und Schultern eine Bewegung, welche sagen wollte: »Mir unbekannt.«

»Und er kommt ohne Zweifel mit einem Trauerspiel in der Tasche?«

»Mit einem fünftaktigen Lustspiel.«

»Der Titel?«

»Melita.«

»Das ist kein historischer Name.«

»Nein, es ist ein Stoff eigener Erfindung. *Rotrou* behauptet, *Corneille* sei dazu bestimmt, alle gegenwärtigen, vergangenen und zukünftigen Dichter zu verdunkeln.«

»Der Unverschämte!« Darauf fuhr er fort: »Man war ja, wenn ich nicht irre, auch auf eine Überraschung gefasst; ist die Erwartung in Erfüllung gegangen?«

»Im vollsten Maße; denkt Euch, Onkel, dass sich vor unseren erstaunten Blicken plötzlich eine Mauer, von der wir wussten, dass sie in den Garten führe, auftat wie die Sesamhöhle, und wir an der Schwelle eines feenhaft ausgeschmückten Gemaches standen, wie ich Reizenderes noch nicht gesehen!«

»Wenn Du Dir das Gemach genau in die Erinnerung zurückzurufen vermagst, so sollst Du ein ähnliches in unserem neuen Landhaus haben. Du weißt, dass ich für meine liebe Nichte kein Opfer scheue. — Waren mit diesem Feengemache die Überraschungen erschöpft?«

»O nein, wir hatten noch eine, aber die war nicht im Programm der Marquise, es war im Gegenteil eine sehr traurige Überraschung.«

»Was war es?«

»Ich weiß nicht, ob ich es erzählen soll, weil ein Degenstoß dabei vorkommt.«

»Was? Wieder ein Duell?« sagte Richelieu, die Stirn runzelnd, »soll denn dieser barbarische Gebrauch in Frankreich nie ausgerottet werden können?«

»Es war nicht eigentlich ein Duell, sondern ein Rencontre. Der Marquis wurde in das Hotel gebracht, ohnmächtig in Folge einer Wunde.«

»Gefährlich?«

»Nein; aber es war ein Glück für ihn, dass er bucklig ist, denn die Klinge traf auf den Höcker, konnte nicht eindringen und glitt an dm verwachsenen Rippen ab.«

»Weiß man, woraus der Kampf entstand?«

»Ich glaube, ich hörte den Grafen von *Moret* nennen.«

»Den Grafen von *Moret*?« wiederholte Richelieu, wieder die Stirn runzelnd; »seit drei Tagen hörte ich diesen Namen schon mehrmals. Und wer versetzte dem Marquis *Pisani* diesen schönen Degenstoß?«

»Einer seiner besten Freunde, hundert Schritte von dem Hotel Rambouillet entfernt.«

Der Kardinal zog ein Notizbuch zu Rate.

»Und wer war der Angreifer?« fragte er, während er die Blätter des Notizbuches überflog.

Frau von *Combalet* zögerte mit der Antwort.

»Nenne ihn ungescheut!« sagte Richelieu.

»Er heißt *Souscarières*, ist aber, wie gesagt, an der Sache vollkommen unschuldig, da *Pisani* es war, der den Degen zuerst aus der Scheide zog.«

Bei Nennung dieses Namens zuckte es in dem Gesicht des Kardinals, und wer ihn kannte, erriet, dass in diesem Augenblicke eine jener Ideen in seinem Gehirne auftauchte, die bestimmend für das Schicksal einzelner Individuen oder ganzer Staaten waren.

Nachdem er einige Sekunden ruhig in seinem Notizbuch geblättert hatte, während ihn seine Nichte mit ängstlicher Spannung betrachtete, läutete er.

*Charpentier* erschien fast augenblicklich.

»Rufe *Cavois*!« befahl der Kardinal.

»Wie,« rief Frau von *Combalet*, »Ihr lasst den Kapitän der Garde kommen? Ihr wollt *Souscarières* doch nicht arretieren lassen?«,

»Im Gegenteil, von diesem Augenblicke an hat der junge Mann, den Du soeben nanntest, sein Glück in der Hand, und es ist nur seine eigene Schuld, wenn er es wieder fallen lässt.«

*Cavois* trat in strammer Haltung ein.

»Kapitän,« sagte Richelieu, »Ihr werdet Euch sofort nach der Rue des Frondeurs begeben. In dem Hause, welches die Ecke der Rue St. Anne bildet, fragt nach einem Cavalier, der sich *Peter von Garde*, Marquis von *Montbrun*, Herr von *Souscarières* nennt.«

»Ja, gnädigster Herr.«

»Wenn er dort wohnt und Ihr findet ihn zu Haus, so sagt ihm, dass es mir, ungeachtet der späten Nachtstunde, ein großes Vergnügen wäre, mit ihm zu plaudern.«

»Und wenn er sich weigert, Eminenz?«

»Dann richtet Ihr es so ein, dass ihm sein Weigern nichts hilft, er muss im Verlaufe einer Stunde hier sein, versteht Ihr? Er muss!«

»Zu Befehl. Eminenz!«

Der Kapitän entfernte sich. An der Tür begegnete er einem Manne, bei dessen Anblick er so schnell und ehrerbietig zur Seite trat, dass man erkennen konnte, er mache einer sehr wichtigen Person Platz.

In der Tat erschien in diesem Augenblick auf der Türschwelle der berühmte Kapuziner du Tremblay, bekannt unter dem Namen *Bruder Joseph* oder *die graue Eminenz*.

---

## XI.

### Die graue Eminenz.

Pater *Joseph* war so bekannt als zweites Ich des Kardinals, dass sich bei seinem Erscheinen selbst die vertrautesten Diener des Ministers zurückzogen, und dass die Gegenwart der »grauen Eminenz« im Kabinett *Richelieus* das Privilegium zu haben schien, alle Übrigen das Feld räumen zu machen.

Frau von *Combalet* unterlag, wie die Anderen, diesem Einfluss und entging dem Missbehagen nicht, welches diese Grabesstille Erscheinung überall hervorrief. Als sie den Pater *Joseph* gewährte, ging sie daher und bot dem Kardinal ihre Stirne zum Kusse, indem sie sprach:

»Bitte, lieber Oheim, bleibt nicht zu lange wach.«

Dann entfernte sie sich durch jene Tür, welche dem Eingang entgegengesetzt war, um nur nicht dem Mönche nahezukommen, der stumm und regungslos in der Mitte zwischen der Tür und dem Schreibpulte des Kardinals stand.

Zu jener Zeit waren alle geistlichen Orden, ausgenommen den 1611 durch den Kardinal Bérulle gestifteten und 1613 von Paul V. bestätigten »Orden vom Bethause Jesu.« nach langer Opposition sozusagen ganz auf der Seite des Kardinal-Ministers. Er war der offenkundige Beschützer der Benedictiner von Cluny, von Cisaux und St. Maur, der Prämonstratenser, Dominikaner, Carmeliter und endlich jener ganzen capuzentragenden Familie des heiligen Franciscus: der Minoriten, Minimien, Franciscaner, Kapuziner u.s.w. u.s.w. Als Lohn für diesen Schutz aber bildeten alle diese Orden, die unter dem Vorwande, Armut zu predigen, oder Missionen zu erfüllen, in der Welt umherzogen, eine dienstfertige Polizei.

Von dieser ganzen Polizei, welche mit dem begeisterten Eifer der Dankbarkeit ihr Amt tat, war der in diplomatischen Kunststücken ergraute Kapuziner *Joseph* das Haupt. Wie später ein *Sartines*, ein *Lenoir*, ein *Fouche*, so hatte auch er das Genie des Spionirens. Sein Bruder, der Gerichtsschreiber du *Tremblay*, war durch seinen Einfluss zum Gouverneur der Bastille ernannt worden, so dass der durch den Kapuziner du *Tremblay* ausspionierte, denunzierte und arretierte Gefangene auch durch den Gouverneur du *Tremblay* eingekerkert und bewacht wurde, wozu noch kam, dass, wenn er, wie es oft geschah, hinter den Riegeln starb, er abermals durch den Kapuziner du *Tremblay* absolviert, mit dem Abendmahl versehen und begraben ward, so dass in dieser Weise, wer einmal gefasst war, auch nicht mehr aus der Familie herauskam.

Pater *Joseph* hatte ein Unterministerium mit vier Sektionen, deren Chefs vier Kapuziner waren. Er hielt sich einen Sekretär Namens Pater *Ange Sabini*, welcher wieder sein Pater *Joseph* war. Wenn er zu funktionieren begann und weite Wege hatte, so pflegte er dies zu Pferde zu tun, gefolgt von dem gleichfalls berittenen Pater *Ange*. Eines Tages jedoch, da er eine Stute ritt, Pater *Sabini* hingegen einen Hengst, geschah es, dass die beiden Vierfüßler so aneinander gerieten, dass die Capuzen der beiden Mönche eine viel zu groteske Rolle spielten, als dass Pater *Joseph* diese Art der Locomotion auch fernerhin hätte beibehalten wollen. Seitdem benützte er Sanfte

oder Kutsche.

In der gewöhnlichen Ausübung seines Berufes aber hing Pater Joseph, weil er das Inkognito wahren musste, zu Fuße und zog die Capuze über die Augen, um nicht erkannt zu werden, was ihm bei der großen Anzahl von Mönchen aller Farben, die damals in den Straßen von Paris wimmelten, ein Leichtes war.

Diesen Abend hatte Pater *Joseph* zu Fuße operiert.

Der Kardinal blickte mit wachsamem Auge umher, bis die erste Tür sich hinter seinem Gardecapitän, die zweite hinter seiner Nichte geschlossen hatte, nahm dann vor seinem Schreibtische Platz und wandte sich zum Pater *Joseph*:

»Nun, Ihr habt mir also etwas mitzuteilen, lieber *du Tremblay*?«

Der Kardinal hatte die Gewohnheit bewahrt, den Kapuziner bei seinem Familiennamen zu nennen.

»Ja, Monseigneur,« erwiderte dieser, »und ich war zweimal da, um das Vergnügen zu haben, Euch zu sehen.«

»Ich weiß es. Das hat mir sogar die Hoffnung gegeben, Ihr würdet vielleicht irgend etwas über den Grafen von *Moret*, seine Rückkehr nach Paris und die Gründe dieser Rückkehr in Erfahrung gebracht haben.«

»Ich weiß noch nicht Alles, was Euer Eminenz wissen wollen, aber ich glaube auf der Fährte zu sein.«

»Ah, ah! Eure Weißmantel haben das Ihrige getan?«

»Ziemlich schlecht. Sie entdeckten bloß, der Graf von *Moret* habe im Hotel Montmorency bei dem Herzog *Heinrich II.* gewohnt und es Nachts verlassen, um eine Geliebte zu besuchen, welche in der Rue de la Cerisaie, gegenüber dem Hotel Lesdiguières, wohnt.«

»In der Rue de la Cerisaie, gegenüber dem Hotel Lesdiguières? Aber da wohnen ja die beiden Schwestern von *Marion Delorme*.«

»Jawohl, Monseigneur; Frau von *Montagne* und Frau von *Maugiron*; nur weiß man nicht, in welche von Beiden er verliebt ist.«

»Es ist gut, ich werde es erfahren,« sagte der Kardinal und begann, nachdem er den Kapuziner durch einen Wink unterbrochen, auf einem Blatt Papier zu schreiben: »*In welche Eurer beiden Schwestern ist der Graf von Moret verliebt? Wer ist der Liebhaber der anderen? Gibt es dabei einen unglücklich Liebenden?*«

Dann ging er zu einer Türfüllung, die sich bei dem Druck auf einen Knopf in der ganzen Höhe des Kabinetts öffnete.



Diese Öffnung hätte eine Communication mit dem Nachbarhaus gestattet, wäre nicht auf der anderen Seite des Mauerdurchmessers eine Tür im Wege gestanden.

Zwischen den beiden Türen befanden sich zwei Knöpfe von Klingeln, der eine rechts, der andere links, welche Einrichtung damals so neu und ungewöhnlich war, dass man sie nur bei dem Kardinal und im Louvre finden konnte.

Der Kardinal schob das Papier unter die Tür des Nachbarhauses, zog rechts die Klingel, die Türfüllung schloss sich und er nahm wieder seinen Sitz ein,

»Fahret fort,« sagte er zum Pater Joseph, der ihm zugesehen hatte, ohne sich über irgend etwas erstaunt zu zeigen.

»Ich sagte also, Monseigneur, die Weißmäntel hätten nichts Besonderes ausgerichtet, desto mehr aber die Vorsehung, die sich mit Euer Eminenz ganz vorzugsweise beschäftigt.«

»Wisst Ihr gewiss, du *Tremblay*, dass die Vorsehung das tut?«

»Was könnte sie Besseres zu tun haben, Monseigneur?«

»Nun,« sagte der Kardinal lächelnd, »hören wir denn den Bericht der Vorsehung über den Grafen von *Moret*.«

»Ja, Monseigneur. Ich kam also von den Weißmänteln zurück, wo ich nur erfahren hatte, was ich schon dir Ehre gehabt Euer Eminenz zu sagen, dass nämlich der Herr Graf von *Moret* seit acht tagen in Paris sei, bei dem Herzog von *Montmorency* wohne und eine Geliebte in der Rue de la Cersaie habe, — was Alles zusammen herzlich wenig ist.«

»Ich finde, Ihr seid ungerecht gegen die guten Patres. Wer tut, was er kann, tut, was er soll. Die Vorsehung allein kann Alles; sehen wir also, was die Vorsehung tut.«

»Sie hat mich mit dem Grafen selbst zusammengeführt.«

»Ihr habt ihn gesehen?«

»So wie ich. dir Ehre habe, Monseigneur zu sehen.«

»Und hat er Euch auch gesehen?« fragte *Richelieu* lebhaft.

»Er hat mich gesehen, jedoch nicht erkannt.«

»Setzt Euch, du *Tremblay*, und erzählt mir das.«

*Richelieu* pflegte aus scheinbarer Höflichkeit den Kapuziner zum Sitzen einzuladen, und dieser pflegte hingegen aus scheinbarer Demut stehen zu bleiben.

Er dankte also dem Kardinal und fuhr fort:

»Die Sache trug sich folgendermaßen zu, Monseigneur. Ich ging von den Weißmänteln weg,

nachdem ich dort die Nachrichten erfahren, die ich bereits mitgeteilt habe, und sah plötzlich die Leute gegen die Rue de l'Homme Armé zulaufen.«

»Apropos, Rue de l'Homme Armé,« sagte der Kardinal, »darin gibt es einen Gasthof, auf den Ihr Euer Augenmerk richten sollt, *du Tremblay*; man nennt ihn den Gasthof »zum gefärbten Bart.«

»Gerade dahin lief auch die Menschenmenge, Monseigneur.«

»Und Ihr lieft mit der Menge?«

»Euer Eminenz begreifen, dass ich dabei nicht fehlen mochte. Eine Art von Mord war begangen worden und zwar an einem armen Teufel, Namens Stephan *Latil*, welcher früher dem Herzog von *Epernon* zugehörte.«

»*Epernon*? Stephan *Latil*? Merkt Euch diese Namen wohl, *du Tremblay*. Dieser Mann wird uns eines Tages nützlich sein können.«

»Ich zweifle daran, Monseigneur.«

»Warum denn?«

»Ich glaube, er schickt sich zu einer Reise an, von der er wahrscheinlich nicht zurückkehren dürfte.«

»Ah, ich verstehe. Er ist es also, den man ermordet, hatte?«

»Ganz richtig, Monseigneur. Im ersten Augenblick wurde er für todt gehalten, kam aber dann wieder zu sich und verlangte sofort nach einem Priester. Da ich nun zufällig in der Nähe war . . .«

»Immer die Vorsehung, *du Tremblay*. Ihr hörtet also seine Beichte? Natürlich!«

»Vollständig.«

»Und sagte er dabei etwas von Wichtigkeit?«

»Monseigneur sollen selbst darüber urteilen,« sagte der Kapuziner lachend, »doch bitte ich, zuvor mich von der Pflicht der Geheimhaltung zu entbinden.«

»Gut, gut,« erwiderte Richelieu, »ich entbinde Euch.«

»Nun denn, Monseigneur, Stephan *Latil* wurde ermordet, weil er selbst den Grafen *Moret* nicht ermorden wollte.«

»Und in wessen Interesse kann es liegen, einen jungen Mann zu ermorden, der wenigstens bis heute an keinerlei Cabale Teil genommen hat?«

»Nebenbuhler in der Liebe.«

»Ihr wisst es?«

»Ich vermute so.«

»Und Ihr kennt den Mörder nicht?«

»Nein, Monseigneur, aber auch der Ermordete nicht. Dieser wusste bloß, dass es ein Buckliger war.«

»Wir haben nur zwei bucklige Raufer in Paris: den Marquis von *Pisani* und den Marquis von *Fontrailles*. *Pisani* kann es nicht sein, denn dieser hat gestern um neun Uhr Abends an der Tür des Hotels Rambouillet selbst von seinem Freunde *Souscarières* einen Degenstich erhalten. Es ist demnach nöthig, dass Ihr *Fontrailles* überwacht.«

»Ich werde ihn überwachen, Monseigneur, doch möge Ew. Eminenz mich noch weiter hören, denn das Außerordentlichste bleibt mir noch zu erzählen.«

»Erzählt, erzählt, *du Tremblay*. Eure Erzählung erfüllt mich mit dem größten Interesse.«

»Wohl an, Monseigneur, hier ist das Außerordentlichste. In dem Augenblicke, als ich im Anhören der Beichte begriffen war, trat der Graf von *Moret* selbst in das Zimmer, wo ich mein Amt übte.«

»Wie? Im Gasthofs »zum gefärbten Bart?«

»Jawohl, Monseigneur, im Gasthofs »zum gefärbten Bart«. Der Graf von *Moret* selbst trat, als baskischer Landedelmann verkleidet, ein, näherte sich dem Verwundeten und warf auf den Tisch, worauf derselbe lag, eine volle Geldbörse, indem er sagte: »Wirst Du geheilt, so lasse Dich ins Hotel des Herzogs von *Montmorency* führen, stirbst Du aber, so habe keine Sorge um deine Seele; an Musen soll es ihr nicht fehlen.«

»Die Absicht ist gut,« sagte Richelieu, »indessen aber sagt meinem Arzte *Chicot*, er möge jenen armen Teufel besuchen. Es ist wichtig, dass er davonkommt. Und Ihr seid ganz sicher, dass der Graf von *Moret* Euch nicht erkannt hat?«

»Ja, Monseigneur, vollkommen sicher.«

»Was konnte er verkleidet in dem Gasthofs zu tun haben?«

»Es wird uns vielleicht gelingen, es zu erfahren. Euer Eminenz würden nicht erraten, wem ich an der Ecke der Rue Du-Plâtre und der Rue de l'Homme Armé begegnet bin.«

»Wem?«

»Verkleidet als Bäuerin der Pyrenäen.«

»Sagt es gleich, *du Tremblay*; es wird spät und ich habe keine Zeit zum Raten.«

»Frau von *Fargis*.«

»Frau von *Fargis*?« rief der Kardinal. »Und sie kam aus dem Gasthofe?«

»Das ist wahrscheinlich.«

»Sie war als Catalonierin verkleidet, er als Baske. Das war ein Rendezvous.«

»Auch ich habe mir das gesagt. Es gibt jedoch mehrere Arten von Rendezvous, Monseigneur. Die Dame ist galant und der junge Mann ist ein Sohn *Heinrichs IV.*«

»Das ist kein Rendezvous aus Liebe, *du Tremblay*. Der junge Mann kommt aus Italien, er hat Piemont passiert. Ich möchte meinen Kopf verwetten, dass er Briefe für die Königin hatte, oder gar für die Königinnen. . . Ah! e mag; sich in Acht nehmen,« fügte *Richelieu* hinzu, indem sein Gesicht den Ausdruck der Drohung annahm, »ich habe bereits zwei Söhne *Heinrichs IV.* hinter Schloss und Riegel.«

»Dies, Monseigneur, ist in Summa das Resultat dieses Abends und ich hielt es für wichtig genug, Euer Eminenz noch heute unterbreitet zu werden.«

»Ihr habt Recht, *du Tremblay*; und Ihr sagt also, der junge Mann wohne bei dem Herzog von *Montmorency*?«

»Ja, Monseigneur.«

»Der wäre auch Einer davon? Hm! Hat er schon vergessen, dass ich bereits einen Kopf, der diesen Namen trug, fallen machte? Er will Connetable werden wie sein Vater und Großvater. Er wäre es auch schon, ohne *Créqui*, der sich einbildet, der Titel komme ihm zu, weil er ein Fräulein von *Lesdiguières* geheiratet hat, als wenn ihn das befähigen könnte, den Degen *Duquesclin's* zu führen. Nun, er ist wenigstens ein Cavalier, ein treues Herz. Ich werde ihn kommen lassen; sein Connetable-Degen liegt unter den Mauern von *basale*; er mag ihn dort holen. Ganz wie Ihr gesagt habt, *du Tremblay*, der Abend ist gut und ich will ihn vervollständigen.«

»Haben Monseigneur mir noch irgend etwas zu empfehlen?«

»Überwacht, wie ich gesagt habe, das Hotel »zum gefärbten Bart«, aber nicht auffällig. Verliert Euren Verwundeten nicht aus den Augen, bis er begraben oder geheilt ist. Ich glaubte den Grafen von *Moret* mit einer Anderen beschäftigt, als der *Fargis*, welche ja ohnehin schon *Cramail* und *Marillac* zu Anbetern hat — aber, endlich, die Vorsehung existiert und, wie Ihr sagtet, *du Tremblay*, führt sie selbst diese Angelegenheit. Aber Ihr wisst auch, dass die Vorsehung nicht Alles allein tun kann.«

»Und für solche Gelegenheit wurde das Sprichwort «der vielmehr der Grundsatz gemacht: Hilf Dir selbst und Gott wird Dir helfen.«

»Ihr seid voll Scharfsinn, lieber *du Tremblay*, und ich wäre sehr unglücklich, wenn ich Euch nicht hätte. Auch lasset mich nur gewähren, bis ich den Papst von den Spaniern befreit habe, die er fürchtet, sowie von den Österreichern, die er verwünscht, und wir werden die Sache so einrichten, dass der erste rote Hut, der von Rom ankommt, das Maß Eures Kopfes hat.«

»Wäre er nicht nach der Größe meines Kopfes gemacht, so würde ich Monseigneur bitten, mir einen seiner alten Hüte zu geben, als Zeichen, dass ich, wie groß auch die Gunst sein möge, mit der mich Gott beglückt, mich doch nie für gleichgestellt mit Euer Eminenz, sondern als deren Diener und Knecht betrachten werde.«

Und die beiden Hände auf der Brust gekreuzt, empfahl sich Pater *Joseph* auf das Demütigste.

An der Tür stieß er auf *Cavois*, welcher verschwand, um ihn hinauszulassen, wie er verschwunden war, um ihm Einlass zu gönnen.

Kaum war die graue Eminenz hinaus, als er eintrat.

»Monseigneur,« sagte er, »er ist da.«

»*Souscarières*?«

»Ja, Monseigneur.«

»Er war also zu Hause?«

»Nein, aber sein Diener sagte mir, er müsse in einer Kneipe der Straße Villidot sein, wo er zu verweilen pflegt und auch wirklich zur Zeit sich befand.«

»Lasset ihn eintreten.«

*Cavois* blieb unbeweglich und mit gesenktem Augen stehen.

»Nun?« fragte der Kardinal.

»Monseigneur, ich hätte eine Bitte.«

»Sprecht sie aus, *Cavois*. Ihr wisst, wie sehr ich Euch schätze und wie gern ich Euch angenehm sein möchte.«

»Ich möchte nur wissen, ob es mir nach der Entfernung, des Herrn *Souscarières* erlaubt sein wird, für den Rest der Nacht nach Hause zu gehen. Seit unserer Rückkehr nach Paris, Monseigneur, habe ich mich bereits acht Tage, oder vielmehr Nächte, nicht zu Bette gelegt.«

»Und Ihr seid des Wachens müde?«

»Nein, Monseigneur; aber Madame *Cavois* ist des Schlafens müde.«

»Sie ist also noch immer verliebt?«

»Ja, Monseigneur; aber in ihren Mann.«

»Ein schönes Beispiel, das unsere vornehmen Damen befolgen sollten. *Cavois*, Ihr werdet diese Nacht bei Eurer Frau zubringen.«

»Ich danke, Monseigneur.«

»Ich ermächtige Euch, sie zu holen.«

»Madame Cavois zu holen?«

»Ja, und sie hierher zubringen.«

»Hierher, Monseigneur?

»Ich muss sie sprechen.«

»Euer Eminenz wollten meine Frau sprechen?« rief *Cavois* auf's Höchste erstaunt.

»Ich will ihr ein Geschenk machen, um sie für die vergangenen Nächte zu entschädigen.

»Ein Geschenk?« sagte *Cavois* immer mehr erstaunt.

»Lasset Herrn *Souscarières* eintreten, *Cavois*, und während ich mit ihm plaudere, holt Eure Frau.«

»Aber, Monseigneur« sagte *Cavois*, »sie wird zu Bette sein.«

»Lasst sie aufstehen.«

»Sie wird nicht kommen wollen.«

»Nehmt zwei Garden mit,«

*Cavois* lachte.

»Wohl an, es sei, Monseigneur, ich will sie herbringen aber ich benachrichtige Euch im Voraus, dass ihre Zunge ganz merkwürdig frei ist.«

»Um so besser. Ich liebe diese Art von Zungen; sie sind sehr rar am Hofe, *Cavois*. Sie sagen Alles, was sie denken.«

»Ist aber auch der Befehl, den mir Monseigneur gegeben, im Ernst gemeint?«

»Im tiefsten Ernst.«

»Monseigneur, ich gehorche.«

*Cavois* war noch immer nicht überzeugt, aber er grüßte und ging hinaus.

De« Kardinal benützte den Augenblick seiner Einsamkeit, um rasch die Tapete vor der Türfüllung bei Seite zu schieben.

Auf demselben Platze, wohin er den Zettel mit der Frage gelegt, fand er die Antwort.

Sie war mit gleichem Lakonismus verfasst, wie die Frage, und lautete:

»Der Graf von Moret ist der Geliebte der Frau von Montagne und Souscarières der von Frau von Mougiron. — Der unglücklich Liebende — der Marquis von Pisani.«

»Das ist erstaunlich,« murmelte der Kardinal, indem er die Tür schloss. »Wie sich die Kettenringe schließen. Wahrhaftig,, diesen Abend fange ich beinahe an, zu glauben wie dieser einfältige *du Tremblay*, es gebe eine Vorsehung.«

In diesem Augenblicke öffnete der Kammerdiener *Charpentier* die Tür und meldete:

»Messire *Peter* von *Bellegarde*, Graf von *Montbrun*, Herr von *Souscarières*.«

---

## XII.

### Worin Madame Cavois die Verbündete des Herrn Michel wird.

Der, welcher sich mit einem so pomphaften Aufwand von Titeln anmelden ließ, war — wie unsere Leser wissen, kein Anderer als unser Freund *Souscarières*, dessen Porträt wir am Anfange dieses Bandes bereits gezeichnet haben.

*Souscarières* trat auf sehr zuversichtliche Weise ein und grüßte Se. Eminenz mit einer Zwanglosigkeit, die man recht wohl Unverschämtheit nennen durfte.

Der Kardinal schien mit den Augen nach einem Gefolge zu suchen, das *Souscarières* mit sich gebracht haben sollte.

»Entschuldigt mich, Monseigneur,« sagte *Souscarières* und streckte das eine Bein in eine galante Positur vor, indem er gleichzeitig den Arm, der seinen Hut trug, graziös bog, »aber Euer Eminenz Meinen etwas zu suchen?«

»Ich suche die Person, die man zu gleicher Zeit mit Euch gemeldet hat, Herr *Michel*.«

»*Michel*,« wiederholte *Souscarières*, den Erstaunten spielend. »Wer heißt denn *Michel*, Monseigneur?«

»Ei, Ihr selbst, mein lieber Herr, so glaub' ich!«

»O, Monseigneur begehen einen schweren Irrtum, in dem ich Euch nicht gerne lassen möchte. Ich bin der anerkannte Sohn des Herrn *Roger de St. Lary*, Herzogs von *Bellegarde*, Oberststallmeisters von Frankreich. Mein erlauchter Vater lebt noch und man kann sich bei ihm erkundigen. Herr von *Souscarières* bin ich in Folge eines Gutes, das ich erworben habe, und zum Marquis wurde ich durch die Frau Herzogin *Nicole* von Lothringen gemacht, bei Gelegenheit meiner Heirat mit dem edlen Fräulein *Anna von Rogers*.«

»Mein lieber Herr *Michel*,« begann abermals der Kardinal *Richelieu*, »erlaubt mir, Euch Eure Geschichte zu erzählen. Ich weiß sie besser als Ihr; lernt daraus.«

»Ich weiß,« sagte *Souscarières*, »dass große Männer, wie Ew. Eminenz, nach den Tagen der mühseligen Arbeit eine Stunde der Unterhaltung bedürfen. Glückliche Derjenige, welcher, wengleich auf seine eigenen Kosten, einem so großen Genie diese Stunde der Zerstreuung verschaffen kann.«

Und entzückt über das Kompliment, das er gefunden, verbeugte sich *Souscarières* vor dem Kardinal.

»Ihr irrt Euch bedeutend, Herr *Michel*,« fuhr der Kardinal fort, ihn beharrlich mit diesem Namen anredend. »Ich bin nicht müde, ich bedarf keiner Erholungsstunde und will auch diese Stunde nicht auf Eure Unkosten benützen. Da ich Euch jedoch einen Vorschlag zu machen habe, will ich



Euch zuvor beweisen, dass ich nicht wie alle Welt durch Euere Titel und Namen gefoppt werde, sondern dass ich Euch denselben wegen Eurer persönlichen Vorzüge allein mache.

Und der Kardinal begleitete die letzten Worte mit jenem frischen Lächeln, das in Momenten guter Laune ihm eigen war.

»Ich höre, was Eure Eminenz mir zu sagen haben,« sagte *Souscarières*, ein wenig unbehaglich wegen der Wendung, die das Gespräch nahm.

»Ich fange also an, nicht wahr, lieber Herr Michel?«

*Souscarières* verbeugte sich, wie Einer, der nicht den mindesten Widerstand leisten kann.

»Ihr kennt die Rue des Bourdonnais, nicht wahr, Herr Michel?« fragte der Kardinal.

»Man müsste aus dem Cathay sein, Monseigneur, um sie nicht zu kennen.«

»Nun denn! Ihr kanntet aber auch in Eurer Jugend einen braven Pastetenbäcker, der ein Gasthaus hielt und Leute in Kost nahm. Dieser würdige Mann, welcher seine ausgezeichnete Küche hatte und bei dem ich sehr häufig speiste, als ich noch Bischof von Lucon war, hieß Michel und hatte die Ehre, Euer Herr Vater zu sein,«

»Ich glaube Eurer Eminenz bereits bemerkt zu haben, dass ich der anerkannte Sohn des Herrn Herzogs von *Bellegarde* bin,« wiederholte mit etwas weniger Selbstbewusstsein *Souscarières*.

»Nichts ist wahrer,« erwiderte der Kardinal, »ich will Euch sogar sagen, auf welche Art diese Anerkennung zu Stande gekommen ist. Dieser würdige Kuchenbäcker hatte eine sehr hübsche Frau, welcher alle Herren, die ins Gasthaus kamen, den Hof machten, Eines schönen Tages fand sie sich in gesegneten Umständen und kam später mit einem Sohne nieder. Dieser Sohn wäret Ihr, lieber Herr Michel; denn da Ihr in der Ehe und zu Lebzeiten Eures Herrn Vaters geboren wurdet, oder, wenn Ihr wollt, zu Lebzeiten des Gatten Eurer Frau Mutter, könnt Ihr auch keinen andern Namen führen, als den Eures Vaters und Eurer Frau Mutter. Nur die Könige, merkt Euch das wohl, Herr Michel, haben das Recht, uneheliche Kinder zu legitimieren.«

»Teufel! Teufel!« murmelte *Souscarières*.

»Doch kommen wir auf Eure Anerkennung. Nachdem Ihr ein hübsches Kind gewesen, wurdet Ihr auch ein hübscher junger Mann, geschickt in allen Leibesübungen, im Ballspiel ein zweiter *d'Alichon*, mit dem Degen vertraut wie *Fontenay*, und eine Karte verschwinden zu machen gewandt wie kein Anderer. Auf diesem Grade der Vollkommenheit angelangt, beschloß Ihr, Eure Talente zum Begründen Eures Glückes zu verwenden, und um besagtes Glück zu beginnen, ginget Ihr nach England, wo Ihr in allen Arten von Spiel so glücklich ward, dass Ihr mit fünfmal hunderttausend Fraces von dort zurückkamt. Ist es nicht so?«

»Bis auf einige hundert Pistolen, ja, Monseigneur.«

»Damals erhieltet Ihr eines schönen Morgens den Besuch eines gewissen *Lalande*, welcher Ballspielmeister Sr. Majestät, unseres Herrn und Königs, gewesen war. Dieser sagte Euch

Folgendes oder ungefähr Folgendes. Ich will natürlich nur den Sinn seiner Rede sagen, nicht aber die Worte selbst:

»Bei Gott, Herr von *Souscarières*, ah Pardon! ich vergaß schon wieder. Ich weiß nicht warum, aber Ihr habt stets einen solchen Widerwillen gegen den Namen Michel gehabt, welcher doch zu den wohlklingendsten gehört, dass Ihr mit dem ersten Gelde, welches Ihr hattet, für eintausend Pistolen eine Art altes Mauerwerk ankauftet, das halb in Ruinen lag, und in der Gegend *Souscarières* hieß, was dann zur Folge hatte, dass Ihr Euch nicht Michel nanntet, sondern *Souscarières*, dann Herr von *Souscarières*. . . . Verzeiht, dass ich all dies in Parenthese anführte, aber ich halte es für notwendig zum besseren Verständnis meiner Erzählung.«

*Souscarières* verneigte sich.

»Der kleine *Lalande* sprach also folgendermaßen:

»Bei Gott, Herr *Souscarières*, Ihr habt eine hübsche Gestalt, Ihr besitzt Geist, Ihr seid geschickt und glücklich im Spiele und in der Liebe. Es fehlt Euch bloß an — Geburt. Zwar weiß ich ganz gut, dass man sich nicht nach Belieben seinen Vater und seine Mutter wählen kann, denn sonst hätte Jedermann einen Pair von Frankreich zum Urheber seiner Tage und eine Herzogin zur Mutter; ist man jedoch reich, so gibt es immerhin Mittel, diese kleinen Unregelmäßigkeiten des Zufalls zu verbessern. — »Ich war nicht dabei, Herr Michel, aber ich denke mir, welche Augen Ihr bei dieser Kunde machtet. *Lalande* fuhr fort: »Versteht, Ihr braucht nur unter allen den großen Herren zu wählen, die Eurer Mutter den Hof gemacht haben, natürlich Einen, der wenig skrupulös ist, z. B. Herrn von *Bellegarde*. Die Zeit des großen Jubiläums rückt heran; Eure Mutter wird entzückt sein, aus Euch einen Edelmann zu machen, sie wird zum Herrn Herzog gehen, ihm sagen, Ihr gehörtet eigentlich ihm, und nicht dem Pastetenbäcker; ihr Gewissen könne es nicht über sich bringen, in Euren Händen das Gut eines Mannes zu sehen, der nicht Euer Vater ist. Da er kein starkes Gedächtnis; hat, wird er sich nicht einmal mehr erinnern, ob er ihr Liebhaber gewesen war oder nicht, und da die Anerkennung mit dreißigtausend Francs in Verbindung stehen muss, wird er Euch anerkennen. — Hat sich die Sache nicht so begeben?«

»Ungefähr so, Monseigneur, ich muss es gestehen. Nur eine Sache haben Euer Eminenz vergessen.«

»Welche? Sollte mein Gedächtnis; mich getäuscht haben, obgleich es besser ist, als das des Herrn von *Bellegarde*, so bin ich bereit, meinen Fehler zu verbessern.«

»Die Sache ist, dass ich außer den von Euer Eminenz erwähnten fünfmal hunderttausend Francs auch noch etwas Anderes aus England mitgebracht habe, nämlich die Erfindung von Tragsesseln, für die ich schon seit Jahren um das Privilegium in Frankreich sollicitire.«

»Ihr irrt, lieber Herr Michel. Ich habe weder die Erfindung, noch die Bitte um ein Privilegium vergessen und ich habe Euch im Gegenteil holen lassen, um mit Euch hierüber zu sprechen. Aber jedes Ding, wenn seine Reihe kommt. Die Ordnung, sagt ein Philosoph, ist die Hälfte des Genies. Und wir halten ja erst bei Eurer Heirat.«

»Könnten wir uns nicht das Besprechen dieses Stoffes erlassen, Monseigneur?«

»Unmöglich, denn was würde in diesem Falle ans Eurem Marquistitel, da er Euch doch von der Herzogin Nicole von Lothringen bei Gelegenheit Eurer Heirat erteilt wurde. Über Euch und jene ehrenwerte Herzogin waren zu der Zeit eine Menge Gerüchte in Umlauf, die zu dementieren Ihr Euch wohl hütet, und als sie vor sechs Monaten starb, ließt Ihr ein gewisses Kind, das Ihr habt, Trauer anlegen. Da indessen Jedermann das Recht hat, seine Kinder nach seinem eigenen Geschmack zu kleiden, will ich Euch in Bezug hierauf durchaus keine Vorwürfe machen.«

»Monseigneur sind überaus gnädig,« sagte *Souscarières*.

»Wie dem auch sei, Ihr kehrtet aus Lothringen mit einem jungen Mädchen, Fräulein, Anna von Rogers, zurück, welche Ihr entführt hattet. Ihr gabt sie für die Tochter eines großen Herrn aus, sie war jedoch ganz einfach die Tochter der Herzogin. Bei Gelegenheit Eurer Heirat mit derselben, sagt Ihr, gab man Euch den Titel eines Marquis von *Montbrun*. Damit aber diese Promotion gültig sei, müsste es Herr Michel sein, der zum Marquis gemacht wurde, und nicht Herr von *Bellegarde*, denn als uneheliches Kind konntet Ihr nicht anerkannt werden und in Ermanglung des Rechtes, Euch *Bellegarde* zu nennen, konnte man Euch auch nicht unter diesem Namen zum Marquis machen, welcher weder der Eure ist, noch es jemals sein kann.«

»Monseigneur sind sehr hart gegen mich.«

»Ganz im Gegenteil, lieber Herr Michel; ich bin mild, wie Honig, und Ihr werdet es allsogleich sehen.

»Madame Michel, die nicht wusste, welches Glück ihr zu Teil geworden war, als Ihr sie heiraten durftet, Madame Michel ließ sich von *Villaudry* schön tun; Ihr wisst ja, *Villaudry*, der jüngere Bruder desjenigen, welchen *Miossens* getödtet hat. Ihr bekamt Wind von etwas und wolltet sie in den Canal von *Souscarières* stürzen, aber Ihr hattet nicht genug Sicherheit und da Ihr im Grunde kein böser Mensch seid, wartetet Ihr, bis Ihr Eurer Sache ganz sicher sein würdet. Dies geschah durch ein Armband von Haaren, das sie Herrn von *Villandry* gab. Da Ihr nun dieses mal den vollen Beweis hattet, indem auch noch ein ganz von Eurer Frau geschriebener Brief in Euren Händen war, der Euch an Eurem Unglück nicht mehr zweifeln ließ, führtet Ihr sie in den Park und fordertet sie auf, zu Gott zu beten, indem Ihr zugleich Euren Dolch zoget. Diesmal war es nicht wie damals, als Ihr ihr gedroht hattet, sie in den Canal zu werfen, und sie sah, dass es jetzt durchaus nicht zum Lachen war, denn Ihr führtet einen Stoß gegen sie, der aber glücklicherweise mit der Hand pariert wurde, was ihr nur zwei Finger kostete. Als Ihr jedoch ihr Blut saht, hattet Ihr Mitleid und schenktet ihr das Leben, schicktet sie jedoch nach Lothringen zurück. Was *Villaudry* betrifft, beschloßt Ihr, eben weil Ihr gegen Eure Frau gnädig gewesen wart, gegen ihn unerbittlich zu sein und tratet, als er in der Messe war, von der *Place Royale* aus in die Kirche ein, gabt ihm eine Ohrfeige und zogt den Degen. Er aber wollte keine Kirchenschändung begehen und behielt den seinigen in der Scheide. In Wahrheit muss man freilich sagen, dass es ihm nicht sonderlich darum zu tun war, sich mit Euch zu schlagen und dass er sogar sagte: Ich würde ihn erdolchen, wenn ich einen begründeten Ruf des Mutes hätte, aber unglücklicherweise habe ich den nicht und das macht, dass ich mich schlagen muss. Und in der Tat forderte er Euch und als wäret Ihr wirklich der Sohn des Herrn von *Bellegarde* und hättet nicht mehr Gedächtnis, als er, schlugt Ihr Euch auf der *Place Royale*, eben dort, wo *Bouteville* und der Marquis von *Beveron* sich geschlagen hatten. Ich weiß, Ihr behamnt Euch wundervoll, Ihr acceptirtet alle Forderungen Eures Gegners und er kam mit sechs Degenstößen davon, die Ihr ihm mit der

Spitze, und ebenso vielen Schlägen, die Ihr ihm mit der flachen Klinge gabt. Auch *Bouteville* hatte sich wundervoll benommen, was mich indessen keineswegs hinderte, ihm den Kopf abzuschlagen; u lassen, und das hätte ich sicherlich auch bei Auch getan, wäret Ihr, anstatt ganz einfach Herr Michel zu sein, tatsächlich Peter von *Bellegarde*, Marquis von *Montbrun*, Herr von *Souscarières* gewesen, denn Ihr hattet noch Ärgeres getan, als *Bouteville*, — Ihr hattet in einer Kirche den Degen gezogen, wovon die Folge gewesen wäre, dass man Euch erst die Hand und hernach den Kopf abgehauen hätte. Ihr versteht, lieber Herr Michel?«

»Ja, bei Gott, Monseigneur, ich verstehe,« erwiderte *Souscarières*, »und ich muss sagen, dass ich in meinem Leben schon Gespräche hörte, die mir angenehmer waren, als das gegenwärtige.«

»Und das um so mehr, weil Ihr noch nicht zu Ende seid. Ihr wurdet heute Abend wieder recitiv mit diesem armen Marquis von *Pisani*! Wahrhaftig, man muss ein eingefleischter Teufel sein, um sich mit einem solchen Polichinell zu schlagen.«

»O, Monseigneur, ich habe mich nicht mit ihm geschlagen, sondern er mit mir.«

»Der arme Marquis! War er denn nicht schon unglücklich genug, kein Entrée in der Rue de la Cerisaie zu haben, während Ihr und der Graf von *Moret* dasselbe hattet?«

»Wie, Monseigneur, Ihr wisst? . . .«

»Ich weiß, dass, wenn Euer Degen nicht die Spitze seines Höckers getroffen hätte und seine Rippen nicht so übereinander geschoben wären, dass die Klinge an ihnen wie an einem Harnisch abgleiten musste, er wie ein Käfer an die Mauer gespießt worden wäre. Ihr seid also ein gar schlimmer Kopf, lieber Herr Michel.«

»Ich schwöre, Monseigneur, dass ich keinerlei Händel mit ihm gesucht habe; *Voiture* und *Branças* werden es bezeugen; aber ich war sehr erhitzt, weil ich von der Rue de l'Homme Armé bis zur Rue du Louvre gelaufen war.«

Bei der Erwähnung der Rue de l'Homme Armé öffnete Richelieu Augen und Ohren.

»Auch er war erhitzt,« fuhr *Souscarières* fort, »durch einen Streit, den er in einem Wirtshaus gehabt hatte.«

»Ja wohl,« sagte Richelieu, welcher jetzt Nur den Weg übersah, den ihm *Souscarières*, ohne es zu ahnen, eröffnet hatte, in dem Wirtshaus »zum gefärbten Barte«.

»Monseigneur!« rief *Souscarières* erstaunt.

»Wohin er gegangen war,« fuhr Richelieu fort — auf die Gefahr hin, irre zu gehen, aber in der Absicht, Alles zu erfahren — »wohin er gegangen war, um zu sehen, ob er sich nicht durch die Hand eines gewissen Stephan *Latil* seines Rivals, des Grafen von *Moret*, entledigen könnte. Zum Glück fand er statt eines Sbirren einen ehrlichen Bravo, welcher es verweigerte, seine Hand in königliches Blut zu tauchen. Aber wisst Ihr wohl, mein lieber Herr Michel, dass in Eurem in der Kirche gezogenen Degen, in Eurem Duell mit *Villandry*, in Eurer Begünstigung der Ermordung des *Stephan Latil* und in Eurem Rencontre mit dem Marquis von *Pisani* genug Grund vorhanden

ist, um Euch viermal den Kopf abschlagen zu lassen, aber natürlich nur, wenn Ihr als Edelmann zweiunddreißig Ahnen hättet und nicht ein Bürgerlicher wäret.«

»Ach, Monseigneur,« sagte *Souscarières* sehr erschüttert, »ich weiß es und ich gestehe es laut, dass ich mein Leben einzig und allein der Großmut Eurer Eminenz verdanke.«

»Und Eurer Intelligenz, lieber Herr Michel.«

»Ach, Monseigneur, wenn es mir ermöglicht würde, diese Intelligenz zur Verfügung Eurer Eminenz zu stellen,« rief *Souscarières*, zu den Füßen des Kardinals stürzend, »ich wäre der glücklichste der Menschen.«

»Ich sage nicht nein, Gott behüte; denn ich brauche Männer, wie Ihr seid.«

»Ja, Monseigneur, ergebene Männer; ich wage es auszusprechen.«

»Welche ich hängen lassen kann an dem Tage, an welchem sie aufhören es zu sein.«

*Souscarières* fuhr zusammen.

»O, es wird unmöglich sein, dass ich so unglücklich bin, zu vergessen, was ich Eurer Eminenz schulde.«

»Das ist Eure Sache, Herr Michel. Ihr habt Euer Glück in Eurer eigenen Hand, aber vergeht nur auch nicht, dass ich das Ende des Strickes in der meinigen halte.«

»Wenn nur Eure Eminenz ruhen wollten, mir zu sagen, bei welcher Gelegenheit ich jene Intelligenz in Anwendung bringen soll, die Ihr mir zuzuschreiben so gütig seid.«

»O, was das betrifft, recht gern.«

»Ich bin ganz Ohr.«

»Wohl an denn; nehmen wir an, ich gewährte Euch das Privilegium zu Eurer Erfindung.«

»Das Privilegium auf Tragsessel?« rief *Souscarières*, der das Glück in greifbarer Form vor sich sah, von dem der Kardinal gesagt hatte, er halte es in Händen, das er jedoch bisher nur im Traum zu sehen vermocht hatte.

»Nur die Hälfte,« sagte der Kardinal; »nur die Hälfte; die andere Hälfte behalte ich mir für ein Geschenk vor, das ich machen will.«

»Noch eine zweite Intelligenz, welche Monseigneur belohnen wollen?« wagte *Souscarières* zu fragen.

»Nein, eine Ergebenheit; das ist seltener.«

»Monseigneur sind Herr darüber. Mit der Hälfte des Privilegiums werde ich überreich beglückt sein.«

»Es sei! Ihr habt also die Hälfte der Tragsessel für Paris; nehmen wir z. P. zweihundert.«

»Ja, Monseigneur, nehmen wir zweihundert.«

»Das macht in Summa vierhundert Sesselträger. Nun: denn, Herr Michel, nehmen wir an, diese Träger wären intelligente Leute und passten wohl auf, wohin ihre Kunden sich tragen ließen und was sie sagten, und sie notierten sich pünktlich deren ganzes Gehen und Kommen, Thun und Lassen. Nehmen wir ferner an, an der Spitze dieses Corps stände gleichfalls ein intelligenter Mann, welcher mir, aber auch nur mir allein, Berichte erstattet über Alles, was er sieht und hört, und was ihm rapportirt wird. Und endlich nehmen wir noch an, dass dieser Mann nur zwölftausend Livres Renten hätte, sich jedoch mit Leichtigkeit vierundzwanzig tausend machen könnte, dabei aber natürlich nicht den Namen Michel führen dürfte, sondern Herr *Peter von Bellegarde*, Marquis von *Montbrun* und Herr von *Souscarières* heißen müsste. . . Ich würde ihm sagen: Mein lieber Freund, legt Euch so viele Namen bei, als Ihr nur wollt, je mehr, desto besser, und was die Namen anbelangt, die Ihr Euch bereits angeeignet habt, so verteidigt Ihr sie gegen Jeden, der sie vielleicht reklamieren sollte, aber seid ganz ruhig, ich werde es nicht sein, der Euch deshalb das Mindeste in den Weg legt.«

»Und das wäre Ernst, was mir da Monseigneur sagen?«

»Voller Ernst, mein lieber Herr Michel. Das Privilegium für die Hälfte der in Paris einzuführenden Tragsessel ist Euch verliehen und morgen soll Euch Euer Kompagnon, der den Vertrag für seinen Teil schon unterschrieben haben wird, denselben zu gleichem Zwecke überbringen. Ist Euch das recht?«

»Und wird die Schrift auch die Verbindlichkeiten enthalten, die mir auferlegt sind?« fragte zögernd *Souscarières*.

»Auf keinen Fall, lieber Herr Michel. Ihr begreift, dass die Sache ganz unter uns bleibt; es ist sogar von höchster Wichtigkeit, dass sie nicht ausposaunt werde. Teufel! wüsste man Euch auf meiner Seite, so wäre Alles gefehlt. Es schadet sogar nicht das Geringste, wenn man glaubt, Ihr wäret für Monsieur oder für die Königin; hierzu wird es Euch genügen, zu sagen, ich wäre ein Tyrann, ich verfolge die Königin, und Ihr begreift nicht, wie König *Ludwig XIII.* unter einem so harten Joch, wie das meinige, leben könne.«

»Aber ich werde niemals derartige Suchen sagen können!« rief *Souscarières*.

»Schon gut; wenn Ihr Euch etwas Gewalt antut, werdet Ihr sehen, dass das von selbst geht. Wir sind also nun im Reinen. Eure Sessel werden in Mode kommen, Ihr werdet Opposition machen, Ihr werdet den ganzen Hof haben, man wird nirgends mehr hingehen ohne Tragsessel, besonders wenn diese für zwei Personen berechnet sind und recht dichte Vorhänge haben.«

»Monseigneur haben mir Niemand besonders zu empfehlen?«

»O doch. Ich empfehle Euch namentlich folgende Damen: die Frau Prinzess zuvörderst, dann Madame *Marie* von *Gonzaga*, die Herzogin von *Chevreuse*, Frau von *Fargis*; ferner von den Herren: den Grafen von *Moret*, Herrn von *Montmorency*, den Herzog von *Chevreuse*, den Grafen *Cramail*. Ich spreche nicht vom Marquis von *Pisani*; er kann mich, Dank Eurer Geschicklichkeit,

einige Tage lang nicht beunruhigen.«

»Monseigneur können beruhigt sein. Und wann soll ich meine Kundschafterdienste beginnen?«

»So bald als möglich. In acht Tagen kann die ganze Sache im Zuge sein, natürlich, wenn Euch das Anlagecapital nicht fehlt.«

»Nein, Monseigneur. Übrigens wenn es mir auch fehlte, bei einer solchen Gelegenheit fände ich es gewiss.«

»In diesem Falle braucht Ihr nicht zu suchen, sondern Euch nur direkt an mich selbst zu wenden.«

»An Euch, Monseigneur?«

»Ja. Habe ich nicht ein Interesse an der Sache? Doch da ist *Cavois*, der, wie es scheint, mir etwas zu sagen hat. Er ist es, der Euch morgen das kleine Papier zum Unterzeichnen bringt, und da er alle die Bedingungen desselben kennen wird, selbst die, welche unter uns bleiben, so würde auch er es sein, der sie Euch im Falle einer Vergesslichkeit ins Gedächtnis zurückzurufen käme, aber ich glaube gewiss zu sein, dass Ihr nichts vergessen werdet. Tritt ein, *Cavois*, tritt ein. Du siehst diesen Herrn, nicht wahr?«

»Ja, Monseigneur,« sagte *Cavois*, der dem Befehle des Kardinals gehorcht hatte.

»Gut. Er ist einer meiner Freunde. Aber er gehört zu Jenen, die mich nur zwischen zehn Uhr Abends und zwei Uhr Morgens besuchen. Für mich, aber nur für mich allein, heißt er *Michel*, für alle Übrigen ist es Herr *Peter* von *Bellegarde*, Marquis von *Montbrun*, Herr von *Souscarières*. — Auf Wiedersehen, lieber Herr *Michel*.«

*Souscarières* verneigte sich bis auf die Erde und entfernte sich, kaum an sein Glück glaubend und fast unklar darüber, ob der Kardinal mit ihm ernstlich gesprochen oder sich bloß über ihn lustig gemacht hatte.

Da er aber wusste, dass der Kardinal stets sehr beschäftigt war, begriff er endlich doch, derselbe habe nicht die Zeit, über ihn zu spotten und habe daher aller Wahrscheinlichkeit nach in vollem Ernste gesprochen.

Was den Kardinal anbelangt, so hatte er das Bewusstsein, seine Macht durch die Rekrutierung eines mächtigen Alliierten verstärkt zu haben; seine gute Laune war also zurückgekehrt und er rief mit seiner freundlichsten Stimme:

»Madame *Cavois*! Madame *Cavois*. kommt doch herein!«

---

### XIII.

#### Worin der Kardinal sein Schachbrett klar zu übersehen beginnt.

Kaum war dieser Ruf erschallt, als eine kleine Frau von fünfundzwanzig bis sechsundzwanzig Jahren eintrat. Sie war munter, beweglich, das Näschen in der Luft und es schien durchaus nicht, als sei sie durch den Kardinal eingeschüchtert.

»Ihr habt mich gerufen, Monseigneur,« sagte sie, das Wort zuerst ergreifend und mit sehr ausgesprochenem *Languedoc'schen* Accent, »Hier bin ich.«

»Gut; und *Cavois* sagte, Ihr würdet vielleicht nicht kommen wollen.«

»Ich nicht kommen, wenn Ihr mir die Ehre antut, mich rufen zu lassen? Eher wäre ich gekommen, wenn mich Auch Euer Eminenz gar nicht hätte holen lassen,«

»Madame *Cavois*! Madame *Cavois*!« sagte der Gardecapitän mit einem Versuche, die Stimme zu erheben.

»Madame *Cavois*, so viel Du willst! Monseigneur lässt mich für Dies oder Jenes kommen. Will er mit mir sprechen, so möge er sprechen; will er, dass ich zu ihm spreche, so werde ich zu ihm sprechen.«

»Ich will Beides, Madame *Cavois*,« sagte der Kardinal, indem er seinem Gardecapitän winkte, sich nicht in das Gespräch zu mischen,

»Ah, Monseigneur brauchen ihm kein Stillschweigen aufzuerlegen. Es wird genügen, dass ich ihn schweigen heiße, und er wird schweigen, oder sollte er sich zufällig einmal den Anschein geben wollen, als sei er der Herr?«

»Monseigneur werden sie entschuldigen,« sagte *Cavois*; »sie ist nicht vom Hofe und . . .«

»Wie? Monseigneur soll mich entschuldigen? Das machst Du wahrhaft nicht übel, *Cavois*! Monseigneur hat sich bei mir zu entschuldigen.«

»Wie?« sagte der Kardinal lachend, »ich habe mich zu entschuldigen?«

»Gewiss. Oder ist es etwa christlich gehandelt, wenn man Leute, die sich lieben, ewig getrennt hält?«

»Ah, ah! Ihr betet also Euren Gatten an?«

»Wie sollte ich nicht? Wisst Ihr, wie ich ihn kennen gelernt habe, Monseigneur?«

»Nein, aber saget mir das, Madame *Cavois*, das interessiert mich ungeheuer.«



»*Mireille, Mireille!*« sagte **Cavois**, indem er Versuchte, seine Frau zur Ordnung zu rufen.

»*Cavois, Cavois!*« sagte der Kardinal, den Akzent seines Gardecapitäns nachahmend.

»Nun denn, wisst Ihr, ich bin die Tochter eines Edelmannes aus *Languedoc*, während *Cavois* der Sohn eines Krautjunkers aus der *Picardie* ist.«

*Cavois* machte eine Bewegung.

»Das will nicht sagen, dass ich Dich verachte, *Louise* Mein Vater hieß *De Serignan*, Er war General-Major in *Catalonien*, nicht mehr nicht minder. Ganz jung wurde ich schon die Witwe eines gewissen *Lacroix*; ich war kinderlos und hübsch, dessen darf ich mich rühmen.«

»Ihr seid es noch immer, *Madame Cavois*,« sagte der Kardinal.

»Ach, mein Gott ja! Ich war damals 16 Jahre und heute bin ich 26 und habe acht Kinder, Monseigneur.«

»Wie? Acht Kinder? Unglücklicher; und Du beklagst Dich noch, dass ich Dich hindere, viel zu Hause zu sein?«

»Wie, Du hast Dich darüber beklagt, mein kleiner *Cavois*?« rief *Mireille*, »O Du liebes Männchen, lass Dich umarmen.«

Und ohne sich an die Anwesenheit des Kardinals zu kehren, sprang sie ihrem Manne an den Hals und küsste ihn.

»*Madame Cavois, Madame Cavois!*« rief der Kapitän der Garde zitternd, während der Kardinal, nunmehr im vollen Besitz seiner guten Laune, herzlich lachte.

»Ich fahre fort, Monseigneur,« sagte *Madame Cavois*, nachdem sie ihren Mann nach Herzenslust abgeküßt hatte. »Er war zu jener Zeit bei Herrn von *Montmorency*, und da war es denn nicht zu verwundern, dass er, obschon *Picarde*, dennoch nach *Languedoc* kam. Da sieht er mich und ist flugs in mich verliebt. Weil er jedoch nicht sehr reich war und ich etwas Vermögen hatte, so wagte der Einfaltspinsel nicht, sich zu erklären. Durch diesen Liebeshandel aber geräth er in einen Raufhandel und im Begriffe, sich Tags darauf zu schlagen, geht er zu einem Notar, macht sein Testament zu meinen Gunsten und gibt mir — was? Alles, was er bei Leib und Seele besitzt, nicht mehr, nicht minder, — mir, die nicht einmal wusste, dass er mich liebte. Da sehe ich denn plötzlich die Frau des Notars, meine Freundin, zu mir eintreten, die mir sagt: »Ihr wisst es doch schon, wenn Herr *Cavois* stirbt, beerbt Ihr ihn?« — »Herr *Cavois*? Ich kenne ihn nicht.« — »O,« erwiderte die Frau des Notars, »ein hübscher Junge,« denn er war ein hübscher Junge zu jener Zeit, Monseigneur; seitdem hat er etwas abgenommen; aber das macht nichts, ich liebe ihn deshalb nicht weniger. Nicht wahr, *Cavois*?«

»Monseigneur,« sagte *Cavois* in flehentlichem Tone, »nicht wahr. Ihr entschuldigt sie?«

»Was meint Ihr, *Madame Cavois*,« sagte *Richelieu*, »wenn wir diesen Plärrer vor die Tür setzten?«

»O nein, Monseigneur. Ich sehe ihn nicht oft genug, um das tun zu können. Das hat mir also die Frau erzählt. Er liebt mich daher wie ein Narr, er schlägt sich Tags darauf für mich, und wenn er stirbt, gehört sein Hab und Gut mir. Das rührt mich, wie Ihr begreifen werdet; ich erzähle das meinem Vater, meinen Brüdern, allen meinen Freunden. Ich lasse am frühen Morgen Alle zu Pferde steigen und die Gegend durchsuchen, um *Cavois* und seinen Gegner an dem Rencontre zu hindern. Sie kommen an, als er seinem Gegner bereits zwei Degenstiche gegeben hatte, und bringen mir ihn frisch und gesund nach Hause. Ich springe ihm an den Hals und sage: »Wenn Ihr mich liebt, müsst Ihr mich heiraten; es ist schlecht, wenn man hungrig bleibt« . . . und er hat mich geheiratet.«

»Und er ist nicht hungrig geblieben, wie es scheint,« sagte der Kardinal.

»Nein, denn, seht Ihr, Monseigneur, es gibt keinen glücklicheren Mann, als dieser Spitzbube da ist. Ich versehe alle häuslichen Geschäfte, er hat nichts zu tun, als seinen Dienst bei Euer Eminenz, was ein Amt für einen Faulpelz ist. Wenn er nach Hause kommt — unglücklicherweise ist es sehr selten — liebe ich ihn — mein kleiner *Cavois* hier — mein kleines Männchen dort. Ich mache mich so hübsch als möglich, um ihm zu gefallen; in seiner Gegenwart wird von nichts Ärgerlichem gesprochen, da gibt es rein Geschrei, keine Klagen, kurz es ist, als hätte gar kein böser Geist die Hand im Spiele.

»Was ich aus alle dem ersehe, ist, dass Ihr Meister *Cavois* mehr liebt, als die ganze übrige Welt.«

»O ja, Monseigneur.«

»Mehr als den König?«

»Ich wünsche dem König alles mögliche Glück; aber wenn der König stürbe, stürbe ich nicht mit; wenn aber mein armer *Cavois* umkäme, könnte ich mir nichts Besseres wünschen, als mit ihm zu gehen.«

»Mehr als die Königin?«

»Ich verehere Ihre Majestät, aber ich finde, dass sie für eine Königin von Frankreich nicht genug Kinder hat; wenn ihr zum Unglück etwas zustieße, waren wir in der größten Verlegenheit. Deshalb bin ich ihr böse.«, »Mehr als mich?«

»Ich glaube wohl, Monseigneur. Ihr macht mir nichts als Plage, indem Ihr bald krank seid, bald mich von ihm entfernt, bald ihn in den Krieg fortführt, wie Ihr es fast ein Jahr lang bei La Rochelle tatet, während er mir nichts als Vergnügen macht.«

»Aber endlich,« sagte Richelieu, »wenn der König stürbe, wenn die Königin stürbe, wenn ich stürbe, wenn alle Welt stürbe, was tötet Ihr Zwei dann ganz allein?«

Madame *Cavois* brach in ein Gelächter aus und schaute ihren Gatten an.

»Nun,« sagte sie, »wir würden —«

»Was würdet Ihr denn tun?«

»Wir würden tun, was Adam und Eva taten, als sie auch allein waren.«

Der Kardinal stimmte in ihr Lachen ein.

»Also,« sagte er, »acht Kinder sind im Hause?«

»Entschuldigt Monseigneur, nur noch sechs. Es hat dem Herrn gefallen, uns zwei wieder zu nehmen.«

»O, er wird sie Euch zurückgeben, ich weiß es gewiss.«

»Ich will es hoffen; Du auch, nicht wahr, *Cavois*?«

»Da muss man dann wohl für die Existenz dieser armen Kleinen sorgen!«

»Gott sei Dank, Monseigneur, sie leiden keine Noth.«

»Ja, aber wenn ich sterbe, täten sie es.«

»Gott bewahre uns vor einem solchen Unglück,« riefen die beiden Gatten.

»Ich hoffe, er wird Euch davor bewahren und mich, auch. Indessen muss man sich für Alles vorsehen. Madame *Cavois*, ich gebe Euch in Compagnie mit Herrn *Michel*, genannt *Peter* von *Bellegarde*, Marquis von *Montbrun*, Herr von *Souscarières*, das Privilegium auf Tragsessel für ganz Paris.«

»Ah, Monseigneur!«

»Und nun, *Cavois*,« fuhr *Richelieu* fort, »führt Eure Frau weg, und dass Sie mit Euch zufrieden sei, sonst gebe ich Euch acht Tage Arrest in ihrem Schlafzimmer.«'

»O, Monseigneur,« riefen beiden Gatten, indem sie sich ihm zu Füßen warfen und ihm die Hände küssten.

Der Kardinal streckte beide Hände über sie aus.

»Was zum Teufel' murmelt Ihr denn da, Monseigneur?« fragte Madame *Cavois*, welche nicht Latein verstand.

»Die schönsten Worte des Evangeliums«, deren praktische Ausübung aber leider den Kardinälen verboten ist.«

Beide verließen hierauf das Kabinett, in welchem binnen zwei Stunden so viele Dinge vorgegangen waren.

Allein geblieben nahm das Gesicht des Kardinals seinen gewöhnlichen Ernst wieder an., .

»Sehen wir einmal,« sagte er, »wiederholen wir uns die Ereignisse des Abends.« Und er nahm einen Bleistift und schrieb in seine Schreibtafel:

»5. Dezember 1628.

»Der Graf von *Moret* vor acht Tagen ans Savoyen angekommen, verliebt in Frau von la *Montagne*. Rendezvous mit der *Fargis* im Hotel »zum gefärbten Barte«, er als Baske verkleidet, sie als Catalonierin, aller Wahrscheinlichkeit nach mit Briefen für die beiden Königinnen von *Karl Emanuel* betraut.

»Ermordung des *Stephan Latil* wegen Verweigerung der Ermordung des Grafen von *Moret*; *Pisani*, von Frau von *Maugiron* zurückgewiesen, durch *Souscarières* verwundet, durch seinen Höcker gerettet.

»*Souscarières*, privilegiert zur Einführung von Tragfesseln und Chef meiner weltlichen Polizei als Seitenstück zu *du Tremblay*, dem Haupt der geistlichen Polizei.

»Die Königin unter Vorwand von Migräne abwesend vom Ballett.

»Was gibt es denn noch?«

Und er suchte in seinem Gedächtnisse.

»Ah,« sagte er plötzlich; »und dieser Brief, der aus dem, Portefeuille des königlichen Arztes gestohlen und durch den Kammerdiener an *du Tremblay* verkauft worden ist; sehen wir einmal, was darin steht, da ja doch *Rossignol* den Schlüssel zu den Chiffren gefunden hat,« — und er rief:

»*Rossignol! Rossignol!*«

Das Männchen mit der Brille erschien.

»Den Brief und die Chiffren,« sagte der Kardinal.

»Hier, Monseigneur!«

Der Kardinal nahm Beides.

»Es ist gut,« sagte er, »auf morgen also; und wenn ich mit der Übertragung zufrieden bin, werdet Ihr einen Bon auf vierzig statt aus zwanzig Pistolen zu schreiben haben.«

»Ich hoffe, Euer Eminenz werden zufrieden sein.«

Rossignol entfernte sich; der Kardinal öffnete den Brief und las ihn.

Hier ist der wörtliche Inhalt desselben:

»Wenn **Jupiter** vom **Olymp** vertrieben ist, kann er sich nach Creta flüchten. **Minos** wird ihm mit größtem Vergnügen Gastfreundschaft gewähren. Aber die Gesundheit **Kephalos** kann nicht andauern; warum sollte man im Falle des Todes nicht **Prokris** mit **Jupiter** verheiraten? Das Gerücht geht um, dass das **Orakel** sich der **Prokris** entledigen will, um **Venus** mit **Kephalos** zu verheiraten. In der Erwartung, dass **Jupiter** fortfahren werde, **Hebe** den Hof zu machen, und

wegen dieser Leidenschaft die größte Misshelligkeit mit **Juno** vorzuspiegeln, ist es wichtig, dass, so fein es auch ist, oder vielmehr sich glaubt, das **Orakel** sich irre, indem es **Jupiter** für verliebt in Hebe hält,

»**Minos.**«

»Jetzt,« sagte der Kardinal, »sehen wir die Chiffren.« Die Chiffren waren, wie wir gesagt haben, nicht aus Buchstaben gebildet, sondern so, wie wir sie unseren Lesern vorlegen:

Kephalos Der König.

Prokris Die Königin.

Jupiter Monsieur.

Juno Maria von Medicis.

Der Olymp Der Louvre.

Das Orakel Der Kardinal.

Venus Frau Combalet.

Hebe Maria von Gonzaga.

Minos Karl IV., Herzog von Lothringen.

Creta Lothringen.

Wurden die wirklichen Namen den falschen substituiert. so gaben sie die folgende Depesche, deren Wichtigkeit *Rossignol*, wie man sehen wird, nicht überschätzt hatte.

»Wenn *Monsieur* aus dem *Louvre* vertrieben wird, kann er sich nach *Lothringen* flüchten; der Herzog *Carl IV.* wird ihm mit größtem Vergnügen Gastfreundschaft anbieten, über die Gesundheit des Königs kann nicht dauernd sein. Warum sollte man im Falle des Todes nicht die Königin mit *Monsieur* verheiraten? Das Gerücht geht um, der Kardinal wolle Frau von *Combalet* an den König verheiraten. In der Erwartung, dass *Monsieur* fortfahren wird, Maria von *Gonzaga* den Hof zu machen und Wegen dieser Leidenschaft die größte Misshelligkeit mit *Maria* von *Medicis* vorzuspiegeln, ist es wichtig, dass, so fein er auch sei oder zu sein glaubt, der Kardinal sich tausche, indem er *Monsieur* in *Maria* von *Gonzaga* verliebt wähnt.

»*Carl IV.*«

Richelieu las die Depesche ein zweites Mal durch; dann sagte er mit dem Lächeln eines triumphierenden Spielers

»Es geht; ich beginne mein Schachbrett deutlich zu überblicken!«

---

## XIV.

### Europa im Jahre 1628.

Zu dem Punkte gelangt, auf welchem wir uns jetzt befinden, glauben wir, dass es nicht übel wäre, wenn der Leser, gleich dem Kardinal, eine Übersicht seines Schachbrettes gewänne.

Das fiat lux wird uns nach zweihundert siebenunddreißig Jahren leichter werden, als dem Kardinal, der von tausend verschiedenen Komplotten umgeben war, aus einer Verschwörung in die andere fiel, sich aus einer Schlinge nur frei machte, um in eine andere zu geraten, stets einen Schleier zwischen sich und den Horizonten ausgebreitet fand, die er überblicken musste, und der aus den Irrlichtern, welche über den Interessen jedes Einzelnen tanzten, ein Alles erhellendes Licht zu bilden gezwungen war.

Wenn dieses Buch einfach nur eines von jenen Werten wäre, die man auf der Tafel eines Salons zwischen die Keapsakes und die Album legt, damit die Besucher die Kupferstiche bewundern, oder die dazu bestimmt sind, nachdem sie die Boudoirs unterhalten haben, in den Vorzimmern Lachen oder Weinen zu erregen, dann würden wir über gewisse Einzelheiten hinweggehen, welche frivole oder flüchtige Geister langweilig nennen können; aber da wir Anspruch darauf machen, dass unsere Bücher, wenn auch nicht während unseres Lebens, doch wenigstens nach unserem Tode, einen Platz in den Bibliotheken erhalten, erbitten wir von unseren Lesern die Erlaubnis, ihnen zu Anfang dieses Capitels eine Übersicht von der Lage Europas vorzulegen, eine Übersicht, welche als Vorbereitung zu unserer zweiten Teile notwendig ist und welche durch die Rückblicke auch zum Verständnis des ersten nicht überflüssig sein wird.

Seit den letzten Jahren der Negierung Heinrichs IV. und seit den ersten der Regierung des Ministers Richelieu hatte Frankreich nicht nur einen Rang unter den Großmächten eingenommen, sondern es war auch der Punkt geworden, auf den sich alle Blicke richteten und, durch seine Intelligenz schon an der Spitze der anderen Königreiche Europas, stand es am Vorabend, diesen Platz auch als materielle Macht einzunehmen.

Sagen wir nun in einigen Zeilen, wie die Lage des übrigen Europa war.

Beginnen wir mit dem großen religiösen Mittelpunkt, der seine Strahlen zugleich auf Österreich, Spanien und Frankreich warf; beginnen wir mit Rom.

Der, welcher weltlich über Rom, geistig über die ganze katholische Welt herrschte, war ein kleiner mürrischer Greis, sechzig Jahre alt, Florentiner und geizig wie alle Florentiner, vor Allem Italiener, vor Allem Fürst, ganz besonders aber vor Allem Onkel. Er dachte daran, Stücke Land für den heiligen Stuhl und Reichtümer für seine Neffen zu erringen. von denen drei Kardinäle waren: *Franz* und die beiden *Anton*, und für den vierten, *Thaddäus*, General der päpstlichen Truppen. Um die Anforderungen dieses Nepotismus zu befriedigen, wurde Rom der Plünderung preisgegeben.

»Was die Barbaren nicht taten,« sagt *Morforio*, dieser *Cato* der Censor für die Päpste, »das taten

*die Barberini.*« — In der Tat hat Mattero Barberini, zum Papst unter dem Namen *Urban VIII.* erhoben, mit dem Patrimonium des heiligen Petrus das Herzogtum vereinigt, dessen Namen er trug. Unter ihm blühte die Gesellschaft *Jesu* und die *Propaganda*, begründet durch den Neffen *Gregors XV.*, Monsignor *Ludovico*, und unter dem Namen und der Fahne *Ignaz Loyola* die Polizei des Weltalls durch die Gesellschaft *Jesu* organisierend, sowie dessen Eroberung durch die *Propaganda*. Daraus entsprangen jene Heere von Predigern, welche zärtlich für die Chinesen und grausam für Europa waren. Für den Augenblick suchte *Urban VIII.*, ohne sich persönlich voranstellen zu wollen, die Spanier in ihrem Herzogtum Mailand zurückzuhalten und die Österreicher zu verhindern, die Alpen zu überschreiten. Er trieb Frankreich an, Mantua zu unterstützen und *Casale*, welches belagert wurde, zu entsetzen; aber er weigerte sich, ihm dabei mit einem einzigen Mann oder mit einem einzigen *Bajocco* Hilfe zu leisten. In seinen freien Augenblicken verbesserte er die geistlichen Lobgesänge, oder er dichtete anacreontische Lieder.

Seit 1624 hat *Richelieu* ihn gemessen und über seinen Kopf hinweg die Nichtigkeit Roms erkannt und jene zitternde Politik gewürdigt, welche ihren religiösen Zauber bereits verloren hatte und die geringe ihr noch bleibende materielle Macht bald von Österreich entlehnte, bald von Spanien.

Seit dem Tode *Philipps II.* verbirgt Spanien seinen Verfall durch große Worte und ein vornehmes Wesen. Es hat zum König *Philipp IV.*, den Bruder *Annas* von Österreich, eine Art Müßiggänger-Monarch, der unter seinem Minister, dem Grafen von *Olivarez*, ebenso regiert, wie *Ludwig XIII.* unter dem Kardinal Herzog von *Richelieu*. Nur ist der französische Minister ein Mann von Genie, der spanische aber ein politischer Wagehals. Von seinem Westindien, welches unter den Regierungen *Carls V.* und *Philipps II.* Ströme von Gold ergoß, bezieht *Philipp IV.* kaum fünfmal-hunderttausend Taler. *Hein*, der Admiral der vereinigten Niederlande, hat soeben in dem Golf von Mexiko Schiffe in Grund gebohrt, welche an Bord Goldbarren führten, deren Werth mau auf mehr als zwölf Millionen schätzte.

Spanien ist so außer Atem, dass der kleine Savoyardenherzog, der bucklige *Carl Emanuel*, den man spottend den Fürsten der Murmeltiere nennt, schon zweimal in seiner Hand das Geschick dieses hochtrabenden Reiches hielt, von dem *Carl V.* rühmte, dass die Sonne in demselben nie unterginge. Gegenwärtig ist es nicht einmal mehr *Cassirer Ferdinands II.*, dem es erklärt, dass es ihm kein Geld mehr geben kann. Die Scheiterhaufen *Philipps II.*, des Königs der Flammen, haben das Menschenmark ausgetrocknet, welches während der vorhergehenden Jahrhunderte überreich vorhanden war, und *Philipp III.* bat durch die Vertreibung der Mauren die fremden Keime ausgerottet, durch die es wieder aufleben konnte. Einmal war Spanien gezwungen, sich mit Räubern zu verständigen, um Venedig niederzubrennen. Sein großer Feldherr ist *Spinola*, ein italienischer Condottieri, sein Gesandter ein flamändischer Maler, *Rubens*.

Deutschland ist seit dem Beginn des dreißigjährigen Krieges, das heißt seit 1618, ein Menschenmarkt, Im Osten, im Norden, im Westen und in dem Mittelpunkt sind drei oder vier Werbestellen errichtet, an denen man Menschenfleisch verkauft. Jeder Verzweifelnde, der sich nicht selbst umbringen oder Mönch werden will, was im Mittelalter Selbstmord war, braucht nur über den Rhein, die Weichsel oder die Donau zu gehen und er findet Gelegenheit, sich zu verkaufen, aus welchem Lande er auch sei.

Der Markt im Osten wird durch den alten Bethlen Gabor gehalten, der sterben wird, nachdem er

in zweiundvierzig Schlachten gefochten hat, sich König nennen ließ und die militärischen Verkleidungen erfand: die Bärenmützen und die hängenden Ärmel der Husaren, durch die man sich gegenseitig Furcht einzuflößen sucht; seine Armee ist die Schule, aus welcher die leichte Kavallerie hervorging. Was verspricht er seinen Angeworbenen? Keinen Sold und keine Lebensmittel, denn es ist ihre Sache, zu essen und sich zu bereichern, wie sie können. Er gibt ihnen den Krieg ohne Gesetze: die Unendlichkeit des Zufalles!

Im Norden wird der Markt von *Gustav Adolf* gehalten, dem guten, dem lustigen *Gustav Adolf*, der, ganz im Gegensatz zu *Bethlen Gabor*, die Plünderer hängen lässt; den berühmten Feldherrn, den Schüler des Franzosen *Lagarde*, und der soeben durch seine Siege über Polen die Festungen Lithauens und Polnisch-Preußens eingenommen hat. Er ist im Augenblick beschäftigt, sich mit den Protestanten Deutschlands gegen den Kaiser *Ferdinand II.* zu verbünden, den Todfeind der Protestanten, gegen die er das Restitutions-Edict erlassen hat, welches als Muster für das Edict von Nantes dienen könnte, welches *Ludwig XIV.* fünfzig Jahre später erlassen wird.

*Gustav Adolf* ist der Herr seiner Zeit; wir sprechen von ihm in militärischer Beziehung; er ist der Schöpfer des modernen Krieges; er hat weder das grämliche Genie *Coligni's*, noch den Ernst *Wilhelms* des Schweigsamen, noch die wilde Schärfe eines *Moriz von Nassau*; seine Heiterkeit ist unwandelbar und das Lächeln umspielt seine Lippen selbst mitten in der Schlacht. Sechs Fuß hoch und im Verhältnis wohlbeleibt, bedurfte er ungeheuer großer Pferde. Seine Dickleibigkeit war ihm zuweilen im Wege, aber sie leistete ihm auch zuweilen Dienste: eine Kugel, welche *Spinola*, den magern Genuesen, getödtet haben würde, drang in sein Fett ein, welches sich über ihr schloss und man hörte nicht wieder von ihr sprechen.

Den Markt des Westens hielt Holland, welches unter sich uneinig war. Es hatte zwei Köpfe: *Barnevelt* und *Moriz*, und es schlug sie ab. *Barnevelt*, Freund der Freiheit, besonders aber des Friedens, Oberhaupt der Partei der Provinzen, Anhänger der Decentralisation und folglich der Schwäche, Gesandter bei *Elisabeth*, bei *Heinrich IV.* und bei *Jacob I.*, hatte durch den Letztern den vereinigten Staaten Briel, Flessingen und Ramekens zurückgeben lassen und starb als Ketzler und Verräther auf dem Schafott.

*Moriz*, der Holland zehnmal gerettet, aber *Barnevelt* getödtet hatte, und der durch diesen Mord seine Popularität verlor, hielt sich für geliebt, wurde aber gehasst. Eines Morgens ging er in Gorkum über den Markt und grüßte lächelnd das Volk, Er glaubte, dass nach diesem Gruß das Volk freudig den Hut in die Luft werfen und rufen würde: »Es lebe *Nassau!*« — aber das Volk blieb stumm und behielt den Hut aus dem Kopfe. Von diesem Augenblicke an tödtete ihn seine Unpopularität; der unermüdliche Wacher, der gegen die Gefahr fühllose Feldherr, der Mann mit dem festen Schläfe, mit der Wohlbeleibtheit, magerte ab, schlief nicht mehr und starb. Sein jüngerer Bruder, *Friedrich Heinrich*, folgte ihm und nahm als Teil der Erbschaft den Menschenmarkt wieder auf: Kleines Werbebureau, wenig Angeworbene, aber gewählt, gut bekleidet und gepflegt, regelmäßig bezahlt, führten sie einen ganz strategischen Krieg auf den Dämmen der Sümpfe und waren im Stande, um ein elendes Nest wissenschaftlich zu belagern, zwei Jahre lang bis an die Knie im Wasser zu stehen. Die braven Leute schonten sich, aber die sparsame Regierung Hollands scheute sie noch mehr, wie sie sich selbst. Denen, welche sich dem Feuer der Kanonen und der Musketen aussetzten, riefen die Führer zu: »He da! dort unten! Lasst Euch nicht tödten! Jeder von Euch vertritt für uns ein Capital von dreitausend Francs.«



Aber der Hauptmarkt ist weder im Osten, noch im Norden, noch im Westen: er ist im Mittelpunkt Deutschlands selbst; er wird von einem Manne zweifelhaften Stammes gehalten, von einem Führer der Plünderer und Banditen, aus dem *Schiller* einen Helden gemacht hat. Ist er Slave oder Deutscher? Sein runder Kopf und seine blauen Augen sagen: Ich bin ein Sklave. Sein rötlich-blondes Haar sagt: Ich bin ein Deutscher. Sein olivenfarbiges Gesicht sagt: Ich bin ein Böhme.

In der Tat ist dieser magere Soldat, dieser Feldherr mit dem finsternen Gesicht, der *Wallenstein* unterzeichnet, in Prag geboren; er ist unter Trümmern, unter Brandstiftung und Gemetzel geboren und besitzt daher auch weder Treue noch Glauben. Und dennoch hat er einen Glauben oder vielmehr drei: er glaubt an die Sterne, an den Zufall, an das Geld. Er hat die Soldatenherrschaft in Europa eingeführt, wie die Sünde die Herrschaft des Todes über die Welt einführt. Bereichert durch den Krieg, begünstigt durch *Ferdinand II.*, der ihn ermorden lassen wird, gehüllt in einen Fürstenmantel, besitzt er weder die Heiterkeit *Gustav Adolfs*, noch die bewegliche Physiognomie *Spinola's*; durch das Geschrei, die Klagen, die Tränen der Weiber, durch die Anklagen, die Drohungen, die Verwünschungen der Männer wird er weder gerührt noch erzürnt. Er ist ein blindes und taubes Gespenst, ja noch Schlimmeres: er ist ein Spieler, der erriet, die Königin der Welt sei die Lotterie. Er lässt die Soldaten um Alles spielen: um das Leben der Männer, die Ehre der Frauen, das Blut der Völker, Wer eine Peitsche in der Hand hat, ist Fürst; wer ein Schwert an der Seite trägt, ist König. *Richelieu* hat längere Zeit diesen Dämon studiert; er zählt in einer Lobrede auf ihn die Reihe der Verbrechen auf, die er nicht beging, aber begehen ließ, und um seine teuflische Gleichgültigkeit zu charakterisieren, sagte er sehr bezeichnend von ihm: »Und bei alle dem nicht boshaft!«

Um mit Deutschland zu Ende zu kommen, so geht der dreißigjährige Krieg seinen Gang; seine erste Periode, die der Pfalz, endet 1623, Der Kurfürst von der Pfalz, *Friedrich V.*, von dem Kaiser geschlagen, hat durch eine Niederlage die Krone Böhmens verloren. Die dänische Periode ist dem Ende nahe; *Christian IV.*, König von Dänemark, ist im Kampfe gegen *Wallenstein* und *Tilly* und in einem Jahre wird die schwedische Periode beginnen.

Gehen wir daher zu England über.

Obgleich reicher wie Spanien, ist England doch nicht weniger krank wie dieses. Der König liegt zugleich im Streite mit seinem Lande und mit seiner Gemahlin; er ist halb entzweit mit seinem Parlamente, das er auflösen will, und ganz entzweit mit seiner Frau, die er uns zurückzuschicken beabsichtigt.

*Carl I.* hatte *Henriette* von Frankreich geheiratet, das einzige der legitimen Kinder *Heinrichs IV.*, welches zuverlässig von ihm war. Madame *Henriette* war eine kleine Brünnette, lebhaft, geistreich, mehr angenehm als verführerisch, mehr hübsch als schön! zänkisch und starrköpfig, sinnlich und galant; sie hatte eine sehr bewegte Jugend gehabt.

Als *Bérulle* sie mit siebzehn Jahren nach England führte, riet er ihr, sich die büßende *Magdalena* zum Muster zu nehmen. Aus Frankreich kommend, fand sie England traurig und wild; an unser lärmendes und lustiges Volk gewöhnt, erschienen die Engländer ihr finster und kalt; ihr Mann gefiel ihr sehr wenig; sie betrachtete als eine Buße ihre Heirat mit einem mürrischen und heftigen Könige, der ein starres, hochmütiges und kaltes Gesicht hatte; *Carl I.*, der durch seine Mutter

Däne war, hatte in den Adern etwas von dem Eis des Poles; bei diesem ehrenhaften Manne versuchte sie ihre Herrschaft durch kleine Zwistigkeiten, und da sie sah, dass der König ihr immer zuerst wieder kam, versuchte sie größere.

Ihre Verheiratung war eine katholische Invasion. *Bérulle*, der sie ihrem Gemahl zuführte und ihr den guten Rat erteilte, bei ihrer Reue die der büßenden *Magdalena* zum Muster zu nehmen, wusste durchaus nichts von dem Hasse der englischen Nation gegen den Papismus, und war erfüllt von den Hoffnungen, welche bei ihm ein französischer Bischof erweckt hatte, den der schwache *Jacob* in London das Hochamt halten ließ, wo er an einem Tage achtzehn hundert Katholiken firmierte. Er glaubte daher, dass man Alles fordern könnte, und verlangte, dass die Kinder, selbst wenn sie katholisch wären, auf dem Throne folgten, dass sie bis zum Alter von dreizehn Jahren in den Händen ihrer Mutter blieben, dass die junge Königin einen Bischof erhalte, dass dieser Bischof und sein Clerus sich in ihren Gewändern in den Straßen Londons zeigen durften, und aus der Bewilligung aller dieser Forderungen entsprang das Resultat, dass die Königin den Boden verkannte, auf welchem sie sich bewegte und dass *Carl I.* in ihr statt einer liebenden, anmutigen und unterwürfigen Gemahlin eine trockene und traurige Katholikin fand, die das eheliche Lager in einen theologischen Lehrstuhl verwandelte und die Begierden des Königs den Fasten unterwarf, nicht nur denen der Kirche, sondern auch denen, der Controverse.

Das war noch nicht Alles. An einem schönen Morgen durchzog sie London seiner ganze Länge nach, um mit ihrem Bischof, ihren Almosenierern, ihren Frauen, an dem Fuße des Galgens von Tyburn niederzuknien, wo zwanzig Jahre zuvor, nach der Pulververschwörung, der Pater *Garnet* und dessen Jesuiten gehängt worden waren; und vor den Augen des empörten London verrichtete sie hier ihre Gebete für die Seelenruhe dieser erhabenen Mörder, welche mit Hilfe von sechsunddreißig Fässern Pulver mit einem einzigen Schläge den König, die Minister und das Parlament in die Luft sprengen wollten.

Der König konnte nicht an diese Beleidigung glauben, die der öffentlichen Moral und der Staatsreligion zugefügt worden war; er geriet in einen jener heftigen Zornanfalle, die Alles vergessen lassen oder die vielmehr an Alles erinnern, Er schrieb:

»Man jage wie wilde Tiere diese Priester fort und diese Weiber, die am Galgen für die Mörder beten.«

Die Königin schrie und weinte, ihre Bischöfe und ihre Almoseniern excommunicirten und verfluchten, die Frauen klagten wie die Töchter Sions, die man in die Sklaverei schleppte, während sie im Grunde ihres Herzens vor Verlangen starben, nach Frankreich zurückzukehren.

Die Königin eilte an das Fenster, um ihnen ein Lebewohl zuzuwinke. *Carl I.*, der in diesem Augenblicke in ihr Zimmer trat, bat sie, nicht dies Ärgernis zu geben, und die Königin schrie nur noch lauter. Der König fasste sie um den Leib, um sie von dem Fenster zu entfernen; sie klammerte sich an die Gitterstab; *Carl* riß sie mit Gewalt davon los; die Königin wurde ohnmächtig, indem sie ihre blutenden Hände zum Himmel erhob, um die Rache Gottes auf ihren Gemahl herabzuflehen. Gott antwortete darauf an dem Tage, an welchem *Carl* durch ein anderes Fenster, das von White-Hall, auf das Schafott schritt.

Aus diesem Zwiste zwischen Mann und Frau entstand unsere Veruneinigung mit England; *Carl*

I. wurde von allen Königinnen der Christenheit wie ein britischer Blaubart in den Bann getan, und *Urban VIII.* sagte auf die zweifelhafte Angabe einer schmerzlichen Hautverletzung hin zu dem spanischen Gesandten:

»Ihr Gebieter ist verpflichtet, für eine trauernde Fürstin das Schwert zu ziehen, oder er ist weder Katholik noch Ritter.«

Die junge Königin von Spanien, die Schwester *Henriettens*, schrieb ihrerseits an den Kardinal Richelieu, um dessen Galanterie zur Hilfe einer unterdrückten Königin anzurufen; die Infantin von Brüssel und die Königin-Mutter schrieben an den König und *Bérulle* wirkte auf das Alles ein; man hatte keine Mühe, *Ludwig XIII.*, der schwach war, wie alle kleinen Geister, zu überreden, dass die Vertreibung dieser Franzosen eine Beschimpfung seiner Krone sei: *Richelieu* allein blieb fest. Daher der Beistand, welchen England *La Rochelle* leistete, die Ermordung *Buckingham's*, die Herzenstrauer *Annas* von Österreich und jenes allgemeine Bündnis der Königinnen und der Prinzessinnen gegen *Richelieu*.

Kehren wir jetzt nach Italien zurück, wo wir die Erklärung aller der Briefe, welche wir den Grafen von *Moret* der Königin-Mutter und *Gaston* von Orleans überbringen sahen, finden werden, und eben so auch die Erklärung der politischen Lage von Montferrat und von Piemont und zwar durch die Auseinandersetzung der einander widersprechenden Interessen des Herzogs von Mantua und des Herzogs von Savoyen.

Der Herzog von Savoyen, *Carl Emanuel*, um so ehrgeiziger, je kleiner sein Gebiet war, hatte dieses gewalttätig durch das Marquisat *Saluzzo* vergrößert. Er ging nach Frankreich, um die Rechtmäßigkeit seiner Eroberung zu verteidigen; da er aber in dieser Beziehung nichts von *Heinrich IV.* erlangen konnte, nahm er Teil an der Verschwörung *Biron's*, welche nicht nur ein Hochverrat an dem Könige war, sondern auch ein Hochverrat an dem Vaterlande, da es sich darum handelte, Frankreich zu zerstückeln.

Alle Provinzen des Südens sollten *Philipp III.* gehören.

*Biron* erhielt Burgund, die Franche-Comté und eine spanische Infantin zur Gemahlin.

Der Herzog von Savoyen empfing das Gebiet von Lyon, die Provence und die Dauphinée.

Die Verschwörung wurde entdeckt; *Biron's* Kopf fiel.

*Heinrich IV.* würde den Herzog von Savoyen in dessen Staaten in Ruhe gelassen haben, wäre dieser nicht durch Österreich zum Kriege getrieben worden. Es galt, *Heinrich* zu zwingen, wegen Geldmangel *Maria* von *Medicis* zu heiraten.

*Heinrich* entschloss sich dazu, empfing die Mitgift, schlug den Herzog von Savoyen auf's Haupt, zwang ihn zu Friedensunterhandlungen und ließ ihm zwar das Marquisat *Saluzzo*, nahm ihm aber ganz *Bresse*, *Busay*, *Valromay*, das Land *Gex*, die beiden Ufer der *Rhone*, von *Genf* bis *Saint-Genix* und endlich das Schloss *Dauphin*, welches auf dem Gipfel des *Tales* von *Vrait* liegt.

Außer *Chateau-Dauphin* hatte *Carl Emanuel* in Piemont nichts verloren; statt auf beiden Seiten

der Alpen Besitzungen zu haben, bewahrte er nur noch die östliche Seite, aber er blieb Herr der Pässe, welche von Frankreich nach Italien führten.

Bei dieser Gelegenheit taufte der geistreiche *Bearner* den Herzog *Carl Emanuel* mit dem Titel: »Fürst der Murmeltiere,« weil diese ihm blieben.

Von da ab musste der »Fürst der Murmeltiere« sich als einen italienischen Fürsten betrachten.

Es handelte sich für ihn nur noch darum, sich in Italien zu vergrößern.

Er unternahm hier mehrere fruchtlose Versuche, als sich ihm eine Gelegenheit bot, die er nicht nur für günstig, sondern sogar für unfehlbar hielt.

*Franz von Gonzaga*, Herzog von Mantua und von Montferrat, starb und hinterließ aus seiner Ehe mit *Margarethe* von Savoyen, der Tochter *Carl Emanuels*, nur eine einzige Tochter,

Der Großvater verlangte die Vormundschaft über das Kind für die Witwe Montferrat's. Er rechnete darauf, die Erbin später mit seinem ältesten Sohne, *Victor Amadeus*, zu verheiraten und so Mantua und Montferrat mit Piemont zu vereinigen. Aber der Herzog *Ferdinand von Gonzaga*, der Bruder des verstorbenen Herzogs, eilte von Rom herbei, bemächtigte sich der Regentschaft und ließ seine Nichte in dem Schlosse Goito einsperren, um zu verhindern, dass sie in die Gewalt ihres mütterlichen Oheims fiel.

Der Kardinal *Ferdinand* starb auch und es entstand ein Augenblick der Hoffnung für *Carl Emanuel*; aber der dritte Bruder, *Vincenz von Gonzaga*, nahm die Erbschaft in Anspruch und bemächtigte sich derselben.

*Carl Emanuel* fasste Geduld; der neue Herzog war kränklich und konnte nicht lange leben. Er wurde in der Tat krank und *Carl Emanuel* hielt sich diesmal für gewiss, Montferrat und Mantua zu erlangen.

Aber er sah das Gewitter nicht, welches sich über seinem Haupt auf dieser Seite der Berge zusammenzog.

Es gab in Frankreich einen gewissen *Ludwig von Gonzaga*, Herzog von Nevers, das Haupt einer jüngeren Linie; er hatte einen Sohn gehabt, *Carl von Nevers*, der Oheim der drei letzten Herrscher von Montferrat war; dessen Sohn, der Herzog von Rethellois, war folglich der Vetter *Marias von Gonzaga*, der Erbin von Mantua und Montferrat.

Das Interesse des Kardinal Richelieu— und dessen Interesse war immer gleichbedeutend mit dem Frankreichs — das Interesse des Kardinal *Richelieu* verlangte, dass sich unter den Mächten der Lombardei, die stets bereit waren, sich für Spanien oder Österreich zu erklären, jederzeit auch ein eifriger Anhänger der Lilien befände. Der Marquis von *Saint-Chamont*, der französische Gesandte bei *Vincenz von Gonzaga*, empfing seine Instruktionen und *Vincenz von Gonzaga* ernannte sterbend den Herzog von Nevers zu seinem Universalerben.

Der Herzog von Rethellois nahm im Namen seines Vaters die Erbschaft unter dem Titel eines Generalvicars in Besitz und die Prinzeß *Maria* wurde nach Frankreich geschickt, wo man sie

unter die Aufsicht *Katharinens von Gonzaga* stellte, verwitwete Herzogin von Longueville, Gemahlin *Heinrichs I.* von Orleans und daher Tante *Maria's*, da sie die Tochter eben jenes *Carl von Gonzaga* war, der zum Herzog von Mantua berufen wurde.

Zu den Mitbewerbern *Carls von Nevers* gehörte *Cäsar von Gonzaga*, Herzog von Guastalla, dessen Großvater angeklagt worden war, den Dauphin, älteren Bruder *Heinrichs II.*, vergiftet und den nichtswürdigen *Peter Ludwig Farnese* ermordet zu haben, Herzog von Parma und Sohn des Papstes *Paul III.*

Den andern Mitbewerber kennen wir; es war der Herzog von Savoyen,

Diesen näherte die Politik Frankreichs augenblicklich an Österreich und Spanien. Die Österreicher hielten das Mantuanische besetzt und *Don Gonzales* von Cordova verpflichtete sich, den Franzosen die von ihnen besetzten Plätze Casale, Nizza, Monte Calvo und die Brücke über den Stura wieder abzunehmen.

Die Spanier eroberten Alles, ausgenommen Casale, und der Herzog von Savoyen war binnen zwei Monaten Herr des ganzen Gebietes zwischen dem Po, dem Tanaro und dem Belbo.

Das Alles geschah während der Belagerung von Rochelle.

Da schickte Frankreich für den Grafen von Rethellois jene 16,000 Mann ab, welche der Marquis von *Uxelles* commandirte, und die zum großen Verdruss des Kardinals durch *Carl Emanuel* zurückgetrieben wurden, da es ihnen durch die Nachlässigkeit oder vielmehr durch die Verrätherei *Créqui's* an Lebensmitteln und Sold mangelte.

Aber es blieb dem Kardinal im Mittelpunkt Piemonts noch eine Stadt, welche sich tapfer gehalten hatte und in der noch immer die Fahne Frankreichs wehte; das war Casale, verteidigt durch einen braven und treuen Führer, welcher sich Chevalier von *Gurron* nannte.

Ungeachtet der ganz entschiedenen Erklärung *Richelieus*, dass Frankreich die Rechte *Carls von Nevers* vertreten wollte, hegte der Herzog von Savoyen große Hoffnungen, dass dieser Prätendent eines oder des andern Tages von dem Könige *Ludwig XIII.* verlassen werden würde, denn er kannte den Hass, den *Maria von Medicis* gegen ihn hegte, weil er sich einst geweigert hatte, sie zu heiraten und zwar unter dem Vorwand, die *Medicis* wären durch ihre Geburt nicht geeignet, sich mit den *Gonzaga's* zu vermählen, welche bereits Fürsten waren, bevor die *Medicis* Edelleute wurden.

Jetzt kennt man die Ursachen der Feindseligkeiten, durch die der Herzog von Savoyen verfolgt wurde und über welche er sich seiner Nichte gegenüber so bitter beschwerte.

Die Königin-Mutter hasste den Kardinal aus vielen Gründen; der erste und wichtigste war, dass er einst ihr Geliebter gewesen, aber aufgehört hatte, es zu sein; dass er ihr anfangs in allen Dingen gehorchte, jetzt aber ihr überall entgegenstand; dass *Richelieu* die Erhöhung Frankreichs und die Erniedrigung Österreichs wollte, sie aber die Erhöhung Österreichs und die Erniedrigung Frankreichs; und endlich dass *Richelieu* einen Herzog von Mantua aus dem Herzog von Nevers zu machen beabsichtigte, aus dem ihrem Willen nach wegen des alten Grolles, den sie gegen denselben hegte, nichts gemacht werden sollte.

Die Königin Anna von Österreich hasste den Kardinal, weil er ihre Leidenschaft mit *Buckingham* gestört, die ärgerlichen Auftritte in den Gärten von *Amiens* veröffentlicht, Frau von *Chevreuse*, ihre gefällige Freundin, von ihr vertrieben und die Engländer geschlagen hatte, mit denen ihr Herz war, welches Frankreich niemals liebte; weil sie ihn, wenn sie es nicht laut zu sagen wagte, in dem Verdacht hatte, dass er das Messer *Fultons*, gegen die Brust des schönen Herzogs lenkte, und endlich, weil er beständig ihre neuen Liebschaften überwachte und weil sie wusste, dass ihre verborgensten Handlungen für ihn kein Geheimnis blieben.

Der Herzog von *Orleans* hasst den Kardinal von *Richelieu*, weil er weiß, dass dieser ihn als ehrgeizig, feig und boshaft kennt, dass er mit Ungeduld auf den Tode seines Bruders wartet, und dass er fähig ist, denselben bei Gelegenheit zu beschleunigen; weil er ihm den Zutritt zu dem Conseil genommen hat; weil er seinen Lehrer *Ornano* einkerkern und seinen Mitschuldigen *Chalais* enthaupten ließ und weil er ihn, zur einzigen Strafe dafür, ihm nach dem Leben zu streben, bereichert und entehrt hat, Übrigens liebte der Herzog von *Orleans* Niemand, als sich selbst und er rechnete darauf, wenn sein Bruder sterben sollte, die Königin, welche sieben Jahre alter war, in dem Falle zu heiraten, wenn sie guter Hoffnung wäre.

Der König endlich hasste den Kardinal, weil er fühlte, dass an demselben Alles Genie, Patriotismus, wahre Liebe zu Frankreich sei, während bei ihm Alles nur Egoismus, Gleichgültigkeit, Untergeordnetheit war und weil er, so lange der Kardinal lebte, *gar nicht* regieren würde, *schlecht* aber nach dem Tode des Kardinals; Eines jedoch führte ihn beständig wieder zu dem Kardinal zurück, von welchem man ihn unablässig zu entfernen strebte.

Man fragt sich, welches der Liebestrank war, den er ihm reichte, der Talisman den er ihm um den Hals hing, der Zauberring, den er ihm an den Finger steckte! — Dieses Zaubermittel ist seine stets mit Gold gefüllte, stets für den König geöffnete Kasse, *Concini* hatte ihn im Elend gelassen, *Maria von Medicis* in Verlegenheit und *Ludwig XIII.* besaß niemals Geld; der Zauberer berührte mit seinem Stab die Erde und der *Pactolus* sprang empor vor den Augen des Königs, der von da ab stets Geld hatte, sogar wenn *Richelieu* selbst keines besaß.

In der Hoffnung, dass es jetzt für unsere Leser auf ihrem Schachbrett eben so deutlich ist, wie auf dem *Richelieus*, wollen wir unsere Erzählung da wieder ausnehmen, wo wir sie zu Ende des vorigen Capitels fallen ließen.

---

## XV.

### **Maria von Gonzaga.**

Um zu dem Resultate zu gelangen, welches wir versprochen haben, das heißt, um unsere Erzählung da wieder aufzunehmen, wo wir sie zu Ende des vierzehnten Capitels gelassen haben, müssen wir unsere Leier um die Gefälligkeit bitten, mit uns in das Hotel Longueville einzutreten, welches an das der Marquise von *Rambouillet* stieß. Nur hatte es seinen Eingang in der Rue Saint-Nicaise, während das der Marquise, wie wir erwähnten, an der Rue Saint-Thomas du Louvre lag.

Acht Tage sind seit den Ereignissen verflossen, welche bisher den Gegenstand unserer Erzählung bildeten.

Das Hotel, welches dem Prinzen *Heinrich* von *Condé* gehörte, eben dem, welcher *Chapelain* für einen Bildhauer hielt und welches von ihm und seiner Gemahlin, der Frau *Prinzeß*, bewohnt wurde, mit der wir in der Abendgesellschaft der Frau von *Rambouillet* Bekanntschaft machten, war 1612, zwei Jahre nach seiner Vermählung mit der *Prinzeß* von *Montmorency*, verlassen worden. Er kaufte damals in der Rue Neuve-Saint-Lambert ein prachtvolles Hotel, welches dieser Straße ihren alten Namen raubte, um ihr den neuen der Rue de *Condé* zu geben, den sie noch jetzt führt. Das Hotel Longueville wurde zu der Zeit, zu welcher wir gelangt sind, das heißt am 13. Dezember 1628 — die Ereignisse jenes Zeitabschnittes sind von solcher Wichtigkeit, dass man sich die Daten genau merken muss — nur von der verwitweten Herzogin von Longueville bewohnt, sowie von deren Mündel, Ihrer Hoheit, der *Prinzeß* *Maria*, Tochter des Herzogs *Franz* von *Gonzaga*, deren Erbfolge so viele Unruhen bewirkte, nicht nur in Italien, sondern auch in Österreich und Spanien. Auch *Margarethe* von Savoyen, die Tochter *Carl Emanuels*, wohnte hier.

*Maria von Gonzaga*, geboren im Jahre 1612, hatte eben ihr sechzehntes Jahr erreicht; alle Geschichtsschreiber jener Zeit stimmen darin überein, dass sie von einer bezaubernden Schönheit war. Die Chronikenschreiber, welche in ihren Angaben genauer und ausführlicher sind, sagen uns, dass diese Schönheit in folgenden Eigenschaften bestand: In einem schönen Wuchs von Mittelgröße: in der matten Gesichtsfarbe der Frauen Mantua's, welche, wie bei den Frauen von *Arles*, die Folge der Ausdünstungen der sie umgebenden Sümpfe ist; in schwarzen Haaren, blauen Augen, seidenweichen Augenbrauen und Augenwimpern; Perlenzähnen und Corallenlippen; einer Nase von tadelloser Form über diesen Lippen, die des Beistandes ihrer lieblichen Stimme nicht bedurften, um die süßesten Eindrücke hervorzubringen. Wenn schon ihre äußeren Vorzüge genügt hätten, alle jungen Herren des Hofes ihr zu Füßen zu legen, so versammelte die Bedeutung der politischen Rolle, die sie als Verlobte des Herzogs von *Rethellois* zu spielen berufen war, auch die älteren Autoritäten um sie, so dass sie gewissermaßen einen der Fixsterne des Hoflebens bildete, um den die glänzendsten Planeten kreisten.

Man wusste vor Allem, dass sie vom Kardinal *Richelieu* eifrigst protegirt wurde, und es war also für alle Jene, denen an der Gunst des Kardinals etwas lag, eine unerläßliche Pflicht, ihr angelegentlich den Hof zu machen.

Dieser Protektion, von welcher die Anwesenheit der Frau von *Combalet* ein Beweis war, ist es wohl zu verdanken, dass gegen sieben Uhr Abends an dem vorerwähnten Tage die bedeutendsten Persönlichkeiten jener Zeit, und zwar die Einen aus ihren Wagen, die Anderen aus den seit dem vorigen Tage im Gebrauche befindlichen Sänften, vor dem Hotel *Longueville* ausstiegen, und sofort in einen prachtvollen Salon eingeführt wurden, dessen Decke Schilderungen der Taten des Bastards *Dunois*, Gründers des Hauses *Longueville*, zieren, während die Wände mit schweren Seidentapeten behängt sind.

Einer der ersten Ankömmlinge ist der Prinz *Heinrich II. von Condé*.

Da der Herr Prinz eine gewisse Rolle in unserer Erzählung spielen wird, in der Zeit, welche dieser Rolle voranging und folgte, aber wirklich eine solche Rolle spielte, wenn auch eine traurige und düstere, bitten wir unsere Leser um die Erlaubnis, sie mit diesem sanften Sprössling des ersten Stammes der *Condé* näher bekannt machen zu dürfen.

Die ersten *Condé's* waren tapfer und fröhlich, dieser war feige und düster; er tröstete sich stets damit, dass der Herzog von *Bendôme* noch feiger sei, als er, und man kann keinen Charakter schon daraus beurteilen, dass ihm das ein Trost war.

Erklären wir diese Veränderung.

Bei *Jarnac* ermordet, hinterließ der liebenswürdige kleine Prinz von *Condé*, welcher zwar ein wenig verwachsen, dennoch der Günstling aller Frauen der damaligen Zeit war, einen Sohn, welcher neben dem jungen *Heinrich* von *Navarra* das Oberhaupt der protestantischen Partei wurde.

Dieser war der würdige Sohn seines Vaters, welcher bei *Jarnac* an der Spitze von fünfhundert Edelleuten die Feinde angriff, obgleich er einen Arm in der Binde trug und sein eines Bein gebrochen war, so dass die Knochensplitter durch den Stiefel stachen. Er war es, welcher in der *Bartholomäusnacht*, als *Carl IX.* ihm zurief: »*Den Tod oder die Messe?*« antwortete: »*Den Tod!*« während der klügere *Heinrich* entgegnete: »*Die Messe!*«

Der jetzige *Condé* war der Letzte von dem ersten Stamme der großen *Condé's*.

Er sollte nicht auf einem Schlachtfelde sterben, bedeckt mit glorreichen Wunden und ermordet durch einen andern *Montmorency*. Er starb ganz einfach, vergiftet durch seine Frau.

Nach einer Abwesenheit von fünf Monaten kehrte er in sein Schloss *Andelys* zurück. Seine Gemahlin, eine *La Trémoville*, war guter Hoffnung von einem gascognischen Pagen. Bei dem Nachtsch des Mahles, das sie zu Ehren seiner Rückkehr veranstaltete, reichte sie ihm eine Pfirsich.

Zwei Stunden daraus war er todt.

In der Nacht darauf entfloh der Page nach Spanien.

Durch die öffentliche Meinung, angeklagt, wurde die Giftmischerin verhaftet.



Das Kind des Ehebruches wurde in dem Gefängnisse geboren, in welchem seine Mutter acht Jahre blieb, weil man nicht wagte, ihr den Prozess zu machen, da man fürchtete, sie schuldig zu finden, *Heinrich IV.* wollte die *Condé* diesen herrlichen Ast vom Baume der *Bourbons*, nicht erlöschen lassen; er entließ daher ohne Untersuchung aus dem Kerker die Witwe, welche durch die königliche Gnade zwar freigesprochen, durch die öffentliche Meinung aber verurteilt wurde.

Sagen wir nun mit zwei Worten, wie dieser *Heinrich*, Prinz von *Condé*, seines Namens der Zweite, eben der, welcher *Chapelain* für einen Bildhauer hielt, dazu kam, die Prinzessin von *Montmorency* zu heiraten. Die Geschichte ist merkwürdig, und obgleich wir sie in einer Parenthese erzählen müssen, wird diese Parenthese ein wenig lang werden. Es liegt übrigens kein Uebel darin, durch die Romanschreiber gewisse Einzelheiten zu erfahren, welche die Geschichtschreiber zu erzählen vergessen, sei es, dass sie dieselben der Geschichte für unwürdig halten, sei es, dass sie ihnen selbst unbekannt sind. Das Letztere halten wir für wahrscheinlicher.

Im Jahre 1609 ordnete *Maria von Medicis* ein Ballet an, und *Heinrich IV.* schmollte, weil die Königin sich geweigert hatte, unter die Tänzerinnen dieses Ballett zu denen die schönsten Damen des Hofes gewählt wurden waren, *Jacqueline von Beuil* aufzunehmen, die Mutter des Helden unserer Geschichte, des Grafen von *Moret*.

Da die hohen Tänzerinnen, welche in dem Ballett mitwirken sollten, um die Proben in dem Theatersaale des Louvre abzuhalten, vor der Tür *Heinrichs IV.* Vorübergehen mussten, hielt der König dieselbe geschlossen, um dadurch seine üble Laune zu zeigen.

Eines Tages ließ er sie halbgeöffnet.

Durch den Spalt der Tür sah er die Prinzessin *Charlotte* von *Montmorency* vorübergehen.

»Nun konnte es aber,« sagt *Bassompierre* in seinen Memoiren, »unter dem Himmel nichts Schöneres geben, als die Prinzessin von *Montmorency*, nichts Anmutigeres, nichts Vollendeteres.«

Diese Erscheinung kam *Heinrich IV.* so strahlend vor, dass seine üble Laune augenblicklich Schmetterlingsflügel bekam und davonflatterte. Er erhob sich aus dem Armsessel, in welchem er schmollte, und folgte der Erscheinung, in eine Wolke gehüllt, wie *Aeneas* der *Venus* folgte.

Diesen Tag wohnte er zum ersten Male dem Ballett bei.

Es erschien in dem Ballett ein Augenblick, in welchem die Damen als Nymphen auftraten; und so leicht auch in unseren Tagen das Costüm der Nymphen ist, war es doch im siebzehnten Jahrhundert noch leichter. In diesem Kostüme erhoben alle die Nymphen zugleich ihre Jagdspeere, als hätten sie dieselben auf irgend Jemand schleudern wollen. Indem die Prinzessin von *Montmorency* ihren Speer erhob, wendete sie sich gegen den König, als wollte sie denselben durchbohren; er hatte keine Gefahr geahnt und war daher ohne Harnisch gekommen; er fühlte daher die Waffe der schönen *Charlotte* tief in sein Herz dringen, mit solcher Anmut machte sie die Bewegung.

Frau von *Rambouillet* und Fräulein *Paulet* gehörten ebenfalls zu dem Ballett und von diesem Tage an schlossen sie Freundschaft mit der Prinzessin von *Montmorency*, obgleich sie fünf oder sechs Jahre älter waren, wie dieselbe.

Seit diesem Tage vergaß der gute König *Heinrich, Jacqueline von Beuil*; er war, wie man weiß, sehr vergesslich und dachte nur noch daran, sich den Besitz der schönen *Montmorency* zu sichern. Dazu war nur erforderlich, für die reizende Charlotte einen gefälligen Ehemann zu finden, der gegen eine Mitgift von vier- oder fünfmal hunderttausend Francs die Augen um so mehr schlosse, je mehr der König sie öffnen würde.

Eben so war es auch bei der Gräfin von *Moret* gewesen, die *Heinrich IV.* mit Herrn von *Cesy* verheiratete, welcher an seinem Hochzeitsabend zu einer Gesandtschaft abreiste.

Der König glaubte seinen Mann zur Hand zu haben.

Er richtete seine Augen auf das Kind des Ehebruchs und des Meuchelmordes. Von der Hand des Königs mit der Tochter eines Connetable vermählt, verschwand der Flecken seiner Geburt.

Es wurden alle Bedingungen mit ihm verabredet, Er versprach Alles, was man von ihm verlangte. Der Connetable gab seiner Tochter hunderttausend Taler der König eine halbe Million, und *Heinrich II. von Condé*, welcher den Tag zuvor zehntausend Livres Einkünfte hatte, besaß am Tage nach seiner Hochzeit fünfzigtausend.

Freilich sollte er am Abend abreisen! er tat es indes; nicht.

Er hielt jedoch *den* Punkt des Abkommens, welcher verlangte, dass er in seiner ersten Hochzeitsnacht in einem Zimmer bleiben sollte, das von dem seiner Frau getrennt war; und der arme fünfzigjährige Verliebte erlangte es von der jungen Frau, dass sie sich zum Beweise, sie sei allein, auf ihrem Balkon zeigte, mit aufgelösten Haaren zwischen zwei brennenden Fackeln stehend.

Als der König sie erblickte, wäre er beinahe vor Freude gestorben.

W würde zu weit führen, *Heinrich IV.* in all den Torheiten zu folgen, welche ihn diese letzte Liebe begehen ließ, in deren Mitte das Messer *Ravillac's* ihn in eben dem Augenblick traf, in welchem er bei der holden *Paulet* den Trost suchen wollte, den die Schöne ihm gewährte und der ihn gleichwohl nicht tröstete.

Nach dem Tode des Königs kehrte *Condé* nach Frankreich mit seiner Frau zurück, welche noch immer Prinzeß von *Montmorency* war, und Prinzeß Condé erst während der drei Jahre wurde, welche ihr Gemahl in der Bastille zubrachte. Es ist wahrscheinlich, dass bei den bekannten Neigungen des Prinzen von Condé für die Schüler von Bourges ohne diese drei Jahre der Gefangenschaft sowohl der große Condé, wie die Prinzeß von *Longueville*, niemals das Licht der Welt erblickt haben würden.

Der Prinz war hauptsächlich seines Geizes wegen viel geschmäht. Er ritt durch die Straßen der Stadt auf einer elenden Mähre und begleitet von einem einzigen Diener. *Le Martellier*, einer der berühmtesten Advokaten jener Zeit, hatte Tage, an welchen er umsonst konsultierte; der Prinz, welcher häufig Prozesse zu führen hatte, besuchte ihn stets an diesen Tagen. Immer schlicht gekleidet, hatte er diesen Abend eine sorgfältigere Toilette als gewöhnlich gemacht: vielleicht wusste er, er werde bei der Prinzessin Marie den Herzog von *Montmorency* finden, welcher ihm versprochen hatte, ihn als einen vollkommen Unbekannten zu behandeln, wofern er ihn jemals in

einem Anzuge treffen würde, der eines Prinzen von Geblüt unwürdig sei.

*Heinrich II.*, Herzog von *Montmorency*, war das gerade Gegenteil von *Heinrich II.*, Prinzen von *Condé*, er war eben so elegant, wie *Condé* nachlässig, eben so freigebig, wie dieser geizig und habsüchtig. Eines Tages hörte er von einem Edelmann sagen, dass dessen Glück gemacht sein würde, wenn er 20.000 Taler auf die Dauer von zwei Jahren entleihen könnte.

»Sucht nicht lange,« sagte er ihm, »die zwanzigtausend Taler sind gefunden.«

Und er gab ihm einen Bon auf diese Summe und schickte ihn damit zu seinem Intendanten.

Zwei Jahr später brachte der Edelmann dem Herzog von *Montmorency* das geliehene Geld zurück; dieser nahm es jedoch nicht an und machte es dem ehrlichen Zahler zum Geschenke.

Er war in die Königin sehr verliebt gewesen, zugleich mit dem Herzog von *Bellegarde*, mit dem er sich darüber beinahe duelliert hätte. Die Königin, welche mit Beiden kokettierte, wusste nicht, welchen von ihnen sie erhören sollte, als *Buckingham* an den Hof kam und sie mit einander versöhnte, obgleich der Herzog von *Montmorency* damals erst dreißig Jahre alt war, der Herzog von *Bellegarde* aber sechzig. Es scheint, als ob der alte Herr damals eben so viel Lärm gemacht hätte, wie der junge Prinz; wenigstens ließ dies ein Spottlied schließen, welches damals allgemein gesungen wurde.

Wenn, die Könige vermählt sind, zeigen sie sich nicht hellsehender, als die übrigen Ehemänner; *Ludwig XIII.* verbannte daher auch den Herzog von *Montmorency* nach Chantilly. Durch den Einfluss *Maria's* von *Medicis* wieder zu Gnaden angenommen, kehrte er zurück, um einen Monat am Hofe zuzubringen und begab sich dann nach seinem Gouvernement des Languedoc. Hier erfuhr er die Nachricht, dass sein Vetter, *Franz* von *Montmorency*, Graf von *Bouteville*, sich duelliert hätte und dafür auf dem Gréveplatze hingerichtet worden sei.

Durch seine Gemahlin, *Maria Felicia Orsini*, Tochter jenes *Virginio Orsini*, welcher *Maria* von *Medicis* nach Frankreich begleitet hatte, war er der Neffe der Königin-Mutter; daher rührte die Protektion, durch die sie ihn ehrte.

Eifersüchtig wie eine Italienerin, hatte *Maria Orsini* anfangs ihren Gemahl sehr gequält, der bei den Damen so beliebt war, dass jede Frau, die nur irgend etwas Galanterie im Kopfe hatte, durchaus seine Huldigungen empfangen wollte.

Endlich schlossen der Herzog und seine Frau einen Vertrag; diese gestattete ihm dadurch so viele Galanterien, als ihm gefallen würden, jedoch unter der Bedingung, dass er sie ihr erzählte. Eine ihrer Freundinnen sagte ihr eines Tages, sie begriffe nicht, wie sie ihrem Manne eine solche Freiheit gewähren könnte, noch weniger aber, dass sie die Erzählung: von ihm verlangte.

»Nun,« sagte sie, »ich behalte mir diese Mitteilungen immer vor, bis wir einen Streit haben, und das Recht ist dann stets auf *meiner* Seite.«

Der Herzog war der Liebling der Frauen; es ist dies, namentlich bei den Frauen jener Zeit, nicht zu wundern. Er war dreiunddreißig Jahre alt, schön, von reicher und angesehener Familie, Statthalter einer Provinz, Admiral von Frankreich, Herzog und Pair, Ritter vom heiligen Geiste,

und zählte unter seinen Vorfahren vier Connetables und sechs Marschälle. Sein gewöhnliches Gefolge bestand aus etwa hundert Edelleuten und dreißig Pagen.

Als er an jenem Abende, schöner und strahlender als jemals, in den Saal trat, richteten sich Aller Blicke aus ihn. und das Erstaunen war groß und allgemein, als man ihn, nachdem er die Prinzess *Marie* begrüßt hatte, auf Frau von *Combalet* zugehen und ihr die Hand küssen sah.

Seit dem Tode seines Veters *Bouteville*, dessen Hinrichtung einesteils seinen Stolz verletzte, denn es war ja das Haupt eines *Montmorency*, das unter dem Beile des Henkers fiel, andererseits aber sein Herz, das Vetter *Bouteville* sehr geliebt, tief getroffen hatte, war dies der erste Schritt des Entgegenkommens, den er dem Kardinal gegenüber machte.

Es ließ sich dadurch aber Niemand täuschen, denn der Krieg mit Savoyen, Spanien und Österreich stand nahe bevor und *Montmorency* wollte in demselben Créqui den Stab des Connetable streitig machen, welchen sein Vater und Großvater dem Könige bei allen großen Zeremonien vorgetragen hatten.

Der, welcher die Absichten des Herzogs am meisten durchschaute und der dadurch in seinen Hoffnungen am stärksten beeinträchtigt wurde, war *Carl* von *Lothringen*, Herzog von *Guise*, der Sohn des *Narbigen*, des Urhebers der Bartholomäusnacht. Er war 1571 geboren, das heißt ein Jahr vor jener Blutnacht.

Er war durch seine Liebesabenteuer bekannter wie durch seine Kriegstaten, wenn er auch in dieser letzteren Beziehung seine Tapferkeit bei der Belagerung von La Rochelle bewiesen hatte, wo er auf einem in Flammen stehenden Schiffe den Kampf fortsetzte. Dieses geringen Kriegsruhmes ungeachtet machte er Ansprüche auf die Würde des Connetable, oder wenigstens auf einen hohen Rang in der Armee. Kommandierten in dieser Männer wie *Bassompierre*, *Bellegarde*, *Cramail* und selbst wie *Schomberg*, so konnte er wohl über sie gestellt werden; aber neben einem Herzog von *Montmorency* konnte er nur die zweite Stelle einnehmen. Dessen Siege über die Calvinisten, deren Flotte, welche der Herzog von *Soubise* führte, er vernichtet hatte, und denen er die Inseln Oleron und Ré abnahm, verliehen ihm noch mehr als seine Geburt den Rang über allen anderen Feldherren jener Zeit,

Es bestand zwischen dem Herzog von *Guise* und dem Herzog von *Montmorency* auch noch eine andere Nebenbuhlerschaft: die der Liebestriumphe. Obgleich der Herzog von *Guise* eine aufgeworfene Nase hatte und nur klein war, erbte er von seinem Vater ein gewisses königliches Wesen, welches stets gewiss ist, Glück bei den Frauen zu machen. Diese machten ihm nur einen großen Fehler zum Vorwurf, aber Viele setzten sich über diesen Fehler hinweg, der zu einer vorzüglichen Eigenschaft wurde, indem er ihn in die Mode brachte.

Der Herzog von *Guise* war nämlich sehr zerstreut und verdankte dieser Zerstreutheit viele seiner Liebesabenteuer. Eines Abends, als er sich bei Herrn von Créqui durch das Spiel verspätet und seine Kutsche fortgeschickt hatte, wollte Créqui ihn nicht allein nach dem Hotel *Guise* zurückkehren lassen, welches ziemlich weit entfernt war. Er befahl daher, für den Prinzen sein eigenes Pferd zu satteln. *Guise* bestieg es; statt aber das Pferd zu leiten, versank er in Träumereien und ließ sich von dem Pferde führen. Dieses war gewöhnt, Herrn von Créqui um diese Stunde zu seiner Geliebten zu tragen, brachte *Guise* dorthin und hielt erst vor der Tür an.

Ohne die Tür zu kennen, erwartete der Herzog, hinter derselben irgend ein Liebesabenteuer zu finden; er stieg daher vom Pferde, hüllte sich in seinen Mantel und trat ein.

Eine hübsche Zofe öffnete ihm und gab dem Pferde einen Schlag, nach welchem es geradewegs zum Stall lief, wo es seinen gewohnten Hafer fand. Auf einer Treppe, die eben hell genug beleuchtet war, um sich nicht den Hals aus derselben zu brechen, wurde darauf der Herzog von *Guise* nach einem Zimmer geführt, das nicht heller beleuchtet war, wie die Treppe. Der Reiter schien für gewöhnlich in diesem Hause eben so gut empfangen zu werden, wie sein Pferd. Der Reiter wurde in die Arme geschlossen; man sprach leise zu ihm; man handelte im Dunkeln. Der Herzog von *Guise*, welcher ein Freund *Créqui's* war, hatte ohne Zweifel in dem vertrauten Umgang mit diesem dessen Gewohnheiten angenommen; die Dame bemerkte daher den Irrtum nicht, in welchem sie sich befand. Am Morgen jedoch wurde sie durch den Herzog von *Guise* erweckt, der sich unruhig hin und her warf.

»Was ist Dir denn, mein Freund?« fragte sie ihn.

*Guise* war aber so unbescheiden wie zerstreut; er antwortete daher:

»Ich möchte ausstehen, um allen meinen Freunden mitzuteilen, dass Ihr die Nacht in den Armen des Herzogs von *Guise* zugebracht habt, während Ihr in denen *Créqui's* zu ruhen glaubtet.«

Bei allen seinen Fehlern hatte der Herzog von *Guise* doch die gute Eigenschaft, sehr freigebig zu sein.

Eines Morgens schickte ihm der Präsident von *Chivry* durch *Raphael Corbinelli*, den Vater *Johann Corbinelli's*, welcher durch die Teilnahme der Frau von *Sévigne* bekannt war, fünfzigtausend Livres, die er am Abend zuvor im Spiel verloren hatte. Das Geld war in vier größeren Beuteln und in einem kleineren enthalten. In jedem der größeren befanden sich zehntausend Livres in Silber, in dem kleineren zehntausend in Gold.

*Corbinelli* wollte zählen, aber der Herzog gab es nicht zu.

Er deutete auf den kleineren Beutel und ohne zu wissen, was er enthielt, sagte er:

»Nehmt das für Eure Mühe, mein Freund.«

*Corbinelli* kehrte nach Haus zurück, öffnete den Beutel und fand darin die zehntausend Livres in Gold,

Sogleich kehrte er zu dem Herzog von *Guise* zurück. »Monseigneur,« sagte er, »Ihr müsst Euch geirrt haben, denn Ihr gäbet mir einen Beutel mit Gold.«

Doch der Herzog richtete sich in der ganzen Höhe seiner kleinen Gestalt empor.

»Behaltet, behaltet, mein Herr; die Prinzen meines Hauses haben nicht die Gewohnheit, das zurückzunehmen, was sie verschenkten.«

Und *Corbinelli* behielt die zehntausend Livres.

In dem Augenblick, als man den Herzog von *Montmorency* meldete, suchte er mit dem Grafen von *Grammont* Händel auf jene Weise, wie nur er sie zu suchen verstand.

»Mein Lieber,« redete er ihn an, »lasset mich Euch sagen, dass ich mich sehr über Euch zu beklagen habe.«

»Doch nicht wegen des Spieles, Herzog?« entgegnete *Grammont*. »Ihr gewinnt mir, ein Jahr in das andere gerechnet, jährlich hunderttausend Livres ab, so dass meine Gemahlin sich gegen Euch erboten hat, Euch eine jährliche Rente von zehntausend Livres zu verschreiben, wenn Ihr das Wort geben wollt, nicht mehr gegen mich zu spielen.«

»Ich weise diese Rente zurück; ich würde dabei zu viel verlieren. Nein, darum handelt es sich keineswegs.«

»Und um was denn?«

»Da ich weiß, dass Ihr der schwatzhafteste Mensch, von der Welt seid, vertraute ich Euch vor acht Tagen an, dass ich die letzten Gunstbezeugungen der Frau von *Sablé* gewonnen hätte. Ihr solltet das aller Welt mitteilen, und Ihr habt bis jetzt noch kein Wort davon gesagt.«

»Ich fürchtete,« entgegnete lachend der Graf von *Grammont*, »ich würde Euch dadurch mit dem Herzog von *Montmorency* entzweien.«

»So!« sagte *Guise*. »Ich dachte, es wäre zwischen ihnen zu Ende.«

»Ihr seht wohl, dass dies nicht der Fall ist, da sie sich miteinander streiten.«

In der Tat stritten sich die Marquise und der Herzog.

»Trachtet zu erfahren, mein lieber Graf, worüber sie sich streiten.«

Der Graf näherte sich ihnen.

»Mein Herr,« sagte die Marquise, »das ist unerträglich. Ich habe erfahren, dass Ihr auf dem letzten Balle des Louvre, meine Krankheit benutzend, nur mit den schönsten Damen getanzt habt.«

»Ei, teure Marquise,« fragte der Herzog, »was wolltet Ihr denn, dass ich tun sollte?«

»Dass Ihr nur mit den hässlichen tanztet.«

Der Graf *Grammont*, der eben zu rechter Zeit gekommen war, um dieses Gespräch zu hören, teilte es dem Herzog von *Guise* mit.

»Mein lieber Graf,« sagte der Herzog, jetzt ist, wie ich glaube, der Augenblick gekommen, dem Herzog von *Montmorency* zu sagen, was ich Euch anvertraute. Das heißt, ihm einen Dienst leisten!«

»Meiner Treu,« entgegnete der Graf; »das würde ich einem Ehemanne nicht sagen, viel weniger

also einem Liebhaber.«

»Nun,« sagte der Herzog seufzend, »so muss ich es ihm denn wohl selbst anvertrauen.«

Er tat wirklich die ersten Schritte auf den Herzog zu, als beide Flügel der Eingangstür aufgerissen wurden und der Kammerdiener mit lauter Stimme meldete:

»Seine königliche Hoheit, Monseigneur, Gaston von Orleans.«

In allen Teilen des weiten Saales stockte das Gespräch, die Sitzenden erhoben sich, auch die Prinzessin Marie.

»Gut,« sagte Frau von Combalet, die Vertraute des Kardinals, für sich, indem sie sich ebenfalls erhob, und sich noch tiefer als die Anderen verneigte, »gut, die Komödie beginnt. Verlieren wir ja kein Wort von dem, was auf dem Theater gesprochen wird, beobachten wir, wenn es möglich ist, auch das, was hinter den Kulissen vorgeht!«

---

# Zweiter Teil

## I.

### Die Komödie beginnt.

Es war in der Tat das erste Mal, dass der Prinz von Orleans sich öffentlich und vor einer großen Gesellschaft, bei Marie von Gonzaga zeigte.

Man konnte leicht sehen, dass er diesmal auf seinen Anzug eine besondere Sorgfalt verwendet hatte. Er trug ein Wams von weißem Samt, mit Gold eingefasst und einen gleichen Mantel mit kirschroten Seidenfutter. Seine Beinkleider waren von kirschrotem Samt; in der Hand trug er, denn er hatte, gegen seine Gewohnheit, beim Antritte in den Saal sein Haupt entblößt, einen weißen Filzhut mit kirschroter Feder und diamantener Agraffe. Schleifen in den beiden von ihm angenommenen Farben waren an seinem Wamse, sowie an seinen Beinkleidern, befestigt.

Monseigneur Gaston wurde wenig geliebt, noch weniger geachtet. Wir erwähnten bereits, wie nachteilig ihm in jener mutigen, eleganten und ritterlichen Welt sein Benehmen bei dem Prozesse Chalais gewesen war. Ein allgemeines Schweigen empfing ihn.

Als er angemeldet worden war, hatte Marie von Gonzaga mit der Herzogin-Witwe von Longueville einen Blick des Einverständnisses gewechselt. Im Laufe des Tages war an die Herzogin von Longueville ein Brief des Prinzen gelangt, worin er für den Abend seinen Besuch ankündigte und sich die Gunst einer kurzen ungestörten Unterredung mit Marie erbat, da er ihr Dinge von der höchsten Wichtigkeit mitzuteilen habe.

Er ging auf die Prinzeß Marie zu, indem er die Melodie eines Jagdliedes vor sich hin pfiff, aber da man allgemein wusste, dass er selbst in Gegenwart der Königin sich des Pfeifens nicht erwehren konnte, fiel diese Unart Niemanden auf, und die Prinzeß reichte ihm lächelnd ihre Hand.

Der Prinz küsste dieselbe, indem er sie heftig und lange an seine Lippen gepresst hielt, dann begrüßte er höflich die Herzogin von Longueville. machte eine leichte Verneinung gegen Frau von Combalet, und sich dann an die Herren und Damen wendend, welche die Prinzeß im Kreise umstanden, sagte er:

»Meiner Treu meine Herren und Damen, ich habe in diesem Augenblicke nichts Angelegentlicheres zu tun, als Euch die neue Erfindung des Herrn von Souscarières zu empfehlen. Es gibt auf meine Ehre nichts Bequemerer. Kennt Ihr die neue Einrichtung, Prinzeß?«

»Nein, Monseigneur, ich hörte erst vor wenigen Minuten von einigen meiner Gäste davon reden, die sich dieses neuen Mittels bedienten, um hierher zu kommen.«



»Es ist in der Tat sehr bequem, und obwohl wir keine sehr guten Freunde sind, ich und der Herr Kardinal, so so kann ich ihm doch für diese Erfindung, auf die er Herrn von Bellegarde ein Privilegium erteilte, nur meinen Beifall zollen. Dessen Vater, der Oberstallmeister, hat in seinem ganzen Leben nicht Ähnliches erfunden, und ich möchte den Vorschlag machen, die Einkünfte aller seiner Ämter auf seinen Sohn zu übertragen, um denselben für den uns geleisteten Dienst zu belohnen. Ich empfehle Euch die Sänfte, Herzog —« sagte der Prinz, sich an *Montmorency* wendend, und ihn mit einer Beugung des Kopfes grüßend.

»Ich habe mich einer solchen heute bedient,« sagte der Herzog sich verneigend, »und bin mit Eurer Hoheit einverstanden.«

Gaston wandte sich nun an den Herzog von Guise.

»Guten Abend, Vetter, was gibt es Neues über den Krieg?«

»Darüber muss man Euch fragen, Monseigneur.« lautete die Antwort; »je näher uns die Sonnenstrahlen sind, desto besser werden wir von ihnen beleuchtet.«

»Ja, wenn sie uns nicht blenden. Was mich betrifft, so bin ich in politischen Dingen sehr blödsichtig, und wenn es so fortgeht, werde ich die Prinzeß Marie ersuchen müssen, für mich ein Zimmer bei ihren Nachbarn, den Dreihundert, welche das schöne Spital bewohnen, zu erbitten.«

»Wenn Eure Hoheit nach Neuigkeiten begierig sind, so werden wir mit solchen dienen können. Fräulein Isabella von Lautrec hat uns wissen lassen, dass sie, da ihr Dienst bei der Königin heute zu Ende geht, Abends hierher kommen wird, um uns einen Brief ihres Vaters, des Baron von Lautrec vorzulesen, der sich in Mantua bei dem Herzog von Rethellois befindet.«

»Aber,« fragte Gaston. »können diese Neuigkeiten auch öffentlich erzählt werden?«

»Der Baron scheint dies zu denken, denn er sagte es in seinem Briefe.«

»Im Austausch werde ich Euch einige Alkovengeheimnisse mitteilen; es sind die einzigen, die mich jetzt, seitdem ich auf die Politik verzichtete, noch interessieren.«

»Erzählt. Monseigneur, erzählt,« riefen die Damen lachend. Frau von Combalet bedeckte sich nach ihrer Gewohnheit das Gesicht mit dem Fächer.

»Ich wette,« sagte der Herzog von Guise, »dass Ihr von dem Taugenichts, meinem Sohne, sprechen wollt.«

»Ganz richtig; Ihr wisst, dass er sich bei seinem Lever das Hemd reichen lässt, wie ein Prinz von Geblüt; acht oder zehn Personen haben wirklich die Narrheit begangen, ihm diesen Dienst zu leisten; vor einigen Tagen jedoch nahm der Abbé von Netz das Hemd, trat damit zum Kamin. als wenn er es wärmen wollte, und ließ es ins Feuer fallen, woraus er ganz ruhig seinen Hut nahm und sich entfernte.«

»Er hat wirklich recht daran getan,« sagte der Herzog von Guise, »ich werde ihm mein Kompliment darüber machen, und zwar das erste Mal, wenn ich ihn begegne.«

»Wenn ich das Wort zu nehmen wagte,« sagte Frau von Combalet, »so würde ich sagen, dass der Sohn des Herrn Herzogs schon Schlimmeres getan hat,«

»O erzählt, Madame,« bat der Herzog von Guise.

»Nun denn; als er das letzte Mal seine Schwester, Frau von St. Pierre, zu Rheims besuchte, und mit ihr im Sprachzimmer diniert hatte, trat er in seiner Eigenschaft als Prinz ins Kloster ein und da lief der junge Herr von sechzehn Jahren allen Nonnen nach, erwischte richtig eine derselben und umarmte sie trotz alles Sträubens.

»Mein Bruder, mein Bruder,« rief Frau von St. Pierre, »Du treibst Scherz mit geistlichen Frauen,«

»Nun wohl,« gab der Taugenichts lachend zur Antwort, »Gott ist zu mächtig, um es zuzugeben, dass man seine Dienerinnen umarmt, wenn er nicht damit einverstanden wäre.«

»Ich werde mich bei der Königin beklagen,« rief die Nonne, welche umarmt worden war, und die ein sehr hübsches Gesicht hatte.

Die Äbtissin bekam Furcht.

»Umarme auch diese Nonne,« flüsterte sie ihrem Bruder zu.

»Aber sie ist sehr hässlich.«

»Eben darum; das wird der Sache den Anstrich geben, als ob Du diese Entheiligung aus Kinderei, und ohne recht zu wissen, was Du thust, begangen hättest.«

»Ist das wirklich notwendig, meine Schwester?«

»Es ist notwendig, denn sonst wird sich die Hübsche beklagen.«

Und die Hässliche wurde umarmt, was ihr so angenehm war, dass sie die Hübsche verhinderte, sich zu beklagen.

»Und woher wisst Ihr das Alles, schöne Witwe?« fragte der Herzog.

»Frau von St. Pierre stattete meinem Oheim ihren Rapport ab, aber dieser hat für das Haus Guise eine solche Vorliebe, eine solche Schwachheit, könnte man sagen, dass er nur dazu lachte.«

»Ich habe ihn vor etwa einem Monate begegnet,« sagte der Prinz; »er trug damals statt der Feder einen gelben seidenen Strumpf an seinem Hut; was sollte diese neue Torheit bedeuten?«

»Das bedeutete,« erzählte Gaston, »dass er zu jener Zeit in die Villiers vom Hotel Burgund verliebt war; sie spielte damals eine Rolle, in welcher sie gelbe seidene Strümpfe trug. Er ließ ihr durch Tristan l'Hermite Komplimente über ihr Bein machen, Sie zog einen ihrer Strümpfe aus, gab ihn Tristan und sagte: »Wenn der Herr von Joinville diesen Strumpf an sein Hutband befestigt trägt, so kann er von mir erbitten, was er will.«

»Und?« fragte Frau von Sablé.

»Er trug diesen Strumpf drei Tage lang, und hier ist sein Vater, mein Vetter von Guise, der bestätigen wird, dass er am vierten Tage erst Morgens um 11 Uhr nach Hause kam.«

»Das nenne ich mir ein schönes Leben für einen künftigen Erzbischof,« sagte Frau von Sablé.

»In diesem Augenblicke,« fuhr Sr. Königl. Hoheit fort, »ist er in Fräulein von Pons, eine dicke Blondine, im Dienste der Königin, verliebt. Neulich hatte sie ein Abführmittel eingenommen; er erkundigte sich nach der Adresse ihres Apothekers und schrieb ihr dann: »Man soll nicht sagen, dass Ihr abgeführt habt, und ich nicht zu gleicher Zeit mit Euch.«

»Ach, jetzt begreife ich,« sagte Guise, »warum der Narr neulich alle Schausteller von Hunden in ganz Paris in das Hotel berief. Ich komme in den Hof hinab und finde daselbst etwa dreihundert verschiedenartige, durch einander kläffende und heulende Hunde, und etwa dreißig Strolche, die sie durch Zurufe anfeuern. »Was tust Du hier, Joinville?« frage ich meinen Sohn. — »Ich lasse die Hunde vor mir tanzen.«

»Ihr Erratet, warum er all diese Gaukler kommen ließ? Zu keinem anderen Zwecke, als um jedem von ihnen einen Louisd'or für das Versprechen zu geben, dass die dreihundert gelehrten Hunde von Paris ferner nur für Fräulein von Pons ihre Künste zeigen würden.«

»Apropos,« sagte Gaston, der zufolge seines unruhigen Charakters nicht gern lange bei einem und demselben Gegenstand blieb; »in Eurer Eigenschaft als Nachbarin müsst Ihr, teure Herzogin, doch wohl Nachrichten über das Befinden des Marquis Pisani haben. Die, welche mir Voiture gestern brachte, lauteten nicht allzu schlecht.«

»Ich ließ heute Morgen Erkundigungen einholen und erfuhr, dass die Ärzte nun glauben, für sein Leben einstehen zu können.«

»Wir werden bald neuere Mitteilungen erhalten,« sagte der Herzog von Montmorency; »ich habe den Grafen von Moret am Thore des Hotels Rambouillet abgesetzt; er ging dahin, um persönlich nach dem Marquis von Pisani zu fragen.«

»Wie, der Graf von Moret?« rief Frau von Combalet; »man sagt doch, wenn ich nicht irre, dass ihn der Marquis habe tödten lassen wollen.«

»So ist es,« entgegnete der Herzog, »aber der Graf wettete, dass dies ein Missverständnis sei.«

In diesem Augenblicke öffnete sich die Tür und der Diener meldete:

»Monseigneur, Anton von Bourbon, Graf von Moret.

»Ah.« rief der Herzog, »da ist er selbst; er wird Euch die Geschichte besser als ich erzählen, denn ich stottere, wenn ich zwanzig Worte hintereinander sprechen soll.«

Der Graf trat ein, und sofort wendeten sich Aller Blicke nach ihm; wir können nicht verschweigen, dass die der Damen mit besonderem Wohlgefallen auf seiner schönen Gestalt

ruhten.

Da er der Prinzeß Marie noch nicht vorgestellt war, so wartete er an der Tür, bis der Herzog von Montmorency zu ihm trat, ihn bei der Hand nahm und ihn zu der Prinzeß führte.

Anmutig verneigte er sich vor derselben, küsste ihre Hand, gab ihr in zwei Worten Nachricht von dem Befinden des Herzogs von Rethellois, den er auf seiner Durchreise in Mantua gesehen hatte, machte der Frau Herzogin von Longueville seine Aufwartung, hob das Sträußchen auf, das der Frau Combalet während der Bewegung entfallen war, die sie gemacht hatte, um ihn zu begrüßen, gab es ihr mit einigen Artigkeiten zurück und nahm, nachdem er sich noch ehrfurchtsvoll vor dem Prinzen Gaston verbeugt hatte, bescheiden einen Platz an der Seite Montmorency's ein.

Nachdem die Begrüßungsförmlichkeiten vorüber waren, sagte Montmorency zu dem Grafen:

»Man sprach gerade von Euch, Prinz, als Ihr eintratet.«

»Ah bah,« lachte der Graf, »bin ich denn wirklich eine so interessante Persönlichkeit, dass man sich in so guter Gesellschaft mit mir beschäftigt?«

»Ihr habt Recht, Monseigneur,« sagte eine Frauenstimme; »ein Mann, den man ermorden will, weil er der Liebhaber Marion de Lorme's ist, verdient es nicht, dass man sich mit ihm beschäftige.«

»O,« sagte der Graf, »da höre ich eine Stimme, die mir sehr bekannt vorkommt; ist es nicht die meiner lieben Cousine?«

»Ja, Meister Jacquolino,« lachte Frau von Fargis, indem sie auf ihn zuging und ihm die Hand reichte.

Herr Graf von Moret drückte sie ihr und sagte leise:

»Ihr wisst wohl, dass ich Euch wiedersehen und sprechen muss; ich bin verliebt.«

»In mich?«

»Ein wenig; aber sehr stark in eine Andere.«

»Unverschämter! Wie nennt sie sich?«

»Ich weiß ihren Namen nicht.«

»Ist sie wenigstens hübsch?«

»Ich habe sie niemals gesehen.«

»Ist sie jung?«

»Sie muss es sein.«

»Woraus schließt Ihr das?«

»Aus ihrer Stimme, die ich gehört, aus ihrer Hand, die ich gedrückt, aus ihrem Atem, an dem ich mich berauscht habe.«

»Ah, mein Cousin, wie schön Ihr das Alles sagt!«

»Ich bin einundzwanzig Jahre alt, und ich spreche, wie ich fühle.«

»O Jugend, Jugend,« rief Frau von Fargis, »unschätzbare Diamant, der leider so bald, so bald erblindet!«

»Mein teurer Graf,« sagte der Herzog, »Ihr begreift wohl, dass alle diese Damen eifersüchtig auf Eure Cousine sind, denn so nanntet Ihr. wie ich glaube, Frau von Fargis! Alle brennen vor Verlangen, zu erfahren, wie es kam, dass Ihr dem Manne einen Besuch machtet, der Euch ermorden lassen wollte.«

»Vor Allem daher,« antwortete der Graf mit seiner lebenswürdigen Leichtfertigkeit, »weil, wenn ich es nicht schon bin, ich doch sicher eines Tages der Vetter der Frau von Rambouillet werde.«

»Durch wen?« fragte der Herzog von Orleans, welcher darauf versessen war, alle Genealogien zu kennen, »erklärt uns das gefälligst, Graf Moret.«

»Nun, durch wen anders, als durch meine Cousine von Fargis, welche Herrn von Fargis d'Angennes, einen Vetter der Frau von Rambouillet, zum Manne hat.«

»Wieso aber seid Ihr der Vetter dieser lebenswürdigen Fargis?«

»Das,« antwortete der Graf von Moret, »ist unser Geheimnis, nicht wahr, Cousine Marina?«

»Ja, Vetter Jacquolino!« antwortete lachend und ihre schönen Zähne zeigend Frau von Fargis.

»Fahrt in Euren Gründen fort. Graf!« sagte Jemand aus der Gesellschaft.

»Bevor ich noch zu den Verwandten der Marquise gehörte, war ich einer ihrer guten Freunde.«

»Aber,« warf Frau von Combalet ein, »ich habe Tuch kaum ein- oder zweimal bei ihr gesehen.«

»Das kommt daher, dass sie mich bat, meine Besuche einzustellen.«

»Warum das?« fragte Frau von Sablé,

»Weil der Herzog von Chevreuse eifersüchtig auf mich war.«

»Aus welchem Grunde?«

»Wie Viele sind wir hier im Salon?«

»Ungefähr dreißig; ich überlasse es Jedem, tausendmal zu raten, das machte also dreißigtausend.«

»Unsere Mühe würde vergeblich sein,« sagte Monsieur.

»Nun, wegen seiner Frau.«

Ein ungeheures Gelächter folgte dieser Erklärung des Grafen.

»Aber,« rief Frau von Montbazon, welche fürchtete, man würde von ihrer Schwägerin zu ihr übergehen; »der Graf vollendet ja die Geschichte seiner beabsichtigten Ermordung nicht.«

»Ah, Ventre-Saint-Gris! sie ist sehr einfach. Würde ich Frau von Montagne kompromittieren, wenn ich sagte, ich sei ihr Geliebter?«

»Gewiß nicht in höherem Grade als Frau von Chevreuse,« sagte Frau von Sablé.

»Nun wohl! Der arme Pisani glaubte, dass Frau von Maugiron mich glücklich mache. Eine gewisse Unregelmäßigkeit in seiner Figur, deren er sich nur zu wohl bewusst ist, macht ihn misstrauisch; gewisse Wahrheiten, die ihm sein Spiegel sagt, machen ihn reizbar. Statt mich auf den Kampfplatz zu rufen, wo ich sehr gern erschienen wäre, hat er einen Sbirren mit seiner Rache betraut. Er traf jedoch auf einen honetten Kerl, der ihm sein Begehren rundweg abschlug. Ihr seht, dass der Arme kein Glück hat. Er wollte dann den skrupulösen Sbirren tödten und fehlte ihn; er wollte dann Souscarières tödten, der seinerseits ihn nicht fehlte, ihn im Gegenteile nur zu gut traf, und das ist die ganze Geschichte.«

»Nein, das ist nicht die ganze Geschichte,« sagte Monsieur, »warum machtet Ihr dem Manne einen Besuch, der Euch umbringen lassen wollte?«

»Nun, weil er nicht zu mir kommen konnte. Ich bin eine gute Haut, Monseigneur; ich dachte, dass der arme Pisani vielleicht glauben könnte, ich trüge ihm einen Groll nach und dass ihn dies ängstigen möchte. Ich war also bei ihm, um ihm offenherzig die Hand zu drücken und ihm zu sagen, dass, wenn er, oder wer immer, sich in Zukunft über mich zu beklagen haben sollte, man mir einfach eine Herausforderung senden möge. Ich bin ein einfacher Edelmann und halte mich nicht für zu gut, Jedem Genugtuung zu geben, der sich von mir beleidigt glaubt; obwohl ich trachten werde. Niemand zu beleidigen.«

Ein beifälliges Gemurmel der Gesellschaft folgte auf diese zugleich sanft und fest gesprochenen Worte.

Kaum hatte der Graf von Moret zu sprechen aufgehört, als die Tür des Salons sich abermals öffnete und der Huissier meldete:

»Fräulein Isabella von Lautrec.«,

In demselben Augenblicke, wo sie eintrat, konnte man hinter ihr einen Lakaien bemerken, der die Livree des königlichen Hauses trug und sie begleitet zu haben schien.

Als der Graf von Moret das junge Mädchen bemerkte, empfand er ein fremdartiges Gefühl der Anziehung und machte unwillkürlich einen Schritt, um sich ihr zu nähern.

Sie trat zu der Prinzessin Marie, und sich ehrfurchtsvoll vor ihr verneigend sagte sie:

»Madame, ich habe Urlaub von Ihrer Majestät, um Eurer Hoheit einen Brief meines Vaters zu überbringen, welcher gute Nachrichten für Euch enthält, und ich benütze die Gelegenheit, um Euch den Ausdruck meiner Ergebenheit zugleich mit diesem Briefe zu Füßen zu legen.«

Bei den ersten Worten, welche das Fräulein von Lautrec sprach, war der Graf von Moret bis ins innerste Herz erbebt, und die Hand der Fargis ergreifend und sie drückend, sagte er:

»Die ist es, welche ich liebe!«

---

## II.

### Isabella und Marina.

Wie der Graf von Moret, ohne sie gesehen zu haben, ohne sie zu kennen, geahnt hatte, war Isabella von Lautrec vollkommen schön, aber diese Schönheit war von der der Prinzeß Marie ganz verschieden.

Die Prinzeß Marie war brünett und hatte blaue Augen. Isabella von Lautrec war im Gegenteil blond, hatte aber Augen, Wimpern und Brauen schwarz wie die Fittiche des Raben. Ihre blendend weiße, fast durchsichtige Haut hatte die Zartheit des Rosenblattes; ihr etwas langer Hals bewegte sich anmutig, feine weiße Händchen und eine wundervolle Taille harmonierten mit der Schönheit ihres Gesichts.

Als sie sich vor der Prinzeß wieder verbeugen wollte, schloss diese sie in ihre Arme und küsste sie auf die Stirn.

»Gott behüte,« sagte sie, »dass ich die Tochter eines der besten Diener meines Hauses, die mir eine gute Nachricht bringt, sich vor mir bücken ließe. Und nun, sehr teure Tochter meines Freundes, bitte ich Euch, mir zu sagen, ob Euer Vater die Nachrichten, die er Euch sendete, als für mich allein bestimmt bezeichnet, oder ob ich sie auch Denen, welche Uns lieben, mitteilen darf.«

»Ihr werdet aus der Nachschrift ersehen, Madame, dass er durch den Gesandten Sr. Majestät, La Saludie, ermächtigt ist, die Neuigkeiten, die er berichtet, in Italien zu Jedermanns Kenntnis zu bringen, woraus folgt, dass Madame sie auch in Frankreich verbreiten können.«

Die Prinzeß Marie warf einen fragenden Blick auf Frau von Combalet, welche durch ein bejahendes Kopfnicken die Wahrheit dessen, was die anmutige Botin soeben gesagt, bestätigte.

Marie las den Brief zuerst leise.

Während sie las, wandte das junge Mädchen, welches bis jetzt nur Augen für die Prinzeß gehabt und die übrigen dreißig Personen, die im Salon versammelt waren, nur so zu sagen durch eine Wolke gesehen hatte, den Kopf nach der Gesellschaft um und wagte es, dieselbe mit ihren Blicken zu überfliegen.

Bei dem Grafen von Moret angelangt, kreuzte sich ihr Blick mit dem seinigen, und aus beiden sprang jener elektrische Funke, welcher die Herzen unterwirft, so dass Beide zugleich den Schlag ausheilten und empfangen.

Isabella erbleichte und stützte sich auf den Fauteuil der Prinzeß.

Der Graf von Moret sah ihre Erregung und hatte dabei die Empfindung, als höre er die Engel im Himmel Gloria singen.



Als der Huissier sie angemeldet hatte, war ihr Name genannt worden. Sie gehörte also jener alten und berühmten Familie der Lautrec an, deren Geschichte eben so umfang- und tatenreich war, wie die manches fürstlichen Hauses.

Sie liebte noch nie! Bis jetzt hatte er dies nur gehofft, nun war er dessen gewiss.

Die Prinzeß Marie war mit dem Lesen ihres Briefes zu Ende gekommen,

»Meine Herren!« sagte sie, »hier sind die Nachrichten, welche uns der Vater meiner teuren Isabella zukommen lässt. Er sah auf seiner Durchreise in Mantua Herrn von La Saludie, den außerordentlichen Gesandten Sr. Majestät bei den italienischen Mächten; Herr von La Saludie war beauftragt, dem Herzog von Mantua und dem Senate von Venedig im Namen des Kardinals die Einnahme von La Rochelle zu notifizieren. Außerdem hatte er zu erklären, dass Frankreich sich vorbereite, Casale zu erhalten und dem Herzog Carl von Nevers den Besitz seiner Staaten zu sichern; in Turin hatte er den Herzog von Savoyen, Carl Emanuel, im Namen seines königlichen Schwagers und des Kardinals aufgefordert, von seinen Unternehmungen bezüglich Montferrats abzustehen; er war beauftragt, dem Herzog von Savoyen im Austausch die Stadt Trino und zwölftausend Taler Renten in souveränen Ländereien anzubieten. Herr von Beautru ist mit denselben Aufträgen nach Spanien abgegangen, während Herr von Charnassé diese Mission in Österreich, Deutschland und Schweden zu erfüllen hat.«

»So?« sagte Monsieur. »Ich hoffe doch, dass der Kardinal uns nicht mit den Protestanten alliieren wird.«

»Nun,« sagte der Prinz, »wenn dies das einzige Mittel wäre, Wallenstein und seine Banditen in Deutschland zurückzuhalten, ich würde mich für meinen Teil nicht dagegen sträuben.«

»Das ist das hugenottische Blut, welches aus Euch redet, Prinz!« sagte Gaston.

»Ich hätte geglaubt,« bemerkte lachend der Prinz, »dass in den Adern Eurer Hoheit fast eben so viel hugenottisches Mut fließt, als in den meinen. Zwischen Heinrich von Navarra und Heinrich von Condé ist der einzige Unterschied, dass die Messe dem Einen ein Königreich und dem Anderen nichts eingetragen hat.«

»Das ist einerlei, meine Herren!« sagte der Herzog von Montmorency; »wir haben hier eine große Neuigkeit gehört; hat man schon einen Entschluss gefasst, welchem Generale die Armee anvertraut werden soll, die man nach Italien schickt?«

»Noch nicht,« sagte Monsieur, »aber es ist wahrscheinlich, dass der Kardinal, der Euch, Herzog, euren Admiralsrang um eine Million abkaufte, um die Belagerung von La Rochelle nach seinem Sinne führen zu können, eine weitere Million, vielleicht auch zwei Millionen, opfern wird, um das Recht zu haben, den Feldzug in Italien in eigener Person zu befehligen.«

»Gesteht nur, Monseigneur,« sagte Frau von Combalet, »dass, wenn er ihn so befehligt, wie die Belagerung von La Rochelle, weder der König noch Frankreich sich zu beklagen haben werden, und dass Viele, die eine Million begehren, statt sie zu geben, sich nicht so glücklich aus der Affaire zu ziehen im Stande wären.«

Gaston biss sich auf die Lippen; er war nicht einen Augenblick bei der Belagerung von La Rochelle erschienen, hatte sich aber fünfhunderttausend Francs für angebliche Ausrüstungskosten zahlen lassen.

»Ich hoffe, Monseigneur,« sagte der Herzog von Guise, »dass Ihr Euch diese Gelegenheit, Eure Rechte geltend zu machen, nicht entschlüpfen lassen werdet.«

»Wenn ich dabei sein werde,« sagte Gaston, »sollt Ihr es auch sein; ich habe aus den Händen der Guise durch Fräulein von Montpensier so viel erhalten, dass ich glücklich sein werde. Euch beweisen zu können, dass ich kein Undankbarer bin. Und auch Ihr, Herzog!« fuhr Gaston fort, indem er auf Montmorency zuging und ihm die Hand schüttelte. »Ich werde mich glücklich schätzen, die Gelegenheit zu ergreifen, um die vielen Ungerechtigkeiten, die an Euch begangen worden sind, einigermaßen gut zu machen. Unter den Waffentrophäen Eures Paters befindet sich ein Connetableschwert, welches mir für die Hand des Sohnes nicht zu schwer zu sein scheint. Sollte es aber dazu kommen, Herzog, dann müsst Ihr auch mir den Gefallen tun, meinen lieben Vetter, den Grafen von Moret, unter Eurer Leitung seine ersten Waffentaten ausführen zu lassen.«

Der Graf von Moret verneigte sich, der Herzog aber, dessen Ehrgeiz durch die Worte Gastons aufgestachelt war, sagte:

»Diese Worte, Hoheit, sind nicht in den Wind gesprochen, und wenn sich die Gelegenheit dazu bietet, werden Eure Hoheit sich überzeugen, dass die Montmorency ein gutes Gedächtnis, haben.«

Durch eine Seitentür des Salons trat in diesem Augenblicke ein Lakai ein und sagte der Herzogin von Languetville leise einige Worte, worauf diese sich erhob und durch dieselbe Tür den Salon verließ.

Die Männer bildeten um Monsieur eine Gruppe; die Gewissheit eines bevorstehenden Krieges — und diese Gewissheit hatte man soeben erhalten, denn man setzte voraus, dass der Savoyarde ebenso wenig von der Blokade Casale's ablassen, als der Spanier Montferrat aus der Hand geben werde — verlieh dem Herzog von Orleans für den Augenblick eine große Wichtigkeit. Es war unmöglich, dass eine derartige Expedition ohne ihn unternommen werden konnte, und in diesem Falle musste seine hohe Stellung ihm das Verfügungsrecht über irgend ein Kommando verleihen.

Der Lakai trat wieder durch die Seitentür ein, flüsterte der Prinzeß Marie einige Worte zu und diese verließ, ihm folgend, dm Salon durch dieselbe Tür, durch welche kurz vorher die Herzogin-Witwe hinausgegangen war.

Frau von Combalet, welche in der Nähe der Prinzeß saß, hatte aus dem Munde des Lakaien den Namen Vauthier gehört und dieser machte sie erbeben. Man erinnert sich wohl, dass Vauthier der Geheimsekretär und Ratgeber der Königin-Mutter war.

Fünf Minuten später forderte derselbe Lakai den Herzog Gaston von Orleans auf, sich zu der Herzogin von Longueville und der Prinzeß Marie zu begeben.

»Meine Herren,« sagte dieser mit einer leichten Verneigung gegen Die, mit denen er soeben

gesprochen hatte, »vergesst nicht, dass ich gar nichts bin, dass mein einziger Ehrgeiz darin besteht, der Ritter der liebenswürdigen Prinzessin Marie zu sein, und dass, da ich nichts bin, ich auch Niemandem etwas versprochen habe.«

Mit diesen Worten ging er, den Hut auf dem Kopfe, tänzelnd und beide Hände in die Taschen seines Beinkleides steckend, wie dies seine Gewohnheit war.

Kaum war er hinausgegangen, als der Graf von Moret das allgemeine Erstaunen, welches das Verschwinden der drei bedeutendsten Persönlichkeiten aus dem Salon in der Gesellschaft hervorgerufen hatte, benützend, gerade auf Isabella von Lautrec zuschritt und zu dem errötenden und befangenen Mädchen sagte:

»Mein Fräulein, haltet Euch fortan überzeugt, dass es in der Welt einen Menschen gibt, der in jener Nacht, wo er Euch begegnete, ohne Euch sehen zu können den Schwur tat, Euch im Leben und im Tode anzugehören und der heute Abend, nachdem er Euch gesehen hat, diesen Schwur erneuert und dass dieser Mensch der Graf von Moret ist.«

Ohne die Antwort des jungen, nun noch tiefer errötenden, noch mehr befangenen Mädchens abzuwarten, grüßte er und verließ den Salon.

Als er durch einen dunklen Corridor schritt, der nach dem Vorzimmer führte, das nach der Unsitte der damaligen Zeit ebenfalls schlecht erleuchtet war, fühlte er einen vollen, weichen Arm sich in den seinigen legen, dann streifte ein flammenheißer Atem seine Wangen und eine Stimme sagte im Tone des Vorwurfs:

»Also ist die arme Marina nun geopfert?«

Er erkannte die Stimme, aber noch besser diesen glühenden Atem, der ihn schon einmal in dem Gasthaus »zum gefärbten Barte« beinahe versengt hatte.

»Der Graf von Moret entschlüpft ihr,« sagte er, sich zu der Sprecherin neigend, »aber—«

»Aber was?« fragte die Dame, sich ihrerseits auf die Fußspitzen stellend, so dass trotz der Dunkelheit der junge Mann aus der Capuze zwei Augen hervorleuchten sehen konnte, die wie Diamanten glänzten, und eine weiße Zahnreihe ihm wie eine Perlenschnur entgegen blitzte.

»Aber,« fuhr der Graf fort, »es bleibt ihr Jacqueline, und wenn sie sich mit ihm begnügt —«

»Sie wird sich mit ihm begnügen,« lautete die Antwort.

Und der junge Mann fühlte auf seinen Lippen den hastigen und glühenden Kuß jener Liebe, welche die Alten, die für jedes Ding ein Wort, für jedes Gefühl einen Namen hatten, Eros nannten.

Während Anton von Bourbon, noch bebend unter dem Feuer dieses Kusses, das verführerische Weib umschlingen wollte, machte Marina, oder Frau von Fargis, behende ihren Arm aus dem seinigen los, eilte die wenigen Stufen des Vestibules hinab, schwang sich in eine Sanfte und rief den Trägern zu:

»Nach dem Louvre!«

»Meiner Treu!« rief der Gras von Moret, nachdem er sich einigermaßen gesammelt hatte, »es gibt doch nur ein Frankreich für die Liebe. Man hat sie nach Auswahl. Vierzehn Tage ist es kaum, dass ich wieder hier bin, und schon fühle ich mich an drei Personen gebunden, obwohl ich nur Eine davon liebe; aber Ventre-Saint-Gris! Man ist nicht umsonst der Sohn Heinrichs IV., und hätte ich zehn Geliebte statt drei, ich würde nicht erschrecken.«

Er rief die Träger seiner Sänfte und ließ sich nach dem Hotel Montmorency bringen.

---

### III.

#### **In welchem Monseigneur Gaston, wie Carl IX., seine Kleine Rolle spielt.**

Als man die Herzogin-Witwe, die Prinzeß Marie und Monseigneur Gaston durch dieselbe Tür sich entfernen gesellen hatte, nachdem sie von demselben Diener gerufen worden waren, fiel der Rest der Gesellschaft natürlich auf den Gedanken, es möchte sich etwas Außerordentliches zugetragen haben, und sei es aus Diskretion, sei es, dass die elfte Stunde bereits vorüber war, man zog sich zurück, nachdem man noch einige Momente gewartet hatte.

Auch Frau von Combalet hatte den Saal verlassen, als der Lakai, welcher die Frau vom Hause aus dem Salon rief, sich in dem dunklen Korridor ihr näherte und mit leiser Stimme zu ihr sagte:

»Die Frau Herzogin-Witwe wird Euch sehr verbunden sein, Madame, wenn Ihr das Hotel nicht verlässt, bevor sie noch einmal die Ehre gehabt hat, Euch zu sehen.«

Und zugleich öffnete er die Tür eines kleinen Boudoirs, wo sie allein und ungestört warten konnte.

Frau von Combalet hatte sich nicht getäuscht, als sie den Namen Vauthier aussprechen zu hören glaubte,

Vauthier war in der Tat an die Frau von Longueville abgesendet worden, um ihr zu sagen, dass die Königin-Mutter es nicht gern sehen würde. Wenn die zwei oder drei Besuche, die Gaston bereits der Prinzeß Marie gemacht, sich regelmäßig und häufig wiederholten.

Die Herzogin von Longueville hatte ihre Nichte zu sich kommen lassen, um ihr Mitteilungen über diese Botschaft der Königin-Mutter zu machen.

Die Prinzeß Marie, ein freimütiger und loyaler Charakter, machte sofort den Vorschlag, den Prinzen holen zu lassen und von ihm eine Erklärung zu verlangen. Vauthier wollte sich zurückziehen, aber die Herzogin und die Prinzeß verlangten, dass er bleibe und in Gegenwart des Prinzen die Worte seiner Botschaft wiederhole.

Man hat gesehen, dass auch der Prinz dieser Aufforderung Folge leistete und den Salon verließ.

Geführt durch den Lakaien, trat er in das Kabinett, wo er erwartet wurde.

Als er Vauthier gewahrte, überflog ein scheinbarer oder wirklicher Ausdruck des Erstaunens seine Züge und auf ihn zu schreitend fragte er ihn in hartem Tone:

»Was tut Ihr hier, Vauthier, und wer hat Euch hierher gesendet?«

Ohne Zweifel wusste Vauthier, dass von Seite der Königin-Mutter der Unwille über das sich

anknüpfende Verhältnis zwischen Gaston und Marie bloß ein erheucheltes war, denn er hatte ja geholfen, den darauf bezüglichen Rat des Herzogs von Savoyen lesbar zu machen, aber er wusste nicht, in wie weit Gaston auf diesen herbeigezogenen Streit eingehen werde, der in den Augen Aller einen Zwiespalt zwischen Mutter und Sohn zu bewirten geeignet war.

»Monseigneur,« antwortete er daher, »ich bin nichts als der ergebene Diener der Königin, Eurer erhabenen Mutter, und in Folge dessen gezwungen, ihre Befehle auszuführen. Nun, ich kam aus ihren Befehl hierher, um die Frau Herzogin-Witwe von Longueville und die Prinzessin von Gonzaga zu bitten, sie mögen eine Liebe nicht ermutigen, die sowohl den Absichten meiner Herrin, als denen des Königs, zuwiderlaufen würde.«

»Ihr hört, Monseigneur; in einem auf diese Weise ausgesprochenen Wunsche liegt fast eine Anklage. Wir erwarten daher von Eurer Loyalität, Hoheit, dass Ihre Majestät, die Königin, sowohl über die Ursache Eurer Besuche, als über den Zweck derselben genügend aufgeklärt werde.«

»Vauthier,« sagte der Herzog in jenem hochmütigen, barschen Tone, den er bei Gelegenheit anzunehmen wusste und den er eigentlich weit öfter annahm, als es die Gelegenheit rechtfertigte, »Ihr seid mit den wichtigen Ereignissen, die sich seit Beginn des Jahrhunderts an unserem Hofe zugetragen haben, zu sehr bekannt, um den Tag und das Jahr meiner Geburt nicht zu wissen.«

»Gott behüte mich vor einer solchen Unkenntnis, Monseigneur! Eure Hoheit wurden am 25. April des Jahres 1608 geboren.«

»Nun wohl, mein Herr, wir zählen heute den 13. Dezember des Jahres 1628, das will sagen, dass ich am heutigen Tage zwanzig Jahre, sieben Monate und neunzehn Tage alt bin. Ich bin also schon seit sieben Jahren, sieben Monaten und neunzehn Tagen der Vormundschaft der Weiber ledig; außerdem bin ich bereits ein erstes Mal wider meinen Willen verheiratet worden. Ich bin reich genug, um eine Frau zu bereichern, wenn sie arm wäre, vornehm genug, um sie zu adeln, wenn sie es nicht sein sollte, und da Staatsgründe mit einem jüngeren Sohne nicht leicht in Zusammenhang zu bringen sind, habe ich die Absicht, mich ein zweites Mal nach meinem Willen und nach meinem Geschmack zu vermählen.«

»Monseigneur,« sagten zugleich Frau von Longueville und ihre Nichte, »Ihr werdet schon aus Rücksicht für uns nicht verlangen, dass Herr Vauthier Ihrer Majestät, der Königin-Mutter, eine solche Antwort überbringe.«

»Herr Vauthier mag, wenn es ihm beliebt, sagen, ich habe gar nicht geantwortet und in diesem Falle werde ich, sobald ich in den Louvre zurückkehre, selbst meiner Mutter antworten.«

Und er machte gegen Vauthier eine verabschiedende Handbewegung; Vauthier neigte das Haupt und gehorchte.

»Monseigneur. . . .« begann Frau von Longueville —

Aber Gaston unterbrach sie.

»Madame, seit mehreren Monaten, oder besser gesagt, seitdem ich sie gesehen habe, liebe ich die

Prinzeß Marie. Die Achtung, die ich sowohl vor ihr, als auch vor Euch, teure Herzogin, habe, hätten mich wahrscheinlich verhindert, mich vor der vollständigen Erreichung meines einundzwanzigsten Lebensjahres zu erklären, denn was die Prinzeß betrifft, so kann sie, da sie glücklicherweise kaum sechzehn Jahre zählt, noch warten; aber da von einer Seite das Übelwollen meiner Mutter mich von ihr zu entfernen trachtet, da anderseits die leidige Politik verlangt, dass Die, welche ich liebe, irgend einen kleinen italienischen Fürsten heiratet, so will ich sofort zu Ihrer Hoheit sprechen. Prinzeß Marie, meine roten Backen machen mich nicht zu jener Galanterie fähig, welche heutzutage Mode ist, das heißt, den Kranken zu spielen, blass auszusehen und stets zu einer Ohnmacht bereit zu sein: aber ich liebe Euch darum nicht minder; es ist daher an Euch, über mein Anerbieten nachzudenken, denn Ihr begreift es wohl, in diesem Falle ist das Anerbieten meines Herzens auch das meiner Hand. Wählt also zwischen dem Herzog von Rethellois und mir, zwischen Mantua und Paris, zwischen einem kleinen italienischen Fürsten und dem Bruder des Königs von Frankreich.«

»O, Monseigneur,« sagte Frau von Longueville, »wenn Ihr Herr Eurer Handlungen wäret, wie ein einfacher Edelmann, wenn Ihr nicht vom Könige — vom Kardinal, von der Königin, abhängt!«

»Vom Könige? Madame, es ist wahr, ich hänge vom Könige ab, aber es wird meine Sorge sein, von ihm die Erlaubnis für diese Heirat zu erhalten, und ich werde Allein daransetzen; was aber den Kardinal und die Königin betrifft, so sind sie es im Gegenteile, die bald von mir abhängen dürften.«

»Wie das, Monseigneur?« fragten zugleich die beiden Damen.

»Mein Gott, das will ich mit zwei Worten erklären,« sagte Gaston, eine arglose Freimütigkeit affectirend; »da mein Bruder, Ludwig XIII., nach einer dreizehnjährigen Ehe keine Kinder hat, so wird er deren wahrscheinlich auch niemals bekommen. Ihr wisst übrigens, wie es um seine Gesundheit steht, und es kann wohl nicht fehlen, dass er mir eines Tages den Thron Frankreichs als Erbteil hinterlässt.«

»Ihr glaubt also, Monseigneur,« fragte Frau von Longueville, »dass der Tod Sr. Majestät nahe bevorstehend sei?«

Die Prinzeß Marie antwortete nicht, aber da ihr Herz, welches für Niemand schlug, dem Ehrgeiz gestattete, Einfluss auf ihre Gedanken zu üben, verlor sie kein Wort von dem, was Monsieur sagte.

»Bouvard betrachtet ihn als einen verlorenen Mann,« gab dieser auf die Frage der Herzogin zur Antwort, »und, wundert sich, dass er noch lebt; aber über diesen Punkt sind die Auguren mit ihm in Übereinstimmung,«

»Die Auguren?« fragte Frau von Longueville.

Marie verdoppelte ihre Aufmerksamkeit.

»Meine Mutter hat den ersten Astrologen Italiens, Fabroni, befragt und er sagte voraus, dass mein Bruder der Welt Valet sagen würde, bevor die Sonne im Jahre 1630 das Zeichen des

Krebses durchlaufen habe; Fabroni gibt ihm also noch achtzehn Monate Zeit zum Leben. Dasselbe wurde mir und mehreren meiner Diener von einem Arzt, Namens Duval, gesagt. Dem Letzteren ist die Voraussagung schlecht bekommen, denn als der Kardinal vernahm, dass er dem Könige das Horoskop gestellt habe, ließ er ihn verhaften und zu den Galeeren verurteilen, in Anwendung eines altrömischen Gesetzes, welches verbietet, sich mit der Erforschung der ferneren Lebenszeit der Könige abzugeben. Meine Mutter, Madame, weiß dies Alles, meine Mutter erwartet, sowie die Königin und ich, den Tod ihres ältesten Sohnes; und um mich einst zu beeinflussen, wie sie jetzt meinen Bruder beeinflusst, will sie mich mit einer toscanischen Prinzessin verheiraten, die ihr für die Krone erkenntlich sein müsste. Aber es soll nicht so weit kommen, das schwöre ich zu Gott; ich liebe Euch, und im Falle Ihr nicht eine unüberwindliche Abneigung gegen mich habet, werdet Ihr meine Gattin.«

»Aber,« fragte die Herzogin, »haben Eure Hoheit keine Idee, wie der Kardinal über diese Heirat denken wird?«

»Beunruhigt Euch nicht des Kardinals wegen; wir werden ihn auf unserer Seite haben.«

»Und wie das?«

»In diesem Punkte,« sagte Gaston, »müsst Ihr mir ein wenig behilflich sein.«

»Auf welche Art?«

»Der Graf von Soissons hat seine Verbannung bereits herzlich satt; ist es nicht so?«

»Er verzweifelt darüber; aber es ist in diesem Punkte von Herrn von Richelieu nichts zu erlangen.«

»Gut; und wenn er seine Nichte heiraten würde?«,

»Frau von Combalet?«

Die beiden Damen blickten einander an.

»Der Kardinal wird, um sich mit dem königlichen Hause zu verbinden, Alles bewilligen, was man von ihm verlangt.«

Die beiden Damen sahen einander wieder an.

»Ist das, was Monseigneur da sagen, ernst gemeint?« fragte Frau von Longueville.

»Man kann nicht mit größerem Ernste sprechen.«

»Ich würde in diesem Falle mit meiner Tochter reden, welche auf ihren Bruder großen Einfluss hat.«

»Sprecht mit ihr davon, Madame,«

Dann sich zur Prinzeß Marie wendend, sagte Gaston:



»Alles das aber, Prinzeß, ist nur ein vergeblicher und eitler Plan, wenn in diesem Complot Euer Herz nicht zum Mitschuldigen des meinen wird.«

»Eure Hoheit wissen, dass ich die Braut des Herzogs von Rethellois bin,« sagte die Prinzeß Marie; »ich kann für meine Person nichts gegen die Kette tun, die mich fesselt und am Reden verhindert; aber an dem Tage, wo diese Kette gebrochen und mein Wort frei sein wird, sollen Eure Hoheit sich über meine Antwort nicht zu beklagen haben.«

Die Prinzeß machte eine Verbeugung und schickte sich an, das Gemach zu verlassen, aber Gaston ergriff lebhaft ihre Hand und drückte einen feurigen Kuß daraus.

»Ihr habt mich zum glücklichsten der Menschen gemacht.« sagte er, »und ich wage es nun, nicht mehr an dem guten Ausgang eines Planes zu zweifeln, in den mein Lebensglück verwebt ist.«

Und während die Prinzeß sich durch die eine Tür entfernte, stürmte der Prinz durch die andere hinaus, wie ein Mensch, der die frische Luft braucht, um in derselben seine Leidenschaft abzukühlen.

Frau von Longueville, welche sich erinnerte, dass sie Frau von Combalet hatte bitten lassen, auf sie zu warten, stieß eine dritte Tür auf, welche, da sie nur angelehnt war, dem ersten Drucke wich, und hätte beinahe einen Schreckensruf ausgestoßen, als sie sich Auge in Auge mit der Nichte des Kardinals befand, die der Diener unvorsichtiger Weise in ein Boudoir geführt hatte, welches an das Gemach stieß, in dem die Unterredung mit dem Herzog von Orleans stattfand.

»Madame,« sagte schnell gefasst die Herzogin, »da wir den Kardinal als unseren Freund und Beschützer kennen und nichts tun wollen, was ihm ein Geheimnis bleiben oder unangenehm sein könnte, habe ich Euch bitten lassen, das Ende einer Erklärung zwischen uns und der Königin-Mutter abzuwarten, einer Erklärung, welche durch die zwei Besuche hervorgerufen wurde, mit denen Se. Königliche Hoheit, Monsieur, uns beehrte.«

»Ich danke, liebe Herzogin,« sagte Frau von Combalet, »und bitte Euch, zu glauben, dass ich die zarte Aufmerksamkeit anerkenne, mit der Ihr mir die Tür dieses Kabinetts öffnen ließet, damit ich kein Wort von der statt habenden Unterredung verliere.«

»Ihr habt auch,« fragte die Herzogin mit einigem Zögern, »jene Stelle des Gespräches gehört, welche Euch berührt? Was mich anbelangt, so würde ich, abgesehen von der Ehre, meine Nichte als Herzogin von Orleans, Schwägerin des Königs, vielleicht auch Königin, zu wissen, sehr glücklich sein, Euch in unsere Familie eintreten zu sehen, und ich werde in dieser Beziehung meinen ganzen Einfluss auf den Grafen von Soissons aufbieten, obgleich ich sehr zweifle, dass es dieses Einflusses bedürfen wird.«

»Ich danke, Frau Herzogin,« erwiderte Frau von Combalet; »ich weiß die Ehre, die es für mich sein würde, die Gattin eines Prinzen von Geblüt zu werden, in ihrem ganzen Umfange zu schätzen, allein ich tat, als ich mein Witwenkleid anlegte, zwei Gelübde: das eine, mich nie mehr zu verheiraten; das zweite, mich ganz meinem Oheim zu weihen; ich werde meine Gelübde halten, ohne etwas Anderes zu bedauern, als dass durch denselben der Plan Monsieurs scheitern muss.«

Und sie nahm mit ihrem gewinnendsten Lächeln von der ehrgeizigen Herzogin Abschied, welche es nicht begreifen konnte, dass irgend ein Gelübde schwer genug sein könne, um der Aussicht: Gräfin von Soissons zu werden, das Gleichgewicht zu halten.

---

## IV.

### Eva und die Schlange.

»Nach dem Louvre!« hatte, wie man sich erinnern wird, Frau von Fargis gerufen, als sie in die Sänfte gestiegen war, und die Träger setzten sie, diesem Befehle gehorchend, am Fuße der Diensttreppe des Palastes ab, welche zugleich zu den Zimmern des Königs und der Königin führte, und dann geöffnet wurde, wenn man die große Freitreppe schloss, das heißt, um zehn Uhr Abends.

Frau von Fargis trat an diesem Abend ihre Dienstwoche bei der Königin an.

Diese liebte sie sehr, so wie sie Frau von Chevreuse geliebt hatte und noch liebte, aber auf diese Letztere, welche sich durch eine Menge Unklugheiten bekannt gemacht hatte, richteten der König und der Kardinal ein wachsames Auge. Diese ewige Lacherin war dem Könige Ludwig XIII., der, selbst mit Einschluss seiner Kindheit, nicht zehn Mal in seinem Leben gelacht haben mochte, antipathisch. Als man Frau von Chevreuse in die Verbannung geschickt hatte, brachte man an ihre Stelle Frau von Fargis, die noch viel gefälliger gegen ihre Gebieterin war, als Frau von Chevreuse. Sie war hübsch, glühend, schamlos, und dazu ganz geeignet, durch ihr Beispiel die Königin zu allerhand Galanerien anzuspornen. Was ihr den einflussreichen Posten bei der Königin verschafft hatte, war die Stellung ihres Gatten, des Herrn Fargis d'Angennes, welcher ein Vetter der Marquise Rambouillet und französischer Gesandter in Madrid war; vor Allem hatte der Umstand ihrem Ehrgeiz gedient, dass sie drei Jahre bei den Carmeliterinnen in der Rue St. Jacques zugebracht und daselbst die Bekanntschaft der Frau von Combalet gemacht hatte, welche sie dem Kardinal warm empfahl.

Die Königin wartete mit Ungeduld. Diese nach Abenteuern lüsterne Frau, welche noch immer Buckingham beweinte, sehnte sich gleichwohl, wenn nicht nach neuen Liebschaften, so doch nach neuen Aufregungen. Dieses Herz von 26 Jahren, in welchem der König nie den ersten Platz einzunehmen gestrebt hatte, schmachtete in Ermanglung einer wirklichen Leidenschaft nach einer Scheinliebe, und glich jenen, an hohen Türmen aufgehängten Aeolsharfen, denen jeder Lufthauch einen Freudenton, eine Klage, oder auch nur eine unbestimmte Vibration entlockt.

Ihre Zukunft war nicht lachender, als ihre Vergangenheit. Dieser gallfüchtige König, dieser trübsinnige Gebieter, dieser Gatte ohne Begierden, musste ihr noch willkommen sein, denn das glücklichste Los, welches sie in der Stunde seines so nahe bevorstehenden und von Allen erwarteten Todes treffen konnte, war, dass sie die Gattin Gastons von Orleans wurde, dieses Prinzen, welcher sieben Jahre jünger war, als sie, und sie nur in dem Glauben erhielt, er werde, im Falle Ludwig XIII. sterbe, sie heiraten, damit sie nicht in einem Anfall von Verzweiflung oder Liebe ein Mittel ergreife, welches ihn auf immer vom Throne Frankreichs entfernen, und sie zur Regentin machen musste.

Es gab in der Stunde nach dem Tode des Königs in der Tat nur drei Alternativen für sie: Gaston zu heiraten, Regentin zu werden, oder sich nach Spanien zurückschicken zu lassen.

Traurig und einsam saß sie in einem an ihr Empfangszimmer stoßenden Kabinett, in welches nur ihre Vertrautesten und die Damen vom Dienst Zutritt hatten, und las mehr mit den Augen als mit den Gedanken in einem Buche von Guilham de Castro, welches sie von dem spanischen Gesandten Mirabel erhalten hatte, und welches »die Jugend des Cid« betitelt war.

An der Art, an die Tür zu klopfen, erkannte sie Frau. von Fargis, und das Buch, welches einige Jahre später einen großen Einfluss auf ihr Leben üben sollte, weit von sich wegwerfend, rief sie in fröhlichem Tone:

»Du kannst eintreten!«

So ermutigt trat die Fargis nicht einfach ein, sondern sie stürmte in das Kabinett und sank zu den Füßen Annas von Österreich nieder, deren schöne Hände sie mit einer Leidenschaftlichkeit küsste, über welche die Königin lächelte.

»Weißt Du, meine liebe Fargis,« sagte sie, »dass ich zu glauben anfange, Du bist ein verkleideter Liebhaber, und wirst eines Tages, wenn Du Dich von meiner Freundschaft genügend überzeugt hast, deine Verkleidung plötzlich abwerfen?«

»Und wenn dies wäre, meine schöne Majestät, würdet Ihr darüber sehr ungehalten sein?«

»O ja; sehr ungehalten, denn ich wäre in diesem Falle gezwungen, zu schellen und Dich fort weisen zu lassen, so dass ich Dich nicht mehr sehen könnte, was mir einen großen Schmerz verursachen würde, denn außer der Chevreuse bist Du die Einzige, die mich zerstreut.«

»Mein Gott, was ist doch die Tugend für eine barbarische und unnatürliche Sache, da sie stets das Resultat hat, Herzen, die einander lieben, zu trennen, und wie viel näher stehe ich mit meinen nachsichtigen Anschauungen dem Geiste und dem Willen Gottes, als die Heuchler, welche in jeder Galanterie, in jedem Komplimente eine Versündigung sehen.«

»Weißt Du, Fargis, dass es schon acht Tage ist, seit ich Dich zum letzten Male gesehen habe?«

»Mir, Majestät, schienen diese acht Tage acht Jahrhunderte zu sein.«

»Und was hast Du während dieser achthundert Jahre gemacht?«

»Nicht viel Gutes, Majestät! Ich war, wie ich glaube, verliebt.«

»Wie. Du glaubst?« «

»Ja!«

»Mein Gott, wie närrisch Du solche Dinge sagst. Man tut besser, Dir bei dem ersten Worte den Mund mit der Hand zu verschließen.«

»Mögen Eure Majestät es versuchen, und Ihr werdet sehen, wie Eure Hand aufgenommen wird.«

Anna legte ihr lachend die Hand auf ihre schwellenden Lippen, welche diese Hand mit Küssen bedeckten.

Die Königin zog rasch ihre Hand zurück.

»Das Feuer deiner Küsse macht mich zittern,« sagte sie, »Du teilst mir dein Fieber mit. Und in wen bist Du verliebt?«

»In einen Traum.«

»Wie, in einen Traum?«

»Nun, ist es etwa nicht ein Traum, in unserem Jahrhunderte der Vendômes, der Condés, der Grammont's einen jungen Mann von zweiundzwanzig Jahren zu finden, der schön, reich, vornehm und verliebt ist?«

»In Dich?«

»In mich? Möglicherweise ja! Er liebt jedoch eine Andere!«

»In der Tat, Du bist toll, Fargis, und ich verstehe nichts von dem, was Du mir da sagst.«

»Ich glaube es wohl; Eure Majestät sind eine wahre Nonne.«

»Und Du? Was bist denn Du? Bist Du nicht vor Kurzem von den Carmeliterinnen ausgetreten?«

»Zugleich mit Frau von Combalet.«

»Du sagtest also, Du seist in einen Traum verliebt?«

»Ja, und Euer Majestät kennen sogar meinen Traum.«

»Ich?«

»Wenn ich daran denke, dass ich für diese Sünde verdammt werden sollte, so hätte ich mein Seelenheil eigentlich für Euer Majestät eingebüßt.«

»O, meine arme Fargis, Du wirst dieses Seelenheil etwas leichtsinnig aufs Spiel gesetzt haben.«

»Sollten Euer Majestät ihn etwa nicht hübsch finden?«

»Wen?«

»Unseren Boten, den Grafen von Moret.«

»Der Graf von Moret ist in der Tat ein Mensch, der auf mich den Eindruck eines vollendeten Kavaliers gemacht hat.

»Ach, meine teure Königin, wenn alle Söhne Heinrich's IV. ihm glichen! Dann würde ich dafür bürgen, dass es dem Throne Frankreichs nicht an einem unmittelbaren Erben fehlte, wie jetzt.«

»Was den Erben betrifft,« sagte die Königin gedankenvoll, »so muss ich Dir doch den Brief

zeigen, den er mir gegeben hat. Er ist von meinem Bruder. Philipp IV., und dieser gibt mir darin einen Rat; aber ich verstehe ihn nicht recht.«

»So werde ich Euch das erklären. Es gibt wirklich nur wenige Dinge, die mir unklar sind.«

»Sibylle!« sagte die Königin und sah ihre Vertraute mit einem lächelnden Blicke an, welcher zu sagen schien, dass sie an ihrem Scharfsinn nicht zweifelte.

Dann machte sie mit ihrer gewöhnlichen Ungezwungenheit eine Bewegung, als wollte sie sich erheben.

»Kann ich Eurer Majestät irgend eine Mühe ersparen?« fragte Frau von Fargis.

»Nein, nur ich allein kenne das Geheimnis des Faches, in welchem ich den Brief aufbewahre.«

Dann ging sie zu einem kleinen Schranke, den sie öffnete wie jedes andere Möbel. Sie zog ein Fach heraus, ließ eine geheime Feder spielen und nahm aus dem doppelten Boden die Abschrift der Depesche, welche der Graf von Moret ihr überbracht hatte und welche — wie man sich erinnern wird — außer dem sichtbaren Briefe des Don Gonzales von Cordova auch noch einen andern enthielt, der nur von der Königin allein gelesen werden sollte.

Mit diesem Briefe in der Hand kehrte sie dann zu ihrem Platze auf dem Diwan zurück.

»Setze Dich hier zu mir her,« sagte sie, indem sie auf den Platz an ihrer Seite deutete.

»Wie! Auf demselben Sitze mit Eurer Majestät« «,

»Ja! Wir müssen leise miteinander sprechen.«

Frau von Fargis richtete die Augen auf das Papier, welches die Königin in der Hand hielt.

»Ich höre,« sagte sie, »und ich bin aufmerksam. — Was enthalten zunächst diese drei oder vier Zeilen hier?«

»Nichts; sie raten mir nur, deinen Mann so lange als möglich in Spanien zu erhalten.«

»Nichts! Das nennen Eure Majestät nichts? Das ist im Gegenteil höchst wichtig. Ja, ohne Zweifel muss Herr von Fargis so lange als möglich in Spanien bleiben! Zehn Jahre, zwanzig Jahre; — immer! O, das ist ein Mann, der einen guten Rat erteilt. Lasset jetzt hören, ob der andere Rat eben so gut ist. Ich erkläre, dass Eure Majestät den König Salomon selbst zum Ratgeber haben. Schnell! Schnell! Schnell!«

»Kannst Du denn selbst bei den wichtigsten Dingen nie ernsthaft sein?«

Dabei zuckte die Königin leise die Achseln.

»Höre jetzt, was mir mein Bruder, Philipp IV., sagt.«

»Das, was Eure Majestät nicht recht verstehen?«

»Was ich gar nicht verstehe, Fargis,« entgegnete die Königin mit einem meisterhaft gespielten Scheine der Unschuld.

»Lasset das hören.!«

»Meine Schwester,« las die Königin, »ich kenne durch unsern guten Freund, den Herrn von Fargis, den Plan, welcher Dir für den Fall von dem Tode König Ludwigs XIII., zum Gemahl dessen Bruder und Thronfolger, Gaston von Orleans, verspricht.«

»Ein hässlicher Plan!« unterbrach Frau von Fargis die Königin; »vielleicht eben so schlimm, oder sogar noch schlimmer, anzunehmen als zurückzuweisen.«

»Warte doch,« sagte die Königin und fuhr fort: »Noch besser aber wäre es, wenn Du Dich zur Zeit dieses Todes in guter Hoffnung befändest.«

»Jawohl,« flüsterte Frau von Fargis; »das wäre viel besser, als alles Andere.«

»Die Königinnen von Frankreich,« las Anna von Österreich weiter, indem sie sich stellte, als suchte sie den Sinn der Worte zu ergründen, »haben vor ihren Gatten einen großen Vorzug voraus: Sie können ohne ihren Gemahl einem Dauphin das Leben geben; die Könige können das aber nicht ohne ihre Gemahlinnen.«

»Ist es das, was Eure Majestät durchaus nicht verstehen?«

»Oder es erscheint mir wenigstens unausführbar, meine gute Fargis.«

»Welch' ein Unglück,« entgegnete Frau von Fargis, indem sie die Augen zum Himmel richtete, »es mit solchen Umständen zu tun zu haben, wenn es sich nicht nur um das Glück einer großen Königin handelt, sondern auch um das Wohl eines großen Volkes! Welch' ein Unglück, einer allzu tugendhaften Frau dienen zu sollen.«

»Was willst Du damit sagen?«

»Ich will sagen, wenn Ihr in den Gärten von Amiens das getan hättet, was ich an Eurer Stelle getan haben würde, da es sich um einen Mann handelte, der Eure Majestät mehr liebte, als sein Leben, welches er für Euch opferte, — das heißt, wenn Ihr, statt Laporte oder Pulanges herbeizurufen, gar nicht gerufen hättet —«

»Nun —?«

»Nun, dann würde Euer Bruder jetzt den Rat nicht nöthig haben, den er Euch erteilt und der so schwer herbeizuschaffende Dauphin würde dann vielleicht schon vorhanden sein.«

»Aber das wäre ein doppeltes Verbrechen gewesen!«

»Wie können Eure Majestät zwei Verbrechen in einer Handlung erblicken, zu der Euch ein großer König rät, der noch überdies wegen seiner Frömmigkeit bekannt ist.«

»Ich hätte zunächst meinen Gemahl betrogen und außerdem den Sohn eines Engländers auf den

französischen Thron gesetzt.«

»Seinen Ehemann zu betrügen ist in allen Ländern eine sehr verzeihliche Sünde und Eure Majestät haben nur nöthig, umherzublicken, um sich zu überzeugen, dass dies die Ansicht der Mehrzahl aller Eurer Untertanen, oder wenigstens Euer Unterthaninnen ist. Aber einen Mann zu betrügen, wie der König Ludwig XIII., der gar kein Ehemann ist, oder doch nur so wenig, dass es nicht der Mühe lohnt, davon zu sprechen, das ist nicht nur eine verzeihliche Sünde, sondern sogar eine löbliche Handlung.«

»Fargis!«

»O, Ihr wisst das wohl, und im Grunde Eures Herzens werdet Ihr Euch den unglückseligen Schrei zum Vorwurf gemacht haben, der ein so großes Ärgernis verursachte, während Euer Schweigen alle Welt zufriedengestellt haben würde.«

»Leider!«

»Das ist also mein Urteil über die erste Frage und das »leider!« Eurer Majestät spricht meiner Ansicht gewonnenes Spiel. Es bleibt nun noch die zweite Frage zu erörtern und dabei bin ich gezwungen, Eurer Majestät vollkommen Recht zu geben,«

»Siehst Du wohl?«

»Aber nehmen wir an, dass Ihr, statt es mit einem Engländer zu tun zu haben, der zwar ein sehr liebenswürdiger Mann, aber von einem fremden Stamme war, — nehmen wir an, dass ein anderer Mann, nicht weniger liebenswürdig, wie er,« die Königin stieß einen Seufzer aus, »aber von französischem Mut — ja, noch besser, ein Mann von königlichem Stamme — ein echter Sohn Heinrich's IV., Euch gegenübergestanden hätte, während der König Ludwig XIII. durch seine Neigungen, seine Gewohnheiten, seinen Charakter auf mich immer die Wirkung macht, als stammte er von einem gewissen Virginio Orsini ab —«

»Auch Du, Fargis, glaubst an diese Verleumdungen?«

»Wenn es Verleumdungen sind, so rühren sie jedenfalls von dem Vaterland Eurer Majestät her. — Nehmen wir nun endlich an, der Graf von Moret hätte sich an der Stelle des Herzogs von Buckingham befunden, glaubt Ihr, dass das Verbrechen dann auch so groß gewesen wäre, oder würde nicht im Gegentheil die Vorsehung sich seiner bedient haben, um das echte Blut Heinrichs IV. wieder auf den Thron von Frankreich zu bringen?«

»Aber, Fargis, ich liebe den Grafen von Moret nicht!«

»Nun wohl, Eure Majestät, so läge darin die Büßung der Sünde, weil dabei ein Opfer Statt fände, und weil Ihr Euch in diesem Falle mehr dem Ruhme und dem Wohle Frankreichs opfert, als dass Ihr in Eurem eigenen Interesse handeltet,«

»Fargis, ich begreife nicht, wie eine Frau einen andern Mann, als ihren Gatten, erhören kann, ohne vor Scham zu sterben, wenn sie sich das erste Mal diesem Manne bei hellem Tageslicht gegenüber erblickt.«



»Ach, Madame,« rief die Fargis, »wenn alle Frauen so dächten, wie Eure Majestät, wie viele Männer würde man dann um ihre Frauen trauern sehen, ohne dass sie wüssten, an welcher Krankheit ihre Frauen gestorben sind! Nun ja, ehemals hat man wohl dergleichen erlebt, aber seit der Erfindung der Fächer sind solche Ereignisse viel seltener geworden.«

»Fargis! Fargis! Du bist die unmoralischste Person von der Welt und ich weiß wahrlich nicht, ob selbst die Chevreuse so verdorben ist, wie Du es bist. Aber in wen ist denn dein Traum verliebt?«

»In Euren Schützling. Isabella.« .

»In Isabella von Lautrec? die ihn neulich Abend zu mir geführt hat? Aber wo sah er sie denn?«

»Er hatte sie damals noch nicht gesehen. Die Liebe entstand, indem er auf den finsternen Korridors und in den schwarzen Kabinetts mit ihr Blindkuh spielte.«

»Der arme Mensch! Seine Liebe wird nicht vorwärtskommen. Ich glaube, es ist ein Vertrag zwischen dem Vater Isabellens und einem gewissen Vicomte von Pontis geschlossen. Indes werden wir von dem Allen wieder sprechen, Fargis. Ich wünsche den Dienst zu vergelten, den er mir geleistet hat.«

»Und auch den, welchen er Euch noch leisten wird.«

»Fargis!«

»Madame?«

»Wahrlich, sie antwortet mit einer Ruhe, als ob sie nicht die abscheulichsten Dinge sagte! Fargis, hilf mir, mich zu Bett legen, meine Tochter, O mein Gott, welche unvernünftige Träume wirst Du mir mit allen deinen Erzählungen verursachen!« ..

Die Königin erhob sich, ging noch nachlässiger und noch schmachsender, wie gewöhnlich, nach ihrem Schlafzimmer und stützte sich dabei auf die Schulter ihrer Ratgeberin Harris, die man vieler Dinge beschuldigen konnte, zuverlässig ober nicht des Egoismus in der Liebe.

---

## V.

### **Zu welchem der Kardinal das Privilegium, welches er Souscarières gegeben, zu seinem Vorteile benützt.**

Vorbereitet durch das von Rossignol aufgefundene und dechiffrierte Schriftstück, hatte der Kardinal in der Szene, welche bei der Herzogin von Longueville zwischen Marie, Monsieur und Vauthier stattfand und deren Verlauf ihm von Frau von Combalet mitgeteilt wurde, nur die Ausführung des zwischen seinen Feinden vereinbarten Planes und den Beginn des Kampfes durch die Königin-Mutter erblickt.

Marie von Medicis war in der Tat seine unerbittlichste Feindin, und auch die, welche er sowohl wegen des großen Einflusses, den sie auf ihren Sohn, den König, besaß, als auch wegen der finsternen Mittel am meisten zu fürchten hatte, über welche sie und ihr Minister Bérulle geboten.

Die Königin-Mutter also war es, die man zu Grunde richten, ihr verhängnisvoller Einfluss, den sie seit der Rückkehr aus der Verbannung mehr als je auf ihren Sohn übte, von dem man Ludwig XIII. befreien musste, und nicht jene üble Laune, welche Bouvard mit allen Mitteln zu bekämpfen suchte, und welche nicht zu bekämpfen war, weil sie das Leben des Königs ausmachte,

Es gab ein fürchterliches Mittel, dahin zu gelangen, und Richelieu hatte daher stets gezögert, es anzuwenden; jetzt aber schien ihm die Stunde zu rückhaltlosem Handeln gekommen zu sein. Es galt, Ludwig XIII. den Beweis für die unbestreitbare Mitschuld seiner Mutter bei der Ermordung Heinrichs IV. zu liefern.

Ludwig XIII. besaß die große Eigenschaft, für den König Heinrich IV. eine unbegrenzte Verehrung zu hegen.

Er hatte in Concini, den er eines Tages auf der Louvrebrücke ermorden ließ, mehr den Mitschuldigen des Königsmörders, als den Liebhaber seiner Mutter und Verschwender der französischen Staatsgelder strafen wollen.

Der Kardinal war demnach auch überzeugt, dass in dem Augenblicke, wo dem Könige Gewissheit würde, dass seine Mutter dem Tode seines Vaters nicht ferngestanden habe, diese sofort den Weg in die Verbannung abermals werde antreten müssen.

Als die Uhr auf seinem Schreibtische eine halbe Stunde vor Mitternacht zeigte, nahm Richelieu zwei im Voraus unterschriebene, und mit dem Siegel versehene Papiere, rief seinen Kammerdiener Guillemot, legte mit dessen Hilfe seinen roten Talar, seine Spitzenalba, sein Hermelinmäntelchen ab, und zog dafür eine einfache Kapuzinerkutte an, ähnlich der des Pater Josef, ließ eine Sänfte holen, streifte die Capuze über das Gesicht, verließ den Palast, stieg in die Sänfte und gab den Trägern den Befehl, ihn in die Aue de l'Homme Armé, in das Gasthaus »zum

gefärbten Barte« zu bringen.

Bald war man an Ort und Stelle. Der Kardinal machte die Bemerkung und diese Bemerkung erfüllte ihn mit Achtung vor der Tätigkeit des Meister Soleil, dass, obwohl es so eben Mitternacht auf den Türmen der Carmeliter schlug, im Gasthause noch Licht wäre, und Jemand auf etwaige nächtliche Gäste wartete, um sie zu empfangen.

Der Kardinal befahl den Trägern, ihn an der Ecke der Rue du Plâtre zu erwarten; dann stieg er aus der Sänfte und trat in das Gasthaus »zum gefärbten Barte«, wo ihn der wachhaltende Kellnerbursche wegen seiner Capuze für den Bruder Josef hielt und ihn fragte, ob er vielleicht mit Latil, seinem Beichtkind, reden wolle.

Gerade einer solchen Unterredung wegen war der Kardinal gekommen.

Da Latil nicht auf der Stelle getötet worden war, musste er davon kommen; übrigens hatte er in seinem Leben so viele Degenstöße empfangen, dass man mit ziemlicher Gewissheit sagen konnte, jede neue Wunde träfe eine alte, vernarbte.

Latil war noch sehr krank, aber er sah doch schon hoffnungsvoll dem Tage entgegen, wo er mit der Börse des Grafen von Moret in der Tasche sich würde nach dem Hotel Montmorency bringen lassen können.

Er hatte den Pater Josef nicht wiedergesehen, dem er beichtete, ohne ihn zu kennen, aber er war sehr erstaunt darüber, Besuche von dem Arzte des Kardinals zu erhalten, dem es vom Sekretär Sr. Eminenz eingeschärft worden war, sich die Pflege des Patienten angelegen sein zu lassen, so dass der arme Latil ganz erstaunt war, der Gegenstand so vieler Sorgfalt zu sein.

Man hatte ihn selbstverständlich nicht auf dem Tische in in dem Wirtshaussaale liegen lassen können, er war daher in ein Zimmer des ersten Stockwerkes getragen worden: man hatte ihm Nummer 11 gegeben, welches an das Zimmer Nummer 13 stieß, das von der schönen Marina, oder Frau von Fargis, in monatliche Miete genommen war.

Er erwachte beim Scheine der Kerze, mit welcher der Bursche dem Kardinal-Minister voran leuchtete, und die erste Gestalt, welche sich bei dem Scheine dieser Kerze seinen Blicken darbot, war die lange und hagere Figur eines Kapuziners.

Für Latil gab es tatsächlich keinen anderen Kapuziner in der Welt, als den, welchem er gebeichtet hatte, und wir müssen es gestehen, und sollte es selbst die Begriffe von Frömmigkeit schwachen, welche der Leser an unserem armen Verwundeten geknüpft haben mag, an jenem einzigen Abend der Beichte fingen die Beziehungen, welche Latil mit dieser Kaste' hatte, an und endigten auch zugleich.

Es kam ihm daher in den Sinn, dass der würdige Kapuziner ihn entweder für kränker halte und komme, seine Beichte nochmals zu hören, oder dass er glaube, er sei schon gestorben, und nun die Anstalten zu seinem Begräbnisse treffen wolle.

»Hollah!« rief er daher, »guter Vater, bemüht Euch nicht! Durch die Gnade Gottes und mit Hilfe Eurer Gebete ist meinethalben ein Wunder geschehen, und es scheint, dass der arme Stephan

Latil wird fortfahren dürfen, ein ehrlicher Kerl auf seine Art zu sein, trotz der Marquis und Vicomtes, die ihn als Banditen behandelten und Vier gegen Einen mit ihm kämpften.«

»Ich kenne Eure gute Aufführung, mein Bruder, und komme, Euch ihretwegen zu beglückwünschen, indem ich mich mit Euch über Eure Wiedergenesung herzlich freue.«

»Teufel!« rief Latil, »war das so notwendig, dass Ihr mich zu einer solchen Stunde wecken musstet und konntet Ihr mit Euren Komplimenten nicht warten, bis es Tag war?«

»Nein,« antwortete der Kapuziner, »da ich Wichtiges insgeheim mit Euch zu reden habe, mein Bruder.«

»Sind es Staatsgeschäfte?« fragte Latil lachend.

»Es sind wirtlich Staatsgeschäfte.«

»Oho!« fuhr Latil noch immer lachend fort, »sollte ich etwa die »graue Eminenz« vor mir haben?«

»Ich bin mehr als das,« sagte der Kardinal, indem auch er die Lippen zu einem Lächeln verzog; »ich bin die rote Eminenz.«

Und er schlug die Capuze zurück, damit der Klopffechter sehe, mit wem er es zu tun habe.

»O!« sagte Latil und fuhr mit einer unwillkürlichen Bewegung des Schreckens von seinem Lager empor, »bei der Seele meines an dem Thore von Jerusalem gesteinigten Schutzpatron, Ihr seid es selbst, Monseigneur!«

»Ja, und Ihr könnt Euch von der Wichtigkeit der Angelegenheit, über welche ich mit Euch sprechen will, nun einen Begriff machen, da Ihr seht, dass ich die Zufälle, denen ich bei einem nächtlichen Ausgang ohne Garden mich aussetze, nicht scheuend, hierher gekommen bin, um Euch auszusuchen.«

»Monseigneur werden, sobald meine Kräfte es zulassen, in mir einen gehorsamen Diener finden.«

»Nehmt Euch nur Zeit und sammelt Eure Erinnerungen.«

Es entstand nun ein augenblickliches Stillschweigen, während der Kardinal seine Blicke so fest auf Latil richtete, dass es schien, er wolle bis auf den Grund seiner Seele sehen.

»Ihr müsst,« begann Richelieu, »obwohl noch jung, ein sehr guter Freund des verstorbenen Königs gewesen sein, da Ihr Euch weigertet, seinen Sohn zu tödten, trotz der großen Summe, die man Euch für diesen Mord anbot.«

»Ja, Monseigneur, und ich kann auch sagen, dass die Treue, die ich seinem Andenken bewahre, einer der Hauptgründe war, warum ich den Dienst des Herzogs von Epernon verließ.«

»Ihr standet, wie man mich versicherte, während der König ermordet wurde, auf dem Trittbrett

seines Wagens. Könnt Ihr mir vielleicht sagen, was von dem Momente des Mordes an in Bezug auf den Mörder vorging und in wie weit der Herzog bei der Katastrophe beteiligt war?«

»Ich war mit dem Herrn Herzog von Epernon im Louvre, d. h. er war in den Appartements und ich wartete im Hofe. Schlag vier Uhr kam der König die Treppe herab.«

»Bemerket Ihr damals,« fragte der Kardinal, »ob Se. Majestät traurig oder fröhlich war?«

»Sehr traurig, Monseigneur; aber muss ich auch über diesen Punkt Alles erzählen, was ich davon weiß?«

»Alles,« sagte der Kardinal, »wenn Ihr die Kraft dazu in Euch fühlt.«

Was den König betrübte, waren nicht nur Ahnungen, sondern auch Vorhersagungen; ohne Zweifel kennt Ihr deren Inhalt. Monseigneur?«

»Ich war zu jener Zeit nicht in Paris; ich kam erst fünf Jahre später her, weiß also nichts, und erwarte von Euch die Erzählung eines jeden Umstandes.«

»Nun gut, Monseigneur, ich will Alles ausführlich erzählen, denn es scheint mir in der Tat, dass die Anwesenheit Eurer Eminenz mir meine Kräfte wieder gibt und dass die Angelegenheit, über die Ihr mich befragt, dem Herrn gefällt, der es wohl zuließ, dass der große König ermordet wurde, der es aber nicht zulassen wird, dass seine Mörder straflos ausgehen.«

»Mut, mein Freund,« sagte der Kardinal, »Ihr habt den rechten Weg betreten.«

»Man verkaufte also im Jahre 1607 auf der großen Messe zu Frankfurt mehrere astrologische Bücher, in welchen geschrieben stand, dass der König von Frankreich im neunundfünfzigsten Jahre seines Lebens, d. i. im Jahre 1610, sterben würde. In demselben Jahre fand ein Prior zu Montargis auf dem Altar zu wiederholten Malen die Anzeige, dass der König ermordet werden würde. Eines Tages kam die Königin-Mutter in unser Hotel, um dem Herzog einen Besuch abzustatten. Sie schlossen sich in ein Zimmer ein, aber neugierig wie ein Page, schlüpfte ich in das anstoßende Kabinett und hörte die Königin sagen, ein Doktor der Theologie, Namens Olive, habe in einem Philipp III. gewidmeten Buche den Tod des Königs für das Jahr 1610, verkündet. Der König kenne diese Vorhersagung, welche auch versicherte, er werde in einem Wagen sterben; denn als bei dem Einzuge des spanischen Gesandten der königliche Wagen etwas schiefgegangen wäre, hätte der König sich so heftig auf die andere Seite, wo sie saß, geworfen, dass er ihr die Spitzen der Diamanten, die sie in ihren Haaren trug, tief in die Stirn drückte.«

»War in diesem Gespräche nicht auch von einem gewissen Lagarde die Rede?« fragte der Kardinal.

»Ja, Monseigneur,« sagte Latil, »und Ihr ruft mir da eine Einzelheit ins Gedächtnis zurück, die ich ganz vergessen halte, eine Einzelheit übrigens, die den Herzog von Epernon einigermaßen in Verwirrung brachte. Dieser Lagarde hatte sich, nachdem er aus den Türkenkriegen zurückgekehrt war, in Neapel aufgehalten und lebte daselbst in Gesellschaft eines gewissen Hebert, welcher der Sekretär Biron's gewesen war. Da dieser Letztere erst zwei Jahre zuvor starb, waren noch alle in seine Verschwörung verwickelten Personen verbannt. Hebert und

Lagarde saßen eines Tages bei Tische, als ein großer, in violettes Tuch gekleideter Mensch eintrat und ihnen sagte, dass die französischen Verbannten bald nach ihrer Heimat zurückkehren könnten, da er im Jahre 1610 den König ermorden würde. Lagarde hatte um seinen Namen gefragt, und der Mann in Violett antwortete, er heiße Ravailac und sei von den Leuten des Herzogs von Epernon.«

»Ja,« sagte der Kardinal, »ich habe die Sache beinahe ebenso gehört.«

»Wünschen Monseigneur, dass ich meine Erzählung abkürze?« fragte Latil.

»Nein, lasset mir beileibe kein Wort weg,« sagte Richelieu eifrig; »besser zu viel, als nicht genug.«

»Während er in Neapel war, führte man Lagarde zu einem Jesuiten, Namens Alagon; dieser hatte ihn sofort gedungen, den König zu tödten; er sollte das Wagstück zugleich mit Ravailac ausführen und einen Jagdtag dazu wählen. Auf dem Wege nach Paris erhielt er einen Brief, in welchem ihm derselbe Vorschlag gemacht wurde. Kaum in Paris angelangt, übergab er diesen Brief dem Könige; die Namen Ravailac's und Epernon's waren in demselben genannt.«

»Hörtet Ihr nichts davon, dass der König durch diese Mitteilung schmerzlich berührt war?«

»O, sehr schmerzlich! Niemand im Louvre wusste, woher seine Traurigkeit kam. Während acht Tage bewahrte er sein peinliches Geheimnis, dann verließ er den Hof und wohnte allein in Livry, in einem kleinen Hause, welches seinem Gardecapitän gehörte. Dann kam er in das Arsenal und bat Sully, ihm eine kleine Wohnung einzurichten, vier Zimmer, damit er mit denselben wechseln könne.«

»So war also,« murmelte Richelieu, »dieser gute König, der beste vielleicht, den Frankreich jemals hatte, dahin gekommen, wie Tiberius, die Geißel der Welt, aus Furcht vor Meuchelmördern jede Nacht in einem andern Zimmer zubringen zu müssen, und da wage ich es, mich zu beklagen — ich!«

»Eines Tages endlich,« fuhr Latil fort, »rief ein Mann in einem grünen Gewand und von finsterner Miene, dem Könige auf der Straße zu: »Im Namen des Herrn und der heiligen Jungfrau, Sire, ich muss mit Euch reden; ist es wahr, dass Ihr dem, Papst den Krieg erklärt?« Der König wollte stehen bleiben, um mit dem Manne zu sprechen, aber man hinderte ihn daran. Das Alles war ihm in den Sinn gekommen, und hatte ihn an jenem verhängnisvollen 14. Mai, der auf einen Freitag fiel, so traurig gemacht, wie einen Menschen, der zum Tode verurteilt ist und auf Gnade nicht zu rechnen hat. Mit solchen Gefühlen stieg er die große Treppe hinab und in seinen Wagen. Da war es, dass mich der Herzog von Epernon rief und mir befahl, mich auf das Trittbrett zu stellen.«

»Erinnert Ihr Euch,« fragte der Kardinal, »wie viele Personen sich damals im Wagen befanden und wie dieselben verteilt waren?«

»Drei Personen, Monseigneur: der König, Herr von Montbazon und der Herzog von Epernon. Montbazon saß zur Rechten, mein Herr zur Linken und der König in der Mitte. Ich konnte schon bei der Abfahrt recht gut einen Mann bemerken, welcher an die Mauer des Louvre gelehnt stand und wartete, als ob er gewusst hätte, der König werde ausfahren. Als er den offenen Wagen,

welcher ihm gestattete, den König. zu erkennen, abfahren sah, verließ er seinen Platz an der Mauer und folgte uns.«

»Das war der Mörder?«

»Ja, aber ich kannte ihn nicht. Der König war nicht von seinen Garden begleitet. Er hatte zuerst gesagt, er wolle zu Sully fahren, welcher krank war, aber in der Rue de l'Arbre Sec besann er sich anders und befahl, ihn zu Fräulein Paulet zu fahren, indem er bemerkte, er wolle sie ersuchen, sie möge die Erziehung seines Sohnes Vendôme leiten, der schlechte italienische Neigungen angenommen habe,«

»Fahrt fort, fahrt fort!« drängte der Kardinal, »und vergeht mir auch das geringste Detail nicht.«

»O, Monseigneur, es kommt mir vor, als ob ich noch dabei wäre; es war ein schöner Tag, gegen ein Viertel auf fünf Uhr Nachmittags. Obwohl man überall Heinrich IV. in seinem Wagen erkannte, schrie man doch nirgends: »Es lebe der König!« Das Volk war niedergeschlagen und misstrauisch«

»Als man in die Rue de Bourdonnais kam, suchte da nicht der Herzog von Epernon den König mit irgend etwas zu beschäftigen?«

»Monseigneur,« sagte Latil erstaunt, »ich fange an. zu glauben, dass Ihr von der Sache ebenso viel wisst, als ich!«

»Ich habe Euch im Gegenteile gesagt, dass ich leider gar nichts weiß; fahrt nur fort!«

»Ja, Monseigneur! d'Epernon gab Sr. Majestät einen Brief; der König las eifrig und beschäftigte sich nun nicht mehr mit dem, was um ihn her vorging.«

»Also doch!« flüsterte der Kardinal.

»Als man ungefähr in der Mitte der Rue de la Ferronnerie angelangt war, kreuzten ein Wein- und ein Heuwagen den Weg. Es gab einen Aufenthalt. Der Kutscher des königlichen Wagens bog nach links ein, um auszuweichen, und das Rad streifte fast die Mauer des in dieser Straße befindlichen Klosters; ich presste mich gegen den Wagenschlag, um nicht zerquetscht zu werden. Der Wagen musste halten. In diesem Augenblicke stieg ein Mann auf einen Eckstein, schob mich mit der Hand zur Seite, und vorbei an der Brust des Herzogs von Epernon, der sich zurückbog, wie um ihm Platz zu machen, führte er nach dem Könige den ersten Stich. »Zu Hilfe!« rief der König, »ich bin verwundet!« und, erhob den linken Arm, in welchem er den Brief hielt; dies verschaffte dem Mörder Gelegenheit, einen zweiten Stich zu führen, und er tat es. Diesmal stieß der König nur einen Seufzer aus; dann war er todt. »Der König ist nur verwundet,« rief da der Herzog von Epernon, und warf seinen Mantel über den Körper des Ermordeten. Ich sah davon nichts mehr, ich kämpfte in diesem Augenblicke mit dem Mörder, den ich bei seinem Wams gefasst hatte, und der mir die Hände mit Messerstichen zerfleischte, aber ich ließ ihn erst los, als ich ihn erfasst und in sichere Verwahrung genommen sah. »Tödtet ihn nicht,« schrie der Herzog von Epernon, »bringt ihn nach dem Louvre!«

Richelieu legte seine Hand auf die Schulter des Verwundeten, wie um ihn zu unterbrechen.

»Der Herzog rief das wirklich?« fragte er.

»Ja, Monseigneur, aber der Mörder war bereits festgenommen, die Gefahr, dass er getötet werde, war vorüber. Man schleppte ihn nach dem Louvre; ich folgte ihm; es schien mir, dass er meine Beute sei; ich deutete auf ihn mit meinen blutenden Händen und schrie fortwährend: »Der ist's, der den König getötet hat!« — »Welcher?« rief man zurück. — »Der im grünen Wams!« gab ich vielleicht hundertmal zur Antwort. Man weinte, man schrie, man drohte dem Mörder. Der Wagen des Königs konnte kaum vorwärts kommen, so groß war die Menschenmenge, die von allen Seiten herbeiströmte. Ich erkannte in der Menge den Marschall d'Ancre; man erzählte ihm die traurige Neuigkeit und er lief sofort ins Schloss, wo er sich in das Gemach der Königin begab, und ohne einen Namen zu nennen, als wenn die Königin ohnehin hätte wissen müssen, um was es sich handle, ihr ankündigte: »E, amazzato!«

»Er ist getötet!« wiederholte der Kardinal, »das stimmt so ziemlich mit dem überein, was ich gehört habe; das Ende?«

»Man brachte den Mörder ins Hotel Retz, man stellte Wachen vor seine Tür, aber man verschloss dieselbe nicht, damit Jedermann eintreten könne; auch ich fand mich ein; es schien mir, als ob der Elende mir gehörte. Unter den Besuchern befand sich auch Pater Cotton, der Beichtvater des Königs.«

»Seid Ihr sicher, ihn dort gesehen zu haben?«

»Er kam dahin, ja, Monseigneur!«

»Sprach er mit Ravailac?«

»Er sprach mit ihm.«

»Habt Ihr gehört, was er sagte?«

»Gewiss, und ich kann es Wort für Wort wiederholen.«

»Tut dies!«

»Er sagte mit väterlichem Tone zu ihm: Mein Freund —«

»Er nannte Ravailac seinen Freund?«

»Ja, er sagte also zu ihm: »Wein Freund, hütet Euch wohl, gute Menschen beunruhigen zu lassen!«

»Und wie benahm sich der Mörder?«

»Sehr ruhig, und wie ein Mensch, der sich geborgen weiß.«

»Blieb er im Hotel Retz?«

»Nein, der Herzog von Epernon ließ ihn zu sich bringen, wo er vom 14. bis zum 17. blieb, und



wo er allerhand Unterredungen mit ihm gehabt haben soll. Am 17. brachte man Ravailiac in die Conciergerie.«

»Um wie viel Uhr wurde der König ermordet?«

»Genau um vier Uhr und zwanzig Minuten!«

»Und um welche Stunde wurde das Ereignis in der Stadt bekannt?«

»Um neun Uhr erst; doch war um sechs Uhr bereits die Königin zur Regentin proklamiert.«

»Das heißt, eine Ausländerin, die damals nur noch italienisch sprach,« rief Richelieu voll Bitterkeit; »eine Österreicherin, die Großnichte Carl's V., die Cousine Philipps II. — das heißt also die Ligue! — Doch kommen wir mit Ravailiac zu Ende!«

»Niemand kann Euch besser sagen, als ich, wie Alles zugeing, denn ich verließ ihn erst, als er auf dem Rade lag. Ich besaß ein Privilegium, denn man sagte: »Das ist der Page des Herzogs von Epernon; er ist es, der den Mörder festgehalten hat!« — Die Frauen umarmten mich und die Männer schrien wie rasend: »Es lebe der König!« — der war aber todt. Das Volk, welches zu Anfang bei der Neuigkeit ruhig und wie betäubt gewesen war, wurde dann wie toll vor Wut. Es rottete sich vor der Conciergerie zusammen und da es den Verbrecher nicht steinigen konnte, warf es mit Steinen gegen die Mauer.«

»Ravailiac beschuldigte Niemand?«

»Nein, während der Verhöre nicht. Ich zweifle meinestheils nicht daran, dass er fest darauf rechnete, im letzten Augenblick gerettet zu werden. Er behauptete aber, die Priester in Angoulême, denen er das Geständnis ablegte, er wollte einen ketzerischen König umbringen, und die ihm die Absolution erteilten, statt ihm von seinem Plane abzureden, hätten der Absolution ein kleines Reliquienkästchen hinzugefügt, in welchem sich, ihrer Versicherung nach, ein Stückchen von dem wahren Kreuze Christi befände. Das Reliquienkästchen, welches in seiner Gegenwart durch den Gerichtshof geöffnet wurde, enthielt indes gar nichts. — Gott sei Dank hatten die Menschen es nicht gewagt, den Herrn Jesus zum Mitschuldigen eines so abscheulichen Verbrechens zu machen.«

»Was sagte er, als er sah, dass er betrogen worden war?«

»Er begnügte sich damit, zu sagen: »Der Betrug wird auf die Betrüger zurückfallen.

Der Kardinal sagte darauf:

»Ich sah einen Auszug des Protokolls, welches veröffentlicht wurde. Es heißt darin: »*Was bei der Tortur vorgeing, ist das Geheimnis des Hofes.*«

»Ich war bei der Tortur nicht zugegen,« antwortete Latil, »aber ich stand bei dem Rade an der Seite des Scharfrichters. Das Urteil lautete, der Verbrecher sollte mit glühenden Zangen gezwickt und gevierteilt werden. Aber man blieb dabei nicht stehen. Der königliche Procurator, Herr Lagarde, trug darauf an, der Vierteilung auch noch geschmolzenes Blei hinzuzufügen,

sowie siedendes Oel und Pech, gemischt mit Wachs und Schwefel. Das Alles wurde mit Enthusiasmus genehmigt. Hätte man es dem Volke überlassen, die Sache in die Hand zu nehmen, so wäre sie binnen fünf Minuten zu Ende gewesen: es hätte Ravaillac in Stücke gerissen. — Als er das Gefängnis verließ, um nach dem Gréveplatze zu gehen, erhob sich ein solcher Sturm des Wutgeschreies, der Verwünschungen, der Drohungen, dass der Mörder da erst die Größe des von ihm begangenen Verbrechens erkannte. Auf dem Schafott wendete er sich zu dein Volke und bat mit kläglicher Stimme um die Gnade, dass man ihm, der so viel erdulden sollte, den Trost eines Salve Regina gewähren möchte.«

»Wurde die Bitte erfüllt?«

»Ei ja doch! Wie mit einer Stimme heulte es auf dem ganzen Gréveplatze: »Zur ewigen Verdammniß mit dem Judas!«

»Fahrt fort!« sagte Richelieu. »Ihr waret also, wie Ihr sagtet, neben dem Scharfrichter auf dem Blutgerüst?«

»Ja. Man erwies mir diese Gunst,« erwiderte Latil, »weil ich den Mörder festgenommen, oder doch wenigstens zu seiner Festnehmung wesentlich beigetragen hatte.«

»Nun wohl,« bemerkte der Kardinal, »man hat mir die Versicherung gegeben, dass er gerade auf dem Schafott Geständnisse ablegte.«

»Höret, Monseigneur, was geschah: Eure Eminenz begreifen wohl, wenn man einem solchen Schauspiele beigewohnt hat, so können viele Tage, Monate und Jahre vergehen und man erinnert sich desselben doch noch immer mit der größten Deutlichkeit. — Nach dem ersten Anziehen der Pferde, welches fruchtlos blieb, da die Tiere kein Glied loszureißen vermochten, goss man fortwährend in die Wunden, welche die glühenden Zangen in die Arme, die Brust, die Schenkel des Verurteilten gerissen hatten, geschmolzenes Blei, siedendes Öl, brennenden Schwefel. Da konnte der Körper, der nur noch eine einzige blutende Wunde war, dem Schmerze nicht länger widerstehen, Er rief dem Henker zu: »Halt ein! Halt ein! Ich will sprechen!«

»Der Henker hielt an. Der Gerichtsschreiber, welcher am Fuße des Schafotts stand, erstieg dasselbe und schrieb auf ein abgesondertes Blatt Papier das, was der Verurteilte ihm diktierte.«

»Und was gestand er in diesem äußersten Augenblicke?« fragte der Kardinal lebhaft.

»Ich wollte nähertreten,« entgegnete Latil, »doch man hinderte mich daran und es kam mir nur vor, als hörte ich den Namen des Herzogs von Epernon und den der Königin.«

»Habt Ihr von dem Protokoll und diesem fliegenden Blatt niemals bei dem Herzog sprechen hören?«

»Im Gegenteil, Monseigneur; es war davon sehr oft die Rede.«

»Was sagte man darüber?«

»Was das Protokoll über die Hinrichtung betrifft, so sagte man, dass der Berichtstatter es in ein

Kästchen getan hätte, welches er am Kopfende seines Bettes in einer Mauervertiefung aufbewahrte; das fliegende Blatt, hieß es, sollte von der Familie Joly von Fleury in Verwahrung genommen sein, die den Besitz zwar ableugnete, die es jedoch zur großen Verzweiflung des Herzogs von Epernon einigen befreundeten Personen zeigte, welche wegen der schlechten Handschrift des Gerichtsschreibers große Mühe hatten, es zu entziffern. Die zuletzt aber doch die Namen des Herzogs und der Königin herauslasen.«

»Und nachdem das fliegende Blatt geschrieben war?«

»Das Verfahren hatte darauf seinen Fortgang. Die Pferde, welche die Prevotai geliefert hatte, waren elende, magere Mähren und hatten nicht die Kraft, ein Glied von dem Körper zu trennen. Ein Edelmann bot das Pferd an, auf dem er saß, und es riß dem Verurteilten gleich auf den ersten Ruck einen Schenkel aus. Da der Mörder noch immer lebte, wollte der Scharfrichter ihm den Gnadenstoß geben; aber die Lakaien aller vornehmen Herren, welche der Hinrichtung beiwohnten, und die rings um die Schranke herstanden, übersprangen dieselbe, stürzten sich auf den verstümmelten Körper und durchbohrten ihn mit Degenstößen. Nun warf auch das Volk sich auf den Königsmörder, zerriss ihn in kleine Stücke und verbrannte das Fleisch auf allen Kreuzstraßen. — Als ich nach dem Louvre zurückkehrte, sah ich die Schweizer, welche unter den Fenstern der Königin einen Schenkel rösteten. Und nun bin ich zu Ende.«

»Das ist Alles, was Ihr wisst?«

»Ja, Monseigneur; außer dass ich oft erzählen hörte, wie der Schatz geteilt wurde, den Sully mit so großer Mühe angesammelt hatte.«

»Ich weiß! Der Prinz von Condé erhielt für sich davon allein vier Millionen; doch das interessiert mich nur sehr wenig. Kommen wir also zu unserer eigentlichen Angelegenheit zurück und saget mir, ob Ihr bei all' diesen Dingen nicht von einer Marquise von Escoman man habt sprechen hören?«

»O, das will ich meinen!« sagte Latil. »Sie war eine kleine Frau, ein wenig verwaschen, nannte sich mit ihrem Mädchennamen Jacqueline la Boyer, und hieß nicht Escoman, sondern Coëtman. Sie war nicht Marquise, obgleich man ihr diesen Titel zu geben pflegte; ihr Mann hieß kurzweg Isaac von Varenne. Sie war die Mätresse des Herzogs; Ravailiac wohnte sechs Monate bei ihr. Man beschuldigte sie, mit ihm bei der Ermordung des Königs im Einverständnis gewesen zu sein. Sie sagte Jedem, der es hören wollte, die Königin-Mutter wäre mit in dem Komplott gewesen, aber Ravailiac hätte das nicht gewusst.«

»Was ist aus dieser Frau geworden?« fragte der Kardinal.

»Sie wurde einige Tage vor dem Tode des Königs verhaftet«

»Das weiß ich; sie blieb sogar bis 1619 im Gefängnis; aber in diesem Jahre wurde sie nach einem andern Kerker gebracht. Nach welchem, das habe ich nicht erfahren können. — Wisst Ihr es vielleicht« «

»Monseigneur, Ihr werdet Euch erinnern, dass 1613 von dem Parlamente ein Befehl erlassen wurde, welcher alle weiteren Nachforschungen verbot, und zwar *wegen des Standes der*

*Angeklagten.* Dieses »wegen des Standes der Angeklagten« war eine fortwährende Drohung. Als Concini ermordet und Luynes allmächtig war, konnte man den Prozess wieder aufnehmen und zu Ende führen; aber Luynes zog es vor, die Königin-Mutter zu gewinnen, um an ihr im Fall der Not eine Stütze zu haben, statt sie zu vernichten und darüber vielleicht eines Tages dem Zorn Ludwig's XIII. ausgesetzt zu sein. Luynes verlangte deshalb damals von dem Parlamente, den Spruch zu Gunsten der Königin umzuändern, die Anklage gegen dieselbe für verleumderisch, Maria von Medicis und den Herzog von Epernon für unschuldig zu erklären und statt ihrer die Cöstman zu verurteilen.«

»Es war in der Tat zu jener Zeit, dass sie verschwand. Aber in welches Gefängnis wurde sie gebracht? Danach fragte ich Euch schon und es ist Euch wahrscheinlich unbekannt, da Ihr mir darauf keine Antwort gabt.«

»Ich kann Euch dennoch sagen, Monseigneur, wo sie ist, oder vielmehr, wo sie war; denn Gott allein kann wissen, ob sie seit den neun Jahren gestorben ist, oder ob sie noch lebt.«

»Gott wird gestatten, dass sie noch am Leben ist!« rief der Kardinal mit einem so entschiedenen Vertrauen, dass man leicht sehen konnte, das Verlangen, sie unter den Lebenden zu wissen, habe an diesem Ausrufe wenigstens eben so viel Anteil, wie sein Gottvertrauen.

Nach einer Pause fügte er hinzu:

»Ich habe immer bemerkt, dass die Seele um so fester an dem Körper hängt, je mehr dieser leidet.«

»Nun wohl, Monseigneur,« sagte Latil, »sie wurde in einem »In peace« eingesperrt, und darin sind ihre Gebeine zuverlässig noch, wenn auch ihr Fleisch vielleicht nicht mehr.«

»Und Ihr wisst, wo dieses »In peace« ist?« fragte lebhaft der Kardinal.

»Es wurde eigens für sie erbaut, Monseigneur. Es liegt in einem Winkel von dem Hause der Büsserinnen. Es ist ein Grab, dessen Tür hinter ihr zugemauert wurde; man sah sie darin hinter einer vergitterten Öffnung, durch deren Stäbe ihr Speise und Trank zugesteckt wurden.«

»Und Ihr habt sie dort gesehen?« fragte der Kardinal.

»Ich sah sie dort, Monseigneur. Man duldet, dass die Kinder mit Steinen nach ihr warfen, wie nach einem wilden Tiere, und sie brüllte wie ein solches: »Sie lügen! Ich bin es nicht gewesen, die ihn ermordet hat. — Sie waren es, die mich hierher brachten!«

Der Kardinal stand auf.

»Es ist kein Augenblick zu verlieren!« rief er aus. »Ich muss diese Frau haben!«

Dann fügte er zu Latil hinzu:

»Werdet gesund, mein Freund, und wenn Ihr geheilt seid, macht Euch keine Sorgen mehr wegen Eurer Zukunft.«

»Pest!« sagte der Verwundete. »Bei einem solchen Versprechen werde ich bald gesund sein, Monseigneur; aber es war auch Zeit!«

»Zeit! Wozu?« fragte Richelieu.

»Dass wir zu Ende kamen, Monseigneur, denn ich fühle mich sehr schwach, und — Na, soll ich etwa jetzt sterben?«

Mit einem tiefen Seufzer sank er zurück auf sein Lager.

Der Kardinal blickte umher und gewahrte ein kleines Fläschchen, von welchem er vermutete, dass es ein Stärkungsmittel enthielte. Er goss einige Tropfen der Flüssigkeit in einen Löffel und flößte sie dem Verwundeten ein. Dieser öffnete die Augen und stieß einen tiefen Seufzer aus; »der es war ein Seufzer der Erleichterung.

Der Kardinal legte nun den Finger auf den Mund, um Latil das Schweigen anzuempfehlen, zog die Capuze wieder über das Gesicht und verließ das Gemach.

---

## VI.

### Das »In pace«.

Es mochte ungefähr halb zwei Uhr Morgens sein, aber die vorgerückte Stunde war für den Kardinal ein weiterer Grund, seine Nachforschungen fortzusetzen. Er fürchtete, für den Fall, dass er bei Tage an den Pforten dieses Klosters erschiene, wo man alle Dirnen aus den unsauberen Orten von Paris verhaftet hielt, man würde das Motiv seines Kommens erfahren, und Die, um deren willen er kam, verschwinden lassen. Er wusste, welchen Schleier Concini, die Königin-Mutter und D'Epéron über die schreckliche Angelegenheit der Ermordung Heinrichs IV. zu breiten versucht und auch seither wirklich ausgebreitet hatten. Er wusste und wir haben Einiges davon im vorigen Kapitel gesehen, dass hie schriftlichen Beweisstücke verschwunden waren: er fürchtete nun, man werde auch die lebendigen Beweise verschwinden lassen. Latil war nur ein solcher Wegweiser, welchen der Tod jeden Augenblick brechen konnte; er brauchte diese Frau, bei welcher Ravallac längere Zeit gelebt hatte, und welche wegen ihres Mitwissens an diesem Staatsgeheimnisse gestorben war oder in einem »In pace« verschmachtete, das heißt, in einem jener Gräber, welche von jenen bewunderungswürdigen Marterknechten erfunden worden sind, welche man Mönche nennt, und die es versuchen, ihren Mitmenschen durch physische Leiden das zurückzuzahlen, was sie sich selbst an physischen und moralischen Martern in einem Alter auferlegten, in welchem sie oft nicht wissen können, ob sie die Kraft haben werden, dieselben zu ertragen.

Es war eine weite Strecke von der Rue de l'Homme Armé, oder vielmehr von der Rue du Plâtre, wo die Sänfte des falschen Kapuziners ihn erwartete, bis zur Rue des Postes, in der das Kloster der Büsserinnen lag, auf demselben Platze, wo seitdem die Madelonnettes gestanden haben. Aber der Kardinal verhinderte die Einwendungen, welche die Träger vielleicht machen wollten, indem er jedem derselben zwei silberne Louis in die Hand drückte. Sie schlugen also den kürzesten Weg ein, den sie wählen konnten, und welcher durch die Rue des Billettes, die Rue de la Coutellerie, über die Notre-Dame-Brücke, die kleine Brücke der Rue St. Jacques und die Rue de l'Estrapade führte, durch die man wieder an die Ecke der Rue des Postes gelangte, wo selbst dann an der Ecke der Rue du Chevalier das Kloster der Büsserinnen sich befand.

Als die Sänfte vor der Tür des Klosters hielt, schlug, es auf dem Kirchthurm von St. Jacques zwei Uhr.

Der Kardinal steckte den Kopf durch den Schlag und befahl einem der Träger, heftig zu klingeln.

Der Größere von den Beiden gehorchte.

Nach dem Verlaufe von zehn Minuten, während deren der ungeduldige Kardinal noch zweimal kräftig an der Klingel gezogen hatte, tat sich eine Art von Guckfenster auf, und es erschien der Kopf der Schwester Pförtnerin, welche fragte, was man wolle.

»Sagt, es sei ein Bruder Kapuziner, der vom Pater Josef käme und mit der Oberin über wichtige Dinge zu sprechen hätte.«

Der eine der Träger wiederholte Wort für Wort die Rede des Kardinals.

»Von welchem Pater Josef?« fragte die Pförtnerin.

»Mir scheint, es gäbe bloß einen Pater Josef,« erwiderte eine gebieterische Stimme aus dem Innern der Sänfte, »und das ist der Sekretär des Kardinals!«

Die Stimme hatte einen solchen Ton von Autorität, dass die Pförtnerin keine andere Frage stellte, sondern ihr Guckfenster schloss und verschwand.

Einige Augenblicke später sprangen die beiden Thorflügel auf, die Sänfte wurde unter die Gewölbe des Klosters getragen, und die Tür, die ihr Einlass gewährt hatte, schloss sich hinter ihr.

Die Sänfte wurde niedergestellt und der Mönch stieg aus.

»Die Oberin kommt herab?« fragte er die Pförtnerin.

»Im Augenblicke, wenn jedoch Euer Ehrwürden bloß eine unserer Gefangenen zu sprechen wünschen,« sagte sie, »so wäre es nicht nöthig, die Frau Oberin deshalb zu wecken. Ich habe die Weisung, jedem würdigen Diener Gottes, der Kutte oder Priesterkleid trägt, den Eingang in die Gefängniszellen zu gewähren.«

Das Auge des Kardinals warf einen Blitz.

Was man ihm gesagt hatte, war also wahr: den Unglücklichen, welche man in diesem Kloster einsperrte, damit sie innerhalb seiner Mauern die Reue über ihre begangenen Fehlritte finden sollten, wurde im Gegenteil das Mittel geboten, neue zu begehen.

Die erste Regung des strengen Priesters war gewesen, das Anerbieten der Pförtnerin auszuschlagen, da er jedoch auf diese Weise vielleicht sicherer und rascher an sein Ziel zu gelangen hoffte, sprach er:

»Gut; führt mich also in die Zelle der Frau von Coëtman.«

Die Pförtnerin wich einen Schritt zurück.

»Herr Jesus!« sagte sie, sich bekreuzend, »welch einen Namen hat Euer Ehrwürden da ausgesprochen?«

»Das ist ja wohl der Name einer Eurer Gefangenen, wie mir scheint?«

Die Pförtnerin blieb stumm.

»Ist Die, nach der ich frage, todt?« fragte der Kardinal mit etwas unsicherer Stimme, denn er befürchtete eine bejahende Antwort.

Die Pförtnerin beharrte bei ihrem Stillschweigen.

»Ich frage Euch, ob sie todt oder lebendig ist,« wiederholte der Kardinal mit einem Ausdruck, an

dem man das Zittern der Ungeduld zu hören begann.

»Sie ist todt,« sagte eine Stimme aus der Finsternis jenseits des Gitters heraus, durch welches man in das Innere des Klosters gehen musste.

Der Kardinal warf sein scharfes Auge nach der Seite, woher die Stimme kam, und unterschied in der Dunkelheit eine menschliche Gestalt, welche er als die einer zweiten Nonne erkannte.

»Wer seid Ihr,« fragte Richelieu, »das, Ihr so entschieden auf eine Frage antwortet, die nicht an Euch gerichtet ist?«

»Ich bin Die, der es zukommt, auf Fragen dieser Art zu antworten, obwohl ich Niemanden das Recht zuerkenne, sie zu stellen.«

»Und ich, ich bin Der, der sie stellt,« sagte der Kardinal, »und dem man, ob willig oder nicht, antworten muss.«

Er wandte sich nach der Seite der Pförtnerin, die noch immer stumm und regungslos dastand, und sagte:

»Bringt Licht!«

Es war unmöglich, sich im Tone des Sprechenden zu irren; das war die feste und gebieterische Stimme des Mannes, der das Recht hat, zu befehlen.

Auch ging die Pförtnerin, ohne die Bestätigung des Befehls, den sie erhalten, abzuwarten, hinein, und trat alsbald wieder mit einer brennenden Wachskerze hervor.

»Ordre des Kardinals,« sagte der falsche Kapuziner, und zog ans dem Busen ein Papier, welches er entfaltete, und auf dem unter einigen geschriebenen Zeilen ein großes Siegel aus rotem Wachs glänzte.

Und er reichte das Papier der Oberin, die es durch die Stäbe des Eisengitters in Empfang nahm, durch welches auch die Pförtnerin ihr Wachslight steckte, so dass die Oberin die folgenden Zeilen lesen konnte:

*»Auf Befehl des Kardinal-Ministers ist es geboten, im Namen der zeitlichen und der ewigen Gewalt, im Namen des Staates und der Kirche, auf alle Fragen, wie sie auch beschaffen sein und was sie auch betreffen mögen, zu antworten, sobald der Träger dieses sie gestellt, sowie auch Letzteren in Verbindung zu setzen mit jeder Gefangenen, welche er bezeichnen wird.*

*»Den 13. Dezember im Jahre des Heiles unseres Herrn Jesus Christus 1628.*

»Armand, Kardinal Richelieu.«

»Solchem Befehle,« sagte die Oberin, »kann ich mich nur beugen.«

»Wollt daher die Schwester Pförtnerin anweisen, dass sie auf ihr Zimmer gehe und sich daselbst einschließe.«



»Ihr habt gehört, Schwester Perpetua,« sagte die Oberin, »gehört!«

Schwester Perpetua setzte ihren Leuchter auf die oberste der Stufen, welche zu dem Gitter führten, trat dann in ihr Zimmer zurück und schloss sich ein.

Der Kardinal seinerseits befahl seinen Trägern, mit ihrer Sänfte sich bis an das Gassenthor zurückzuziehen und sich dort für sein erstes Signal bereit zu halten.

Unterdessen hatte die Oberin das Gitter geöffnet und der Kardinal trat in das Sprachzimmer ein.

»Warum, meine Schwester, sagtet Ihr mir,« sprach er mit strengem Tone, »die Frau von Coëtman sei gestorben, da sie es doch nicht ist?«

»Weil,« entgegnete die Oberin, »weil ich jede Person für todt halte, welche durch einen Urtheilsspruch aus der Gesellschaft der Menschen ausgeschieden wurde.«

»Nur Jene,« sagte der Kardinal, »sind ausgeschieden aus der menschlichen Gesellschaft, »über denen sich der Stein des Grabes geschlossen hat.«

»Der Stein des Grabes hat sich über Der geschlossen, nach der Ihr verlangt.«

»Der Stein, der sich über einer lebenden Person schließt, ist nicht der Stein des Grabes; er ist die Tür eines Kerkers und jedes Kerkerthor kann sich öffnen.«

»Selbst dann,« fragte die Oberin, indem sie das Gesicht des Mönches fixierte, »selbst dann, wenn ein Spruch des Parlaments bestimmt hat, dass diese Tür geschlossen bleibe für Zeit und Ewigkeit?«

»Es gibt kein Urtheil, welches die Gerechtigkeit nicht revidieren könnte, und ich bin Der, welchen der Herr auf die Erde gesandt hat, um die Richter zu richten.«

»Nur einen Mann gibt es in Frankreich, der also sprechen darf.«

»Den König?« fragte Richelieu.

»Nein, aber Den, der an Rang unter ihm, an Genie über ihm steht. Es ist Monseigneur, der Kardinal Richelieu. Seid Ihr der Kardinal in Person, so muss ich gehorchen, aber meine Befehle sind so bestimmt, dass ich jedem Anderen widerstehen werde.«

»Nehmt dieses Licht und führet mich zum Grabe der Frau von Coëtman, welches im Hintergrunde des Hofes, in der Ecke links, sich befindet,« gebot ihr der Kardinal.

Und gleichzeitig die Capuze zurückschlagend, enthüllte er jenes Haupt, das unter gewissen Umständen auf Die, welche es sahen, denselben Eindruck machte wie das der Medusa im Altertum.

Die Oberin blieb einen Augenblick unbeweglich: sie war gelähmt, zwar nicht mehr durch ihren Widerstand, aber durchs das Erstaunen; dann bückte sie sich mit jenem passiven Gehorsam, welchen einen Befehl von Richelieu im Allgemeinen Dem auferlegte, an den er gerichtet war,

nahm den Leuchter und mit gehobenem Arme voranschreitend sagte sie:

»Folgt mir, Monseigneur.«

Richelieu folgte ihr; sie durchschritten Beide den Hof.

Es war eine ruhige, aber kalte und finstere Nacht. Die Sterne glänzten an einem schwarzen Himmel mit einem Geflimmer, welches das Herannahen von baldigem Winterfrost anzeigt.

Die Kerzenflamme stieg senkrecht gegen den Himmel auf; kein Windhauch bewegte sie.

Im Umkreise des Mönches und der Nonne war ein runder Raum von Licht, der mit ihnen fortschritt, und der Reihe nach die Gegenstände erhellte, denen sie sich näherten, während er die zurückbleibenden im Schatten ließ.

Endlich begann ein rundes Bauwerk in Form eines arabischen Marabuts sichtbar zu werden. Ein viereckiges schwarzes Loch zeigte sich in der Mitte desselben, ungefähr in der Brusthöhe eines Mannes; das war das Fenster. Näher gekommen, gewahrte man, dass das Fenster vergittert war, und die einzelnen Stäbe des Gitters sich einander so sehr näherten, dass man kaum eine Faust durchzwängen konnte,

»Ist es hier?« fragte der Kardinal.

»ES ist hier,« erwiderte die Oberin.

Als man noch näher kam, schien es dem Kardinal, als ob ein fahles Gesicht und zwei bleiche Hände, die ans Gitter gelegt waren, sich davon loslösten und in die innere Finsternis dieser Grabeshöhle zurückwichen.

Der Kardinal trat voranschreitend hinzu, und trotz des ekelregenden Geruchs, den das Grab aushauchte, legte er das Gesicht an die Stäbe und versuchte, im Innern etwas zu unterscheiden.

Aber die Nacht war darin so tief, dass er nichts sah, als zwei grünliche Lichtpunkte, welche im Finstern wie zwei Augen eines wilden Tieres glänzten.

Er trat einen Schritt zurück, nahm das Licht aus den Händen der Oberin und steckte es durch die Zwischenräume des Gitters in das Innere des Raumes hinein.

Die Luft darin war jedoch so memphitisch, so dicht und so geschwängert mit Miasmen, dass die Flamme des Wachslichtes, als es hineingesteckt ward, erblich, abnahm und dem Auslöschen nahe war.

Der Kardinal zog es zurück und draußen erst brannte es wieder hell.

Da zündete der Kardinal, sowohl um die Luft innen etwas zu verbessern, als auch um dieses Grab zu erleuchten, das Papier an, welches die von ihm gefertigte und besiegelte Ordre enthielt, und das ihm nun, nachdem er sich zu erkennen gegeben, nicht mehr nöthig war. und warf es flammend in das Gemach.

Trotz der Dichtheit der Luft verbreitete sich dadurch eine Helle, groß genug, um dem Kardinal an der Wand, gegenüber der Tür, eine zusammengekauerte Gestalt zu zeigen, mit den Ellbogen auf den Knien, das Kinn auf ihren zwei Fäusten, vollkommen nackt, bis auf einen Lappen von Kleidung, der sie vom Gürtel bis zu den Knien bedeckte; ihr Haar fiel auf die Schultern herab und fegte mit seinen Enden die feuchten Bretter des Fußbodens.

Die Gestalt war fahl, ekelhaft, schlotternd; sie betrachtete mit hohlen, stieren, fast wahnwitzigen Augen diesen Mönch, der sie in ihrer Nacht aufsuchte.

Regelmäßiges Stöhnen wand sich bei jedem Atemzuge aus ihrer Brust hervor, schaurig wie das Geräusch der Sterbenden. Das Leiden war so lang und so ausdauernd gewesen, dass die Klage darob regelmäßig geworden war, ein eintöniges, schmerzliches Röcheln.

Der Kardinal, obgleich wenig gefühlvoll für den Schmerz eines Anderen, ja sogar für seinen eigenen, schauderte bei diesem Anblicke vom Kopfe bis zu den Füßen und warf einen drohenden, vorwurfsvollen Blick auf die Oberin, welche murmelte:

»Das war der Befehl.«

»Wessen Befehl?« fragte der Cardin«!.

»Der des Urteilsspruches.«

»Wie lautet dieser Spruch?«

»Er lautet: Jacqueline Levoyer, genannt Marquise Coëtman, Frau des Isaac von Barenne, soll in ein Gemach von Stein eingesperrt werden, welches über ihr verschlossen sei, damit Niemand eindringen könne, und ihre Nahrung soll nur Wasser und Brot sein.«

Der Kardinal fuhr mit der Hand über die Stirn.

Dann näherte er sich der vergitterten Öffnung, folglich auch der Höhle, in der es neuerdings Nacht geworden war, und sprach, die Stimme dahin richtend, wo er die bleiche Gestalt gesehen hatte:

»Seid Ihr es, Jacqueline Levoyer, Frau von Coëtman?«

»Brot! Feuer! Kleider!« erwiderte die Gefangene.

»Ich frage Euch,« wiederholte der Kardinal, »ob Ihr Jacqueline Levoyer seid, die Frau von Coëtman?«

»Mich friert! Mich hungert!« erwiderte die Stimme mit schmerzlichem Schluchzen.

»Antwortet erst auf meine Frage,« drängte der Kardinal.

»O, wenn ich Euch sage, dass ich Die bin, die Ihr genannt habt, werdet Ihr mich Hungers sterben lassen. Schon seit zwei Tagen vergisst man mich hier trotz meines Wehgeschreis,«

Der Kardinal warf einen zweiten Blick auf die Oberin.

»Der Befehl, der Befehl!« murmelte diese.

»Der Befehl war, sie mit Wasser und Brot zu ernähren, nicht aber, sie verhungern zu lassen.«

»Warum beharrt sie dabei, am Leben zu bleiben?« fragte die Oberin.

Der Kardinal fühlte etwas wie einen Fluch auf seine Lippen steigen.

Er bekreuzte sich.

»Gut,« sagte er zu ihr, »Ihr werdet mir sagen, von wem der Befehl gegeben wurde, sie Hungers sterben zu lassen, oder ich schwöre es bei Gott, Ihr nehmt augenblicklich ihren Platz in jenem Loche ein.«

Dann kehrte er zu der Elenden zurück, welche der Gegenstand des Streites war, und sagte:

»Wenn Ihr mir sagt, dass Ihr wirklich Frau von Coëtman seid, wenn Ihr aufrichtig die Fragen beantwortet, die ich Euch zu stellen habe, so sollt Ihr in einer Stunde Kleider. Feuer und Brot haben.«

»Kleider! Feuer! Brot!« rief die Gefangene, »worauf schwört Ihr das?«

»Auf die fünf Wunden unseres Herrn.«

»Wer seid Ihr?«

»Ich bin Priester.«

»Dann glaube ich Euch nicht. Es sind die Priester und die Nonnen, die mich seit neun Jahren martern. Lasst mich sterben; ich werde nicht sprechen.«

»Ich war Edelmann, bevor ich Priester wurde,« rief der Kardinal, »und ich schwöre es Euch bei dem Worte eines Edelmannes.«

»Und was geschieht, Eurer Meinung nach, Dem,« fragte die Gefangene, »der diese beiden Eide verletzt?«

»Er verliert seine Ehre in dieser, seine Seligkeit in jener Welt.«

»Wohl an denn, ja!« rief sie, »möge denn kommen, was da wolle, ich werde Alles sagen.«

»Und wenn ich damit, was Ihr mir sagt, zufrieden bin, so sollt Ihr zum Brot, Feuer und den Kleidern auch noch die Freiheit haben.«

»Die Freiheit!« kreischte die Gefangene und stürzte auf die Öffnung los, wo ihre dürre Gestalt sichtbar wurde. »Ja! ich bin Jacqueline Levoyer, Frau von Coëtman; ja, ich werde Alles sagen, Alles, Alles!«

Dann, gleichsam in einem Anfalle närrischer Freude, fuhr sie fort:

»Die Freiheit! Die Freiheit!« Und sie heulte unter krampfhaftem Lachen, einem Lachen, welches schauern macht, und sie rüttelte an den eisernen Stäben des Gitters mit einer Kraft, welche ihrem gebrechlichen, mageren Körper Niemand zugetraut hätte. — »Die Freiheit! O, Ihr seid also unser Herr Jesus Christus selber, da Ihr zu den Todten sprecht: Erhebet Euch und geht hervor aus Euren Gräbern!«

»Meine Schwester,« sagte der Kardinal und wandte sich zur Oberin, »ich will Alles vergessen, wenn ich innerhalb fünf Minuten die Werkzeuge habe, mit denen man in dieses Grab eine Öffnung machen kann, groß genug, um jener Frau den Durchgang zu gewähren.«

»Folgt mir,« sagte die Oberin,

Der Kardinal machte eine Bewegung.

»Entfernt Euch nicht, entfernt Euch nicht!« rief die Gefangene; »wenn sie Euch mit wegnimmt, könnt Ihr nie mehr zurückkommen, ich werde Euch niemals wiedersehen, der Himmelsstrahl, der in meine Hölle gefallen ist, wird verlöschen und ich muss dann zurücksinken in meine Nacht.«

Der Kardinal streckte seinen Arm aus und sprach:

»Sei ruhig, ärmstes Geschöpf; mit Gottes Hilfe ist dein Märtyrertum seinem Ende nahe.«

Sie aber ergriff mit ihren fleischlosen Händen den Arm des Kardinals, hielt ihn fest zusammengespreizt wie in einem doppelten Schraubstock und rief:

»O, ich halte ihn, ich halte Euren Arm. Die erste Menschenhand, die sich mir seit neun Jahren entgegenstreckt. Die anderen alle waren Tigerklauen. Sei gesegnet, o, sei gesegnet, Du Menschenhand!«

Und die Gefangene bedeckte die Hand des Kardinals mit Küssen.

Er hatte nicht den Mut, sie, ihr zu entziehen; er rief daher seine Träger herbei und sagte den Herzueilenden, auf die Oberin deutend:

»Folgt dieser Frau; sie wird Auch die Werkzeuge geben, welche nöthig sind, um dieses Grab zu öffnen. Es trägt Jedem von Euch fünf Pistolen ein.«

Die beiden Männer folgten der Oberin, welche, das Licht in der Hand, sie in eine Art Keller führte, in dem man die Gartengeräthschaften aufbewahrte, und von wo sie in fünf Minuten wieder hervorkamen, der Größere eine Axt auf der Schulter, der Kleinere eine Brechstange in der Hand.

Sie pochten an die Wand und begannen an dem Orte, wo sie ihnen weniger dick schien, zu arbeiten.

»Und was soll ich jetzt tun, Monseigneur?« fragte die Oberin.

»Geht, und laßt in Eurem eigenen Zimmer Feuer machen,« gebot der Kardinal, »und bereitet ein

Abendessen.«

Die Oberin ging. Der Kardinal konnte ihr mit den Augen folgen, denn sie nahm die brennende Wachskerze mit sich. Er sah sie ins Innere des Klosters eintreten; wahrscheinlich hatte sie nicht einmal dm Gedanken, gegen das Ereignis anzukämpfen, das sich da draußen vollzog. Sie wusste zu gut, dass sie bei der Lage, in der sie sich befand, trotzdem die Macht des Kardinals noch bei weitem nicht ihre höchste Stufe erreicht hatte, von Niemandem, als von ihm Gnade erwarten durfte, denn seine kirchliche Gewalt war zu jener Zeit noch bedeutend größer als seine weltliche. Kraft dieser beiden Gewalten hing das Kloster gänzlich von ihm ab: als Correctionshaus von seiner weltlichen, als Nonnenkloster von seiner geistlichen Macht.

Als die Gefangene den Widerhall der Axtschläge auf dem Steine und das Knirschen der Brechstange hörte, da erst glaubte sie, was ihr der Kardinal gesagt hatte,

»Es ist also wahr! Es ist wahr!« rief sie. »O, wer seid Ihr, damit ich Euch segne, aus dieser und auf jener Welt?«

Aber als sie hörte, dass schon die innersten Steine berührt wurden, als ihre Augen, gewöhnt an die Finsternis, wie die Augen der Nachtraubtiere, bemerkten, wie sich nicht etwa das Licht, sondern die durchscheinendere Finsternis, die draußen herrschte, in ihr Grab hineinstahl, und zwar durch eine andere Öffnung, als durch das vergitterte Loch, welches ihr seit neun Jahren das einzige Licht für ihre Augen, die einzige Luft für ihre Lungen gegeben hatte — da ließ sie die Hand des Kardinals los, stürzte sich auf die Öffnung, und ergriff auf die Gefahr hin, dass ihre Hände von den Axtschlägen zerschmettert werden könnten, die wankenden, Gesteine, schüttelte sie mit aller Macht und strebte sie loszureißen, um auch ihrerseits das Werk der Befreiung zu beschleunigen.

Und bevor noch das Loch groß genug war, um sie hindurchzulassen, steckte sie den Kopf durch und dann die Schultern, unbekümmert darum, dass sie sie zerfleischte, und rief ungeduldig:

»Helft mir, so helft mir doch! Zieht mich doch heraus aus meinem Grabe, meine gesegneten Befreier, meine geliebten Brüder!«

Und als sie sich mit größter Anstrengung schon zur Hälfte herausgewunden hatte, ergriffen die Männer diesen Körper, der an Kälte und Farbe dem Steine glich, aus dem er hervorzuwachsen schien, und zogen ihn an sich.

Die erste Bewegung des armen Geschöpfes, als es draußen war, als es zum ersten Male wieder mit vollen. Zügen die reine Lust geatmet, als es mit einem schmerzlichen Freudenschrei die Arme zu dem Sternenhimmel emporgestreckt hatte, war, dass sie auf die Knie sank und Gott dankte, und dann, als sie zwei Schritte vor sich ihren Retter sah, streckte sie ihm die Arme entgegen und stürzte mit einem Schrei der Dankbarkeit zu ihm hin.

Aber er, ob aus Mitleid für diese halbnackte Frau oder aus Schamgefühl, hatte bereits seine Mönchskutte abgenommen, welche, um schneller an- und ausgezogen zu werden, sich vorne von oben bis unten öffnete, und breitete sie nun über ihre Schultern; während er in den Kleidern blieb, die er darunter getragen hatte, d. h. im vollständigen Cavaliercostüme von schwarzem Samt mit veilchenblauen Bändern.

»Bedeckt Euch mit diesem Gewand, meine Schwester,« sagte er, »so lange, bis die Euch versprochenen Kleider zur Stelle sind.«

Dann als sie vor Gemütsbewegung oder Erschöpfung schwankte, gab er den Trägern eine Börse, die ungefähr doppelt so viel enthalten konnte, als er ihnen versprochen, und sagte:

»Ihr guten Leute, nehmt diese arme Frau, die vor Schwäche nicht gehen kann, in Eure Arme und bringt sie in das Zimmer der Oberin.«

Dann ging er in dieses Zimmer hinauf, in welchem nach dem Befehle, den er der Oberin gegeben, ein großes Feuer im Kamin flackerte und zwei Kerzen auf einem Tische brannten, und sprach zur Oberin:

»Jetzt rasch Papier, Feder, Tinte und dann verlasst uns.«

Die Oberin gehorchte.

Der Kardinal blieb allein und stützte sich auf den Tisch, indem er murmelte:

»Diesmal glaube ich, dass der Geist des Herrn mit mir ist.«

In diesem Momente brachte der größere der beiden Männer auf seinen Armen, wie ein Kind, die Gefangene, die Völlig bewusstlos geworden war, und legte sie, in das Mönchsgewand gehüllt, in einiger Entfernung vom Feuer auf der Stelle nieder, die ihm der Kardinal mit dem Finger bezeichnete.

Dann grüßte er ehrfurchtsvoll, als wenn er, die Größe des Ranges wohl kennend, die Größe der vollbrachten Tat noch hinzurechnete, und ging hinaus.

---

## VII.

### Die Erzählung.

Der Kardinal blieb also mit diesem armen, leblosen Geschöpfe allein, waches man ohne das nervöse Zucken, das von Zeit zu Zeit den Mantel von grobem Tuche, in den es eingeschlagen war, bewegte, hätte für todt halten können.

Aber nach und nach machte sich der wohlthätige Einfluss des Feuers geltend; die krampfhaften Zuckungen hörten auf; zwei fleischlose Hände wie die eines Skelettes, wenn die übermäßig langen Nägel nicht angezeigt hätten, dass sie einem Körper gehörten, der das Maß irdischer Leiden noch nicht erschöpft hat, kamen aus den Ärmellöchern hervor, indem sie sich instinktmäßig gegen das Feuer ausstreckten; dann richtete sich ein geisterbleicher Kopf mit tiefliegenden Augen, zurückgefallenen Lippen und fest geschlossenen Zähnen empor, wie der einer Schildkröte, die sich unter dem schützenden Schilde hervorwagt; dann kam der ganze Körper durch eine automatenartige Bewegung in eine sitzende Stellung und dumpf, wie aus der Brusthöhle eines Gespenstes, tönten die Worte aus dem Munde der Unglücklichen:

»Feuer! Ach, wie gut doch das Feuer ist!«

Und wie ein Kind, das die Gefahr der Flamme nicht kennt, näherte sie sich derselben instinktmäßig und ließ ihre erstarrten Glieder fast durch die Hitze versengen.

»Gebt Acht, meine Schwester,« sagte der Kardinal, »Ihr werdet Euch verbrennen.«

Die Coëtman erbebte und drehte sich plötzlich nach der Seite um, woher die Stimme kam; sie hatte nicht gesehen, dass sich noch Jemand außer ihr im Zimmer befand, oder vielmehr, sie hatte gar nichts gesehen, als dieses Feuer, welches sie anzog und ihr einen Schwindel verursachte.

Sie blickte den Kardinal an, den sie in seinem Cavaliercostüm nicht erkannte, da sie ihn in der Mönchskutte gesehen hatte.

»Wer seid Ihr?« fragte sie ihn; »ich kenne wohl Eure Stimme, aber Euch selbst kenne ich nicht.«

»Ich bin Derjenige, der Euch bereits ein Kleid und Feuer gegeben hat, und der Euch nun auch Brot und die Freiheit geben will.«

Sie machte eine Anstrengung, um ihre zerrütteten Gedanken zu sammeln und schien sich endlich zu erinnern.

»O ja,« sagte sie, sich gegen den Kardinal wendend, »Ihr habt mir dies Alles versprochen, aber« — sie blickte um sich und senkte die Stimme — »aber werdet Ihr auch Alles halten können, was Ihr verspricht? Ich habe fürchterliche und mächtige Feinde.«

»Beruhigt Euch; Ihr habt einen Beschützer, der weit fürchterlicher und mächtiger ist, als sie.«



»Welchen?«

»Gott!«

Die Coëtman senkte das fahle Haupt.

»Er hat mich schon seit lange vergessen!« flüsterte sie.

»Ja! Aber wenn er sich einmal erinnert, dann vergisst er nicht mehr.«

»Ich habe großen Hunger!« sagte sie nach einer Pause.

In diesem Augenblicke und als ob sie einen Befehl ausgesprochen hätte, der nun befolgt wurde, öffnete sich die Tür und zwei Nonnen traten ein, welche Brot, Wein, eine Schale Suppe und ein kaltes Huhn brachten.

Bei ihrem Anblicke stieß das arme Geschöpf einen Schreckensruf aus.

»O, meine Peiniger, meine Henker!« rief sie aus, »verteidigt mich!« Und sie kauerte sich hinter dem Stuhle des Kardinals zusammen, wie um ihren unbekanntenen Beschützer zwischen sich und ihre Widersacher zu bringen.

»Wird das, was ich bringe, hinreichen?« fragte die Oberin, welche auf der Schwelle stand.

»Ja, aber seht, welchen Schrecken die Schwestern der Gefangenen einflößen; sie mögen daher das, was sie gebracht, auf den Tisch stellen und sich zurückziehen.«

Die Nonnen stellten sofort auf das von der Gefangenen entferntere Ende des Tisches das Huhn, die Suppe, den Wein und das Brot.

In der Suppentasse befand sich ein Löffel, bei dem Huhne lagen Messer und Gabel.

»Kommt!« sagte die Oberin zu ihren Nonnen.

Alle Drei gingen der Tür zu.

Der Kardinal machte ein Zeichen mit der Hand; die Oberin, welche bemerkte, dass dasselbe ihr galt, blieb stehen.

»Bedenkt,« sagte Richelieu, »dass ich vor Allem, was diese Frau isst und trinkt, einen Teil versuchen werde.«

»Ihr könnt es ohne Furcht, Monseigneur,« erwiderte die Oberin und entfernte sich mit einer tiefen Verbeugung.

Die Gefangene wartete, bis sich die Tür geschlossen hatte; dann streckte sie ihren fleischlosen Arm nach dem Tische aus, den sie zugleich mit lüsternen und gierigen Blicken betrachtete.

Aber Kardinal kam ihr zuvor; er bemächtigte sich der Tasse und trank ein oder zwei Löffel

Suppe.

»Es sind bereits zwei Tage, seit Ihr nichts gegessen, habt, wie Ihr mir sagtet?«

»Drei Tage, Monseigneur!«

»Warum nennt Ihr mich Monseigneur?«

»Ich hörte, dass die Oberin Euch so nannte, und dann müsst Ihr ein Großer der Erde sein, da Ihr es wagen konntet, meine Verteidigung zu übernehmen.«

»Wenn es schon drei Tage sind, dass Ihr nichts gegessen habt,« sagte der Kardinal, ohne auf diese Bemerkung zu antworten, »so ist das ein Grund mehr, im Essen äußerst vorsichtig zu sein; nehmt diese Tasse, aber verzehrt die Suppe bloß löffelweise.«

»Ich werde tun, was Ihr befiehlt, Monseigneur!«

Sie nahm gierig die Tasse aus der Hand des Kardinals und brachte den ersten Löffel Suppe zum Munde.

Aber ihr Hals war wie zugeschnürt; die Suppe konnte nur mit Anstrengung und nach vorausgegangenem heftigen Schmerz geschluckt werden.

Dabei war die Schwäche der Armen so groß, dass ein kalter Schweiß aus ihre Stirne trat und sie einer Ohnmacht nahe kam.

Der Kardinal schenkte ihr ein wenig Wein in ein Glas und nachdem er selbst davon gekostet hatte, empfahl er ihr, ihn in kleinen Zügen zu trinken.

Sie trank ihre Wangen färbten sich mit fieberhafter Röte, und die Hand auf die Brust pressend, sagte sie:

»O, das ist ja Feuer, was ich trinke!«

»Und nun,« sagte der Kardinal, »setzt Tuch ein wenig! und erholt Euch; wir wollen sprechen.«

Und ihr ein Fauteuil in die Kaminecke rückend, half er ihr, sich darauf niederzulassen.

Niemand, der diesen Edelmann gesehen hätte, wie er ein einem hilflosen Weibe mit großer Sorgfalt Krankenwärterdienste verrichtete, würde in ihm den fürchterlichen Prälaten, den Schrecken von Frankreichs Adel, Den erkannt haben, der die Köpfe wie reife Ähren abmähen ließ, wenn sie sich nicht seinem Willen beugten.

Vielleicht wird man einwerfen, dass sein Interesse sich hinter seiner Barmherzigkeit verbarg.

Aber dann würden wir antworten, dass die Grausamkeit in der Politik zur Gerechtigkeit wird, wenn sie sich als notwendig erweist.

»Ich habe noch immer sehr großen Hunger,« sagte das arme Weib, einen heiß verlangenden

Blick auf die noch auf dem Tische stehenden Speisen werfend. .

»Sogleich werdet Ihr etwas essen dürfen; Ihr seht, ich habe mein Wort gehalten; Ihr seid erwärmt, habet ein Kleid, habt gegessen, seid frei; nun haltet auch Ihr Euer Versprechen.«

»Was wollt Ihr wissen, Monseigneur?«

»Wie habt Ihr Ravailiac kennen gelernt und wo war es, dass Ihr ihn das erste Mal saht?«

»In Paris, bei mir! Ich war in allen Dingen die Vertraute der Frau Henriette d'Entragues. Ravailiac war aus Angoulême und wohnte daselbst; er hatte eine Stelle im Dienste des Herzogs von Epernon. Er bestand dort zwei schlimme Abenteuer. Eines Mordes wegen war er ein Jahr im Gefängnis und kaum hatte er es verlassen, als er Schulden halber wieder hinein wandern musste.«

»Habt Ihr jemals von seinen Visionen gehört?«

»Er erzählte sie mir selbst. Die erste und bedeutendste war folgende: Einst, als er mit gesenktem Kopfe Feuer anzündete, sah er eine Weinrebe, die er in der Hand hielt, sich verlängern und die Gestalt verändern. Die Rebe wurde zu der geheiligten Posaune des Erzengels, setzte sich von selbst an Ravailiac's Lippen, und ohne dass derselbe nöthig hatte, hineinzublasen, blies sie die Fanfare zu dem heiligen Kriege, während links und rechts aus seinem Munde Ströme von Hostien quollen.« .

»Studirte er nicht Theologie?« fragte der Kardinal.

»Er begnügte sich damit, die einzige Frage zu studieren: »Von dem Rechte, welches jeder Christ hat, einen König umzubringen, der ein Feind des Papstes ist.« — Der Herzog von Epernon wusste, dass Ravailiac ein religiös gesinnter Mensch sei und dass er von dem Geiste des Herrn heimgesucht würde; er wusste ebenso auch, dass er Schreiber bei seinem Vater, einem Sollicitor, gewesen war; als er aus dem Gefängnisse entlassen wurde, schickte ihn der Herzog daher nach Paris, um dort für ihn einen Prozess zu verfolgen, den er zu führen hatte. Da Ravailiac auf der Reise nach Paris durch Orleans kommen musste, gab der Herzog von Epernon ihm ein Empfehlungsschreiben an Herrn von Entragues und dessen Tochter Henriette mit, und von diesen erhielt er au mich einen Brief, durch den sie mich baten, ihn bei mir wohnen zu lassen.«

»Welchen Eindruck machte er auf Euch, als Ihr ihn das erste Mal sahet?« fragte der Kardinal.

»Ich erschrak vor ihm; er war ein großer, stark gebauter Mann mit einem verschlagenen Gesicht; ich glaubte Judas vor mir zu sehen; aber als ich den Brief Henriettens gelesen hatte, welche ihn als einen frommen Mann schilderte, als ich mich selbst von seiner Sanftmut überzeugt hatte, da verlor ich alle Furcht vor ihm.«

»Ging er nicht von Euch aus nach Neapel?«

»Ja, für den Herzog von Epernon; er wohnte dort bei einem gewissen Hebert, dem Sekretär des Herzogs von Guise, und diesem kündigte er zuerst an, dass er den König ermorden würde.«

»Ja, ich weiß das schon; ein gewisser Latil hat es mir umständlich erzählt; kennt Ihr vielleicht diesen Latil?«

»O ja, er war Page des Herzogs; er muss auch sehr viel von diesen Undingen zu erzählen wissen.«

»Was er wusste, das hat er mir gesagt. Fahrt fort.«

»Ich habe großen Hunger.«

Der Kardinal schenkte ihr ein zweites Glas Wein ein und erlaubte ihr, ein wenig Brot in dasselbe zu tauchen. Nachdem sie von dem Weine getrunken und von dem Brote gegessen hatte, fühlte sie sich bedeutend gekräftigt.

»Ihr saht ihn bei seiner Rückkehr von Neapel?« fuhr der Kardinal in seinem Verhöre fort.

»Wen? Ravailiac? Ja! Er sagte mir zweimal, am Tage der Himmelfahrt Christi und am Frohnleichnamstage, dass er fest entschlossen sei, den König zu tödten.«

»Was für eine Miene hatte er, als er Euch dieses Geständnis machte?«

»Er weinte,« indem er sagte, »dass sich Zweifel in ihm erhöben, dass er aber gezwungen würde.«

»Durch wen?«

»Durch die Erkenntlichkeit, die er dem Herzog von Epernon schulde, der den König tödten lassen wollte, um die Königin-Mutter aus der Gefahr zu ziehen, in der sie sich befände.«

»Und in welcher Gefahr befand sich die Königin-Mutter?«

»Der König wollte Concini und seiner Gattin den Prozess wegen Ehebruch machen, und Erstern hängen lassen. Letztere aber nach Florenz zurückschicken.«

»Und was beschloßt Ihr, nachdem er Euch dieses Geständnis gemacht hatte?«

»Da Ravailiac damals noch nicht wusste, dass auch die Königin im Komplott sei, so dachte ich daran, ihr Alles zu sagen. Der König, an den ich mich zu wiederholten Malen wegen einer Audienz gewendet, hatte nicht geantwortet; er dachte damals an andere Dinge, da er zu jener Zeit auf das Heftigste in die Prinzeß von Condé verliebt war. Ich schrieb also an die Königin, und zwar dreimal, dass ich ihr eine für das Wohl des Königs wichtige Nachricht mitzuteilen hätte. und mich erböte, dafür alle Beweise zu liefern. Die Königin ließ mir antworten, dass sie mich hören wolle, dass ich jedoch drei Tage warten solle. Die drei Tage gingen vorüber; am vierten reiste sie nach St. Cloud.«

»Durch wen ließ sie Euch dies sagen?«

»Durch Vauthier, der zu jener Zeit ihr Apotheker war.«

»Was für eine Idee kam Euch sodann?«

»Dass Ravaillac sich täusche, und die Königin selber im Komplott sei.«

»Und dann?«

»Dann war ich entschlossen, den König um jeden Preis zu retten; ich ging daher zu den Jesuiten in der Rue St. Antoine und fragte nach dem Beichtvater des Königs.«

»Wie wurdet Ihr dort empfangen?«

»Sehr schlecht.«

»Fandet Ihr den Pater Cotton?«

»Nein, er war ausgegangen; ich wurde an seiner Stelle von einem seiner Vertrauten empfangen, der mich nach meinem Begehren fragte. Ich sagte es ihm offen. Er bemerkte mir, dass ich eine Schwärmerin sei.«

»So benachrichtigt wenigstens den Beichtvater des Königs von dem, was ich Euch sagte!« bat ich ihn.

»Wozu sollte das gut sein?«

»Aber wenn man den König tödtet!« schrie ich.

»Kümmert Euch um Eure eigenen Angelegenheiten!« gab er mir zur Antwort.

»Nehmt Euch in Acht,« sagte ich, »wenn dem Könige ein Unglück widerfährt, würde ich zu den Richtern gehen und ihnen Eure Weigerung erzählen.«

»Nun, so sucht Cotton auf!«

»Wo ist er?«

»In Fontainebleau; aber es ist unnöthig, dass Ihr dahin geht; ich werde ihn selbst aufsuchen.«

Da ich seinem Worte nicht traute, wollte ich am andern Tage eben einen Wagen nach Fontainebleau mieten, als ich verhaftet wurde.«

»Und wie hieß jener Jesuit, mit dem Ihr sprach?«

»Pater Philipp.«

»Aus dem Gefängnisse schrieb ich noch zweimal an die Königin, und ich bin überzeugt, dass einer der Briefe ihr zugekommen ist.«

»Und der andere?«

»Den anderen hatte ich an Sully adressiert.«

»Durch wen sandtet Ihr ihn?«

»Durch Fräulein von Gournay.«

»War das nicht eine alte Jungfer, die Verse machte?«

»So ist es, Monseigneur. Sie suchte Sully im Arsenal auf, aber da in dem Briefe die Namen Epernon und' Concini standen, wagte er nicht, ihn dem Könige zu zeigen. Er sagte Sr. Majestät nur, dass er wiederum Nachricht von einer Verschwörung erhalten habe, aber der König wurde zu jener Zeit so sehr mit ähnlichen Nachrichten überhäuft, das er die Achseln zuckte, worauf Sully den Brief dem Fräulein von Gournay mit dem Bemerken zurückgab, dass er keinen Glauben verdiene.«

»Welches Datum trug dieser Brief?«

»Er war vom 10. oder 11. Mai.«

»Glaubt Ihr, dass Fräulein von Gournay den Inhalt des Briefes kannte?«

»Es ist möglich; ich habe sie nicht wiedergesehen. Ich wurde aus meinem Gefängnisse Nachts entführt. Ich zählte damals noch die Tage; es war am 28. October 1619. Ein Huissier trat in meine Zelle, hieß mich aufstehen und las mir einen Spruch des Parlaments vor, welches mich verurteilte, den Rest meines Lebens in einer Zelle ohne Tür und, mit einer vergitterten Öffnung als Fenster zuzubringen und' zur Nahrung nichts als Brot und Wasser zu erhalten.

»Ich fand es schon hart und ungerecht, im Gefängnisse zu schmachten, weil ich den König retten wollte; diese neue Verurteilung vernichtete mich; während ich sie anhörte, fiel ich ohnmächtig auf das Steinpflaster meines Kerkers nieder.

»Ich war damals siebenundzwanzig Jahre alt, und wie viele Jahre des Leidens standen mir noch bevor!

»Während meiner Ohnmacht wurde ich ergriffen und in einen Wagen gebracht. Die frische Luft, welche mir über das Gesicht strich, brachte mich zu mir.

»Ich saß zwischen zwei Polizeigefreiten, deren jeder eine meiner Hände mittelst einer kleinen Kette gefesselt hielt; als Kleidung trug ich eine Art Kutte von schwarzem Wollstoff, deren letzte Lumpen ich noch auf meinem Körper habe.

»Ich wusste, dass man mich in das Kloster der Büsserinnen bringen würde, aber ich kannte diesen Orden nicht einmal dem Namen nach, und wusste auch nicht, wo sich das Kloster befände.

»Endlich rollte der Wagen durch einen Thorweg und in einen Hof ein, wo er stillhielt.

»Wir befanden uns vor jenem Grabe, aus dem Ihr mich befreit habt. In demselben war eine Öffnung, durch welche man mich hineingehen hieß, während einer' der Leute, die mich gebracht hatten, die Zelle nach mir betrat.

»Ich war halbtodt, und leistete keinen Widerstand; man brachte mich in den Hintergrund dieses Grabes, welches, nachdem der eine Wächter, welcher mit mir eingetreten war, mich wieder verlassen hatte, sofort zugemauert wurde.

»Als ich die Hammerschläge hörte, erwachte ich zum Leben; ich stieß einen Schreckensschrei aus, und wollte mich ins Freie stürzen, aber ich war durch die Kette zurückgehalten, die man zur größeren Vorsicht um meinen Hals geschlungen hatte; ich versuchte mich mit dieser Kette zu erdrosseln, aber auch das ging nicht, da dieselbe keinen laufenden Knoten hatte. Da endlich die Kette losgelassen wurde, welche einer der draußen stehenden Wächter an ihrem Ende hielt, sprang ich auf die Öffnung zu, aber man hatte bereits Zeit gehabt, sie zu drei Vierteln zu vermauern. Ich steckte meine Hände durch die nun schon sehr klein gewordene Öffnung, um dieses frische Bauwerk zu zerstören, da warf einer der Maurer Mörtel auf eine dieser Hände und der andere legte einen schweren Ziegelstein darauf. Ich war wie in einer Falle gefangen.

»Ich schrie, ich weinte; ich übersah sofort die neue Strafe, die ich mir selbst durch meine Angst zugezogen hatte; ich bat um Gnade, da hob man den Stein von meiner bereits eingemauerten Hand, und erschöpft durch die entsetzlichen Aufregungen, fiel ich von Neuem ohnmächtig nieder. Während meiner Ohnmacht wurde das grässliche Werk vollbracht.

»Als ich wieder zu mir kam, war die Pforte vermauert; ich war lebendig begraben.

»Das Urteil des Parlaments war vollzogen.

»Während der ersten acht Tage rastete ich; ich wälzte mich auf dem Boden und stieß entsetzliche Schreie aus; ich aß nicht und wollte verhungern; ich dachte, dass ich die Kraft dazu haben würde; aber der Durst besiegte mich. Meine Kehle brannte entsetzlich, ich trank einen Schluck Wasser und hatte mich damit wieder dem Leben in die Arme geworfen.

»Dann sagte ich mir, dass dem Allen ein Missverständnis zu Grunde liegen müsse, das sich eines Tages aufklären würde; dass es unmöglich sei, mich zu strafen, da ich dem Könige Heinrich IV. das Leben hatte retten wollen, so mich grausamer zu strafen, als man seinen Mörder gestraft hatte, dessen Marter ja nur eine Stunde dauerte, während die meinige eine Ewigkeit dauern muss.

»Aber auch diese Hoffnung sollte erlöschen.

»Als ich entschlossen war, am Leben zu bleiben, verlangte ich ein wenig Stroh zu meinem Lager, aber die Oberin gab zur Antwort, dass hiervon das Urteil des Parlamentes nichts erwähnte; man verweigerte mir also, was man den niedrigsten Haustieren gern bewilligt, einen Arm voll Stroh.,

»Ich hatte gehofft, dass, wenn erst die kalten und langen Mitternächte hereinbrächen, ich vor Kälte sterben würde, und ich hatte gehört, dass das Erfrieren ein sehr angenehmer Tod sei. Auch schlief ich während des ersten Winters oft ein, oder vielmehr ich wurde vor Kälte ohnmächtig. Ich erwachte dann erstarrt, gelähmt, aber — ich erwachte.

»Ich sah den Frühling wiederkehren mit seinen Blumen, seinen Düften, seinen lauen Winden, die bis in das Innere meines Grabes drangen; ich kehrte ihnen mein in Tränen gebadetes Gesicht zu, denn der Frühling hatte meine Tränenquellen, die im Winter versiegt waren, wieder erschlossen.

»Es würde mir schwer sein, Euch zu schildern, Monseigneur, in welche süße Melancholie mich der erste Sonnenstrahl versetzte, der in meine Zelle drang; ich breitete ihm meine Arme entgegen, ich versuchte ihn zu haschen, ihn an mein Herz zu pressen; ach, er entschlüpfte mir wie meine Hoffnungen, deren Symbol er mir zu sein schien.

»Während der ersten vier Jahre und auch in einem Teile des fünften verzeichnete ich die Tage auf der Mauer meines Gefängnisses durch Striche, die ich mit einem Glasscherben machte, den ein Straßenjunge nach mir geworfen hatte. Aber als ich zum fünften Male den Winter wiederkehren sah, verließ mich der Mut; wozu sollte ich die Tage meines hoffnungslosen Lebens zählen? Das Beste, was ich tun konnte, war — Alles zu vergessen und weder an die Vergangenheit noch an die Zukunft zu denken.

»Da ich stets auf dem nackten feuchten Boden schlief, gingen nach Verlauf eines Jahres meine Kleider an sich abzunützen; als zwei Jahre vorüber waren, zerrissen sie wie feuchtes Papier und fielen in Lumpen von meinem Körper herab. Ich wartete die äußerste Notwendigkeit ab, um andere Kleider zu verlangen; aber wieder lautete die Antwort, dass ich nach dem Urteile des Parlaments bloß Brot und Wasser bekommen sollte, und kein Recht hätte, irgend etwas Anderes zu fordern.

»Abermals nahte der Winter und ich war beinahe nackt; ich sollte diese schrecklichen Nächte, denen ich kaum in meinen schützenden Kleidern widerstanden hatte, nun unbedeckt ertragen; ich sammelte die Lumpen und klebte sie so zu sagen auf meinen Körper, aber sie fielen stets immer wieder von mir ab, wie die geborstene Rinde von einem alten Baumstamm. Von Zeit zu Zeit kamen Priester, um mich durch mein Luftloch zu betrachten. Die ersten, welche ich sah, flehte ich an; ich nannte sie die Diener des Herrn, die Engel der Menschheit. Sie lachten mich aus. Seitdem ich nackt war, kamen noch mehr wie zuvor, aber ich sprach nicht mehr zu ihnen und so viel ich es vermochte verhüllte ich mich mit meinen Haaren und meinen Händen. Nun begann für mich ein vollkommen tierisches Leben; ich dachte nicht mehr, ich aß, ich trank, ich kämpfte gegen die Kälte, ich schlief, wenn es möglich war; während ich schlief, fühlte ich wenigstens nicht, dass ich lebte.

»Vor drei Tagen brachte man mir meine Nahrung nicht zur gewöhnlichen Stunde; ich glaubte, dass dies eine unfreiwillige Vergessenheit sei und erwartete den Abend. Der Abend kam, ich hatte Hunger, ich rief, man antwortete mir nicht. In der Nacht konnte ich, obwohl ich bereits gewaltig litt, noch schlafen. Kaum brach aber der Tag an, als ich schon bei dem Gitter war und sehnsüchtige Blicke nach außen warf, um zu sehen, ob mir mein Brot gebracht würde. Es kam Niemand; Nonnen gingen vorüber, ich rief ihnen zu, aber sie drehten nicht einmal den Kopf nach mir um und beteten ihren Rosenkranz ruhig weiter. Wieder kam die Nacht, und nun sing ich an, zu begreifen, dass man mich verhungern lassen wollte. Obwohl ich den Tod als ein ungeheures Glück betrachten musste, fürchtete ich ihn dennoch.

»In dieser zweiten Nacht vermochte ich bloß eine oder zwei Stunden zu schlafen und während dieses kurzen Schlummers hatte ich entsetzliche Träume; dann wurde ich durch fürchterliche Magenkrämpfe geweckt. Der Tag kam, aber ich erhob mich nicht mehr von meinem Lager, um nach meiner Nahrung umzublicken; ich wusste wohl, dass sie nicht kommen würde; der Tag verstrich unter meinem Geschrei; ich schrie nicht mehr nach Brot, sondern aus Schmerz, doch Niemand hörte auf mich.



»Ich versuchte mehrmals zu beten, aber vergebens; ich fand das Wort »Gott« nicht, welches mir jetzt wie von selbst auf die Lippen tritt

»Der Tag verstrich, die Nacht warf ihre Dunkelheit zuerst in mein Grab, dann in den Klosterhof. Ich stand eine entsetzliche Angst aus, denn ich fühlte den Tod mit seinen Schrecken nahen. Ich hatte nicht mehr Kraft genug, zu schreien; ich stöhnte.

»Während meiner Angst zählte ich die Stunden; der Klöppel der Glocke, der sie verkündete, schien an meine Hirnschale zu schlagen, und Millionen Funken aus derselben zu locken. Mitternacht war vorüber, als das Geräusch eines Thores, welches man öffnete und wieder schloss, ein um diese Stunde in diesem Gebäude ungewöhnliches Geräusch, an mein Ohr drang; ich schleppte mich zu dem Fenster meiner Zelle und hielt mich mit beiden Händen und mit den Zähnen am Gitter fest, um nicht umzusinken. Ich sah ein Licht, welches von der Freitreppe in den Hof herabkam und sich mir näherte. Einen Augenblick lang hoffte ich, aber als ich sah, dass der Mann, der in der Begleitung der Oberin kam, ein Mönch sei, war meine Hoffnung zu Ende, meine Hände ließen die Gitterstangen los und ich kauerte mich in den Winkel, wo Ihr mich fandet.

»Es war Zeit! Einige Stunden später hättet Ihr nur noch meinen Leichnam gefunden! —«

Als hätte sie das Ende dieser schaurigen Erzählung abgewartet, und vielleicht war dies wirklich der Fall, bei den letzten Worten der Frau Coëtman trat die Oberin auf die Schwelle des Gemaches.

»Die Befehle Monseigneurs?« fragte sie.

»Zuerst,« sagte der Kardinal, »eine Frage, und auf diese muss, wie ich es Euch schon einmal gesagt habe, genau und der Wahrheit gemäß geantwortet werden.«

»Ich erwarte die Frage, Monseigneur!« sagte die Oberin, sich verbeugend.

»Wer kam, um Euch zu sagen, dass man darüber staune, dass diese arme, lebendig begrabene, halbnackte, nur von Wasser und Brot sich nährende Frau so lange lebe?«

»Es ist Monseigneur, welcher mir zu reden befiehlt?« sagte die Oberin.

»Ich bin es, der kraft meiner doppelten Gewalt Euch sagt, dass ich es wissen muss, wer den Tod dieses Weibes befahl.«

»Es ist Monsieur Vauthier, der Astrologe und Arzt der Königin-Mutter.«

»Gut,« sagte der Kardinal, »es ist nöthig, dass der Wunsch dieses würdigen Mannes erfüllt werde. Für alle Welt, ausgenommen für Euch und für mich, ist Frau von Coëtman todt. Ihr habet heute Nacht ihren Kerker geöffnet, um ihre Leiche einscharren zu lassen, und nun lasset Ihr wirklich ein Begräbnis veranstalten und begrabt einen Stein, ein Stück Holz, oder eine Leiche, die Ihr dem ersten besten Spital entnehmen könnt; das ist Eure Sache.«

»Der Befehl Monseigneurs wird pünktlich vollzogen werden.«

»Drei Eurer Untergebenen wissen um das Geheimnis: die Pförtnerin, die uns öffnete, und die zwei Schwestern, welche das Abendessen gebracht haben.

»Ihr werdet ihnen erklären, wie es Denen ergeht, welche reden, während sie schweigen sollen. Übrigens werdet Ihr das Beispiel dieser Unglücklichen vor Augen haben.«

Und er bezeichnete mit seinem weißen, dünnen Finger Frau von Coëtman.

»Ist das Alles. Monseigneur?«

»Es ist Alles! Nun könnt Ihr beim Hinabgehen den Trägern meiner Sänfte sagen, dass ich in einer Viertelstunde noch eine zweite Sänfte brauchen werde, welche mit Vorhängen versehen und versperrbar ist.«

»Ich werde die Befehle Monseigneurs den Leuten überbringen.«

»Und nun,« sagte der Kardinal in seinem heitersten Tone zu Frau von Coëtman, »nun glaube ich, dass Ihr so weit hergestellt seid, um einen Flügel dieses Huhnes essen und ein halbes Glas Wein auf die Gesundheit unserer guten Oberin trinken zu können.«

Drei Tage später schrieb der Chronist L'Etoile nach den Mitteilungen, die ihm von der Oberin gemacht wurden, folgende Notiz in sein Tagebuch!

»In der Nacht vom 13. zum 14. Dezember starb in einem Verließ, das für sie in dem Kloster der Büsserinnen erbaut worden war, und welches sie seit neun Jahren, das heißt seit dem Urteile des Parlaments, welches sie zu lebenslänglichem Kerker bei Wasser und Brot verdammt, nicht verlassen hatte, Jacqueline Levoyer, auch Frau von Coëtman genannt, welche im Verdachte stand, die Mitschuldige Ravaillac's bei der Ermordung unseres guten Königs Heinrich IV. gewesen zu sein. Sie wurde in der folgenden Nacht auf dem Friedhof des Klosters begraben.«

---

## VIII.

### **Maximilian von Bétune, Herzog von Sully, Baron von Ronuy.**

Während der ganzen Zeit, welche die Erzählung der Frau von Coëtman in Anspruch genommen hatte, war der Kardinal mit großer Aufmerksamkeit dieser Leidensgeschichte gefolgt, aber wenn auch fast aus jedem Worte des armen Opfers ein moralischer Beweis für die Mitschuld Concini's, des Herzogs von Epernon und der Königin-Mutter an der Ermordung des Königs sich ergab, so fehlte noch immer ein materieller, handgreiflicher, unwiderlegbarer Beweis dieser Mitschuld.

Was aber klarer als der Tag, strahlender als der Kristall war, das war die Unschuld der Frau von Coëtman, ja ihr Eifer, den Königsmord zu verhindern, ein Eifer, den sie mit neun Jahren Gefängnis in der Conciergerie und neun Jahren Begrabensein in dem Kloster der Büsserinnen bezahlen musste.

Was dem Kardinal noch zu erlangen übrig blieb, was er sich um jeden Preis verschaffen musste, da das Protokoll über den Prozess Ravailiac verbrannte, das war jenes Blatt Papier, auf welchem auf dem Schafott die letzten Geständnisse des Mörders niedergeschrieben wurden.

Aber hierin lag die Schwierigkeit, wir möchten sagen: die Unmöglichkeit. Nach dieser Richtung, hin hatte der Kardinal eigentlich seine Nachforschungen begonnen, war aber auf ein Hindernis gestoßen, von dem er sich selbst sagte, dass es beinahe unüberwindlich sei.

Wir glauben erwähnt zu haben, dass dieses lose Blatt Papier in den Händen des Berichterstatters des Parlaments, Messire Joly von Fleury, geblieben war. Unglücklicherweise war dieser seit zwei Jahren todt, und der Kardinal hatte erst nach dem Ausgang des Prozesses von Chalais, bei seiner Rückkehr von Nantes, daran gedacht, Beweise für die Mitschuld der Königin-Mutter an Heinrichs IV. Ermordung zu sammeln, da er bei Gelegenheit dieses Prozesses erst den ganzen Umfang des Hasses kennen lernte, womit Maria von Medicis gegen seine Person erfüllt war.

Messire Joly von Fleury hinterließ einen Sohn und eine Tochter.

Der Kardinal hatte sie Beide in sein Kabinett rufen lassen und sie über die Existenz dieses für ihn und selbst für die Geschichtsschreibung so wichtigen Blattes befragt.

Aber dieses Papier befand sich nicht mehr in ihren Händen und war auf folgende Weise aus ihrem Besitze gekommen:

Im Monat März des Jahres 1617. d. h. vor etwa elf Jahren, hatte sich ein junger Mensch, der etwa fünfzehn bis sechzehn Jahre zählen mochte, und von einem um zehn oder zwölf Jahre älteren Gefährten begleitet war, dem Messire Joly von Fleury vorgestellt. Er war ganz schwarz, gekleidet und trug einen Hut mit breiter, herab geschlagener Krämpe.

Der Berichterstatter des Parlaments, welcher die Beiden in seinem Kabinett empfing, unterhielt

sich daselbst mit ihnen etwa eine Stunde lang, dann begleitete er sie mit allen Zeichen einer großen Ehrerbietung die Treppe hinab, bis vor die Haustüre, wo eine Carosse, in jener Zeit noch eine Seltenheit, auf sie wartete, und des Abends, als man das Nachtmahl eingenommen hatte, sagte der würdige Beamte zu seiner Familie:

»Meine Kinder, wenn nach meinem Tode sich Jemand an Euch wegen eines gewissen losen Papierblattes wendet, auf welchem die letzten Geständnisse Ravaillac's verzeichnet sein sollten, so saget, dass es sich nicht mehr in Eurem Besitze befinde, oder besser noch, dass ein solches Papier niemals existiert hat.«

Der Kardinal hatte also fünf bis sechs Monate vor der Zeit, in welcher unsere Erzählung begann, die beiden Geschwister in sein Kabinett kommen lassen, und diese versuchten zufolge des ihnen von ihrem Vater erteilten Rates zuerst zu leugnen; als sie aber, durch die Fragen des Kardinals gedrängt, nicht mehr auszuweichen vermochten, hatten sie ihm nach einer kurzen Beratung Alles gesagt.

Allein sie wussten durchaus nicht, wer die beiden geheimnisvollen Besucher gewesen waren, welche allem Anscheine nach das wichtige Schriftstück von Messire Joly von Fleury erhalten hatten.

Sechs Monate später bewog, wie wir gesehen haben, die Größe der Gefahr, in der er selbst schwebte, den Kardinal, seine Nachforschungen wieder aufzunehmen.

Mehr als jemals war ihm dieses Document nöthig, um die Schanze, die er zu seinem Schutze gegen die Angriffe Marias errichtet hatte, zu vervollständigen, mehr als jemals aber musste er verzweifeln, es zu erlangen.

Indessen tat, der Bemerkung Pater Joseph's zufolge, die Vorsehung so viel für den Kardinal, dass man sich der Hoffnung hingeben durfte, sie werde nicht auf halbem Wege stehen bleiben.

Mittlerweile wollte sich Richelieu gleichsam als Nebenbeweis jenen Brief verschaffen, welchen Frau von Coëtman an den König geschrieben und durch Fräulein von Gournay an Sully übersandt hatte. Dieser Brief musste sich entweder in den Händen der Gournay oder Sully's befinden.

Dies war übrigens leicht zu erfahren. Der alte Minister oder vielmehr der alte Freund Heinrichs IV. lebte noch; er bewohnte im Sommer das Schloss Villebon, im Winter sein Hotel in der Rue St.-Antoine. Man versicherte, dass er, getreu seinen Gewohnheiten der Arbeitsamkeit, stets des Morgens um fünf Uhr bereits in seinem Arbeitscabinet sich befinde.

Der Kardinal zog, während die Coëtman sich an den Speisen und an dem Weine labte, aus der Tasche eine prachtvolle Uhr; sie zeigte die vierte Morgenstunde.

Er ließ sich nach seiner Wohnung bringen, um daselbst einen Hut zu holen, ließ seinen täglichen Tischgenossen Mulot, den Almosenier, und La Follone, den Schmarotzer Sr. Eminenz, benachrichtigen, dass er sie zum Frühstück erwarte, und seinen Narren Bois-Robert, dass man mit ihm plaudern wolle; dann ließ er sich nach dem Hotel Sully bringen, wo er um fünf Uhr ankam.

Er klopfte an das Thor, wo ihm ein Schweizer öffnete.

Benutzen wir diesen Besuch, den der verkannte Minister der Zukunft dem ein wenig überschätzten Minister der Vergangenheit abstattete, um den Leser mit einer der merkwürdigsten Persönlichkeiten bekannt zu machen, welche zu Ende des 16. und zu Anfang des 17. Jahrhunderts lebten, mit einer Persönlichkeit, welche von den Geschichtsschreibern schlecht erfasst und noch schlechter geschildert worden ist, da sie sich begnügt haben, ihr so zu sagen ins Gesicht zu sehen, sie daher einseitig zu beurteilen, während sie hätten suchen sollen<sup>^</sup> sie aus verschiedenen Gesichtspunkten zu betrachten.

Maximilian von Bétune, Herzog von Sully, der zu der Zeit, von welcher wir erzählen, sein 68. Jahr erreicht hatte, gab sich in Bezug auf seine Geburt eigenthümlichen Anschauungen hin. Anstatt, wie sein Vater und sein Großvater, sich einfach von dem Grafen Bétune von Flandern abstammen zu lassen, hatte er sich einen Stammbaum gebildet, zufolge dessen er von einem Schotten Namens Betun abstammen sollte, was ihm den Vorteil verschaffte, den Erzbischof von Glasgow in Briefen seinen Vetter nennen zu können. Er hatte noch die zweite Marotte, mit dem Hause Guise durch die Familie Coucy verschwägert sein zu wollen, woraus er das Recht ableitete, den Kaiser von Österreich und den König von Spanien als seine Verwandten zu betrachten.

Sully, den man den Herrn von Rosny nannte, war trotz seiner Verwandtschaft mit dem Erzbischof von Glasgow, mit dem Kaiser von Österreich und dem Könige von Spanien, ein ganz unbedeutender Mensch. Gabriele d'Etrées glaubte in ihm einen treuergebenen Diener zu gewinnen; sie hatte sich außerdem über die derbe Freimütigkeit des Herrn von Sancy, des Oberintendanten der Finanzen, zu beklagen und erlangte daher von Heinrich IV., dass Sancy, der schlechte Hofmann, Sully Platz mache. Heinrich IV., dessen größter Fehler darin bestand, in Beziehung auf seine Geliebten vergesslich bis zur Undankbarkeit und schwach bis zur Feigheit zu sein — Heinrich IV., sagen wir, erinnerte sich unter dem Drucke, den Gabriele auf ihn ausübte, nicht mehr daran, dass Sancy, um die Schweizer für ihn zu gewinnen, den schönen Diamant verpfändet hatte, der nach heute seinen Namen trägt und jetzt zu den Krondiamanten Frankreichs gehört.

Durch die Opfer, welche der Oberintendant Frankreich brachte, war er selbst arm geworden, während sein Nachfolger im Amte sich bereicherte. Heinrich IV. sah sich dadurch gezwungen, ihm das zu gewähren, was man damals ein Dekret des Verbotes nannte und was nichts Anderes ist, als was man gegenwärtig einen Indult gegen die Gläubiger nennt. Der gute Sancy, der sehr spaßhaften Charakters war, machte sich daher zuweilen den Scherz, sich durch einen oder den andern seiner Gläubiger verhaften und bis zur Tür des Gefängnisses führen zu lassen. Hier zeigte er dann sein Dekret den Gerichtsboten, machte ihnen eine höfliche Verbeugung und ging davon, indem er es ihnen überließ, welchen Weg sie einzuschlagen für gut befinden würden.

Aber das Erste, was Sully tat, als die Zeit gekommen war, der schönen Beschützerin seine Erkenntlichkeit zu beweisen, war, dass er undankbar wurde, und Heinrich IV. fand, als er den Wunsch hegte, Gabriele zu heiraten, in ihm den eifrigsten Gegner dieses Planes.

Diese Absicht Heinrichs IV., Gabriele zu heiraten, war übrigens nicht die bloße Phantasie eines Verliebten.

Er wollte Frankreich eine Französin zur Königin geben; eine solche hatte auf dem Throne der Lilien noch nie gegessen.

Heinrich IV. verhehlte es sich, mit seinem trefflichen politischen Verständnisse, mit dem vollsten Bewusstsein seiner Schwäche gegenüber den Weibern, keinen Augenblick, dass, welches Weib er auch heirate, dasselbe einen großen Einfluss auf die Geschicke Frankreichs haben würde. Wenn er auch in den zwei Stunden, die er den Geschäften täglich zu widmen pflegte, die wichtigsten Fragen durch Befehle kurz angebundener militärischer Art zu lösen versuchte, so wusste doch Jedermann, dass, wenn er kommandierte, ein Obergeneral in Gestalt einer Frau da war, die von ihrem Schlafzimmer aus den König am Gängelband hielt.

Die Heirat eines solchen Königs war, wie man sieht, eine höchst wichtige Staatsangelegenheit.

Für die Spanier war es von geringer Wichtigkeit, bei Arques oder Ivry besiegt worden zu sein, wenn eine Königin, welche der Geburt oder dem Geiste nach Spanierin war, Gabriele bei Seite schob, indem sie sich in das Schloss des Königs und von hier aus ihre Hand auf das Königreich legte.

Als Heinrich IV. sich entschlossen hatte, sich wieder zu verheiraten, war er fast der einzige Souverän in Europa, welcher den Degen führte, der einzige Sieger, der auf einem Throne saß. Dieser Degen, der Degen Frankreichs, durfte Heinrich IV. nicht von einer Ausländerin unter dem Kopfkissen weggezogen werden.

Ein großer Politiker, ein genialer Mensch, Richelieu zum Beispiel, hätte das begriffen; Sully begriff es nicht.

Sully, welcher durch seine blauen Augen und seine noch im achtundsechzigsten Lebensjahre rosigen Wangen jene Behauptung rechtfertigte, dass er aus schottischem Blute stamme, war allgemein und selbst von seinem Könige, mehr gefürchtet als geliebt; er verbreitete Schrecken nach allen Seiten hin, und seine Augen flößten eben soviel Furcht ein, wie seine Handlungen.

Er war vor Allem Soldat und hatte einen guten Teil seines Lebens auf Feldzügen und Schlachtfeldern zugebracht; er hatte eine energische, tätige und vor Allem sparsame Hand. Er hielt mit dieser Hand, welche Alles zu zentralisieren verstand, den Krieg, die Finanzen und die Marine. Die Artillerie allein war ihm entschlüpft; Gabriele hatte die Torheit begangen, den Platz eines Großmeisters derselben durch Heinrich IV. ihrem Vater, einem höchst mittelmäßigen Menschen, verleihen zu lassen.

Sully suchte nur eine Gelegenheit, undankbar zu sein; sie wurde ihm hierdurch geboten und er ergriff sie.

An dem Tage, wo jenes Dekret eines Großmeisters der Artillerie unterzeichnet worden war, hatte Gabriele so zu sagen ihre Demission als Königin von Frankreich gegeben.

Heinrich IV. hatte ihre zwei Söhne anerkannt, ihnen den Prinzentitel verliehen und sie auch unter diesem Titel in die Taufregister eintragen lassen. Als der Staatssekretär den Taufschein der »Kinder Frankreichs« an Sully schickte, sendete dieser denselben zurück, indem er sagte:

»Es gibt jetzt keine Kinder Frankreichs!«

Der König wagte es nicht, zu widersprechen.

Sully hatte eine eigene Art, seinen Gebieter, den König, zu erforschen. Vielleicht hätte er nachgegeben, wenn Heinrich IV. auf seiner Forderung bestand, so aber gab Heinrich IV. nach und daraus schloss Sully, dass er doch Gabriele nicht so sehr liebe, als er selbst sich es einbilde.

Er stellte ihr, welche alt zu werden anfing, eine stets junge, stets schöne, stets verführerische Nebenbuhlerin gegenüber: eine volle Kasse.

Gabriele war leider nur eine leere Kasse.

Aber eine volle Kasse war bei dem Großherzog von Toskana zu finden.

Dieser schickte schon einige Jahre hindurch von Jahr zu Jahr das Porträt seiner Nichte; es stellte ein in Jugend und Frische strahlendes Mädchen dar, und die spätere Wohlbeleibtheit Marias von Medicis konnte, auf demselben noch als blühende Gesundheit gedeutet werden.

Gabriele sah das Porträt.

»Dies Bild,« sagte sie, »flößt mir keine Furcht ein, wohl aber die Kasse, die im Hintergrunde desselben steht.«

Heinrich IV. befand sich also in der Notwendigkeit, zwischen einer Frau und einer Geldkasse zu wählen.

Und da er sich nicht schnell genug für das Geld entschied, vergiftete man die Frau.

In Paris lebte damals ein Mann maurischer Abstammung, Namens Zamet, der sich vom Schuster zum großem Herrn mit einem Vermögen von siebzehn hunderttausend Talern durch seine Geschicklichkeit sowohl, als durch die Elastizität seines Gewissens, aufgeschwungen hatte. Er zauberte Heinrich III., dessen Eitelkeit, sprichwörtlich geworden ist, durch seine Kunst einen kleinen Fuß, einen wahren Frauenfuß, an. Heinrich III., welcher über einen so reizenden Fuß entzückt war, ernannte Zamet zum Direktor seines kleinen Kabinetts, in welchem er zwölf Chorknaben erziehen und unterrichten ließ. Dieser vortreffliche König liebte so sehr die Musik!

Zamet legte durch dieses Amt den Grundstein zu seinem Reichtum, auf dem er spekulierend weiterbaute. Es war zur Zeit der Ligue; damals brauchte Alles Gold; Zamet lieh. Jedem, selbst dem Könige von Navarra, dem Niemand leihen wollte. Er schien seine künftige Größe vorauszusehen, wie Crassus die des Cäsar vorausgesehen hatte.

Dieser Zamet war für den Großherzog Ferdinand der rechte Mann.

Er und Sully verständigten sich bald.

Man musste den geeigneten Moment abwarten; wenn man den richtigen Mick und eine sichere Hand hatte, war die Partie gewonnen.

Gabriele beleidigte eines Tages Sully, indem sie ihn, als vom Kartenspiele die Rede war, ihren Buben nannte.

Sully klagte es dem Könige.

Heinrich IV. sagte im Zorn zu Gabriele:

»Ein solcher Bube ist mir lieber, als zehn Damen Euresgleichen!«

Die Stunde war gekommen.

Ferdinand, der Ex-Kardinal, stand auf der Lauer und streckte über die Alpen den Arm mit dem Gifte, welches seinen Bruder Franz und seine Schwägerin Bianca getödtet hatte.

Gabriele befand sich mit dem Könige in Fontainebleau; Ostern nahte heran; ihr Beichtvater trug ihr auf nach Paris zu gehen, und dort ihre Osterandacht zu verrichten. Sie tat es, hatte aber den verhängnisvollen Einfall, dies bei dem Mauren Zamet zu tun: das musste ihr Unglück bringen.

Sully besuchte sie damals, obgleich er auf gespanntem Fuße mit ihr lebte; vielleicht geschah es nur, um zu sehen, ob sie wirklich die Unklugheit begangen habe, sich in diesem Augenblicke vom Könige zu trennen.

Um Sully eine Höflichkeit zu erweisen, versicherte sie ihn, die Herzogin werde stets zu ihren Levers zugelassen werden.

Die arme Frau glaubte schon Königin zu sein.

Die Herzogin, der Sully die Nachricht überbrachte, war wütend.

»Beruhige Dich,« sagte Sully zu ihr, »*die Sachen werden nicht so gehen, wie sie es denkt, und der Strick wird unversehens reißen.*«

In der Tat wusste Sully Alles.

Wie? Sully wusste, dass man Gabriele vergiften wollte?

Ohne Zweifel; Sully war ein Staatsmann und ein kluger Politiker; deshalb verließ er auch Paris und gewährte den Giftmischern freies Spiel.

Wir sagen: den Giftmischern, denn es waren ihrer zwei. Der zweite war ein gewisser Lavarenne, ein ehemaliger Koch, wie Zamet ein ehemaliger Schuster war.

Als Sully von Paris abreiste, sagte er zu Lavarenne:

»Sorge dafür, dass ich zuerst davon unterrichtet werde, wenn der Frau Herzogin von Beaufort zufällig ein Unglück begegnen sollte.«

Lavarenne war dem erhaltenen Befehle gehorsam; Sully gehörte unter die Ersten, die benachrichtigt wurden.



Lavarenne schrieb ihm, Gabriele sei plötzlich von einer unerklärlichen Krankheit befallen worden, die sie dermaßen entstellte, dass er »aus Furcht, dass der König sich bei ihrem Anblick ekeln würde,« demselben geschrieben habe, er möge Fontainebleau nicht verlassen, *da die Frau Herzogin bereits gestorben sei.*

»Und ich,« fügte Lavarenne in dem Briefe an Sully hinzu, »ich halte hier die unglückliche Frau in meinen Armen und bin überzeugt, dass sie nur noch etwa eine Stunde zu leben hat.«

So sicher waren die beiden Schurken der Eigenschaft ihres Giftes, dass die arme Gabriele noch lebte, während sie bereits den König von ihrem erfolgten und Sully von ihrem nahe bevorstehenden Tode benachrichtigten.

Sie starb jedoch nicht so bald, als man es voraussetzte; ihr Todeskampf dauerte bis Samstag Morgen. Freitag Abend hatte Lavarenne an Sully seinen Boten geschickt. Als Sully die Nachricht hörte, weckte er seine Gattin und sagte zu ihr:

»Du wirst also den Levers der Herzogin nicht beizuwohnen brauchen; der Strick ist gerissen; jetzt, da sie todt ist, möge ihr Gott ein langes Leben und eine glückliche Regierung schenken!«

Nachdem Gabriele gestorben war, machte es Sully keine große Mühe mehr, den König zu der Heirat mit Maria von Medicis zu bereden.

In dem Zwischenraume, der zwischen jenem Tode und dieser Heirat lag, wurde jedoch ein neuer Strick gedreht, den man abermals durchschneiden musste, wenn er nicht von selbst reißen wollte.

Diese neue Fessel für den König hieß Henriette von Entragues.

Unter den Königen Frankreichs ragte Heinrich IV. auch durch die Eigenschaft hervor, immer verliebt zu sein.

Gabriele war kaum todt, als Heinrich IV. sich in Henriette von Entragues, Tochter der Marie Tauchet, heftig verliebte. Um ihm nachzugeben, verlangte sie ein Heiratsversprechen; ihr Vater aber fünfmal hunderttausend Francs.

Der König zeigte Sully das Heiratsversprechen und befahl ihm, die fünfmal hunderttausend Francs auszuzahlen.

Sully zerriss das Heiratsversprechen, und ließ eine halbe Million in Silbermünze in das Gemach schütten, welches vor dem Schlafzimmer des Königs lag.

Als Heinrich IV. durch dieses Zimmer kam, watete er bis an den Knöcheln in Carls und Heinrichs und selbst in Florentinern, denn ein Teil dieser Summe kam aus Toscana.

»Oho,« rief er; »was ist das?«

»Da? sind die fünfmal hunderttausend Francs, Sire,« sagte Sully, der ihn begleitete, »mit denen Ihr Herrn von Entragues eine Liebe abkauft, die Euch von seiner Tochter niemals zu Teil werden wird«

»Ventre-Saint-Gris!« rief der König, »ich hätte nie geglaubt, dass fünfmal hunderttausend Francs einen solchen Haufen bilden können; seht zu, mein guter Sully, ob sich die Sache nicht für die Hälfte des Geldes abmachen lässt.«

Sully vermittelte die Sache für dreimal hunderttausend Francs, welche er Henriettens Vater auszahlte; wie er es aber dem König vorhergesagt hatte, weigerte sich Henriette noch immer, diesen zu erhören.

Es ist selbstverständlich, dass Heinrich IV. auf jede Gefahr hin das von Sully zerrissene Heiratsversprechen wieder erneuerte.

Sully, welchen man den Wiederhersteller des öffentlichen Vermögens nannte, war nicht so unklug, wie sein Vorgänger Sancy, bei dieser Wiederherstellung sein eigenes Vermögen einzubüßen; wir wollen nicht sagen, dass er sich auf Kosten der Staatskassen bereicherte, aber er wusste vorteilhafte Geschäfte zu machen, und ließ keine Gelegenheit, etwas zu gewinnen, unbenutzt vorübergehen.

Heinrich IV. wusste das und lachte oft darüber.

Eines Tages ging Sully durch den Hof des Louvre; da begegnete ihm das Unglück, zu stolpern, während er den König grüßte, der auf dem Balkon stand.

»Das darf Euch nicht in Erstaunen setzen,« sagte Heinrich IV. zu seiner Umgebung, »wenn der stärkste meiner Schweizer nur einen kleinen Teil von dem Weine in seinem Kopfe hätte, den Herr Sully in seiner Tasche hat, er würde sich nicht damit begnügen zu stolpern, er würde der Länge nach hinstürzen.«

Sully war, obwohl Oberintendant der Finanzen, nicht minder geizig für seine Person, als für den Staat; er besaß noch keinen Wagen, und trabte zu Pferds in den Straßen von Paris umher; da er aber ein sehr schlechter Reiter war, so spottete Alles über ihn und selbst die Straßenjungen liefen ihm höhrend nach.

Niemals hatte Frankreich einen widerhaarigeren Oberintendanten gehabt. Ein Italiener, der zum fünften oder sechsten Male in das Arsenal kam, um eine Summe Geldes einzutreiben, die man ihm schuldete, sah im Hofe einige Gehenkte am Galgen baumeln.

»Glückliche Leute!« rief er aus, »die Ihr mit diesem Spitzbuben Sully nichts mehr zu tun habt!«

Doch kam Sully nicht bei allen Leuten so gut weg, wie bei diesem Italiener, der sich damit begnügte, das Schicksal der Gehenkten zu beneiden. Da war ein gewisser Pradel, ein ehemaliger Haushofmeister des Marschalls Biron, dem Sully nicht nur seinen rückständigen Lohn nicht zahlen wollte, sondern den er sogar mit Hinauswerfen bedrohte. Aber Pradel ergriff ein Messer und verfolgte Sully bis in sein Kassenzimmer, dessen Tür ihm dieser vor der Nase zuschlug. Pradel aber ging mit dem Messer in der Hand zum Könige, und sagte, es wäre ihm einerlei, gehängt zu werden, wenn er nur früher mit diesem Messer dem Herrn Oberintendanten Bauch aufschlitzen könne. Dann zahlte Sully.

Sully war der Erste, welcher längs der großen Landstraße Ulmen pflanzen ließ, aber er war so

verhasst, dass man tue jungen Baulichen abbrach, um ihn zu ärgern.

Sully war aber auch vielseitig. Er erzählt selbst in seinen Memoiren, dass, als einst Marschall Biron und zwölf der galantesten Herren des Hofes ein Ballet veranstalten wollten, und damit nicht zum Ziele kamen, der König ihnen gesagt habe: »Ihr werdet niemals fertig werden, wenn Rosny Euch nicht hilft.« .

Und dass, als er sich der Sache angenommen hatte, das Ballett auch sogleich glücklich ausgeführt wurde.

Tatsache ist — und es wäre schwer, das zu glauben, wenn man Sully nur aus den Geschichtswerken, wo er als ein ernster, strenger Hugennott dargestellt wird, kennen würde — dass Sully ein leidenschaftlicher Tänzer war. Jeden Abend bis zu dem Tode Heinrich's IV. — denn von diesem Augenblick angefangen tanzte er nicht mehr — jeden Abend spielte ihm ein Kammerdiener des Königs, Namens Laroche, auf der Laute die Tänze jener Zeit vor, und wenn die Saiten zu schwingen begannen, fing auch Sully ganz allein zu tanzen an. Er hatte dabei nur zwei Zuschauer, außer wenn er, um das Fest vollständiger zu machen, einige Frauen von schlechtem Rufe holen ließ, sagt Tallemant des Réaux, der freilich sehr streng gegen Sully ist. Wir unsererseits begnügen uns damit, zu sagen: von zweideutigem Rufe.

Diese beiden Zuschauer, welche zuweilen auch Teilnehmer wurden, waren der Präsident von Chivry und Herr von Chevigny. Wenn er zu seiner Tänzerin vis-à-vis nur einer leichtfertigen Frau bedurfte, so konnte er sich mit der Herzogin von Sully, seiner Gemahlin, begnügen, deren leichtsinniger Lebenswandel ihn so wenig beunruhigte, dass er ihr ihre monatliche Rente oft mit den Worten zustellte: dies für den Tisch, dies für die Toilette, und dies für Eure Verehrer.

Als er eines Tages überdrüssig wurde, auf der Treppe stets so vielen Leuten zu begegnen, die von ihm nichts wollten. und nach der Herzogin fragten, ließ er eine Stiege zu ihren Gemächern bauen, und als diese fertig war, sagte er zu ihr:

»Madame, ich habe eine eigene Treppe für Euch machen lassen; verfügt, dass gewisse Leute nur über diese zu Euch gelangen, denn sollte ich Einem oder dem Andern auf meiner Stiege begegnen, so werde ich ihn alle Stufen auf einmal hinabstiegen lassen!«

An dem Tage, an welchem er zum Großmeister der Artillerie ernannt wurde, wählte er zu seinem Siegel einen Adler, der in seinen Krallen einen Blitz hielt, und dazu die Devise: Quo jussa Jovis.

Die des Kardinal Richelieu, der die Treppe zu Sully um fünf ein halb Uhr Morgens hinaufstieg, war, wie man sich erinnern wird, ein in den Wolken schwebender Adler mit der Devise: Aquila in nubibus.

— — — — —

»Wen soll ich melden?« fragte der Diener, der dem frühen Besucher voranschritt.

»Meldet,« sagte der Kardinal, indem er im Voraus über die Wirkung lächelte, die seine Worte machen mussten, »meldet den Herrn Kardinal von Richelieu.«

---

## IX.

### Die beiden Adler.

Und in der Tat, wenn jemals eine Anmeldung einen großartigen Eindruck hervorgebracht hatte, so war es die, welche Sully vernahm, als er sich unwillig nach der Tür wandte, um zu sehen, welcher Lästige ihn schon in so früher Morgenstunde störe.

Er beschäftigte sich eben mit den umfangreichen Memoiren, die er uns hinterlassen hat, und erhob sich, als er den Namen des Kardinals vernommen hatte, rasch von seinem Lehnstuhl.

Sully war nach der Mode von 1610 gekleidet, das heißt nach einer Weise, die bereits gegen zwanzig Jahre nicht mehr Mode war. Sein Anzug bestand aus schwarzem Samt, der auf der Brust und an den Ärmeln über einem Unterkleid von violetter Seide geschlitzt war — Sully trug die Haare kurz geschoren und hatte einen langen Bart. In diesem Barte stak, wie in dem Coligni's, ein Zahnstocher, damit man ihn in der Nähe habe, wenn man seiner bedürfe. Obwohl diesen Anzug ein langer, bis auf die Filzschuhe hinabreichender Schlafrock verhüllte, waren an demselben doch die großen Ordenssterne befestigt, als ob der Oberintendant bereit wäre, sich zu einer Audienz bei Heinrich IV. zu begeben.

Bei schönem Wetter stieg Sully die große Treppe hinab, und begab sich, von vier Schweizern, die er als Leibgarde hielt, begleitet, nach den Arcaden des Palais Royal, wo er in gemessenem Schritte, gleich einem Gespenst aus früherer Zeit, sich eine Stunde lang erging.

Jeder der beiden Männer, die sich jetzt zum ersten Male einander gegenüberstanden, war durch die Devise seines Wappenschildes vortrefflich gekennzeichnet.

*Aquila in nubibus* (der Adler in den Wolken). Der Adler in den Wolken schwebend und durch diese halb verborgen, ganz Frankreich lenkend, stellte auf bewunderungswürdige Weise den Minister dar, der Alles war und durch den allein Ludwig XIII. sich König nannte. — Der Adler dagegen, der seine Blitze schleuderte, *Quo jussa Jovis* — wohin Jupiter sie sendete — bezeichnete auf eine nicht minder charakteristische Weise Sully, welcher zwar der rechte Arm Heinrich's IV. war, der aber nur gehorchte, wenn Heinrich IV. befahl, und der nur durch diesen etwas war.

Vielleicht werden einige Leser finden, dass alle diese Einzelheiten überflüssig sind; andere wieder behaupten vielleicht, dass sie diese Dinge eben so gut wissen, wie ich. Nun wohl! Für diese Letzteren schreibe ich sie nicht und sie können deshalb darüber hinweggehen. Ich schreibe für die, welche diese Details nicht kennen, so wie für die vielleicht noch zahlreichere Classe der Leser, welche durch den anspruchsvollen Titel: Historischer Roman, angezogen werden und die, indem sie den Roman lesen, etwas lernen wollen, damit der Titel gerechtfertigt werde.

Richelieu, der erst zweiundvierzig Jahre alt war und folglich jung im Vergleiche zu dem achtundsechzig jährigen Sully, schritt auf den alten Freund Heinrich's IV. mit der Achtung zu, die er sowohl seinem Alter, als seinem Rufe schuldig zu sein glaubte.

Sully deutete auf einen Armsessel; Richelieu nahm jedoch einen gewöhnlichen Stuhl; der Greis, der stolz und mit der Hofetikette vertraut war, wusste diese zarte Rücksichtnahme wohl zu würdigen.

»Herr Herzog,« sagte der Kardinal lächelnd, »mein Besuch setzt Euch wohl in Erstaunen?«

»Ich gestehe,« erwiderte Sully mit seiner gewöhnlichen Barschheit, »dass ich ihn nicht erwartete.«

»Warum denn, Herr Herzog? Alle Minister, welche für die Nachwelt arbeiten, und wir Beide gehören zu diesen, müssen gemeinschaftlich für das Glück, den Ruhm und die Größe der Regierung einstehen, unter welcher sie berufen wurden, dem Lande Dienste zu erweisen. Warum soll also ich, der dem Sohne mit Ergebenheit dient, nicht Stütze und Rat suchen bei dem Manne, der dem Vater so ruhmvoll gedient hat?«

»Bah,« sagte Sully mit Bitterkeit, »wer erinnert sich denn an geleistete Dienste, wenn Der, der sie geleistet hat, unnütz geworden ist? Ein vertrockneter Baum ist nicht einmal mehr gut zum Feuermachen; man tut ihm auch gar nicht die Ehre an, ihn umzuhauen.«

»Oft leuchtet das abgestorbene Holz im Dunkeln, Herr Herzog, während das frische Holz nicht das geringste Licht verbreitet. Übrigens nehme ich den Vergleich an. Ihr seid noch immer eine Eiche, in deren Aesten jene Vögel, welche man Erinnerungen nennt, von Eurem Ruhm singen.«

»Man sagt mir, wenn ich nicht irre, dass Ihr Verse machet, Herr Kardinal,« sagte in fast geringschätzendem Tone Sully.

»Ja, in meinen freien Augenblicken, aber nicht für mich. Ich habe die Dichtkunst nicht studiert, um selbst zu dichten, sondern um Gedichte beurteilen und die Dichter nach Verdienst belohnen zu können.«

»Zu meiner Zeit,« warf Sully ein, »beschäftigte man sich mit diesen Herren gar nicht.«

»Eure Zeit, Messire,« sagte Richelieu, »war eine ruhmvolle Zeit; man verzeichnete in derselben die Namen von Schlachten, welche Contras, Arques, Ivry, Fontaine-Francaise hießen; man nahm in derselben die Pläne Franz I. und Heinrich's II. gegen das Haus Österreich wieder auf, und Ihr, Herr Herzog, waret eine der Hauptstützen dieser Pläne.«

»Was mich auch mit der Königin-Mutter entzweite.«

»Man befestigte in jener Zeit den Einfluss Frankreichs in Italien,« fuhr Richelieu fort, scheinbar ohne auf die Unterbrechung zu achten, deren Sinn er jedoch seinem Gedächtnisse tief einprägte; »man eroberte Savoyen, Brescia, Bugey und Valromay; man unterstützte die in der Empörung gegen Spanien begriffenen Niederlande, man näherte in Deutschland die Lutheraner den Katholiken, man überlegte den Entwurf zu einer allgemeinen christlichen Republik, in welcher alle Differenzen vor einen souveränen Senat hätten kommen, in welcher alle Religionen hätten gleiche Rechte genießen sollen.«

»Ja, und alle diese Pläne durchstachen die Königsmörder der mit ihrem verruchten Stahl.«

Auch diese Äußerung ließ der Kardinal nicht unbemerkt an seinem Ohr vorübergehen.

»In so glorreichen Zeiten,« fuhr er fort, »hatte man natürlich nicht Musse, sich mit der Literatur zu beschäftigen. Unter einem Cäsar wird kein Horaz oder Virgil geboren, oder wenn sie auch unter einem Cäsar geboren werden, dichten sie nur unter Augustus. Ich bewundere Eure Gesetzgeber und Eure Krieger, Herr Herzog; verachtet dafür auch meine Poeten nicht. Durch die Krieger und die Gesetzgeber mögen die Reiche größer werden; durch die Dichter allein werden sie glänzend und berühmt. Die Zukunft ist eine Nachts so wie die Vergangenheit, und in dieser Nacht stehen als Leuchttürme die Poeten. Fragt heute nach den Generälen und Ministern des Augustus; man wird nur Agrippa nennen, die Andern sind verschollen. Fraget aber um die Schützlinge des Mecänas und man wird Euch Horaz, Virgil, Varius, Tibullus anführen. Die Verbannung des Ovid ist ein Fleck an der Regierung des Neffen Cäsars. Ich kann nicht Agrippa oder Sully sein; gönnt mir den Namen eines zweiten Mecänas.«

Sully blickte mit Staunen nach dem Manne, von dessen stolzer Tyrannei man ihm zwanzigmal erzählt hatte und der zu ihm kam, um ihn an die glorreiche Zeit seiner Macht zu erinnern und ihn zu versichern, dass er jetzt nicht minder groß sei, als damals.

Er stocherte in seinen Zähnen herum, die jedem jungen Manne Ehre gemacht haben würden.

»Gut, gut, gut!« sagte er, »ich lasse Euch Eure Poeten, obwohl sie keine besonders vorzüglichen Dinge schaffen.«

»Herr von Sully,« sagte der Kardinal, »wie lange ist es her, dass Ihr die Ulmen pflanzen ließt, die jetzt unsere Wege beschatten?«

»Herr Kardinal, das geschah in den Jahren 1598 bis 1604, es mögen also jetzt etwa vierundzwanzig Jahre seitdem verfließen sein.«

»Waren sie damals so schön, so stark, so schattig, wie heute?«

»Das heißt, man hat sie damals arg zugerichtet.«

»Ja, ich weiß, dass das Volk, welches, oft die besten Absichten verkennend, den Schatten nicht sehend, den eine vorsorgliche Hand dem müden Wanderer der Zukunft bereitete, einen Teil dieser Bäumchen ausriss. Sind aber die übrigen nicht gewachsen, haben sie nicht ihre Äste ausgebreitet, ihr Blätterdach verdichtet?«

»Ia wohl, ja wohl,« sagte Sully freudig, »und wenn ich diese übergebliebenen Bäume sehe, wie sie so stark, so grün, so hoch sind, bin ich fast über den Verlust der anderen getröstet.«

»Und gerade so, Herr von Sully, ergeht es mir mit meinen Poeten; die Kritik wird einen Teil von ihnen vernichten, der gute Geschmack einen andern Teil, aber Die, welche bleiben, werden nur um so kräftiger, um so fruchtbarer sein. Heule habe ich eine Ulme gepflanzt, die man Rotrou nennt, morgen werde ich eine Eiche pflanzen, die Corneille heißen wird; dabei begieße ich die, welche unter Eurer Regierung von selbst empor gesprossen sind: Desmarets, Bois-Robert, Mairet. Voiture, Chapelain, Gombault, und es ist wahrlich nicht meine Schuld, wenn sie nicht so gedeihen, wie sie sollten.«

»Sei es. sei es!« sagte Sully, »die großen Denker, sagt man — und Ihr seid ein großer Denker, Kardinal — müssen eine Zerstreuung haben, und in Euren freien Augenblicken ist es eben so gut, wenn Ihr Gärtner seid, als irgend etwas Anderes.«

»Wenn Gott meinen Garten segnet, Herr von Sully, wird er zum Garten für die ganze Welt werden.«

»Ich glaube aber nicht,« sagte jetzt Sully in verändertem Tone, »dass Ihr um fünf Uhr Morgens aufgestanden seid, um mir Artigkeiten zu sagen und von Euren Poeten zu erzählen,«

»Erstens bin ich nicht um fünf Uhr Morgens aufgestanden, Herr Herzog; ich habe mich einfach gar nicht niedergelegt. Zu Eurer Zeit. Herr Herzog, ging man spät zu Bett und stand früh auf, aber man schlief doch. In der jetzigen Zeit schläft man nicht mehr. Ich bin in der Tat nicht hierhergekommen, um Euch Artigkeiten zu sagen, und mit Euch von meinen Schützlingen zu sprechen, aber da sich die Gelegenheit zu diesem Gespräche ergab, ließ ich sie nicht unbenutzt vorübergehen. Ich bin gekommen, um mit Euch über zwei. Dinge zu sprechen, die Ihr eben selbst in Eurem Gespräche schon berührt habt.«

»Ich hätte von zwei Dingen gesprochen?«

»Ja!«

»Ich erinnere mich nicht, etwas gesagt zu haben.«

»Entschuldigt, Herr Herzog, als ich Euch an Eure weittragenden Pläne erinnerte, welche gegen, Österreich und Spanien gerichtet waren, sagtet Ihr, diese Pläne hätten Euch mit der Königin-Mutter entzweit.«

»Das ist wahr; ist sie nicht Österreicherin durch ihre Mutter Johanna und Spanierin durch ihren Onkel Carl V.?«

»Ganz wohl! Aber doch wart Ihr es, Herr Herzog, dem sie das Glück verdankte, Königin von Frankreich zu werden.«

»Es war ein Unrecht von mir, dass ich Heinrich IV. meinem erhabenen Herrn, diesen Rat gab, und oft schon habe ich es bereut,«

»Nun, denselben Kampf, den Ihr vor zwanzig Jahren zu bestehen hattet, und in welchem Ihr unterlagt, denselben Kampf bestehe ich heute, und vielleicht werde auch ich zum Unglücke für Frankreich unterliegen; denn heute habe ich zwei Königinnen gegen mich, die junge und die alte.«

»Glücklicherweise,« sagte Sully lachend und seinen Zahnstocher beißend, »ist es nicht die junge, welche den größeren Einfluss hat. Heinrich IV. liebte zu viel; sein Sohn liebt nicht genug.«

»Habt Ihr manchmal über diesen Unterschied nachgedacht, Herr Herzog, der zwischen dem Vater und dem Sohne besteht?«

Sully blickte den Kardinal spöttisch an, als ob er sagen wollte: »Willst Du da hinaus?«

»Zwischen dem Vater und dem Sohne?« wiederholte er fragend, »o, ich habe darüber nachgedacht, und das sehr oft.«

»Erinnert Ihr Euch an den Pater, der die Thätigkeit selbst war, zwanzig Meilen im Tage zu Pferde zurücklegte, und Abends Ball schlug, der immer auf den Beinen war, der in Person Beratungen hielt, der in Person die Gesandten empfing, der vom Morgen bis zum Abend jagen konnte, der in Allem und Allem feurig und energisch war, der spielte, um zu gewinnen, und zu betrügen anfang, wenn er zu gewinnen aufhörte, der immer lächelte und immer dem weinen nahe war, der bei jeder noch so flüchtigen Leidenschaft zur Hälfte sein Herz einsetzte, der die Frauen achtete und betrog?

»Er hatte vom Himmel das große Geschenk erhalten, welches machte, dass die heilige Theresia über Satan weinte, der nur hassen kann: er liebte.«

»Habt Ihr König Heinrich IV. Gekannt?« fragte Sully erstaunt.

»Ich habe ihn ein- oder zweimal in meiner Jugend gesehen,« antwortete Richelieu, »aber ich habe ihn später zum Studium meines Lebens gemacht . . . und betrachtet nun ihm gegenüber seinen Sohn! Lässig wie ein Greis, düster wie ein Gespenst, niemals aufrecht gehend. sondern, wenn er nicht sitzt, an einen Pfeiler, an ein Fenster gelehnt sich haltend, blickend, ohne zu sehen, auf der Jagd einem Automaten gleichend; spielend, ohne Wunsch, zu gewinnen, ohne Bedauern über den Verlust. Viel schlafend, wenig weinend, nichts liebend und, was noch schlimmer ist, auch Niemand liebend.«

»Über einen solchen Menschen muss Euch begreiflicher Weise jeder Einfluss fehlen?«

»Nicht so ganz: denn er besitzt doch zwei hervorragende Eigenschaften: er hat den Stolz des Herrschers, und ist auf die Ehre Frankreichs eifersüchtig. Das sind die zwei Sporen, mit denen ich ihn stachle, und ich würde ihn auf diese Weise zur Größe führen, wenn seine Mutter nicht immer auf meinem Wege stände, um Spanien zu verteidigen und Österreich zu unterstützen, wenn ich, eingedenk der Tradition des großen Königs Heinrich IV. und seines nicht minder großen Ministers Sully, diese beiden ewigen Feinde Frankreichs angreifen will. Ich komme, also zu Euch, meinem Meister, den ich studiere, den ich bewundere, besonders als Finanzmann; ich komme, um Euren Beistand gegen jenen bösen Dämon zu suchen, der einst Euch bekämpfte, und der jetzt mich bekämpft.«

»Worin kann ich Euch helfen, Herr Kardinal, da man von Euch sagt, Ihr wäret mächtiger, als der König?«

»Ihr sagtet, Herr Herzog, dass die Mörder den König mitten in seinen kühnsten Plänen tödteten,«

»Habe ich die Mörder oder der Mörder gesagt?«

»Ihr sagtet, die Mörder.«

Sully schwieg.



»Nun denn,« sagte Richelieu, seinen Stuhl näher zu dem Armsessel Sully's rückend, »sammelt Eure Erinnerungen, Herzog, über jenen fluchwürdigen 14. Mai und saget mir, welches die Bemerkungen waren, die Ihr damals machtet.«

»Man bemerkt oft etwas, ohne darauf zu achten. Wenn die Vorsehung wacht, mag es oft geschehen, dass die Menschen schlafen, aber König Heinrich hatte vor Allem zwei Unklugheiten begangen.«

»Welche?«

»Erstens hatte er dem Papste Paul V. die Wiederherstellung des Jesuitenordens im Reiche versprochen, aber als er Wort halten sollte, ihm gesagt: »Ew. Heiligkeit, wenn ich zwei Leben hätte, so würde ich eines mit Vergnügen geben, um den Wunsch Ew. Heiligkeit zu befriedigen, aber da ich nur eines habe, so muss ich es für den Dienst Eurer Person und die Wohlfahrt meiner Untertanen anwenden.« Zweitens gestattete er es, dass im versammelten Parlamente Concino Concini, der Cavalier der Königin, beleidigt wurde; die Königin sah sich in ihrem Cicisbeo verletzt und schwor ihrem Gemahl eine echt italienische Vendetta. Sie verschloss sich von nun an allen Andeutungen, die ihr über Komplotte gegen das Leben Heinrichs gemacht wurden.«

»Machte ihr solche Andeutungen nicht namentlich eine gewisse Frau von Coëtman?«

Sully erbehte.

»Ja,« sagte er nach einem kurzen Stillschweigen, »aber es gab auch Andere; da war ein gewisser Lagarde, welcher in Neapel bei Hebert gewohnt hatte. Dieser benachrichtigte den König von der ganzen Verschwörung und wurde dafür auf Befehl des Herzogs von Epernon ermordet. Dann gab es einen gewissen Labrosse, der später nicht mehr aufgefunden werden konnte, und welcher am Morgen des verhängnisvollen Tages dem Herzog von Vendôme sagte, dass der Übergang vom 13. zum 14. Mai für den König gefährlich sein würde. — Ich weiß übrigens nicht, ob Ihr schon daran gedacht habt, dass die Zahl 14 im Leben des Königs und für seinen Tod entscheidend war,«

»Nein,« sagte Richelieu, welcher den Faden des Gespräches Sully überließ, um desto sicherer ans Ziel zu gelangen.

»So hört denn: Erstens wurde Heinrich IV. 14 Jahrhunderte, 14 Decaden und 14 Jahre nach der Geburt unseres Heilands geboren.

»Zweitens: Der erste Tag seines Lebens war der 14. Dezember, der letzte der 14. Mai.

»Drittens: Er hatte in seinem Namen — Henry de Navarre — 14 Buchstaben.

»Viertens: Er lebte 4mal 14 Jahre, 4mal 14 Tage und 14 Wochen.

»Fünftens: Er wurde durch Johann Chatel 14 Tage nach dem 14. Dezember des Jahres 1598 verwundet. Zwischen diesem Tage und dem seines Todes verstrichen 14 Jahre, 14 Monate und 14mal 5 Tage.

»Sechstens: Am 14. März gewann er die Schlacht von Fory,

»Siebentes: Der Dauphin, der heute auf dem Throne sitzt, wurde am 14. August getauft.

»Achtens: Ravailac wurde 14 Tage nach dem Tode des Königs hingerichtet?

»Neuntes endlich gibt hundertfünfzehnmal 14 die Zahl 161«, sein Todesjahr.«

»Das ist in der Tat merkwürdig,« sagte Richelieu, »aber kommen wir abermals auf unser Gespräch zurück; hat sich jene Coëtman nicht auch an Euch, Herr Herzog, gewendet?«

Sully senkte den Kopf.

»Auch die Besten und die Ergebensten,« sagte er, »sind zuweilen verblendet, Übrigens sprach ich davon mit dem Könige, aber dieser zuckte die Achseln und sagte: »Was willst Du, Rosny — er nannte mich immer nach meinem Geburtsnamen, obwohl er mich zum Herzog von Sully gemacht hatte — was willst Du, Rosny, es wird so kommen, wie es Gott gefällt.«

»Es war ein Brief, den diese Frau an Euch richtete, nicht wahr, Herr Herzog?«

»In!«

»An wen war dieses Schreiben adressiert?«

»An mich, um dem Könige übergeben zu werden.«

»Von wem war der Brief geschrieben?«

»Von der Coëtman.«

»Eine Andere aber hat Euch denselben übergeben.«

»Fräulein von Gournay.«

»Und darf ich Euch fragen — bedenkt wohl, Herr Herzog, dass es zur Ehre und zum Heile Frankreichs ist, wenn ich mir erlaube, gewissermaßen ein Verhör mit Euch anzustellen.«

Sully machte ein Zeichen mit dem Kopf, welches andeuten sollte, dass er bereit sei, zu antworten.

»Und darf ich Euch fragen,« fuhr der Kardinal fort, »warum Ihr es für gut fandet, diesen Brief dem Könige nicht zu zeigen?«

»Weil die Namen der Königin-Mutter, Epernon's und Concini's in demselben ganz deutlich zu lesen waren.«

»Habt Ihr diesen Brief aufbewahrt, Herr Herzog?«

»Nein, ich habe ihn zurückgegeben.«

»An wen?«

»An Die, welche ihn gebracht hatte, an Fräulein von Gournay.«

»Würdet Ihr Euch weigern, Herr Herzog, mir ein Billet folgenden Inhalts zu geben: »Fräulein von Gournay ist ermächtigt, dem Herrn Kardinal Richelieu den Brief auszufolgen, der am 11. Mai 1610 von Frau von Coëtman an den Herrn Herzog von Sully gerichtet wurde?«

»Nein, wenn Fräulein von Gournay sich weigern sollte; aber sie wird sich nicht weigern, denn sie ist arm.«

»Wenn sie sich aber dennoch weigerte?«

»So schickt mir einen Boten und er wird Euch meine Genehmigung bringen.«

»Nun noch ein letztes Wort, Herr Herzog, und Ihr werdet den vollsten Anspruch auf meine Erkenntlichkeit haben.«

Sully verneigte sich.

»Bei Messire Joly von Fleury, Berichterstatter des Parlaments, befand sich in einer Kassette das Protokoll des Ravailac'schen Processes.

»Diese Kassette ist reclamirt worden, und wurde in den Justizpllast gebracht, wo sie bei Gelegenheit eines Brandes verschwunden ist, so dass Joly von Fleury sich nur noch im Besitze jenes Teiles des Protokolls befand, welches die von Ravailac auf dem Schafott gemachten Aussagen enthielt.

»Dieses Blatt befindet sich nicht mehr in den Händen Der Familie.«

»Ich weiß es; es wurde durch Joly von Fleury vor seinem Tode zurückgestellt.«

»Wisst Ihr, an wen?« fragte lebhaft der Kardinal.

»Ihr wisst es?« rief der Kardinal, unfähig, eine freudige Bewegung zu unterdrücken; »nun, dann werdet Ihr mir es auch sagen, nicht wahr? Dieses Blatt enthält mein Lebensglück, doch das will nichts bedeuten, aber es enthält auch den Ruhm, die Größe und die Ehre Frankreichs. Im Namen des Himmels beschwöre ich Euch, mir zu sagen, in wessen Hängen sich das Blatt befindet.«

»Unmöglich!«

»Und warum unmöglich?«

»Weil ich einen Eid geleistet habe.«

Der Kardinal erhob sich.

»Wenn der Herzog von Sully einen Eid geleistet hat, muss dieser wohl in Ehren bleiben, aber es ist ein Missgeschick für Frankreich.«

Und ohne noch durch ein einziges Wort die Umstimmung Sully's zu versuchen, machte er dem Herzog eine tiefe Verneinung, die höflich, aber gemessen erwidert wurde, und zog sich zurück, indem er an jener Vorsehung zu zweifeln begann, deren Hilfe ihm Pater Joseph in so sichere Aussicht gestellt hatte.

---

## X.

### **Der Kardinal im Schlafrock.**

Um sieben Uhr des Morgens kehrte der Kardinal in seine Wohnung zurück, verabschiedete die Träger seiner Sänfte, nachdem er sie reichlich bezahlt hatte, begab sich auf zwei Stunden zur Ruhe und erschien gegen halb zehn Uhr wieder in seinem Arbeitszimmer, in Pantoffeln und im Schlafrock.

Dieses Arbeitscabinet war sein Universum; hier arbeitete er zwölf bis vierzehn Stunden des Tages, hier frühstückte er mit seinen Räten, mit seinen Lustigmachern und Schmarotzern, und zuweilen schlief er auch hier auf einem großen bettförmigen Sopha, auf das er sich, von den Geschäften der Politik abgespannt, ganz angekleidet warf, um einige Stunden zu ruhen. Gewöhnlich dinierte er auch hier in Gesellschaft seiner Nichte.

In dieses Kabinett, welches alle Staatsgeheimnisse einschloss, durfte in Abwesenheit Richelieus Niemand eintreten, außer seinem Sekretär Charpentier, auf den er sich wie auf sich selbst, verlassen konnte.

Wenn er eingetreten war, ließ er durch Charpentier alle geheimen Ausgänge dieses Kabinetts öffnen, mit Ausnahme dessen, der zu seiner schönen Nachbarin, Marion de Lorme, führte, und zu der er allein den Schlüssel besaß.

Cavois war so unbescheiden schwatzhaft gewesen, zu erzählen, dass er zuweilen, wenn der Kardinal, statt sich in seinem Zimmer zu Bett zu legen, angekleidet auf dem Divan in seinem Arbeitscabinet schlief, während der Nacht eine zweite Stimme gehört hätte, welche dem Klang nach eine weibliche gewesen wäre und die sich mit ihm durch Gespräche unterhielt.

Die bösen Zungen behaupteten darauf — und das Gerücht verbreitete sich — diese zweite Stimme wäre die der Marion de Lorme gewesen, welche damals in der ganzen Blüte ihrer Jugend und Schönheit stand, da sie kaum achtzehn Jahre alt war. Sie sollte wie eine Fee durch die Mauer oder wie eine Nymphe durch das Schlüsselloch hereingekommen sein, und sich mit dem Kardinal von Dingen unterhalten haben, welche keineswegs in Beziehung zu der Politik standen.

Es konnte indes Niemand behaupten, sie jemals bei dem Kardinal gesehen zu haben.

Wir wissen, dass sich in der Füllung dieser Tür eine Art Briefkasten befand, und dass der Kardinal auf diesem Wege mit der schönen Frau korrespondierte.

Heute hatte er ihr wahrscheinlich etwas Wichtiges zu sagen, denn er war kaum in sein Kabinett getreten, als er einige Zeilen auf ein Stück Papier schrieb, die Verbindungstür öffnete, das Papier unter die zweite Tür schob, die Glocke zog und wartete.

Da wir vor unseren Lesern keine Geheimnisse haben, können wir ihnen sagen, dass das Papier folgende Fragen enthielt:

»Wie oft ist der Graf von Moret seit acht Tagen zu Frau von Montagne gekommen? Ist er treu oder untreu? Im Ganzen, was weiß man von ihm?«

Diese Fragen waren wie gewöhnlich mit dem Vornamen des Kardinals »Armand« unterschrieben,

Aber Schrift und Unterschrift waren verstellt und hatten mit den gewöhnlichen Schriftzügen des Kardinals nicht das Geringste gemein.

Nun rief der Kardinal Charpentier und fragte ihn, wer sich im anstoßenden Salon befinde.

»Der ehrwürdige Pater Mulot, Herr de la Follone und Bois-Robert,« antwortete der Sekretär.

»Gut,« sagte Richelieu, »lasst sie eintreten.«

Es wird unseren Lesern auffallen, wie Mulot, der Beichtvater des Kardinals, in Gesellschaft mit seinen Lustigmachern und Schmarotzern geriet. Nun, Mulot war keiner jener strengen Casuisten, die als Priester ihre Beichtkinder mit Strafen und Bußen überladen.

Nein! Der Pater Mulot war vor allen Dingen der Freund des Kardinals. Elf Jahre zuvor, als nach der Ermordung des Marschall d'Ancre die Königin-Mutter nach Blois und der Kardinal nach Avignon verwiesen worden war, hatte Mulot, entweder aus Freundschaft für den jungen Richelieu, oder im Vertrauen auf dessen künftige Größe, Alles verkauft, was er besaß, und die drei- bis viertausend Taler, die er erhielt, dem Kardinal gegeben, der damals noch Bischof von Lucon war. Er behielt daher auch seine derbe Sprache gegen alle Welt bei und legte sich für Niemand Zwang auf, wer es auch sein mochte. Aber besonders in Beziehung auf schlechten Wein war er um so weniger fügsam, da er zu den eifrigsten Anbetern des guten gehörte. Eines Tages speiste er zu Mittag bei dem Herzog von Alaincourt, Gouverneur von Lyon, Er war unzufrieden mit dem Wein, den man ihm vorgesetzt hatte, rief den Lakaien, der ihm denselben einschenkte, zu sich, nahm ihn bei einem Ohrzipfel und sagte:

»Mein Freund, Ihr seid ein großer Schelm, dass Ihr Euren Gebieter nicht in Kenntnis setzt. Er versteht sich vielleicht nicht auf den Wein, und glaubt, uns guten zu geben, während er uns mit Gesindewein bedienen lässt.«

Bei seinem Cultus der Rebe hatte der würdige Almosenier eine Nase gewonnen, welche der Bardolphs glich, des lustigen Gefährten Heinrich's V. von England, so dass sie am Abend als Laterne hätte dienen können. Als nun eines Tages der Herzog von Richelieu, damals Bischof von Lucon, verschiedene Filzhüte aufprobierte, sah der Pater Mulot ihm dabei zu; Richelieu setzte endlich einen der Hüte auf und fragte: »Kleidet er mich gut?«

»Erwürbe Euch noch besser stehen, Herr Herzog,« entgegnete Bois-Robert, »wenn er die Farbe von der Nase Eures Almoseniers hätte.«

Dieser verzieh dem Narren das Witzwort niemals.

Der zweite Tischgenosse des Kardinals war ein Edelmann aus der Touraine, Namens La Follone. Er wurde dem Kardinal, als dieser noch keine Garden hatte, gewissermaßen als Wächter

beigegeben, der verhindern sollte, dass Richelieu von unwillkommenen Besuchen in seinen Geschäften gestört werde. Dieser Follone war ein ebenso großer Gourmand, als Mulot ein Weinkenner; den Einen essen und den Andern trinken zu sehen, war ein Vergnügen, welches sich der Kardinal fast täglich machte.

La Follone dachte in der Tat nur an die Tafel. Wenn die Anderen sagten: »Es wäre heute schönes Wetter, um einen Spaziergang zu machen, um auf die Jagd zu gehen, um zu baden,« antwortete er regelmäßig: »Es ist heute schönes Wetter, um zu essen.« So kam es denn, dass der Kardinal, ungeachtet er Garden bekam, La Follone bei sich behielt.

Der Dritte im Bunde war Franz Chatel von Bois-Robert, dem Namen nach einer der Mitarbeiter des Kardinals, in Wirklichkeit aber sein Narr.

Bois-Robert war Advocat in Rouen gewesen, aber aus dieser Stadt wegen eines verdrießlichen Prozesses, den er mit einer Weibsperson bekam, davongegangen, hatte sich nach Paris begeben, wo er sich zuerst an den Kardinal Duperron attachierte, dann aber in den Dienst Richelieu's zu kommen trachtete; allein er war diesem durchaus nicht sympathisch, und oft zürnte der Kardinal seiner Umgebung, dass sie es nicht verstand, ihn von diesem Menschen zu befreien.

»O, Monseigneur,« sagte Bois-Robert eines Tages, »Ihr gönnet wohl den Hunden die Brocken, die von Eurer Tafel abfallen; bin ich weniger als ein Hund?«

Diese Demut, man möchte es schon Erniedrigung nennen, entwaffnete den Kardinal, und von diesem Tage an schien er sich an Bois-Robert zu gewöhnen, so dass er später gar nicht ohne ihn sein konnte.

Er war seine Morgenzeitung; durch Bois-Robert erfuhr der Kardinal Alles, was innerhalb jener Republik der Literatur und der Wissenschaften vorging, die sich damals zu bilden anfang. Bois-Robert, welcher ein vortreffliches Herz hatte, leitete auch die Hand des Kardinals bei den Wohltaten, die sie übte, und manchmal zwang er sogar diese Hand, sich zu öffnen, wenn sie aus Regungen des Hasses oder der Eifersucht geschlossen bleiben wollte; Bois-Robert lehrte den Kardinal, dass Der, welcher sich rächen will, nicht hassen dürfe, und dass Der, welcher allmächtig ist, nicht eifersüchtig zu sein braucht.

Man begreift, dass bei dieser ewigen Geistesanstrengung in politischen Kragen, bei diesen ewigen Complainten, welche ihn umgaben, bei diesem ewigen Kampfe gegen seine zahlreichen Widersacher, der Kardinal von Zeit zu Zeit dringend einer Zerstreuung bedurfte, sollte der allzu straff gespannte Bogen nicht brechen.

Namentlich nach Nächten, wie die eben verlebte, und inmitten seiner trübsten Vorahnungen, suchte der Kardinal die Gesellschaft dieser drei Männer, um sich von seinen Arbeiten, seinen Besorgnissen, seinen Mühen für einige Augenblicke zu erholen.

Übrigens wollte er auch Bois-Robert beauftragen, die Wohnung des Fräulein von Gournay zu entdecken, um ihm die Dame zuzuführen.

Kaum war also seine schriftliche Frage an Marion de Lorme an dem Ort ihrer Bestimmung, als er, wie wir gesehen haben, seine Tischgenossen einzulassen befahl.

Charpentier öffnete ihnen die Tür.

Bois-Robert und La Follone stritten mit einander wegen des Vortritts, aber Mulot, welcher übler Laune zu sein schien, schob sie Beide auf die Seite und trat ein.

Er hielt einen Brief in der Hand.

»O, o!« rief ihm der Kardinal zu, »was haben wir denn, mein lieber Abbé?«

»Was ich habe? Ich bin wütend!«

»Und warum?«

»O, sie werden es niemals anders machen!«

»Wer?«

»Die, welche mir da schreiben, und die zu Euren Leuten gehören, Herr Kardinal.«

»Guter Gott! Was für Bosheiten enthält denn dieser Brief?«

»Es ist nicht der Brief, der mich erzürnt; er ist im Gegenteile gegen die Gewohnheit Eurer Leute in den höflichsten Ausdrücken abgefasst.«

»Was ist es also, das Euch erzürnt?«

»Die Adresse! Ihr wisst wohl, dass ich nicht Euer Almosenier bin. Wenn ich einmal einwilligen würde, Jemandes Almosenier zu sein, so müsste der ein Größerer sein, als Ihr! Einstweilen bin ich Canonicus und nichts Anderes.«

»Und was stand denn auf dieser Adresse?«

»Da steht: Herrn, Herrn Mulot, Almosenier Sr. Eminenz — diese Narren!«

»Oho!« rief der Kardinal lachend, denn er wusste im Voraus, dass er sich eine derbe Antwort zuziehe — »und wenn ich es selber wäre, der diese Adresse geschrieben hat?«

»Wenn Ihr es wäret, Herr Kardinal, so würde es mich nicht wundern; es wäre eben nicht der erste närrische Streich von Euch.«

»Ich bin sehr erfreut, zu wissen, dass Ihr Euch darüber ärgert.«

»Ich ärgere mich nicht nur; ich bin außer mir!«

»Desto besser!«

»Warum desto besser?«

»Weil Ihr niemals so unterhaltend seid, als wenn Ihr Euch ärgert, und da ich Euch gern im Zorn



sehe, so werde ich Euch nie anders schreiben, als: Herrn, Herrn Mulot, Almosenier Sr. Eminenz.«

»Thut das nur, und Ihr werdet sehen!«

»Was werde ich sehen?«

»Ihr werdet sehen, dass ich Euch allein frühstücken lasse.«

»Gut, dann werde ich Euch durch Cavois holen lassen.«

»Ich werde aber nicht essen.«

»So werde ich Euch mit Gewalt füttern lassen.«

»Ich werde nicht trinken.«

»Man wird vor Eurer Nase Flaschen aus der Romagna und aus der Champagne entkorken.«

»Schweigt, schweigt!« schrie Mulot wütend; »Ihr seid ein boshafter Mensch, das sage ich laut.«

»Mulot, Mulot,« sagte der Kardinal, dem vor Lachen die Tränen in die Augen traten, »ich werde Euch hängen lassen.«

»Und unter welchem Vorwand?«

»Unter dem Vorwand, dass Ihr die Wahrheit zu laut sagtet.«

Alle brachen in ein lautes Gelächter aus, während Mulot den verhassten Brief in Stücke riß und ins Heuer warf.

Während dieses Gespräches hatte man einen gedeckten Tisch hereingetragen.

»Sehen wir lieber, was es zu frühstücken gibt!« rief La Follone, »und erforschen wir, ob es der Mühe lohnt, dass ein braver Edelmann zu Hause ein gutes Frühstück im Stiche lässt, um hierher zu kommen.«

Und während er die Deckel von den Schüsseln hob, rief er:

»Ah, ah, ein Capaun à 1a royale! Hier ein Ragout von Brachvögeln und Lerchen! Zwei gebratene Becassinen! Gehackte Champignons! Seekrebse von Bordeaux! In der Tat, man kann das schon ein Frühstück nennen!«

»Bah!« rief Mulot, »was das Essen anbelangt, so wird immer genug da sein; man weiß, dass der Herr Kardinal sich aller Todsünden schuldig macht, und besonders der der Völlerei; aber man muss die Weine prüfen. Rothen Bouzy, hm! Bordeaux — das ist gut für Leute, welche an verdorbenem Magen leiden. Aha, da ist Burgunder! Nuits! O, o! Pomard. Windmüller! Es ist zwar nicht das Beste, was man trinken kann, aber man muss sich damit begnügen.«

»Wie. Abbé, Ihr habt zu Eurem Frühstück Champagner, Bordeaux und Burgunder und Ihr findet das noch nicht genug?«

»Ich sage nicht, dass es nicht genug wäre,« entgegnete Mulot; »ich sage nur, sie hätten besser sein können.«

»Frühstückst Du mit uns, Le Bois?« fragte der Kardinal.

»Ew. Eminenz werden mich entschuldigen, aber es ist mir nur befohlen, herzukommen, ohne dass von einem Frühstücke Erwähnung geschah, und so habe ich denn mit Racan gefrühstückt, der seine Hosen an einem Ecksteine zwischen der Rue du Temple und Rue St. Antoine auszog.«

»Was für vert — Dinge erzählst Du da? Setzt Euch zu Tische, Mulot, und auch Ihr, La Follone, und paßt auf Le Bois, der uns irgend eine kolossale Lüge zum Besten geben wird.«

»Er mag erzählen!« sagte La Follone; »ich werde ihn gewiss nicht unterbrechen.«

»Ich trinke dies Glas Pomard aus Eure Erzählung, Meister Le Bois,« sagte Mulot mit einem Reste von Groll, »und wünsche nur, sie möge etwas unterhaltender sein, als gewöhnlich.«

»Ich kann sie nicht unterhaltender machen, als sie wirklich ist, denn ich erzähle die Wahrheit.«

»Die Wahrheit!« rief der Kardinal, »als ob es so gewöhnlich wäre, dass man um halb neun Uhr des Morgens auf offener Straße seine Hosen auszieht.«

»Nun, Ihr werdet sehen, Monseigneur! — Ew. Eminenz wissen, dass Malherbe hundert Schritte von hier in der Rue des Tournelles wohnt.«

»Ja, ich weiß das!« sagte der Kardinal, der sehr wenig aß, aber desto lieber während des Essens sprach.

»Nun denn; es scheint, dass er gestern in Gesellschaft von Ivrande und Racan eine Orgie feierte. Da er aber nur ein Zimmer hat und seine Gäste so betrunken waren, dass sie den Heimgang nicht wagen konnten, so mussten sie wohl alle Drei in demselben Zimmer schlafen. Und da scheint es, dass Racan zuerst erwachte. Er, der bekanntlich sehr zerstreut ist, steht auf, hält die Hosen Ivrande's für seine Unterhosen und zieht sie an, ohne seinen Irrthum zu bemerken. Darüber jedoch legt er seine Beinkleider an, vollendet seine Toilette und geht aus. Fünf Minuten später erwacht Ivrande und findet seine Hosen nicht.«

»Mordieu!« sagte er zu Malherbe, »es scheint, dass dieser Confusionsrath Racan meine Hosen mitgenommen hat.«

»Und ohne auf das Geschrei Malherbe's zu achten, der noch im Seite liegt, zieht er seinerseits dessen Hosen an und stürzt aus die Straße, wo er zu laufen beginnt, um Racan einzuholen, was ihm auch gelingt.«

»Racan, der ganz gravitatisch einherstolziert und gar nicht bemerkt, dass er heute ungewöhnlich wohlbeleibt ist, wird angehalten, und Ivrande fordert gebieterisch sein Eigentum zurück.«

»Es ist in der Tal wahr! Du hast wirklich Recht!« sagte Racan, als er endlich den begangenen Missgriff bemerkte.

»Und ohne weitere Umstände setzt er sich, wie ich bereits die Ehre hatte, Ew. Eminenz mitzuteilen, an einem der belebtesten Punkte in Paris auf einen Eckstein, zieht erst die oberen und dann die unteren Beinkleider aus, gibt diese letzteren Ivrande zurück und zieht die seinigen wieder an. In diesem Augenblicke kam ich dazu und bot Racan ein Frühstück an. Er weigerte sich anfangs, indem er sagte, er sei heute nur deshalb so zeitig aufgestanden, weil er ein äußerst wichtiges Geschäft zu besorgen habe; aber als er sich erinnern wollte, was es sei, kam er damit nicht zum Ziele. Wie wir unser Frühstück beinahe beendet hatten, schlug er sich plötzlich mit der geballten Faust vor die Stirn.

»Jetzt erinnere ich mich,« rief er, »was ich eigentlich zu tun hatte!«

»Und was hatte er zu tun?« fragte der Kardinal, der, wie immer, an der lebhaften Erzählungsweise Bois-Robert's großes Interesse fand.

»Er hatte sich nach dem Befinden der Frau Marquise von Rambouillet zu erkundigen, die seit dem Unfall des Marquis Pisani am Fieber leidet.«

»In der Tat,« sagte der Kardinal; »meine Nichte hat mir auch davon erzählt; es ist gut, dass Ihr mich daran erinnert, Bois-Robert; Ihr werdet Euch im Vorbeigehen erkundigen.«

»Es ist überflüssig.«

»Warum?«

»Weil sie genesen ist!«

»Genesen? Und wer hat sie behandelt?«

»Voiture!«

»Bah, seit wann ist Voiture Arzt?«

»Er ist kein Arzt, aber Eminenz werden sehen, dass man nicht Arzt zu sein braucht, um Jemanden vom Fieber zu befreien.«

»Wie das?«

»Man braucht nichts weiter dazu, als zwei Bären.«

»Wie? Zwei Bären?«

»Ja! Voiture hatte gehört, dass man Jemand das Fieber vertreiben könne, wenn man den Patienten durch, etwas Außerordentliches überrasche. Voiture ging also durch die Straßen und suchte nach einer Überraschung für die Marquise, als er zwei Bärenführern mit ihren Tieren begegnete.

»O, Par Dieu,« rief er, »das ist gerade, was ich brauchen kann.«

»Er forderte die beiden Savoyarden auf, ihm zu folgen, und führte die ganze Gesellschaft in das Hotel Rambouillet.

»Die Marquise saß, in einen Shawl gehüllt, vor ihrem Kaminfeuer. Zwischen ihr und der Glut steht ein Wandschirm; Voiture tritt sachte ein, stellt zwei Stühle hinter den Schirm und lässt die Bären auf die Stühle steigen. Die Marquise hört hinter sich ein lautes Schnarchen, sie kehrt sich um und blickt in die geöffneten Rachen der zwei Ungetüme. Sie glaubte vor Schrecken sterben zu müssen, aber das Fieber war fort.«

»O, welche Geschichte!« rief der Kardinal; »was denkt Ihr davon. Mulot?«

»Ich denke,« sagte dieser, den der Wein gutgelaunt gemacht hatte, »dass mit Gottes Hilfe alle Mittel gut sind.«

»Ihr bringet da Gott in eine sehr gemischte Gesellschaft, in der sich Voiture, die Frau Marquise und zwei Savoyarden befinden.«

»Gott ist überall,« sagte mit scheinheiligem Wesen der Almosenier, indem er die Augen und sein Glas gegen den Himmel erhob. »Aber Ihr, Monseigneur, Ihr glaubt nicht an Gott.«

»Wie! Ich glaubte nicht an Gott?« fragte der Kardinal.

»Werdet Ihr mir nicht etwa sagen, Ihr glaubtet jetzt an ihn?« sagte der Abbé, indem er auf den Kardinal seine kleinen schwarzen Augen richtete, welche vom Weine funkelten.

»Zuverlässig glaube ich an ihn.«

»Ei was! Bei Eurer letzten Beichte habt Ihr mir gestanden, dass Ihr nicht an ihn glaubtet.«

»La Follone! Le Bois!« rief lachend der Kardinal, »Ihr werdet doch wohl kein Wort von dem glauben, was Mulot sagt? Er ist so betrunken, dass er meine Beichte mit der Prüfung seines Gewissens verwechselt. — Seid Ihr fertig mit dem Essen, La Follone?«

»Gleich, Monseigneur.«

»Übrigens ist es Zeit, dass die Tafel beendet werde; sprecht das Tischgebet, La Follone, und lasset uns dann zu unseren Geschäften gehen; ich habe Le Bois einen geheimen Auftrag zu erteilen.«

»Und ich, Monseigneur,« sagte Le Bois, »ich habe Euch eine Bitte vorzutragen.«

»Wieder für einen Bedürftigen?«

»Nein, diesmal ist es eine Bedürftige.«

»Und was macht Eure Bedürftige?«

»Verse, Monseigneur.«

»Verse?«

»Ja, und zwar sehr schöne; wollt Ihr einige derselben hören?«

»Nein! Das würde Mulot einschläfern und La Follone eine Indigestion verursachen.«

»Nur vier, Monseigneur!«

»Vier Verse? Darin sehe ich nichts Ungebührliches.«

»Hier, Monseigneur,« sagte Bois-Robert, indem er dem Kardinal einen Kupferstich zeigte, der Johanna d'Arc vorstellt.

»Aber,« sagte der Kardinal. »das ist ein Kupferstich und ihr sprecht von Versen.«

»Lest, was unter dem Bilde steht, Monseigneur.«

»Gut!«

Und der Kardinal las nachstehend vier Zeilen.

»Peux tu bien accorder, vierge du ciel chérie,  
La Douceur de tes yeux et ce gaive irrité?«

»La Doucer de mes yeux caresse ma patrie,  
Et mon gaive en fureur lui rend la liberté.«

»Sieh sieh!« sagte der Kardinal und überlas die Verse ein zweites Mal. »das Geschichtchen ist in der Tat nicht übel; es ist ein hübscher klang und sein poetischer Kern in diesen Versen; von wem sind sie?

»Seht den Namen der Verfasserin selbst, Monseigneur, er steht unter den Versen.«

»Marie Legars, Fräulein von Gournay! Wie?« rief der Kardinal, »diese Verse rühren von Fräulein von Gournay her?«

»Ja wohl, Monseigneur!«

»Von derselben, die ein Buch unter dem Titel: »Der Schatten« geschrieben hat?«

»Von derselben!«

»Aber das ist ja gerade die Dame, zu der ich Dich schicken wollte. Le Bois!«

»Wie gut sich das trifft!«

»Nimm meinen Wagen und hole mir die Dame!«

»D»er Unglückliche!« brummte Mulot; »er lässt die Pferde des Herrn Kardinals so viel nach Dichtern und Dichterinnen herum galoppieren, dass die armen Tiere bald lahm sein werden.«

»Abbé!« sagte Bois-Robert, »wenn Gott die Pferde Monseigneurs zu dem Zwecke erschaffen hätte, damit sie ruhen, so hätte er sie wahrscheinlich zu Canonikern von St. Chapelle gemacht.«

»Diesmal seid Ihr getroffen, Mulot!« rief der Kardinal, während Mulot keine passende Antwort finden konnte.

»Der Almosenier Sr. Eminenz möge mir darum nicht gram sein!« sagte Bois-Robert mit schlecht verhehlter Bosheit.

»Ich bin kein Almosenier!« schrie Mulot.

»Fräulein von Gournay ist da,« bemerkte Bois-Robert, um dem Gespräche eine andere Wendung zu geben.

»Wie, sie ist da?«

»Ja; da ich heute ihretwegen Eure Eminenz um etwas bitten wollte, und da ich von Eurer Güte überzeugt war, dass Ihr meine Bitte erfüllen würdet, Monseigneur, so sagte ich ihr, sie möge sich nach zehn Uhr hier einfinden. Sie muss also jetzt schon da sein.«

»Le Bois, Du bist ein köstlicher Mensch. Also, Abbé, noch ein Glas Nuits! La Follone, noch einen Löffel von dieser Confiture und das Tischgebet. Man darf Fräulein von Gournay nicht warten lassen, die ein Edelfräulein und die Adoptivtochter Montaigne's ist.«

La Follone faltete die Hände über seinem dicken Bauche und die Augen fromm zum Himmel erhebend sagte er:

»Herr, unser Gott, erweise uns die Gnade, dieses gute Frühstück, das wir so gut gegessen haben, auch gut zu verdauen.«

Das war es, was Richelieu das Tischgebet La Follone's nannte.

»Und nun, meine Herren,« sagte der Kardinal, »lasset mich allein!«

La Follone und Mulot erhoben sich und verließest das Zimmer; Ersterer drehte sich noch in der Tür um, und sagte, selig lachend:

»Meiner Treu, man frühstückt gut bei Seiner Eminenz!«

Mulot, der taumelte wie ein Silen, stammelte, indem er die Hände zum Himmel erhob:

»Ein Kardinal, der nicht an Gott glaubt! Gräuel und Verdammnis!«

Bois-Robert, ganz glücklich darüber, seinem Schützlinge eine gute Nachricht bringen zu können, war schon früher aus dem Zimmer gehüpft.

Der Kardinal blieb einen Augenblick allein, aber so kurz dieser Augenblick auch war, genügte er, um dem Gesicht Sr. Eminenz jene Hoheit und Würde wiederzugeben, die während des heitern Mahles einem sorgloseren, freundlicheren Ausdruck Platz gemacht hatte.

»Das Blatt existiert,« sagte er, »Sully kennt die Person, die es besitzt, und ich werde sie auch kennen lernen.«

Da trat, von Bois-Robert geführt, Fräulein von Gournay, in das Gemach.

---

## XI.

### Fräulein von Gournay.

Das Fräulein von Gournay gehörte, wie wir bereits erwähnt haben, zu der weitverbreiteten Kaste der alten Jungfern; sie war um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts geboren. Ihre Heimat war die Picardie, und sie stammte aus gutem Hause.

In einem Alter von neunzehn Jahren hatte sie die »Essais« von Montaigne gelesen, und wurde von denselben bezaubert; sie nahm sich vor, den Verfasser um jeden Preis kennen zu lernen.

Montaigne war gerade nach Paris gekommen; sie erkundigte sich nach seiner Adresse, sandte ihm ihren Gruft und ließ ihm sagen, welche Achtung sie vor seiner Person und seinen Büchern hegte.

Montaigne besuchte sie, und da er sie voll Jugend und Enthusiasmus fand, bot er ihr seine Freundschaft und die Neigung eines Vaters für seine Tochter an, die sie mit Erkenntlichkeit annahm.

Von diesem Tage an fügte sie zu ihrer Unterschrift stets den Beisatz: »Adoptivtochter Montaigne's« hinzu.

Sie machte Verse und nicht gar schlechte, wie man gesehen hat, aber diese Verse ernährten sie schlecht, und sie befand sich in einer dem Elend nahen Lage, als Bois-Robert, den man den Bittsteller der betrübnen Musen zu nennen pflegte, ihre misslichen Verhältnisse in Erfahrung brachte und sofort beschloss, sie dem Kardinal vorzustellen.

Bois-Robert kannte seinen Einfluss auf den Kardinal so gut, dass er zu sagen pflegte:

»Ich wünsche weiter nichts, als in der andern Welt ebenso gut mit unserem Heiland Jesus Christus zu stehen, wie ich in dieser Welt mit dein Kardinal stehe.«

Bois-Robert war ein Mann der Tat; er zögerte nicht, seinen Schützling sogleich zum Kardinal zu bringen, und durch einen sonderbaren Zufall führte er sie gerade an einem Tage und zu einer Stunde dahin, in welcher der Kardinal beschlossen hatte, sie aufsuchen in lassen.

Das arme alte Mädchen befand sich also gewissermaßen am Ziele ihrer Wünsche und hatte die besten Aussichten.

Der Kardinal empfing sie lächelnd und sagte ihr einige artige Worte über ihre schriftstellerische Fertigkeit.

Sie kam dadurch keineswegs aus der Fassung.

»Ihr lacht eine arme alte Jungfer aus, Monseigneur,« sagte sie, »aber lacht immerhin; ganz Frankreich, dessen Genius Ihr seid, muss sich glücklich schätzen, zu Eurer Unterhaltung etwas



beitragen zu dürfen.«

Der Kardinal, der über so viele Geistesgegenwart erstaunt, und durch so große Demut gerührt war, entschuldigte sich bei der Dame und wandte sich an Bois-Robert.

»Was willst Du, Le Bois, dass wir für Fräulein von Gournay tun sollen?«

»Es steht mir nicht zu,« sagte Bois-Robert, sich tief verneigend, »der Großmut Ew. Eminenz Schranken zu setzen.«

»Gut,« sagte der Kardinal, »ich gebe ihr also zweihundert Taler Pension.«

Zu jener Zeit, und namentlich für ein altes, alleinstehendes Mädchen, waren zweihundert Taler eine große Summe; sie vertraten zwölfhundert Livres, und damals konnte man mit zwölfhundert ebenso viel ausrichten, wie jetzt mit viertausend.

Fräulein von Gournay wollte ihren tiefgefühlten Dank ausdrücken, als Bois-Robert, welcher durchaus nicht zufrieden war, und den Kardinal nicht mit einer solchen Kleinigkeit freigeben mochte, sie beim ersten Worte unterbrach,

»Zweihundert Taler, sagten Monseigneur?« fragte er.

»Ja!« antwortete der Kardinal.

»Das ist gut für sie, und sie wird Euch dankbar dafür sein, Monseigneur, aber sie hat auch Dienerschaft.«

»Ah, sie hat auch Dienerschaft?«

»Ja wohl, ein adeliges Fräulein kann sich doch nicht allein bedienen? Monseigneur werden das begreifen!«

»Ich begreife! Und was für Diener hat das Fräulein?« sagte der Kardinal, der im Voraus entschlossen war, Alles was Bois-Robert verlangen würde, zu gewähren, um dadurch die Bittstellerin zu bestechen.

»Sie hat zuerst Fräulein Jamyn,« sagte Bois-Robert.

»O, mein Herr,« unterbrach ihn die Gournay, welche fand, dass er sich denn doch zu viel Freiheiten auf dem Gebiete der Wohltätigkeit des Kardinals gestattete.

»Lasset mich nur machen,« flüsterte ihr der Lustigmacher des Kardinals zu, »ich kenne Se. Eminenz besser, als Ihr.«

»Und wer ist dieses Fräulein Jamyn?« fragte der Kardinal.

»Sie ist die natürliche Tochter des Amadis Jamyn, Pagen des Herrn Ronsard.«

»Ich gebe fünfzig Livres für die natürliche Tochter des Herrn Amadis Jamyn, Pagen des Herrn

Ronsard.«

Das Mädchen machte eine Bewegung, um sich zu erheben, aber Bois-Robert drückte sie aus ihren Sitz nieder.

»Da ist ferner meine Freundin Piaillon,« fuhr der hartnäckige Bittsteller fort.

»Wer ist die Piaillon?« fragte der Kardinal, während Fräulein von Gournay verzweiflungsvolle Gebärden machte, die jedoch Bois-Robert nicht im Geringsten beachtete.

»Ew. Eminenz kennen die Piaillon nicht?«

»Nein, wie ich zu meiner Schande gestehen muss.«

»Es ist das Kätzchen des Fräulein von Gournay.«

»Monseigneur!« schrie die geängstigte Dame, »entschuldig!« — der Kardinal machte ihr ein beschwichtigendes Zeichen mit der Hand.

»Ich gebe dieser Katze zwanzig Livres Pension,« sagte er.

»Fräulein von Gournay wird in dem Namen ihrer Katze Ew. Eminenz danken — aber —«

»Wie? Es gibt noch ein Aber?«

»Ja, Monseigneur, und dieses Aber bedeutet, dass nicht nur die Katze, sondern auch Kätzchen da sind.«

Fräulein von Gournay faltete in ihrer größten Seelenangst die Hände und streckte sie bittend nach Bois-Robert aus.

»Wie viele?« fragte der Kardinal lakonisch. .

»Fünf!«

»Oho! Diese Piaillon scheint fruchtbar zu sein. Thut nichts! Ich füge eine Pistole für jedes Kätzchen hinzu.«

»Und nun, Fräulein von Gournay,« sagte Bois-Robert, entzückt über seinen Erfolg, »gestatte ich Euch, Sr. Eminenz zu danken.«

»Noch nicht, noch nicht,« rief der Kardinal; »das Fräulein hat mir nicht zu danken, da im Gegenteile bald an mich die Reihe kommen dürfte, ihr dankbar zu sein.«

»Wie das?« rief Bois-Robert erstaunt.

»Lasst uns allein,« erhielt er vom Kardinal zur Antwort, »ich habe an das Fräulein eine Bitte.« Bois-Robert richtete einen ganz verwunderten Blick auf den Kardinal und dann auf das Fräulein von Gournay.

»Ich errate deine Gedanken, Du schlechter Spaßmacher,« sagte Richelieu; »aber wenn ich irgend einen Witz höre, den Du Dir gegen die Ehre des Fräuleins erlaubt hast, so bekommst Du es mit mir zu tun. — Erwarte das Fräulein im Salon.«

Bois-Robert grüßte und ging hinaus; er war über die Absicht des Kardinals vollkommen im Dunkeln.

Der Kardinal versicherte sich, dass die Tür gut verschlossen sei, und näherte sich dann dem Fräulein von Gournay, welches ebenso erstaunt war, wie Bois-Robert.

»Ja, mein Fräulein,« sagte er, »ich habe Euch um eine Gunst zu bitten.«

»Um welche, Monseigneur?« fragte das arme alte Mädchen.

»Ich möchte Euch bitten, in Euren Erinnerungen zurückzugehen; es wird Euch das sehr leicht sein, da Ihr gewiss ein gutes Gedächtnis habt.«

»Ein vortreffliches, Monseigneur, und wenn die Begebenheit, an die ich mich erinnern soll, nicht gar zu weit hinter mir liegt —«

»Die Mitteilungen, die ich von Euch wünsche, betreffen eine Tatsache, oder vielmehr zwei Tatsachen, welche sich zwischen dem 9. und 11. Mai 1610 zugetragen haben.«

Fräulein von Gournay erbebte unmerklich, als sie dieses Datum hörte und richtete auf den Kardinal einen Blick in welchem sich einige Unruhe verriet.

»Vom 9. bis 11. Mai 1610?« wiederholte sie; »das will sagen, in demselben Jahre, in welchem unser guter König Heinrich IV. ermordet wurde?«

»Ganz richtig, mein Fräulein, und die Mitteilung, um die ich Euch bitten will, bezieht sich sogar auf seinen Tod.«

Fräulein von Gournay antwortet nicht, aber ihre Unruhe verdoppelte sich.

»Beunruhigt Euch nicht, Fräulein; die Art von Verhör, die ich mit Euch anzustellen beabsichtige, berührt Euch nicht im Geringsten; ich bin weit entfernt, Euch in irgend einer Art belästigen zu wollen; im Gegenteile habt Ihr es mehr Eurer in jener traurigen Zeit bewahrten Haltung und Gesinnung, die mir bekannt sind, als den Empfehlungen Bois-Robert's zu verdanken, dass ich, so viel in meinen Kräften steht, Eure Zukunft zu sichern bemüht bin.«

»Entschuldigt, Monseigneur,« sagte Fräulein von Gournay ganz verwirrt, »aber ich kann nicht begreifen —«

»Zwei Worte werden genügen, um Euch aufzuklären. Ihr kanntet eine Dame Namens Marquise Jacqueline Levoyer, genannt von Coëtman.«

Diesmal erbebte und erbleichte das Fräulein sichtlich.

»Ja,« sagte sie, »sie ist aus derselben Provinz wie ich, aber um dreißig Jahre jünger, wenn — sie

noch lebt.«

»Sie übergab Euch am 9. oder 10. Mai, sie selbst kann sich genau des Tages nicht mehr erinnern, einen Brief, welcher wohl an Herrn von Sully adressiert, aber an den König gerichtet war.«

»Es war dies am 10. Mai, Monseigneur.«

»Ihr wisst, was dieser Brief enthielt?«

»Es war eine Anzeige, dass der König ermordet werden sollte.«

»Der Brief nannte den Urheber der Verschwörung?«

»Ja, Monseigneur,« hauchte das Fräulein von Gournay und zitterte dabei am ganzen Körper.

»Ihr erinnert Euch an die Namen der Personen, welche von der Coëtman angegeben wurden?«

»Ich erinnere mich, Monseigneur.«

»Wollt Ihr mir diese Namen nennen?«

»Es ist etwas Großes, was Ihr da von mir verlangt, Monseigneur.«

»Ihr habt Recht. Ich will also diese Namen nennen, und Ihr könnt Euch darauf beschränken, mit einem Ja oder Nein zu antworten. Diese Personen waren also: Ihre Majestät, die Königin-Mutter, Maria von Medicis, der Marschall d'Ancre und der Herzog von Epernon.«

Fräulein von Gournay war mehr todt als lebendig; sie machte ein schwaches, bejahendes Zeichen Mit dem Kopfe.

»Diesen Brief,« fuhr der Kardinal fort, »übergab Ihr Herrn von Sully, der das große Unrecht beging, ihn dem Könige nicht zu zeigen, sondern Euch denselben zurückgab, indem er sich begnügte, dem Könige davon zu erzählen.«

»Dies Alles ist vollkommen genau, Monseigneur.«

»Ihr habt diesen Brief aufbewahrt?«

»Ja, Monseigneur, denn es gab nur zwei Personen, welche ein Recht besaßen, ihn von mir zu fordern, das war Herr von Sully, an den er adressiert war, und Frau von Coëtman, die ihn geschrieben hatte.«

»Ihr habt nie wieder von Herrn von Sully gehört?«

»Nie, Monseigneur.«

»Auch von der Coëtman nicht?«

»Ich hörte, dass sie am 13. verhaftet wurde, habe sie seitdem nicht wieder gesehen, und weiß

nicht, ob sie lebt oder todt ist.«

»Ihr habt also diesen Brief noch?«

»Ja, Monseigneur.«

»Nun denn, die Gunst, die ich von Euch erbitten wollte, ist, mir diesen Brief zu übergeben.«

»Unmöglich, Monseigneur!« sagte das Fräulein von Gournay mit einer Festigkeit, die man ihr einen Augenblick vorher nicht zugetraut hätte.

»Und warum?« fragte der Kardinal gespannt.

»Weil, wie ich Euer Eminenz vor wenigen Augenblicken sagte, nur zwei Personen in der Welt ein Recht aus diesen Brief haben: Frau von Coëtman, welche als Mitschuldige in diesen fürchterlichen Prozess verwickelt wurde, und der er als Rechtfertigung dienen kann, und der Herzog von Sully.«

»Frau von Coëtman hat in diesem Augenblicke keine Rechtfertigung mehr nöthig, da sie heute Nacht zwischen 1 und 2 Uhr in dem Kloster der Büsserinnen gestorben ist,«

»Gott nehme ihre Seele gnädig auf!« sagte Fräulein von Gournay sich bekreuzend; »sie war eine Märtyrerin.«

»Und was Sully anbelangt,« fuhr der Kardinal fort, »so hat er sich achtzehn Jahre lang nicht um diesen Brief bekümmert, und wird sich wahrscheinlich auch ferner nicht darum kümmern.«

Fräulein von Gournay schüttelte mit dem Kopfe.

»Ich kann ohne Einwilligung des Herrn von Sully nichts tun, besonders da Frau von Coëtman nicht mehr unter den Lebenden ist.«

»Und wenn ich die Gnadengaben, die ich Euch eben bewilligte, als Preis für diesen Brief setzte?«

Fräulein von Gournay erhob sich mit Würde von ihrem Sitze.

»Monseigneur,« sagte sie, »ich bin aus adeligem Geschlechte, daher ebenso gut ein Edelfräulein, wie Ihr ein Edelmann; ich werde verhungern, wenn es sein muss, aber ich werde nichts tun, wegen dessen mir mein Gewissen einen Vorwurf machen könnte.«

»Ihr werdet nicht verhungern, edles Mädchen, und Euer Gewissen wird Auch auch keine Vorwürfe zu machen haben!« sagte der Kardinal, welcher sichtlich erfreut war, so viel Uhrliche und Charakterstärke bei einer armen Bücherschreiberin gefunden zu haben. »Herr von Sully hat mir versprochen, Euch die Erlaubnis zu erteilen, und Ihr werdet selbst in Begleitung meines Gardecapitäns sich nach seinem Hotel begeben, um dieselbe aus seinem Munde zu hören.«

Dann rief er zugleich Cavois und Bois-Robert in s Gemach.

»Cavois,« sagte er, »Ihr bringt Fräulein von Gournay in meiner Karosse zudem Herrn Herzog von Sully; daselbst werdet Ihr, damit' sie nicht zu warten braucht, meinen Namen nennen, und wenn die Audienz zu Ende ist, begleitet Ihr das Fräulein in ihre Wohnung, wo selbst sie Euch einen Brief übergeben wird, den Ihr nur mir allein einzuhändigen habt.«

Dann wandte er sich an Bois-Robert.

»Le Bois,« sagte er, »ich verdopple die Pension, des Fräuleins von Gournay, so wie die der natürlichen Tochter des Amadis Jamyn, der Piaillon und ihrer fünf Kätzchen. Ist es recht so und habe ich Niemanden vergessen?«

»Nein!« rief Bois-Robert außer sich vor Freude.

»Ihr werdet Euch also mit meinem Schatzmeister ins Einvernehmen setzen, dass die Pension vom 1. Januar 1628 flüssig gemacht wird.«

»O, Monseigneur,« rief die alte Dame, die Hand Richelieu's ergreifend, um sie zu küssen.

»Es ist an mir, Euch die Hand zu küssen, mein Fräulein,« sagte der Kardinal.

»Monseigneur, Monseigneur,« rief die Dame, indem sie versuchte, ihre Hand zurückzuziehen, »einem armen alten Mädchen!«

»Eine rechtschaffene Hand ist mehr wert, als eine jugendliche!« sagte der Kardinal.

Und er drückte einen achtungsvollen Kuß auf die gelbe, runzelige Hand des Fräuleins.

Fräulein von Gournay. Cavois und Bois-Robert verließen das Arbeitszimmer des Kardinals.

---

## XII.

### Souscarières Rapport.

Als der Kardinal allein war, rief er nach seinem Sekretär Charpentier und verlangte von ihm die an diesem Tage eingelaufenen Briefe.

Es waren drei wichtige darunter.

Einer von Beautru, dem Gesandten, oder vielmehr dem Geschäftsträger in Spanien, denn Beautru erhielt niemals den Titel eines Gesandten, weil er am französischen Hofe stets die Stelle eines Lustigmachers bekleidete.

Ein zweiter von La Saludie, dem außerordentlichen Gesandten in Piemont.

Ein dritter von Charnassé, der als vertrauter Botschafter Frankreichs sich in Deutschland aushielt und zugleich mit einer geheimen Mission für Gustav Adolph beauftragt war.

Mag sein, dass Beautru von Richelieu gewählt wurde, weil er ein erbitterter Feind Epernon's war.

Als er sich eines Tages einige Späße über den Herzog erlaubt hatte, ließ ihn dieser von seinen Leuten ergreifen und tüchtig durchprügeln.

Noch nicht ganz von diesem Abenteuer hergestellt, und mit schmerzenden Lenden, war er genöthigt, Audienz bei der Königin-Mutter zu nehmen; er erschien auf einen Stock gestützt.

»Habt Ihr denn die Gicht, Herr von Beautru,« fragte die Königin-Mutter, »dass Ihr genöthigt seid, Euch auf einen Stock zu stützen?«

»Majestät,« antwortete der Fürst von Guémené, »Herr von Beautru leidet keineswegs an der Gicht, aber wie der heilige Laurentius seinen Rost, so trägt auch er den Stock als das Instrument herum, mit welchem er gepeinigt wurde.«

Als Beautru in der Provinz war, belästigte ihn der Richter einer kleinen Stadt so häufig, dass er seinem Diener den Befehl gab, denselben nicht mehr vorzulassen; der Richter kam abermals und der Diener meldete ihn trotz des Verbotes an.

»Habe ich Dir nicht befohlen, Du Dummkopf, einen Vorwand zu finden, um mich dieses Überlästigen zu entledigen?«

»Meiner Treu, ja, Ihr befahlt mir das; aber ich. wusste nicht, was ich ihm sagen sollte.«

»Sage ihm, dass ich im Bette liege.«

Der Diener geht hinaus, kehrt aber gleich darauf wieder zurück.

»Gnädiger Herr, er sagt, er werde warten, bis Ihr aufsteht.«,

»Sage ihm, dass ich krank bin.«

Wieder geht der Diener und wieder kehrt er zurück.

»Gnädiger Herr, er sagt, er wolle Euch ein Rezept geben.«

»Sage ihm, dass ich bereits in den letzten Zügen liege.«

Der Diener ging und kam.

»Gnädiger Herr, er will Abschied von Euch nehmen.«

»Enge ihm, ich sei schon todt.«

Neues Gehen und Kommen des Dieners.

»Gnädiger Herr, er möchte Euch gern mit Weihwasser besprengen.«

»So lasse ihn denn in Gottes Namen eintreten,« sagte Beau-tru seufzend! »ich hätte niemals geglaubt, dass ich einen Menschen finden würde, der noch eigensinniger ist, als ich selbst es bin.«

Was ihn dem Kardinal noch ganz besonders empfahl, war die unbedingte Geringschätzung, die er gegen Rom hegte, welches er nicht anders nannte, als »das apostolische Hemd« . Der Kardinal theilte ihm eines Tages die durch Urban XIII. erfolgte Ernennung von zehn Kardinälen mit, deren letzter Fachinetti (Lastträger, Tölpel) hieß.

»Ich sehe hier nur neun,« sagte Beau-tru.

»Und Fachinetti?« fragte der Kardinal.

»Entschuldigt, Monseigneur,« entgegnete Beau-tru, »ich glaubte, das wäre der Titel der Übrigen.«

Beau-tru schrieb, dass man am spanischen Hofe seine Mission nicht sehr ernst zu nehmen scheine, dass Olivarez ihm den Hühnerhof des Königs gezeigt, welcher sehr gut gehalten sei, und ihm dabei gesagt habe, er zweifelte nicht, dass Se. Majestät, Philipp IV., sobald er seine Ankunft erführe, ihn: dellas gallos schicken würde, was in Spanien ein für die Franzosen nicht besonders schmeichelhaftes Wortspiel bildet. Beau-tru fügte hinzu, dass er den Kardinal ersuche, in den Vorschlägen, die etwa Spanien machen würde, ein Mittel zu erblicken, Zeit zu gewinnen, da Spanien durch einen Vertrag mit Carl Emanuel verpflichtet sei, diesem zur Eroberung des Montferrat beizustehen, ja dass es dasselbe, wenn es einmal erobert wäre, mit Piemont teilen würde. Schließlich forderte der Gesandte Se. Eminenz auf, Fargis zu misstrauen, der mit Leib und Seele (Beau-tru zweifelte an seiner Seele), also wenigstens mit ganzem Leibe der Königin-Mutter und der Königin gehöre, und der nichts tue, als wozu ihn seine Frau beordere, welche ihrerseits wieder die Instruktionen der beiden Königinnen ausführe.

Als Richelieu diese Depesche gelesen hatte, zuckte er die Achseln und sagte:



»Ich hätte den Frieden allerdings lieber gehabt, aber ich bin auch zum Kriege bereit.«

Die Depesche La Saludie's war noch viel klarer.

Herzog Carl Emanuel, welchen Richelieu, für den Fall, als er seinen Ansprüchen auf das Montserrat und Mantua entsagen wollte, die Stadt Trino und zwölftausend' Taler Renten in souveränen Ländereien anbieten ließ, hatte das Anerbieten zurückgewiesen und einfach geantwortet, Casale sei ihm gerade so lieb, wie Trino, und er werde es genommen haben, bevor noch die königlichen Truppen in Lyon angelangt wären.

Als La Saludie nach Mantua gekommen war, hatte der Herzog, der schon zu verzweifeln angefangen, wieder etwas Mut gewonnen, doch stellte er den Plan, den Herzog von Guise mit 7000 Mann in Genua landen zu lassen, als unausführbar dar, da die Spanier die Wege von dort nach Montferrat beherrschten. Der König könnte sich von nun an nur darauf beschränken, den Pass von Susa zu forcieren, eine Position, die wohl fest, aber nicht uneinnehmbar war.

La Saludie zeigte an, dass er, nachdem er den Herzog von Savoyen und den Herzog von Mantua gesprochen habe, nach Venedig reise.

Richelieu nahm sein Notizbuch und schrieb:

»Der Gesandte in Turin, Chevalier Marini, ist abzurufen und ihm aufzutragen, dass er Carl Emanuel erkläre, der König von Frankreich betrachte ihn von nun an seinen entschiedenen Feind.«

Charnassé, in dessen Tätigkeit und Klugheit der Kardinal das größte Vertrauen setzte, war lange vor den beiden Anderen abgereist, da er auf seinem Wege nach Schweden über Constantinopel und Rußland gehen sollte. Charnassé hatte seine innig geliebte Frau verloren, und unter dem Drucke seines heftigen Schmerzes über diesen Verlust erbat er sich von dem Kardinal die Mission, da sie ihn von Paris entfernte.

Der Brief des Herrn von Charnassé war eine lange Lobrede des Königs von Schweden, den er dem Kardinal als den Einzigen darstellte, der im Stande wäre, das Vordringen der kaiserlichen Waffen in Deutschland aufzuhalten, wenn die Protestanten sich entschlossen, eine Ligue mit ihm einzugehen.

Richelieu dachte einen Augenblick lang nach, dann, als ob er einen letzten Skrupel besiegte, sagte er:

»Gut! Der Papst wird wohl seine Bedenken haben, doch da ich Kardinal bin, kann er mich nicht entcardinalisiren und der Ruhm und die Größe Frankreichs geht Allem vor.«

Und ein Blatt Papier zu sich heranziehend, schrieb er:

»Gustav Adolf ist zu ermahnen, sobald er mit den Russen fertig ist, seinen Glaubensbrüdern in Deutschland, denen von Ferdinand der Untergang gedroht wird, zu Hilfe zu eilen. Versprecht ihm, dass Richelieu für ihn eine große Summe Geldes bereit halten wird, wenn er dessen Politik unterstützt, und lasset ihn hoffen, der König werde zu gleicher Zeit Lothringen angreifen, um so

eine Diversion herbeizuführen.«

Wie man sieht, vergaß der Kardinal den Brief in Chiffreschrift nicht, den er acht Tage früher erhielt, und den er mit Hilfe Rossignol's entchiffret hatte.

Endlich fügte er hinzu:

»Wenn die Unternehmung des Königs von Schweden einen guten Anfang nimmt und einen guten Fortgang verspricht, wird der König von Frankreich keine Schonung mehr gegen das Haus Österreich beobachten.

»Der Brief an den Chevalier Marini und die Depesche für Charnassé sind an einem und demselben Tage abzusenden.«

Der Kardinal war in seiner diplomatischen Beschäftigung soweit vorgeschritten, als Cavois eintrat, und ihm den Brief der Coëtman brachte, dessen Auslieferung dem Fräulein von Gournay von Sully gestattet worden war.

Dieser Brief lautete:

*»An Se. geliebte Majestät, König Heinrich IV., wird im Namen Frankreichs, im Namen seiner Person, im Namen seines Lebens, die dringende Bitte gestellt, einen Menschen, Namens Franz Ravailiac, verhaften zu lassen, den man überall unter dem Namen der »Königsmörder« kennt, der mir selbst gestanden hat, was für schändliche Absicht er habe, und von dem man sagt (ich scheue mich, es zu wiederholen), dass er zu dem Verbrechen von der Königin gedrängt wird. Welche der Marschall d'Ancre und der Herzog von Epernon in diesen Bestrebungen unterstützen.*

*»Drei Briefe wurden bereits von mir, der sehr ergebenen Dienerin Eurer Majestät, an die Königin geschrieben und nie beantwortet; deshalb wende ich mich an den König und bitte Herrn von Sully, den ich für den besten Freund Sr. Majestät halte, und beschwöre ihn, diesen Brief dem Könige vor Augen zu halten, dessen treueste Unterthanin und Dienerin ich bin.*

»Jacqueline Levoyer von Coëtman.«

Richelieu schien die Fassung dieses Briefes sehr zu befriedigen; er öffnete das geheime Fach, in welchem sich, wie wir wissen, der Griff des Glockenzuges befand, der in das Zimmer seiner Nichte führte, schloss es jedoch rasch, als er bemerkte, dass Lavois noch immer aufrecht hinter ihm stand und eine Meldung machen zu wollen schien.

»Nun, Cavois, was willst Du noch da, Du Überlästiger?« fragte er in jenem barschen Tone, über den sich seine Umgebung niemals täuschte, und den sie für ein untrügliches Zeichen seiner guten Laune hielt.

»Monseigneur! Draußen steht Herr von Souscarières, der Euch seinen ersten Rapport bringt.«

»Übernimm diesen Rapport und bringe mir ihn herein.«

Cavois ging hinaus.

Der Kardinal, dem die Meldung Cavois etwas Vergessenes in Erinnerung gebracht hatte, näherte sich der zu Marion de Lorme führenden Verbindungsgstür, öffnete sie und hob ein auf dem Boden liegendes Billett auf, welches in zierlicher Schrift folgende Worte enthielt:

»*Er ist ein einziges Mal während acht Tagen zu Frau Don Montagne gekommen; man hält ihn in ein Ehrenfräulein der Königin, Namens Isabelle von Lautrec, verliebt.*«

»Ah, ah,« sagte Richelieu, »das ist wohl die Tochter des Baron Franz von Lautrec, welcher in der Umgebung des Herzogs von Rethellois zu Mantua sich aufhält?«

Und er schrieb folgende Note in sein Taschenbuch:

»Dem Baron von Lautrec den Befehl zu erteilen, seine Tochter zu sich zu berufen.« Dann sagte er bei sich selbst:

»Da ich den Grafen von Moret in den Krieg senden will — so wird Isabelle, wenn sie in Italien ist, ein mächtiger Magnet für ihn werden.«

Während er weiter schrieb, trat Cavois ein, und übergab ihm den schriftlichen Bericht Souscarières, der mit dem Wappen der Bellegarde gesiegelt war.

Der Kardinal riß den Umschlag auf und las: »Bericht des Sieux Michel, genannt Souscarières, an Se. Eminenz, den Kardinal Herzog von Richelieu,

»Gestern, 13. Dezember; erster Tag des Sänftendienstes.

»Der spanische Gesandte, Herr Mirabel, nahm in der Straße St. Sulpice eine Sänfte und ließ sich zu dem Juwelier Lopez bringen, wo er um 11 Uhr abgesetzt wurde.

»Zu der selben Stunden nahm Frau von Fargis in der Rue des Poulies eine Sänfte und ließ sich ebenfalls zu Lopez tragen.

»Einer der Träger bemerkte, wie daselbst der Gesandte Spaniens mit der Dame der Königin sprach und ihr ein Billet zusteckte.

»Zu Mittag ließ sich der Kardinal Bérulle zu dem Herzog von Bellegarde bringen; durch meine Beziehungen in diesem Hause, in welchem man mich noch immer als Sohn des Herzogs anerkennt, gelang es mir, zu erfahren, dass ein geheimer Rat besprochen wurde, der in den Tuileries abgehalten werden soll, und bei dem es sich um den Krieg in Piemont handeln wird. Der Herzog von Bellegarde, Marschall Bassompierre, Herzog von Guise und Herr von Marillac werden gegenwärtig sein.«

»Ah, ich wusste es wohl,« unterbrach sich der Kardinal im Lesen, »dass dieser Kerl mir nützlich werden wird,« und er las weiter:

»Frau Bellier, die Kammerfrau der Königin, ließ sich von meinen Leuten gegen zwei Uhr zu

dem Apotheker der Königin, Michel Dauze, tragen, welcher seinerseits bei Anbruch der Nacht eine Sanfte nahm und sich nach dem Louvre bringen ließ.«

»Gut,« murmele der Kardinal, sich im Lesen unterbrechend, »sollte die regierende Königin ebenfalls ihren Vauthier haben wollen, gleich der Königin-Mutter? Wir werden sie überwachen!«

Dann schrieb er in sein Notizbuch:

»Frau Bellier, die Kammerfrau der Königin, und der Stallmeister Patrocle, ihr Liebhaber, sind durch Geld ins Interesse zu ziehen.«

Er fuhr nun im Lesen des Berichtes fort:

»Gegen acht Uhr Abends nahm Ihre Majestät die Königin-Mutter eine Sänfte und ließ sich zu der Präsidentin von Verdun tragen. Einige Minuten später brachte eine andere Sänfte den berühmten Astrologen Cleensuré eben dahin. Die Unterhaltung mochte eine Stunde gedauert haben, als Cleensuré wieder herauskam, und bei dem Scheine, welchen die Laterne der Sänfte verbreitete, einen schönen Diamantring betrachtete, den er zweifelsohne von der Königin zum Geschenk erhalten hatte. Den Gegenstand der Unterhaltung kennt man nicht.

»Gestern Abend benützte der Graf von Moret eine meiner Sänften zu einem Besuche im Hotel Longueville, wo große Gesellschaft war und wo sich auch der Herr Herzog von Orleans, der Herzog von Montmorency und Frau von Fargis eingefunden hatten. Im Hinausgehen wechselten Frau von Fargis und der Graf von Moret im Vestibule einige Worte. Das Gespräch musste für Beide gleich befriedigend gewesen sein, denn im Fortgehen lachte Frau von Fargis, während der Graf von Moret ein Liedchen trällerte.«

»Das ist ja Alles vortrefflich,« sagte der Kardinal, »fahren wir fort:«

»Gestern Abend zwischen elf Uhr und Mitternacht nahm der Herr Kardinal von Richelieu als Kapuziner verkleidet —«

»Oho! Das wird beinahe zu vortrefflich!« brummte Richelieu und las dann mit gesteigerter Neugier weiter:

»— als Kapuziner verkleidet eine Sänfte und ließ sich nach dem in der Rue de l'Homme Armé gelegenen Gasthause »zum gefärbten Barte« bringen, wo er bis halb zwei Uhr in dem Zimmer des Stephan Latil verweilte. Um halb zwei Uhr kamen Se. Eminenz die Treppe herab und befahlen den Trägern der Sänfte, ihn nach dem Kloster der Büsserinnen zu bringen.«

»Teufel, Teufel!«

Dieser mehrmalige Ausruf entfuhr unwillkürlich den Lippen Sr. Eminenz, als er bei dieser Stelle angelangt war. Nichtsdestoweniger las er weiter:

»Dort ließ er sich durch die Pförtnerin das Thor öffnen, die Oberin wecken und sich von ihr zu dem Gefängnisse der Frau von Coëtman führen; nach einer viertel stündigen Unterhaltung, die er

mit der Gefangenen durch das Gitterfenster gehalten hatte, befahl er seinen beiden Sänfenträgern, eine Öffnung in die Mauer zu brechen, durch welche die Gefangene ins Freie gelangen könnte. Eine halbe Stunde genügte, um den Befehl Sr. Eminenz auszuführen.«

Der Kardinal dachte einige Minuten lang nach; dann fuhr er fort:

»Da die Gefangene beinahe nackt war, umhüllte sie der Herr Kardinal mit seiner Kutte und ließ sie in die Zimmer der Oberin bringen, wo ein großes Feuer angemacht worden war, und wo sie sich nach und nach erholte und ihre Kräfte wieder erlangte. Um drei Uhr schickten Se. Eminenz nach einer zweiten Sanfte, in welcher die Coëtman zu dem Bader Nollet bei dem Pont Notre-Dame gebracht wurde; dort gab er in Bezug auf sie einige Befehle und setzte dann seinen Weg allein fort.«

»Sieh, sieh!« sagte der Kardinal, »dieser Teufelsjunge ist sehr geschickt. Desto besser, desto besser! Beenden wir die Lektüre.«

»Um drei Viertel auf fünf Uhr kam der Herr Kardinal in seine Wohnung zurück, verließ sie aber schon wenige Minuten nach fünf Uhr, nachdem er das Costüme gewechselt hatte. Er stieg in eine Sänfte und ließ sich nach dem Hotel Sully tragen, wo er ungefähr eine halbe Stunde blieb. Um drei Viertel auf sieben Uhr war er wieder zu Hause.

»Zehn Minuten später nahm seine Nichte, Frau von Combalet, eine Sänfte, um sich zu dem Bader Nollet zu begeben, von wo sie in Begleitung der Frau von Coëtman, die als Carmeliterin verkleidet war, wieder in ihre Wohnung zurückkehrte.

»Dies ist der Bericht des gestrigen Tages, für dessen Genauigkeit und Verlässlichkeit mit seinem Worte bürgt

»Michel, genannt Souscarières.«

»Teufel!« sagte Richelieu, als er geendet hatte, »das ist bei meinem Worte ein schlauer Spitzbube. Cavois! Cavois!«

Der Kapitän der Garden trat ein.

»Monseigneur befehlen?«

»Ist der Mann, der dieses Papier gebracht hat, noch draußen?«

»Monseigneur, wenn ich nicht irre, ist es Herr Souscarières selbst.«

»Lass ihn eintreten, lieber Cavois, laß ihn eintreten!«

Als ob der Herr Souscarières diese Ermächtigung, gehört hätte, erschien er in demselben Augenblicke aus der Schwelle des Gemaches, in einem sehr einfachen, aber eleganten Anzug und machte Sr. Eminenz eine tiefe Verneigung.

»Kommt näher, Herr Michel!«

»Hier bin ich. Monseigneur!«

»Ich habe mich in Euch nicht getäuscht, als ich Euch mein Vertrauen schenkte; Ihr seid ein geschickter Mensch.«

»Wenn Ew. Eminenz mit mir zufrieden sind, so bin ich auch ein glücklicher Mensch.«

»Sehr zufrieden! Nur liebe ich die Rätsel nicht, weil, ich nicht Zeit habe, sie aufzulösen. Wie kommt es, dass Ihr die Details, die meine Person betreffen, so genau kennt?«

»Monseigneur!« sagte Souscarières mit selbstzufriedenem Lächeln, »ich setzte voraus, dass Ew. Eminenz sich von der Brauchbarkeit der durch Euch ins Leben gerufenen neuen Transportmittel würden in Person überzeugen wollen.«

»Nun?«

»Nun. Monseigneur, ich stellte mich in dieser Voraussetzung an die Ecke der Place Royal und wartete.«

»Und dann?«

»Monseigneur, der größere Träger Eurer Sänfte, derselbe, welcher an das Thor des Klosters pochte, welcher die Frau von Coëtman aus ihrer kalten Zelle an das Kaminfeuer trug, und welcher die geschlossene Sänfte holte, das war ich selbst!«

»Teufel!« rief der Kardinal, und vergaß somit schon zum dritten Male in einer Stunde seine Würde und seine Stellung.

Der Gegenstand musste ihn eben außerordentlich interessieren.

---

## XIII.

### Die Spicknadeln des Königs Ludwig XIII.

Unsere Leser müssen wir jetzt im Interesse der Erzählung näher mit dem König Ludwig XIII. bekannt machen, den sie nur flüchtig während jener Nacht erblickt haben, als er durch die Ahnungen des Kardinals Richelieu nach dem Zimmer der Königin getrieben wurde, in dem er nur so lange blieb, um sich zu überzeugen, dass man dort keine Cabalen schmiede, und dann zu verkünden, dass er am nächsten Tage abführen und am Tage darauf zur Ader lassen würde.

Er hatte abgeführt, hatte zur Ader gelassen, aber er war danach weder heiterer noch gesünder geworden; im Gegenteil schien seine Melancholie nur noch zugenommen zu haben.

Diese Melancholie, deren Ursache Niemand kannte, und die den König in dem Alter von vierzehn oder fünfzehn Jahren befallen hatte, brachte ihn dahin, alle möglichen Arten von Zerstreungen zu versuchen, ohne dass eine derselben ihn zerstreute. Dazu nehme man noch, dass er und sein Narr, L'Angely, an dem ganzen Hofe beinahe die Einzigen waren, welche sich ganz schwarz kleideten und dass er dadurch noch viel trüber erschien.

Nichts war daher düsterer, als seine Zimmer, zu denen außer der Königin Anna von Österreich und der Königin-Mutter nie eine Dame Zutritt hatte; und selbst diese ließen sich stets zuvor anmelden, wenn sie dem Könige einen Besuch machen wollten.

Wenn man eine Audienz bei ihm hatte, so wurde man oft, wenn man zu der bezeichneten Stunde bei ihm erschien, entweder durch Beringhen, den ersten Kammerdiener, empfangen, oder durch Herrn von Tréville, oder endlich durch Herrn von Guitaut; einer dieser Herren führte dann den Ankommenden in einen Salon, in welchem die Augen sich vergeblich nach dem Könige umsahen. Der König stand dann in einer Fenstervertiefung mit einem seiner Vertrauten, zu dem er gesagt hatte: »Herr So und So, kommt mit, wir wollen uns langweilen.« Und in dieser Beziehung konnte man stets versichert sein, dass er sich und Andern gewissenhaft Wort hielt.

Öfter als einmal hatte die Königin, um über diesen melancholischen Menschen Herrin zu werden, entweder aus eigenem Antriebe, oder aus den Rat der Königin-Mutter, in ihren vertrauteren Umgang irgend ein reizendes Geschöpf gezogen, dessen Treue sie gewiss sein durfte, und durch dessen schöne Augen sie das Eis dieses Herzens zu schmelzen hoffte; aber alle Mühe war vergeblich geblieben.

Dieser König, den Luynes nach vierjähriger Ehe in das Zimmer seiner Gemahlin tragen musste, dieser König hatte männliche Günstlinge, doch niemals weibliche.

Die schöne Herzogin von Chevreuse, welche man die Unwiderstehliche nannte, hatte ebenfalls den Versuch gemacht; aber trotz des dreifachen Vorzuges der Jugend, der Schönheit und des Geistes scheiterte auch sie.

»Aber, Sire,« sagte sie eines Tages, durch eine so große Kälte zur Ungeduld gebracht, »habt Ihr

denn keine Mätresse?«

»O ja,« entgegnete der König; »ich habe eine.«

»Wie liebt Ihr sie dann aber?« fragte die Herzogin. »Von dem Gürtel aufwärts.«

»Gut!« sagte die Herzogin von Chevreuse, »künftig werde ich meinen Gürtel um die Knie binden.«

Eine solche Hoffnung war die Ursache gewesen, dass man an den Hof jenes schöne und keusche Kind berief, welches wir unseren Lesern unter dem Namen Isabella von Lautrec vorgestellt haben. Man kannte ihre innige Ergebenheit für die Königin, welche sie hatte erziehen lassen, obgleich ihr Vater zu den Dienern des Herzogs von Rethellois gehörte. In der Tat war sie so schön, dass der König sich anfangs viel mit ihr beschäftigte; er hatte mit ihr gesprochen und war durch ihren Geist entzückt worden. Sie ihrerseits hatte keine Ahnung von den Absichten, die man mit ihr hegte, und sie antwortete daher dem Könige mit Bescheidenheit und Ehrerbietung. Sechs Monate vor der Zeit jedoch, zu der wir gelangt sind, hatte er einen neuen Kammerpagen angenommen, und seitdem beschäftigte er sich nicht nur nicht mehr mit Isabella, sondern er ging auch beinahe nie mehr zu der Königin.

In der Tat folgten die Günstlinge einander bei dem Könige mit einer solchen Schnelligkeit, dass der, welcher augenblicklich in Gunst kam, keine sehr beruhigende Aussicht hatte.

Zuerst war Pierret der Günstling gewesen, jener kleine Bauer, den wir als Aufseher der königlichen Vögel nannten.

Dann folgte Luynes, der Oberaufseher der Kabinettsvögel; dann des Königs Armbrustträger, von Esplan, den Ludwig XIN, zum Marquis von Grimaud machte.

Darauf kam Chalais, dem er den Kopf abschlagen ließ.

Dann Baradas, der Günstling des gegenwärtigen Augenblickes.

Und endlich Saint-Simon, der Günstlingscandidat, welcher darauf rechnete, dass Baradas in Ungnade fallen würde, etwas, das man stets erwarten durfte, da man die Vergänglichkeit jenes eigenthümlichen Gefühles kannte, welche bei Ludwig XIII. eine nicht zu bezeichnende Mitte zwischen Freundschaft und Liebe einnahm.

Außer diesen Günstlingen hatte Ludwig XIII. noch seine Vertrauten; diese waren: Herr von Tréville, der Kommandant seiner Musketiere, mit denen wir uns in einigen unserer Bücher so viel beschäftigt haben, dass wir uns hier mit ihrer Nennung begnügen können; — der Graf von Nogent-Beautru, der Bruder eben jenes Beautru, den der König so eben nach Spanien geschickt hatte, und der das erste Mal, als er bei Hof erschien, so glücklich war, den König in dem Tuileriengarten auf seinen Schultern über eine Stelle zu tragen, auf welcher sich Wasser angesammelt hatte, und der noch überdies des Vorrechtes genoß, dem Könige, gleich dessen Narren L'Angely, Alles sagen zu dürfen, und dem es sogar durch seine Scherze zuweilen gelang, das finstere Gesicht des Königs aufzuheitern.



Bassompierre, welcher im Jahre 1622 zum Marschall ernannt worden war, weit mehr in Erinnerung an seine Adcoventaten bei Marin von Medicis, als in Erinnerung an seine Kriegstaten, gehörte ebenfalls zu den Männern, die der König seines vertrauteren Umgangs würdigte. Er war übrigens ein Mann von Geist und so herzlos, dass er als ein Muster jener Zeit gelten konnte, welche den Übergang von dem siebzehnten zu dem achtzehnten Jahrhundert bildete.

Ferner müssen wir Lublet des Noyers nennen, des Königs Sekretär, oder vielmehr seinen Diener, Vieuville, den Oberintendanten der Finanzen, Guitaut, seinen Gardecapitän, einen Mann, der ihm, so wie der Königin Anna, unbedingt ergeben war, und der auf alle Anerbietungen, welche der Kardinal ihm machte, um ihn für sich zu gewinnen, stets die Antwort gab: »Unmöglich, Eure Eminenz; ich gehöre dem Könige, und das Evangelium verbietet, zwei Herren zugleich zu dienen.« — Endlich war ein Vertrauter des Königs auch noch der Marschall Marillac, der Bruder des Siegelbewahrers, der einer von den blutigen Flecken der Regierung Ludwigs XIII., oder vielmehr des Kardinal Richelieu, werden sollte.

Dies als einleitende Erläuterung.

Den Tag nachdem Souscarières einen so ausführlichen und wahrheitsgetreuen Bericht über die Vorgänge der verflossenen Nacht abgestattet hatte, wandte sich der König, nachdem er mit Baradas gefrühstückt, mit Nogent Federball geschlagen und befohlen hatte, man möge ihm die Herren Molinier und Justin holen, damit ihn der Eine mit seiner Laute, der Andere mit seiner Viola während der wichtigen Beschäftigung unterhalte, der er sich nun überlassen wollte, an die Herren Bassompierre, Marillac, des Royers und La Vieuville, welche ihm eben ihre Aufwartung gemacht hatten, mit den Worten:

»Meine Herren, gehen wir spicken!«

»Gehen wir spicken!« wiederholte L'Angely nälend, »wie das schön zusammenpasst, eine Majestät und eine — Spicknadel!«

Und nach diesem mittelmäßigen Scherze setzte er seine Kappe aufs Ohr und drückte Nogent einen Filzhut auf den Kopf.

»Narr, was tust Du?« fragte Nogent.

»Ich bedecke mich und Euch!« sagte L'Angely.

»Vor dem Könige?«

»Pah! Für Narren, wie wir sind, schickt sich das schon.«

»Sire, gebietet doch Eurem Narren, dass er schweige,« rief Nogent wütend.

»O, Nogent,« sagte der König, »wisst Ihr nicht, dass man L'Angely nicht zum Schweigen bringen kann?«

»Man bezahlt mich, damit ich Alles sage,« lachte L'Angely; »wenn ich schwieg, so würde ich es

wie Herr Viewville machen, der Oberintendant ist, damit er die Finanzen verwalte, und der gar keine Finanzen hat; ich würde meinem Herrn das Geld aus der Tasche stehlen.«

»Aber haben denn Ew. Majestät nicht gehört, was L'Angely sagte?«

»Ja, aber Du sagst mir zuweilen auch schöne Dinge.«

»Euch, Sire?«

»Ja, und wenn ich Dich nicht ein wenig als den Kollegen L'Angely's ansähe, so würde ich Dir solche Worte nicht gestatten. — Doch nun, meine Herren, gehen wir 'spicken!«

Diese Worte des Königs: »Gehen wir spicken!« verdienen eine Erklärung; wir wollen sie in Folgendem geben.

Wir haben bereits früher einmal erwähnt, dass der König, um seiner Melancholie Herr zu werden, verschiedene Zerstreungen versuchte, die ihn aber alle nicht zerstreuten. Als Kind hatte er aus Leder Kanonen gefertigt, aus Federkielen Springbrunnen gemacht, als junger Mann hatte er Kupferstiche koloriert (seine Höflinge nannten es malen), er hatte trommeln gelernt (die Höflinge nannten es musizieren), und in dieser Übung hatte er es zu einer gewissen Fertigkeit gebracht; er fing an köstliche Confecte zu bereiten; dann wurde er Gärtner und brachte es dahin, dass er im Monat Februar frische Erbsen zog, welche er verkaufen ließ, und welche ihm Herr von Montauron, um ihm den Hof zu machen, zu hohen Preisen abkaufte.

Dann fing er zu rasieren an, und in der ersten Leidenschaft für diese neue Art Unterhaltung ließ er eines Tages alle seine Hausbeamten versammeln und rasierte sie mit höchst eigenen Händen, indem er ihnen in seiner knauserischen Freigebigkeit nur jenen Haarbüschel stehen ließ, welchen man seit dem Tage zum Andenken an eine königliche Handlung Royale nannte.

Über dieses Ereignis kam am nächsten Tage im Louvre ein Spottgedicht in Umlauf.

Endlich wurde Ludwig XIII. auch des Rasierens überdrüssig, und da er einmal zufällig in die Küche kam, um daselbst eine jener Ersparungsmaßregeln einzuführen, die er so sehr liebte, bemerkte er, wie der Koch und die Küchenjungen Kalbslenden, Hammelkeulen, Hasen, Fasanen spickten. Er fand diese Arbeit ungemein unterhaltend, und das Resultat war, dass einen Monat später der König eine neue Lieblingsbeschäftigung hatte; er — spickte und mit ihm spickten alle seine Höflinge.

Es ist schwer zu sagen, ob die Hochkunst dabei gewann, dass sie durch die Hand eines Königs ausgeübt wurde, aber die Küchenornamentik machte entschieden große Fortschritte. Kalbslenden und Rinderbraten zumal, welche eine größere Oberfläche darboten, kamen aus der Küche mit den verschiedensten, durch die Spicknadel hervorgebrachten Zeichnungen bedeckt. Der König beschränkte sich auf landschaftliche Zeichnungen, er spickte Bäume, Häuser, zuweilen auch Blumen, Wölfe, Hirsche, Lilien, Jagdhunde, aber Nogent und die Andern blieben hierbei nicht stehen und schufen fantastische Gestalten, deren Formen ihnen von dem züchtigen Könige oft einen herben Tadel eintrugen, und ihren Produkten die Zulassung auf die königliche Tafel unmöglich machten.

Da unsere Leser nun über diesen Gegenstand hinreichend unterrichtet sind, können wir den Faden unserer Erzählung wieder aufnehmen.

Nach der Aufforderung des Königs beeilten sich Alle, ihm zu folgen.

Das Ziel der Wanderung war ein großer an die Speisezimmer grenzender Saal, in welchem auf mehreren Marmortischen Kalbsseiten, Rindslenden, Fasane, Hasen bereit lagen, und wo der Stallmeister Georges vor einem Büffet stand, auf dem sich eine Menge von Tellern mit fein in Streifen geschnittenem Speck und Spicknadeln befanden, die er den einzelnen Herren überreichte, welche aus Artigkeit für den König in seiner Gesellschaft Küchenjungendienste verrichteten, und diese Artigkeit so weit trieben, dass sie absichtlich sehr ungeschickt waren, um ihm den Triumph zu lassen, der einzige vollendete Spickkünstler am Hofe zu sein.

Bassompierre benützte den Moment, als man sich an den Tischen aufstellte, um dem Oberintendanten der Finanzen die Hand auf die Schulter zu legen, und ihm, leise genug, dass die Form beobachtet, laut genug, dass er von den Andern gehört wurde, zu sagen:

»Kann man, ohne zu neugierig zu sein, Euch fragen, wann Ihr gesonnen seid, mir meinen Quartalsgehalt als General-Oberst der Schweizer zu zahlen, welche Stelle mich hunderttausend baare Taler kostet?«

Statt ihm jedoch zu antworten, streckte Herr Vieuville, der zu Zeiten wie Nogent den Harlekin machte, seine Arme aus und zog sie dann wieder an sich, indem er sagte:

»Ich schwimme; ich schwimme; ich schwimme!«

»Bei Gott,« sagte Bassompierre, »ich habe genug Rätsel in meinem Leben gelöst, aber den Schlüssel zu diesem vermag ich nicht zu finden.«

»Herr Marschall, wenn man schwimmt, so hat man doch den Boden unter den Füßen verloren, nicht wahr?«

»Ja!«

»Nun, mir geht es so; ich habe keinen Boden mehr unter den Füßen; ich schwimme!«

In diesem Augenblicke wurde die Gesellschaft durch den Herzog von Angoulême, den natürlichen Sohn Carl's IX. und Marie Touchet's, vermehrt, der in Gesellschaft des Herzogs von Guise kam, welchen Letzteren wir bereits in der Soire bei der Prinzeß Marie gesehen haben und dem der Herzog von Orleans ein Armeecorps für den Fall versprochen hatte, dass er Generallieutenant des Königs in dem italienischen Feldzuge werden würde.

Beide warteten, um vorzutreten, dass der König sie bemerke.

Bassompierre, welcher für Vieuville keine Antwort fand, es aber nicht liebte, zu kurz zu kommen, klammerte sich mutig an den Herzog von Angoulême, wir sagen mutig, weil der Herzog als ein Mensch bekannt war, der keine Antwort schuldig blieb.

»Ihr schwimmt also,« sagte er; »das ist sehr gut; die Gänse und die Enten schwimmen auch, aber das geht mich nichts an. Ei, wenn ich falsches Geld machte, wie Angoulême, würde ich mich um die Bagatelle wenig kümmern.«

Der Herzog von Angoulême, der wahrscheinlich keine Antwort bereit hatte, tat, als hörte er nicht, aber Ludwig XIII. hörte und sagte, da er sehr schadenfroh war:

»Hört, Ihr Vetter, was Bassompierre sagt?«

»Nein, Sire, ich bin auf dem rechten Ohre taub,« antwortete der Herzog.

»Wie Cäsar!« sagte Bassompierre.

»Er fragt, ob Ihr noch immer falsches Geld macht.«

»Ich bitte um Entschuldigung,« warf Bassompierre ein, »ich frage nicht, ob Angoulême noch immer falsches Geld macht, was die Sache zweifelhaft erscheinen ließe; ich sage, dass er falsches Geld macht, und das ist eine Behauptung.«

Der Herzog von Angoulême zuckte die Achseln.

»Seit zwanzig Jahren belästigt man mich schon mit dieser Albernheit.«

»Und was ist an dieser Albernheit Wahres, Herr Vetter?«

»Sie ist die reine Wahrheit, Sire! Ich habe in meinem Schloss Grosbois ein Zimmer an einen Alchimisten, Namens Merlin, vermietet, welches derselbe vortrefflich zur Auffindung des Steines der Weisen geeignet hält. Er zahlt mir viertausend Taler jährlich unter der Bedingung, dass ich ihn nie frage, was er treibt und dass ich ihn das Privilegium genießen lasse, welches die Wohnungen der französischen Prinzen haben, nämlich, dass sie nie von den Behörden durchsucht werden. Ihr begreift, Sire, da ich für ein Zimmer mehr Miete erhalte, als ich auf gewöhnlichem Wege für das ganze Schloss erhalten würde, wäre es von mir lächerlich, etwas zu tun, wodurch ich einen so guten Mieter verlieren könnte.«

»Seht, Bassompierre, was Ihr für eine böse Zunge habt,« sagte der König; »gibt es ein anständigeres Gewerbe, als das unseres Veters?«

»Übrigens,« sagte Angoulême, der sich noch nicht für geschlagen hielt, »wenn ich, der Sohn Carls IX., Königs von Frankreich, falsches Geld mache, so hat Euer Vater, glorreichen Andenkens, Sohn Antons von Bourbon, der nur König von Navarra war, gestohlen.«

»Wie? Mein Vater hat gestohlen?« rief der König.

»Ja,« sagte Bassompierre, »darauf bezog es sich, als er mir eines Tages sagte: »Ich bin sehr glücklich, dass ich König bin, denn sonst würde ich gehängt.«

»Der König, Euer Vater, Sire,« fuhr Angoulême fort, »stahl zunächst beim Spiel.«

»Beim Spiel?« sagte Ludwig XIII. »Nun, beim Spiel heißt das nicht stehlen, sondern escamotieren

und übrigens gab er auch, wenn die Partie zu Ende war, jedesmal das Geld zurück.«

»Nicht immer!« sagte Bassompierre.

»Wie? Nicht immer?«

»Nein, und Eure erhabene Mutter kann die Tatsache bestätigen, die ich jetzt erzählen will. Eines Tages, oder vielmehr eines Abends, hatte ich die Ehre, zum Spiele des Königs zugezogen zu werden; es standen fünfzig Pistolen, aber es waren halbe Pistolen darunter.«

»Sire,« sagte ich zum Könige, »Ihr seid es, der halbe Pistolen statt ganzer gesetzt hat.«

»Nein, das waret Ihr,« sagte der König.

»Da stand ich auf, nahm das ganze Geld, ganze und halbe Pistolen, und warf es zum Fenster in den Hof hinunter, wo sich die Lakaien darum raufeten.«

»Ha! Das tatet Ihr, Bassompierre?« fragte der König.

»Ja, Sire, und Eure erlauchte Mutter sagte dabei: »Heute macht Bassompierre den König und der König Bassompierre.«

»Auf Edelmanneswort, das war gut gesagt,« rief der König. »Und was antwortete mein Vater?«

»Sire, seine ehelichen Leiden mit Margarethe hatten ihn ohne Zweifel ungerecht gemacht, denn er antwortete, meiner Meinung nach sehr mit Unrecht: »Ihr wolltet ohne Zweifel, dass er König wäre, weil Ihr dann einen jüngeren Gatten hättet!«

»Und wer gewann die Partie?« fragte wieder Ludwig XNI.

»Der König Heinrich IV., Sire; und wahrscheinlich in der Zerstretheit, welche die Bemerkung der Königin verursacht hatte, steckte er, was auch Eure Majestät dazu sagen mögen, das ganze Geld in die Tasche, selbst ohne uns die Differenz zwischen den ganzen und den halben Pistolen herauszugeben.«

»Nun,« sagte Angoulême, »ich sah ihn noch entschiedener stehlen.«

»Meinen Vater?« fragte Ludwig XIII.

»Ich habe gesehen, wie er einen Mantel stahl.«

»Einen Mantel?«

»Es ist wahr, dass er damals nur noch König von Navarra war.«

»Erzählt das. Vetter!«

»König Heinrich III. war eben in St. Cloud in den Armen des nachmaligen Heinrich IV. gestorben. Dieser war zu jener Zeit so arm, dass er sich nicht ein Wams und einen Mantel von

violettem Samt, damals die Trauerfarbe bei Hofe, anzuschaffen vermochte. Da der eben Gestorbene einen weiten Mantel von dieser Farbe hatte, rollte Heinrich IV. ihn vorsichtig zusammen, nahm ihn unter den Arm und verließ das Zimmer, in der Meinung, es habe ihn Niemand gesehen. Der König hatte dabei die Entschuldigung — wenn Könige überhaupt einer Entschuldigung für das Stehlen bedürfen — er sei so arm, dass er ohne diesen Diebstahl die Trauer nicht hätte tragen können/

»Beklagt Euch nun, Herzog,« sagte der König, »dass Ihr Eure Dienerschaft nicht bezahlen könnt. Ihr seht, der große König Heinrich IV. war viel ärmer und besaß nicht einmal ein Zimmer, das er für viertausend Taler jährlich einem Alchimisten vermieten konnte.«

»Entschuldigt, Sire,« sagte Angoulême, »es ist wohl möglich, dass meine Dienerschaft sich darüber beklagt, von mir nicht bezahlt worden, zu sein; ich spreche nie darüber. Als sie sich zum letzten Male bei mir beklagte, sie hätte nicht einen Livre mehr in der Tasche, sagte ich ganz einfach: »Dummköpfe, das ist Eure eigene Schuld; das Hotel Angoulême ist von vier Straßen begrenzt, Ihr seid auf einem guten Posten; schafft Euch Geld!« Seit dieser Zeit beklagen sie sich nicht mehr, aber man hört täglich von nächtlichen Diebstählen, die in der Nähe meines Hotels begangen werden.«

»Nun,« sagte Ludwig XIII., »eines Tages kann es Euren Herren Bedienten begegnen, dass ich sie vor dem Thore Eures Hotels aufhängen lasse.«

»Das heißt, wenn der Herr Kardinal gerade bei Laune ist und Ihr bei ihm in Gunst steht, Sire,« lachte Angoulême.

»Spicken wir, meine Herren!« rief der König wütend.

Und er warf sich auf eine Kalbslende, die er so eifrig zu durchstehen anfang, als ob die Spicknadel ein Degen und die Kalbslende der Herr Kardinal in eigener Person wäre.

»Meiner Treu, Ludwig,« rief L'Angely, »ich glaube, jetzt bist Du selbst ein wenig gespickt worden.«

---

## XIV.

### Während der König spickt.

Dergleichen Anspielungen, mit denen seine Umgebung durchaus nicht sparte, machten den König wütend auf den Kardinal, und ließen in ihm jene plötzlichen unerwarteten Entschlüsse reifen, die den Kardinal stets nur handbreit vom Abgrund hielten.

Wenn die Feinde des Kardinals dem Könige in einem solchen Momente nahe waren, und ihn, wie man zu sagen pflegt, zu packen wussten, fasste er mit ihnen die verzweifeltesten Entschlüsse, in der Absicht, sie nicht zu befolgen, und machte ihnen die schönsten Versprechungen, entschlossen, sie nicht zu halten.

Da ihm nun über den Angriff L'Angely's die Galle zu Kopfe stieg, wandte er sich, immer beschäftigt, die vor ihm liegende Kalbsslende zu spicken, nach allen Seiten, und suchte Jemand, an dem er seinen Zorn auslassen könnte. Seine Blicke blieben auf seinen zwei Musikern haften, die auf einer Art von Estrade saßen und von denen der eine die Saiten seiner Laute zupfte, und der andere mit dem Bogen seiner Viola herzhaft auf- und abfuhr.

Der König bemerkte, was er bis jetzt im Eifer des Gesprächs und der Arbeit nicht beachtet hatte, nämlich, dass die Beiden nur halb bekleidet waren.

Molinier, welcher ein Wams an hatte, trug weder Beinkleider noch Strümpfe.

Justin, dessen untere Körperhälfte bekleidet war, saß in Hemdärmeln da.

»Oho!« rief Ludwig XIII.. »was soll diese Maskerade?«

»Einen Augenblick!« sagte L'Angely. den Musikern die Antwort verwehrend; »an mir ist es, zu antworten.«

»Narr,« rief der König, »nimm Dich in Acht, dass Du mir nicht lästig wirst.«

L'Angely nahm eine Spicknadel aus der Hand Georges und legte sich damit aus, als wäre es ein Degen.

»Ich habe keine Furcht vor Dir, Ludwig,« sagte er, »komm heran, wenn Du es wagst.«

L'Angely hatte das ausschließliche Vorrecht, dem Könige Alles sagen zu dürfen; er war mehr, als sein Narr: er war sein Vertrauter. Im Gegensatz zu anderen Königen liebte Ludwig XIII. es nicht, erheitert zu werden. Wenn sie zusammen allein waren, sprachen sie von gar ernsten Dingen: vom Tode und vom Jenseits, über das sich der König in den gewagtesten und auch verzweifeltesten Vermutungen erging. L'Angely war ein Horatio dieses zweiten Prinzen von Dänemark, und das Gespräch Hamlet's mit dem Todtengräber war ein lustiger Schwank gegen das Gespräch, welches Ludwig XIII, mit seinem Hofnarren führte. Der König konnte daher niemals ernstlich böse auf L'Angely werden. Auch diesmal sagte er:

»Erkläre Dich also. Narr; aber rasch!«

»Ludwig.« sagte dieser, »der Du der Gerechte genannt wirst, weil Du zufällig unter dem Zeichen der Wage geboren bist, zeige Dich Deines Namens würdig, damit mein Gevatter Nogent Dich nicht wieder so beschimpft, wie vorher. Gestern hast Du, der König von Frankreich und Navarra, die Erbärmlichkeit begangen, diesen armen Leuten die Hälfte von ihrem Gehalte zu streichen; nun, wenn man nur die Hälfte einnimmt, kann man sich auch nur zur Hälfte kleiden, und wenn Du wegen dieses unanständigen Aufzuges mit Jemand rechten willst, so zanke mit mir, denn ich habe den Rat dazu gegeben,«

»Das war der Rat eines Narren!« sagte der König.

»Nun, so ein Rat hat Aussicht aus Befolgung,« meinte L'Angely.

»Gut, gut; ich verzeihe den Beiden.«

»So bedankt Euch doch bei Seiner allergnädigsten Majestät, Ludwig dem Gerechten,« sagte der Narr.

Die zwei Musiker erhoben sich, um ihre Reverenz zu machen.

»Gut, gut,« sagte der König; »es ist genug!«

Dann blickte er um sich, um nach Denen zu sehen, die sich in gleicher Weise beschäftigten, wie er selbst.

Desnoyers spickte einen Hasen, La Vieuville einen Fasan, Nogent einen Rinderbraten, St. Simon, welcher nicht spickte, hielt einen Teller mit Speck; Bassompierre plauderte mit dem Herzog von Guise, Baradas spielte Bilboquet, der Herzog von Angoulême hatte es sich in einem Lehnstuhl bequem gemacht, und schlief, oder tat wenigstens so, als ob er schlief.

»Was saget Ihr da dem Herzog von Guise, Marschall?« fragte der König; »es scheint etwas sehr Interessantes zu sein.«

»Für uns, ja,« antwortete Bassompierre; »der Herr Herzog sucht nämlich Streit mit mir.«

»Weswegen?«

»Es scheint, dass der Herzog von Vendôme sich in seiner Gefangenschaft langweilt.«

»So?« warf L'Angely ein; »ich dachte bis jetzt, dass man sich bloß im Louvre langweile.«

»Und,« fuhr Bassompierre fort, »er hat mir geschrieben.«

»Euch?«

»Wahrscheinlich glaubte er, Sire, ich stände in Gunst bei Euch!«

»Nun, was schreibt Euch mein Bruder Vendôme?«



»Du mögest ihm einen Deiner Pagen schicken,« sagte L'Angely.

»Schweig, Narr!«

»Er will aus Vincennes fort und den italienischen Krieg mitmachen.«

»Dann,« rief L'Angely spottend, »möge Gott den Piemontesen gnädig sein!«,

»Und er schreibt Euch —«

»Indem er mir zugleich sagt, dass er die Sache als unnütz betrachtet, da er mich von der Partei des Herzogs von Guise hält.«

»Warum?«

»Weil ich der Verehrer von dessen Schwester, der Prinzeß von Conti, bin,«

»Und was habt Ihr geantwortet?«

»Ich antwortete, es mache nichts aus, dass ich der Liebhaber aller seiner Tanten gewesen bin; ich sei ihm deshalb nur um so mehr zugetan.«

»Und Ihr. Vetter Angoulême, was tut Ihr?« fragte der König.

»Ich träume, Sire.«

»Wovon?«

»Von dem piemontesischen Kriege.«

»Und was träumt Euch davon?«

»Es träumt mir, dass Ew. Majestät sich an die Spitze der Armee stelle, in Person nach Italien gehe, und dass man auf einem der höchsten Alpenfelsen Euren glorreichen Namen neben denen Hannibal's und Carl's des Großen in den Stein meißle. Was haltet Ihr von meinem Traum?«

»Dass es Euch besser steht, so zu träumen, als den Andern das Wachen,« sagte L'Angely.

»Und wer wird unter mir das Kommando führen? Der Kardinal oder mein Bruder?« fragte der König.

»Verständigen wir uns!« sagte L'Angely, »wenn es Euer Bruder ist, Sire, so wird er unter Euch, ist es aber der Kardinal, so wird er über Euch kommandieren.«

»Da, wo der König ist,« warf der Herzog von Guise ein, »führt kein Anderer das Kommando.«

»Gut!« bemerkte L'Angely; »doch hat Euer Vater, der Narbige, zur Zeit König Heinrich's III. nicht in Paris kommandiert.«

»Die Sache fiel deshalb für ihn nicht minder gut aus,« sagte Bassompierre.

»Meine Herren,« sagte der König, »der Krieg mit Piemont ist eine sehr wichtige Angelegenheit, und es ist zwischen mir und meiner Mutter beschlossen worden, dass sie in dem Rate, der über diesen Krieg gehalten werden soll, entschieden wird. Ihr, Marschall, seid schon benachrichtigt worden, dass auch Ihr eine Stimme bei dieser Beratung haben werdet, und Euch, Angoulème und Guise, lade ich hiermit selbst dazu ein. Doch kann ich Euch nicht verhehlen, dass in diesem Rate, Monsieur, mein Bruder, eine starke Partei haben wird.«

»Sire,« sagte der Herzog von Angoulème, »ich sage es offen und im Vorhinein, dass ich meine Stimme dem Kardinal geben werde. Nach der siegreichen Einnahme La Rochelle's wäre es eine Ungerechtigkeit, ihm zu Gunsten eines Andern als des Königs den Oberbefehl zu nehmen.«

»Das ist Eure Ansicht?« sagte der König.

»Ja. Sire.«

»Vergesst Ihr, dass es kaum zwei Jahre her sind, als der Kardinal Euch nach Vincennes schicken wollte, woran ich allein ihn verhinderte?«

»Ew. Majestät haben Unrecht gehabt, das zu tun.«

»Wie ich hätte Unrecht gehabt?«

»Ja; wenn Se. Eminenz mich nach Vincennes schicken wollte, so verdiente ich gewiss, dahin geschickt zu werden.«

»Nimm ein Beispiel, Ludwig, an Deinem Vetter Angoulème,« sagte L'Angely, »das ist ein Mann von Erfahrung.«

»Ich wette,« sagte der König, »wenn ich Euch das Kommando anböte, Vetter, Ihr würdet von Euren Ansichten abgehen,«

»Wenn mein König, dem ich Gehorsam schuldig bin, mir befehlen würde, das Kommando zu übernehmen, so gehorchte ich; wenn Ihr Euch aber damit begnügtet, Sire, es mir anzubieten, so würde ich es meinerseits dem Kardinal darbringen, und mit einem Unterkommando gleich dem von Bassompierre, Guise, Bellegarde zufrieden und glücklich sein.«

»Teufel,« sagte Bassompierre, »ich habe Euch nicht für so bescheiden gehalten, Herzog.«

»Ich bin bescheiden, wenn ich mich beurteile, und stolz, wenn ich mich vergleiche, Herr Marschall.«

»Und für wen wirst Du Dich entscheiden, Ludwig?« fragte L'Angely, »für den Kardinal, für Monsieur oder für Dich selbst? Ich meinesteils würde Monsieur meine Stimme geben.«

»Und warum?«

»Weil er sich jetzt wird revanchieren wollen, da er während der Belagerung von La Rochelle

immer trank war; vielleicht sagt seiner Gesundheit das warme Klima besser zu.«

»Es dürfte ihm aber zu heiß werden,« sagte Baradas.

»Ah, auch Du entscheidest Dich einmal, zu reden?«

»Ja, Sire. wenn ich etwas zu sagen habe; sonst schweige ich.«

»Warum spickst Du nicht?«

»Weil ich reine Hände habe und sie mir nicht beschmutzen will; weil ich gut parfümiert bin, und nicht übelriechend werden mag.«

»Da hast Du noch ein Parfum,« sagte Ludwig XIII., ein Flacon aus der Tasche ziehend.

»Was ist darin?« fragte Baradas.

»Eau de Naffe!«

»Ihr wisst wohl, Sire, dass ich Euer Eau de Naffe verabscheue.«

Der König näherte sich nichtsdestoweniger Baradas und spritzte ihm einige Tropfen von der in dem Flacon enthaltenen Flüssigkeit in das Gesicht.

Kaum aber hatte das Wasser die Haut des jungen Mannes benetzt, als er sich ungestüm auf den König warf, ihm das Fläschchen aus der Hand riss und es auf dem Boden zerschmetterte.

»Ah, meine Herren,« sagte der König erbleichend, »was tötet Ihr, wenn ein Page Euch so begegnete, wie dieser Schelm soeben mir?«

Man schwieg.

Nur Bassompierre konnte seine Zunge nicht im Zaume halten.

»Ich ließe ihn peitschen,« sagte er.

»Ihr ließt ihn peitschen?« schrie Baradas, zog trotz der Gegenwart des Königs den Degen, stürzte auf Bassompierre zu und konnte nur mit Mühe von Guise und Angoulême zurückgehalten werden.

»Mein Herr,« sagte Bassompierre, »da es bei Strafe, dass dem Frevler die Hand abgehauen wird, verboten ist, in Gegenwart des Königs den Degen zu ziehen, muss ich dieses Gesetz befolgen, aber da Ihr gleichwohl eine Lektion verdient, so will ich sie Euch geben. Georges, eine Spicknadel! — Und nun lasset Herrn Baradas los, meine Herren!«

Man ließ Baradas los, der sich trotz der Rufe des Königs wütend auf den Marschall stürzte. Aber Bassompierre war ein alter Fechter, der zwar nicht oft gegen Feinde gefochten hatte, desto öfter aber im Duell. Er parierte die Stöße des jungen Mannes mit großer Geschicklichkeit und benutzte die erste Blöße, die sich dieser gab, um ihm die Spicknadel in die Schulter zu stoßen,

wo er sie stecken ließ.

»So, mein Junge,« sagte er, »das ist ebensoviel wert, als die Peitsche, und Ihr werdet Euch wenigstens eine Zeitlang daran erinnern.«

Als der König das Blut aus Baradas Wunde fließen sah, stieß er einen Schrei aus.

»Herr von Bassompierre,« sagte er, »zeigt Euch nie mehr vor mir!«

Der Marschall nahm seinen Hut.

»Sire,« sagte er, »ich werde wegen dieses Urteils appellieren!«

»Bei wem?«

»Bei Philipp von Spanien!«

Und während der König nach seinem Arzt Bouvard rief, verließ der Marschall erhobenen Hauptes das Gemach, indem er zwischen den Zähnen murmelte:

»Er soll ein Sohn Heinrichs IV. sein? — Daran ist nicht zu denken!«

---

## XV.

### Im Magazin des Juweliers Lopez.

Unsere Leser werden sich aus dem Berichte von Souscarières an den Kardinal erinnern, dass Frau von Fargis und der spanische Gesandte, Herr von Mirabel, bei dem Juwelier Lopez Billets ausgetauscht hatten.

Was aber Souscarières nicht wusste, war, dass Lopez mit Leib und Seele dem Kardinal gehörte, wozu er auch alle Ursache hatte, Er stand nämlich in dem zweifachen Verdachte, ein Jude und ein Mohamedaner zu sein; die Einen hielten ihn für das Eine und die Andern für das Andere, und er suchte diesen Verdacht vergebens dadurch zu entkräften, dass er alle Tage Schweinefleisch aß.

Gleichwohl hätte er eines Tages die Dummheit eines Requetenmeisters beinahe teuer bezahlen müssen. Er war beschuldigt worden, in Frankreich Pensionen für Spanien auszuzahlen. Ein Requetenmeister erschien bei ihm, um Einsicht in seine Rechnungsbücher zu nehmen; in diesen fand der Beamte einen Posten, den er für höchst verdächtig erklärte. Er lautete:

»Guadacamilles por senor de Bassompierre.«

Lopez erfuhr, dass er zugleich mit dem Marschall des Hochverrats angeklagt werden sollte. Er eilte zu der Frau von Rambouillet, die eben so wie die schöne Julia zu seinen besten Kunden gehörte. Er flehte ihre Protection an und sagte ihr, sein ganzes Verbrechen bestände darin, dass er in dem Buche seiner Schuldforderungen den Posten eingetragen hätte: »Guadacamilles por senor de Bassompierre.«

Frau von Rambouillet ließ ihren Gemahl bitten, zu ihr herabzukommen und theilte ihm den Fall mit. Dieser ging sogleich zu dem Requetenmeister, der zu seinen Freunden gehörte und dem er die Versicherung gab, Lopez sei unschuldig.

»Und doch ist die Sache klar, Herr Marquis,« sagte der Requetenmeister. »Guadacamilles —«

Der Marquis unterbrach ihn.

»Sprecht Ihr spanisch?« fragte er den Beamten.

»Nein.«

»Wisst Ihr, was Guadacamilles heißt?«

»Nein; aber das Wort allein schon genügt mir zu dem Beweise, dass darin etwas Fürchterliches liegt.«

»Nun, mein lieber Herr, der ganze Satz heißt: *Tapisseries für den Herzog von Bassompierre.*«

Der Requetenmeister wollte das nicht glauben, und es musste ein spanisches Wörterbuch geholt

werden, um ihm den Beweis zu liefern

Lopez betrachtete den Schutz des Kardinals, des obersten Richters in kirchlichen Angelegenheiten, daher als den wirksamsten für seine vielfach angefeindete Person.

In der Tal war Lopez maurischen Ursprunges, und als die Mauren 1610 aus Spanien vertrieben wurden, hatte man ihn nach Frankreich gesendet, um den Flüchtigen dort das Wort zu reden. Er war an den Marquis von Rambouillet empfohlen worden, der spanisch sprach. Lopez, ein Mann von Geist, rieth einigen Tuchhändlern zu einem Geschäfte mit Konstantinopel, welches so sehr gelang, dass sie in ihrer Dankbarkeit einen Teil des Gewinnes Lopez gaben, der für die ziemlich bedeutende Summe einen rohen Diamanten kaufte, den er schleifen ließ. Dies fiel so gut aus, dass man ihm von allen Seiten rohe Diamanten zum Schleifen schickte und er bald als der beste Edelsteinschneider in Paris bekannt war. So kam es, dass alle schönen Edelsteine jener Zeit durch seine Hände gingen, umso mehr, da er das Glück gehabt hatte, einen Arbeiter zu finden, der beinahe noch geschickter war, wie er, und der einwilligte, sein Gehilfe zu werden. Dieser Mensch war so geschickt, dass er, wo es nöthig schien einen Diamant mit einem einzigen Hammerschläge teilen konnte.

Als es sich um die Belagerung von La Rochelle handelte, war Lopez von dem Kardinal nach Holland geschickt worden, um Schiffe bauen zu lassen oder fertige anzukaufen. In Amsterdam und Rotterdam hatte er eine Menge Dinge gekauft, die aus Indien oder China kamen, und so wurde durch ihn der Raritätenhandel in Frankreich eingeführt.

Seine Mission nach Holland vergrößerte sein Vermögen sehr bedeutend und da die wahre Veranlassung seiner Reise ein Geheimnis blieb, ahnte Niemand, dass er ein treuergebener Anhänger des Kardinals sei.

Auch Lopez war das Auffällige des gleichzeitigen Bewuchs des spanischen Gesandten und der Ehrendame der Königin nicht entgangen; sein erster Gehilfe sah auch das Briefchen der Fargis, so dass der Kardinal eine doppelte Mitteilung über dasselbe Factum erhielt, und da die des Juweliers von der Souscarières nicht abwich, immer mehr Achtung vor der Geschicklichkeit des Letzteren gewann.

Der Kardinal wusste daher, als die Königin am Morgen des 14. Dezembers Sänften für sich und das Gefolge verlangte, dass es sich nicht um den Ausgang einer Frau handle, die Schmuck kaufen, sondern um den einer Königin, die ihr Reich verkaufen will. —

Allein am 14. Dezember um 11 Uhr, zu derselben Stunde, als Bassompierre seine Spicknadel in der Schulter des jungen Baradas stecken ließ, als die Königin in Begleitung der Fargis, des Fräuleins von Lautrec, der Herzogin von Chevreuse und ihres ersten Stallmeisters, Patrocle, ausgehen wollte, ereignete sich Folgendes:

Frau Bellier, die erste Kammerfrau der Königin, trat ein, in der einen Hand einen mit einer spanischen Mantilla bedeckten Papageienkäfig, in der andern einen Brief.

»O mein Gott, was bringt Ihr da, Bellier?« fragte die Königin.

»Ein Geschenk, welches Ihre Hoheit, die Infantin Clara Eugenia, Euer Majestät macht.«

»So kommt das aus Brüssel?« fragte die Königin.

»Ja, Majestät; und hier ist der Brief der Prinzeß, welcher das Geschenk anzeigt.«

»Sehen wir zuerst das Geschenk an!« sagte mit echt weiblicher Neugier die Königin, ihre Hand nach der Mantilla ausstreckend, die den Käfig verhüllte.

»O nein,« bat die Bellier, den Käfig zurückziehend, »Euer Majestät müssen zuerst den Brief lesen.«

»Und wer hat Brief und Käfig gebracht?«

»Michel Danse, der Apotheker Eurer Majestät, der unsere Korrespondenz mit Brüssel besorgt. — Hier ist der Brief Ihrer Hoheit.«

Die Königin entsiegelte den Brief und las:

»Meine teure Nichte!

»Ich sende Euch einen wunderbaren Papagei und wenn Ihr ihn nicht dadurch erschreckt, dass Ihr ihm seine Hülle wegnehmt, so wird er Euch in fünf verschiedenen Sprachen Schmeicheleien sagen. Es ist ein kleines, gutes und sehr treues Tier, und ich bin sicher, dass Ihr Euch nie über dasselbe zu beklagen haben werdet.

»Eure ergebene Tante

»Clara Eugenia.«

»So!« sagte die Königin, »jetzt habe ich den Brief gelesen, nun soll er sprechen!«

Sogleich ertönte eine feine Stimme unter der Mantilla und sagte in französischer Sprache:

»Die Königin Anna von Österreich ist die schönste Fürstin der Welt.«

»O, das ist herrlich!« rief die Königin; »jetzt möchte ich Dich spanisch reden hören, mein kleiner Vogel.«

Kaum war dieser Wunsch ausgesprochen, als der Papagei sagte:

»Yo quiero dona Ana hacer por todo para que sus deseos lleguen.«

»Nun italienisch! Hast Du mir auch etwas auf italienisch zu sagen?«

Der Vogel ließ nicht lange warten; er sagte:

»Dares la mia vita per la carissima padrona mia.«

»Und welches sind die übrigen Sprachen?« fragte sie, »das mein Vogel spricht?«

»Das Englische und das Holländische, Majestät,« antwortete Frau Bellier.

»Also englisch,o,englisch! Rief Anna.

»Give me your hand and i shall give you my hearth.«

»Ach!« rief die Königin, »ich verstehe nicht gut; Ihr könnt ja englisch, meine liebe Isabella!«

»Ja, Majestät,« sagte Fräulein von Lautrec.

»Habt ihr verstanden?«

»Der Papagei sagte: Gebt mir Eure Hand, und ich gebe Euch mein Herz!«

»Bravo!« sagte die Königin; »und welches ist die fünfte Sprache, Bellier?«

»Die holländische, Madame.«

»Ah, welches Unglück; Niemand versteht hier holländisch.«

»Im Gegenteile, Majestät,« sagte die Fargis; »Beringhen ist ja aus Friesland, er muss daher holländisch verstehen.«

»Ruft also Beringhen; er muss im Vorzimmer des Königs sein.«

»Frau von Fargis eilte fort, und kam bald mit Beringhen zurück.

»Beringhen war ein großer, hübscher Bursche mit rötlichem Haar und blonden Bart, halb Holländer, halb Deutscher, obwohl er in Frankreich erzogen worden war. Der König liebte ihn sehr, und er seinerseits war dem Könige aufrichtig ergeben.

Frau von Fargis zog ihn am Ärmel seines Wamses in das Gemach. Er wusste nicht, was man von ihm wollte, und man hatte den ausdrücklichen Befehl der Königin geltend machen müssen, um ihn zu bewegen, seinen Posten zu verlassen.

Aber der Papagei war so klug, dass er, als Beringhen kaum in das Zimmer getreten war, begriff, er könne nun reden, und ohne zu warten, bis man die fünfte Schmeichelei von ihm verlangte, plapperte er:

»Och myne welbeminde koningin, ik bemin u maar ik bemin u meer in hollandsch myne liefste geboorte taal.«

»Oho,« rief Beringhen ganz erstaunt, »der Papagei spricht holländisch, als ob er ein geborener Amsterdamer wäre.«

»Und was hat er gesagt, Herr von Beringhen?« fragte die Königin.

»Er sagte zu Ihrer Majestät: »Ich liebe Euch, meine schöne Gebieterin, um so mehr in der holländischen Sprache, weil sie meine Muttersprache ist.«



»Gut, nun kann man ihn ja wohl sehen und ich zweifle nicht, dass er eben so schön wie unterrichtet ist.«

Diese Worte sprechend, zog sie die Mantilla von dem Käfig weg.

Sie sah etwas, das sie nicht erwartet hatte.

Eine kleine, kaum mehr als zwei Schuh hohe Zwergin in friesischer Tracht stand in dem Käfig und machte der Königin ihre Reverenz.

Dann schlüpfte sie aus dem Käfig, dessen Tür so hoch war, dass sie sich nicht bücken musste, um hindurch zukommen, und machte eine zweite, noch graziösere Verbeugung.

Die Königin nahm sie in ihre Arme wie ein kleines Kind und in der Tat war die Zwergin, obgleich bereits fünfzehn Jahre alt, nicht größer als ein zweijähriges Kind.

In diesem Augenblicke hörte man auf dem Korridor rufen:

»Der Erste! Wo ist der Erste!«

So nannte man zufolge der Hofetikette den ersten Kammerdiener des Königs.

Beringhen eilte hinaus und stieß in der Tür mit dem zweiten Kammerdiener zusammen, der ihn suchte.

Die Königin hörte, da die Tür offen blieb, folgende zwischen den beiden Kammerdienern gewechselte Worte:

»Was gibt es?«

»Der König verlangt nach Bouvard.«

»Mein Gott.« rief die Königin, »sollte etwa Sr. Majestät ein Unfall zugestoßen sein?«

Und sie eilte hinaus, um etwas zu erfahren, aber sie sah die beiden Kammerdiener, welche sich sehr beeilten, bereits um die Ecke des Korridors verschwinden.

Da benachrichtigte man die Königin, dass die Sänften bereit seien.

»Ich kann nicht ausgehen.« sagte sie, »ohne zu wissen, was bei dem Könige vorgeht.«

»Warum begeben sich Ew. Majestät nicht selbst dahin?« fragte Isabella von Lautrec,

»Ich wage es nicht, da der König nicht nach mir geschickt hat.«

»Sonderbares Land,« murmelte Isabella, »wo eine besorgte Gattin es nicht wagt, sich bei ihrem Gatten nach seinem Befinden zu erkundigen!«

»Soll ich mich zum Könige begeben?« fragte Frau von Fargis.

»Und wenn der König darüber zürnt?«

»Nun, er wird mich wohl nicht in seinem Zorn verschlingen,« lachte die Fargis.

Und sie hüpfte hinaus.

Nach fünf Minuten kam sie mit schallendem Gelächter zurück.

Die Königin atmete frei auf.

»Ich wette, dass die Sache nicht bedenklich ist,« sagte sie.

»Sehr bedenklich im Gegenteile; es hat ein Duell stattgefunden.«

»Ein Duell?«

»Ja, und das in Gegenwart des Königs.«

»Und wer sind die Kühnen, die dies gewagt haben?«

»Bassompierre und Baradas. Letzterer ist verwundet.«

»Durch einen Degenstich?«

»Nein, durch eine Spicknadel.«

Und Frau von Fargis, die sich schon etwas gefasst hatte, fing von Neuem an hell laut zu lachen.

»Nun, da wir beruhigt sind, meine Damen,« sagte die Königin, »wollen wir unsern Besuch bei Meister Lopez nicht länger verzögern.«

Da Baradas, ein so hübscher Junge er auch war, weder der Königin, noch ihren Damen die geringste Sympathie einflößte, machte Niemand eine Einwendung.

Die Königin übergab die kleine Zwergin der Bellier, welche sie auf ihren Arm nahm.

Man hatte sie um ihren Namen gefragt und sie sagte, dass sie Gretchen heiße, was zugleich Margarethe und Perle bedeutet.

Am Fuße der großen Treppe hielten die Sänften; eine derselben hatte zwei Plätze; in diese stieg die Königin mit der Fargis und ließ auch die Zwergin hineinheben.

Zehn Minuten später war man bei Lopez angelangt, der an der Ecke der Rue des Moutons, auf dem Gréveplatze, wohnte.

In dem Augenblick, in welchem die Sänfte der Königin an der Tür des Juweliers niedergesetzt wurde, der, sein Barett in der Hand, auf der Schwelle stand, sprang ein junger Mann herbei, öffnete die Tür der Sänfte und reichte der Königin zum Aussteigen seinen Arm.

Dieser junge Mann war der Graf von Moret.

Ein Wort der Cousine Marina hatte den Vetter Jacquolino benachrichtigt, dass die Königin in der Mittagsstunde zu Lopez kommen würde und er war herbeigeeilt. Kam er, um die Königin zu begrüßen, um Frau von Fargis die Hand zu drücken, oder um mit Fräulein von Lautrec einen Blick zu wechseln? — Das wissen wir nicht; wir beschränken uns darauf, mitzuteilen, dass er, nachdem er die Königin begrüßt, sie in das Haus geleitet und der Frau von Fargis die Hand gedrückt hatte, mit großem Eifer an den Schlag der zweiten Sänfte lief und mit derselben achtungsvollen Gebärde dem Fräulein Isabella seinen Arm reichte. »Entschuldigt, Fräulein,« sagte er, »dass ich nicht zuerst zu Euch kam, wie es mir mein Herz gebot; allein wo die Königin ist, da muss die Ehrerbietung vor ihr Allem vorangehen, selbst der Liebe.«

Und sich verneigend, trat er, nachdem er Isabelle zu der Gruppe geführt hatte, die sich um die Königin bildete, einen Schritt zurück, ihr nicht Zeit lassend, anders als durch ihr tiefes Erröthen zu antworten.

Die Art, wie Graf von Moret sich benahm, war von der anderer Edelleute so verschieden, und er hatte bei allen drei Gelegenheiten, wo er mit Isabella zusammenkam, ihr so viele Zeichen von Achtung und Liebe gegeben, dass es kein Wunder war, wenn jede dieser Zusammenkünfte tiefe Spuren in dem Herzen des jungen Mädchens zurückließ.

Auch diesmal blieb sie nachdenklich in einem Winkel des Juwelierladens stehen und kümmerte sich nicht um die Schätze, die vor ihr ausgebreitet lagen.

Kaum war die Königin eingetreten, als sie mit ihren Augen den spanischen Gesandten suchte, den sie auch alsbald entdeckte, wie er mit einem der Leute eifrig über den Preis eines Edelsteines zu handeln schien.

Sie brachte ihrerseits dem Juwelier eine prachtvolle Perlenschnur, in welcher sich jedoch einige matte Exemplare befanden, die durch feurigere ersetzt werden sollten.

Der Preis für die acht oder zehn fehlenden Perlen war jedoch so hoch, dass die Königin zögerte, sie zu bestellen.

Frau von Fargis, die mit dem Grafen von Moret plauderte und ein Ohr für sein Gespräch, das andere aber für die Worte der Königin hatte, eilte herbei.

»Worüber sind Ew. Majestät so ungehalten?« fragte sie.

»Da sieh, meine Liebe! Zuerst ist hier ein hübsches Kruzifix, das ich kaufen möchte, und das mir dieser Jude Lopez nicht unter tausend Pistolen überlassen will.«

»Ei, Lopez« sagte Frau von Fargis, »es ist unvernünftig, für die Copie tausend Pistolen zu verlangen, während Ihr das Original für dreißig Silberlinge verkauft habt.«

»Vor Allem,« sagte Lopez, »bin ich kein Jude, sondern ein Muselmann.«

»Jude oder Muselmann,« sagte die Fargis, »das bleibt sich gleich.«

»Ferner,« sagte die Königin, »habe ich zwölf Perlen nöthig, um mein Collier zu vervollständigen, und Lopez begehrt für das Stück fünfzig Pistolen.«

»Wenn Ew. Majestät weiter nichts in schlechte Laune bringt — ich habe die sechshundert Pistolen.«

»Wo denn, meine Freundin?« fragte die Königin.

»Nun, in den Taschen jenes dicken schwarzen Mannes, der dort an dem Ladentische feilscht.«

»Das ist ja Particelli!«

»Nein, Majestät, das ist Herr von Emery.«

»Das ist ja eine und dieselbe Person.«

»Für die ganze Welt, aber nicht für den König.«

»Ich begreife nicht!«

»Wie, Majestät wissen nicht, dass der Kardinal, als er ihn zum Silberbewahrer des königlichen Schatzes anstellte, und ihn dabei dem Könige unter seinem zweiten Namen Herrn von Emery vorstellte, der König sagte:

»Gut, Kardinal; trachtet, dass er so bald als möglich seinen Posten antrete.«,

»Und warum das?« fragte der Kardinal erstaunt.

»Weil man mir berichtet hat, dass der Spitzbube Particelli sich um diesen Platz bewirbt.«

»Nun, Majestät,« sagte der Kardinal mit seiner gewöhnlichen Geistesgenwart, »da ist nichts zu besorgen; Particelli ist bereits gehängt worden.«

»Darüber bin ich froh,« sagte der König, »denn er soll ein großer Spitzbube gewesen sein.«

»So dass —?« fragte die Königin, die ihre Ehrendame noch immer nicht verstand.

»So dass,« sagte die Fargis, »ich dem Herrn von Emery nur ein Wort in das Ohr zu flüstern brauche, damit er die sechshundert Pistolen hergebe, die Euer Majestät bewirten.«

»Und auf welche Weise kann ich sie ihm zurückerstatten?«

»Ganz einfach, indem Ihr es dem Könige verschweigt, dass Particelli und Emery eine und dieselbe Person sind.«

Und sie lief zu Emery, der so sehr in seinen Handel vertieft war, dass er die Königin noch nicht bemerkt hatte. Auf ein Wort, das sie ihm in das Ohr sagte, lief er so schnell herbei, als es seine kurzen Beine und sein dicker Bauch erlaubten.

»Majestät,« sagte die Fargis, »dankt Herrn Particelli.«

»Emery,« verbesserte der Höfling.

»Und wofür sollte ich mich bedanken?« fragte die Königin.

»Sobald Herr Particelli von Eurer Verlegenheit hörte. Madame —«

»Emery; Emery,« flüsterte der Silberbewahrer eindringlich.

»Bot er sich an,« fuhr die Fargis fort, »Euer Majestät einen Credit von zwanzigtausend Livres bei Lopez zu eröffnen.«

»Zwanzigtausend Livres!« rief der dicke Mann, »Teufel!«

»Findet Ihr, dass das nicht genug ist für Ihre Majestät, Herr Particelli?«

»Emery, Emery,« wiederholte Jener verzweiflungsvoll; »ich bin sehr glücklich, Ihrer Majestät zu dienen, aber nennt mich um des Himmels willen Emery.«

»Es ist wahr,« sagte die Fargis; »Particelli ist der Name eines Gehängten.«

»Ich danke, Herr von Emery,« sagte die Königin. »Ihr leistet mir da in Wahrheit einen großen Dienst.«

»Ich bin im Gegenteile Euer Majestät zu Dank verpflichtet, aber ich würde bitten, Frau von Fargis, die sich immer irrt, anzuweisen, sie möge mich nicht mehr Particelli nennen.«

»Abgemacht,« sagte Frau von Fargis, »nur möchte ich Euch bitten, Herr Part — Emery, dem Meister Lopez zu sagen, dass die Königin für zwanzigtausend Livres bei ihm auswählen darf, und dass er sich wegen der Bezahlung nur an Euch zu halten hat.«

»Sogleich! Aber es ist abgemacht, ich heiße nie mehr Particelli, nicht wahr?«

»Nein, Herr von Emery,« sagte die Fargis, indem sie den Silberbewahrer zu Lopez führte.

Während dieser Zeit wechselten die Königin und der spanische Gesandte einen bedeutsamen Blick und näherten sich sofort einander; der Graf von Moret hatte sich an eine Säule gelehnt, und betrachtete Isabella von Lautrec, welche mit der Zwergin spielte und mit der Bellier zu plaudern schien, die aber, indem sie die Flammenblicke Antons von Bourbon auf sich ruhen fühlte, weder bei dem Spiele, noch bei dem Gespräche aufmerksam war. Die Fargis wachte darüber, dass der der Königin eröffnete Credit wirklich die Höhe von zwanzigtausend Livres erreiche; Emery und Lopez unterhandelten über die Modalitäten dieses Credits. Jedermann war daher mit seiner Angelegenheit so sehr beschäftigt, dass er an die der Königin und des spanischen Gesandten nicht dachte, welche sich allmählig gegenseitig näherten und sich endlich nebeneinander befanden.

Die Begrüßungen waren kurz, und man schritt sogleich zur Besprechung der wahren Angelegenheit.

»Ew. Majestät,« sagte der Gesandte, »haben den Brief des Don Gonzales erhalten?«

»Ja; durch den Grafen von Moret.«

»Ihr habt nicht nur die sichtbaren Zeilen des Gouverneurs von Mailand, sondern auch die unsichtbaren Eures erhabenen Bruder, gelesen?«

»Ja!«

»Und haben Ew. Majestät über den Rat, der Euch in denselben erteilt wird, nachgedacht?«

Die Königin errötete und senkte den Blick.

»Madame,« sagte der Gesandte, »es gibt Notwendigkeiten im Staatsleben, vor denen die höchsten Stirnen sich beugen, vor denen die makelloseste Tugend in den Hintergrund treten muss, — Wenn der König stürbe?«

»Gott behüte uns vor einem solchen Unglück,« sagte die Königin.

»Aber wenn es doch einträfe, was würde aus Euch werden?«

»Gott möge darüber entscheiden!«

»Man muss nicht Alles Gott überlassen, Majestät; habt Ihr großes Vertrauen zu dem Worte Monsieurs?«

»Gar keines; er ist ein Elender!«

»Man würde Euch nach Spanien zurückschicken, Madame, oder Euch in irgend einem Kloster Frankreichs begraben.«

»Ich verhehle mir nicht, dass mein Schicksal sich so gestalten könnte.«

»Rechnet Ihr auf irgend eine Stütze von Eurer Schwiegermutter?«

»Nein; sie tut, als ob sie mich liebt, aber im Grunde ihres Herzens hasst sie mich.«

»Ihr seht also, Majestät, wie die Dinge stehen, Ihr wisst andererseits, dass, falls Ihr bei dem Tode Sr. Majestät des Königs guter Hoffnung wäret, Alles zu den Füßen Regentin läge.«

»Ich weiß es, mein Herr.«

»Nun?«

Die Königin stieß einen Seufzer aus.

»Was soll mir das Alles?« sagte sie; »ich liebe ja Niemand.«

»Das heißt, Madame, Ihr liebt noch immer Jemand mit einer vergeblichen Liebe.«

Anna von Österreich trocknete eine Träne.

»Lopez blickt auf uns, Madame,« sagte der Gesandte, »ich habe nicht so viel Vertrauen zu ihm, als Ihr. Trenne wir uns also, aber versprecht mir noch Eines!«

»Was, mein Herr?«

»Eines, das ich im Namen Eures erhabenen Königs, im Namen der Ruhe Frankreichs und Spaniens, von Euch erbitte.«

»Was soll ich versprechen?«

»Dass Ihr in der schweren Zeit, in welcher wir nicht die Augen schließen, und Euch in allen Dingen von Frau von Fargis leiten lassen wollt.«

»Die Königin verspricht es Euch, mein Herr,« sagte Frau von Fargis, zwischen Anna und den Gesandten tretend, »und ich verpfände mein Wort für die der Königin.

Dann sagte sie leise:

»Lopez beobachtet und sein erster Gehilfe belauscht Euch.«

»Meine Damen.« sagte die Königin, ihre Stimme erhebend, »es wird bald zwei Uhr sein und es ist nöthig, dass wir in den Louvre zurückkehren, um zu dinieren und uns nach dem Befinden des armen Baradas zu erkundigen.«

---

## XVI.

### Die Ratschläge L'Angely's.

Der König Ludwig XIII. war, wie wir gesehen haben, zuerst von seinem Lieblinge beleidigt worden, indem ihm dieser das Parfümfläschchen aus der Hand riss und es am Boden zerschellte. Kaum aber sah der König das Blut aus der Wunde des jungen Menschen stießen, als sich all sein Zorn in Schmerz verwandelte und er sich über Baradas warf, ihm die Spicknadel aus der Schulter zog, und trotz des Wiederstrebens des jungen Mannes, eines Wiederstrebens, das nicht der Achtung, sondern einem kindischen Trotze entsprang, von seinen ärztlichen Kenntnissen Gebrauch machen und die Wunde selbst verbinden wollte. Bassompierre der die Güte Ludwigs XIII. für seinen Liebling, oder vielmehr eine Schwachheit, die an die Zuneigung Heinrichs III. zu seinen Mignons erinnerte, hatte aus dem ein verzogenes Kind gemacht. Er stieß den König, wie alle Welt, zurück, und schwor, gegen die ihm angetane Beleidigung und die Rolle, die der König dabei gespielt hätte, niemals vergessen würde, wenn man ihm nicht dadurch Genugthuung gäbe, dass man Bassompierre in die Bastille schicke, oder in einem öffentlichen Wettkampf willige, wie solche in den Zeiten Heinrichs II. stattzufinden pflegten, und mit dem Tode des Herrn von Châtaigneraie ein Ende nahmen.

Der König versuchte vergebens, ihn zu beruhigen. Baradas würde einen Degenstich verzeihen haben; er hätte in einem Degenstich von der Hand Bassompierre's eine große Befriedigung seiner Eitelkeit gesehen, aber den Stich mit einer Spicknadel konnte er nicht verzeihen. Alles war umsonst Baradas wich kein Haar breit von seinem Ultimatum ab, welches lautete: Entweder ein öffentliches Duell in Gegenwart des Königs und des ganzen Hofes, oder Verhaftung Bassompierre's.

Baradas zog sich also nicht weniger majestätisch in, sein Zimmer zurück, wie Achilles sich unter sein Zelt zurückgezogen hatte, als Agamemnon sich geweigert, ihm die schöne Briseis zu überliefern.

Das Ereignis hatte übrigens eine gewisse Bestürzung in der Gesellschaft hervorgerufen. Die Herzog von Guise und von Angoulême dachten, dass sie bei dieser Familienszene überflüssig wären, nahmen ihre Hüte und verließen geräuschlos den Saal.

Vor der Tür blieb Guise stehen und Angoulême fest anblickend sagte er:

»Nun, was haltet Ihr davon, Vetter Angoulême?« Der Herzog zuckte die Achseln. »Ich sage, das, mein viel verleumdeter König Heinrich III. bei dem Tode Schombergs, Quälus' und Maugiron's nicht halb so verzweifelt sich gebärdet hat. wie Ludwig XIII. bei einer kleinen Schramme dieses Baradas tut.

»Ist es möglich, dass ein Sohn so wenig seinem Vater gleicht?« fragte Guise. »Bei Gott, mir wäre Heinrich auf dem Throne Frankreichs um Vieles lieber, sosehr auch im Grunde seines Herzens stets Hugenott geblieben ist.«



»O, Herzog. Ihr sagt das. weil Heinrich IV. todt ist; als er lebte, verabscheuetet Ihr ihn.«

»Er hat unserem Hause so viel Schlimmes zugefügt, dass wir zu seinen Freunden nicht gehören konnten.«

»Was das anbelangt,« sagte der Herzog von Angoulême, »so gebe ich es zu; was ich aber nicht zugebe, ist die Ähnlichkeit, welche Ihr stets zwischen den Kindern und dem Gatten ihrer Mutter sucht. Ist denn diese Ähnlichkeit immer vorhanden? Fangen wir einmal bei uns selbst an, mein lieber Herzog,« und Angoulême schlang vertraulich seinen Arm um den des Herzogs von Guise; »da seid z. B. Ihr. Weder hatte ich die Ehre, den Gatten Eurer Mutter zu kennen, und der ich das Glück habe, auch Euch zu meiner Bekanntschaft zu zählen, ich kann Euch sagen, ohne Euch damit im Geringsten beleidigen zu wollen, dass zwischen Euch und Eurem Vater nicht die geringste Ähnlichkeit besteht.«

»Herzog, Herzog!« sagte Guise, der nicht wusste, oder vielmehr zu gut wusste, wo der Spötter hinaus wollte.

»Seht,« sagte Angoulême mit jener gutmütigen Miene, die er so trefflich annehmen konnte, und die stets daran zweifeln ließ, ob er spotte oder ernsthaft rede, »das ist ganz einfach. Euer Vater war groß, Ihr seid klein; er hatte eine Adler-. Ihr habt eine Kartoffelnase; er hatte schwarze Augen, Ihr habt graue.«

»Warum sagt Ihr nicht auch, dass er eine Narbe im Gesicht hatte, während ich keine habe?«

»Weil Ihr natürlich nicht etwas haben könnt, was man nur im Kriege erhält, und Ihr nie im Feuer gewesen seid.«

»Wie,« rief der Herzog von Guise, »ich wäre nie im Feuer gewesen? Und was war denn die Belagerung von La Rochelle?«

»Ah, ich vergaß; da kam das Feuer zu Euch; es brannte Euer Schiff durch die Unvorsichtigkeit des Schiffskochs.«

»Herzog,« sagte Guise, seinen Arm aus dem Angoulêmes losmachend, »es scheint, dass Ihr heute Euren schlechten Tag habt, und dass es besser ist, wenn wir uns trennen.«

»Ich sollte meinen schlechten Tag haben? Was habe ich denn gesagt? Ich hoffe, nichts Unangenehmes, oder es müsste gegen meine Absicht geschehen sein. Man ist eben ähnlich, wem man kann; das ist nur Sache des Zufalls. —

Jemanden gleicht man immer. Unser König z. B. gleicht dem Vetter der Königin-Mutter, der mit ihr nach Frankreich kam, dem Herzog von Bracciano, Virginia Orsini. Monsieur ist wieder dem Marschall d'Ancre sehr ähnlich; Ihr selbst wisst wohl, wem Ihr zum Sprechen gleicht.«

»Nein; und ich kümmere mich auch nicht darum, es zu wissen.«

»Es ist wahr, Ihr könnt es nicht wissen, da der Mann sechs Monate bevor Ihr zur Welt kamet, von Eurem Onkel Mayenne getödtet wurde. Ihr seid zum Verwechseln dem Grafen von Saint-

Megrin ähnlich; hat man Euch das noch nicht gesagt?«

»Ja, aber ich bin jedes mal sehr ungehalten darüber geworden, wovon ich Euch in Kenntnis setze, lieber Herzog!«

»Weil man es Euch auf eine boshafte Weise und nicht so unbefangen gesagt hat, wie ich es tat. Habe ich mich etwa, darüber erzürnt, als Herr von Bassompierre mir eben vorwarf, ich mache falsches Geld? Es scheint aber, dass Ihr bei schlechter Laune seid, nicht ich; ich verlasse Euch daher.«

»Und ich glaube, dass Ihr wohl daran tut,« sagte der Herzog, »die Richtung nach der Rue St. Honoré einschlagend.

Und die Schritte verdoppelnd, entfernte er sich rasch von dem Spötter, der ganz erstaunt stehen blieb, da er die Empfindlichkeit, die er selbst nicht kannte, auch bei den Andern nicht begriff.

Der Herzog von Angoulême ging nach dem Pont-Neuf, da er auf diesem beliebten Wege ein neues Opfer zu finden hoffte, an dem er die bei Guise begonnene Quälerei fortsetzen könnte.

Während dieser Zeit hatten sich auch die anderen Höflinge aus dem Staube gemacht und Ludwig XIII. war mit seinem Narren L'Angely allein geblieben.

Dieser, der eine so schöne Gelegenheit, seine Rolle als Narr zu spielen, nicht versäumen wollte, pflanzte sich dicht vor den König hin, welcher traurig, mit gesenktem Kopfe und zur Erde gewandtem Blicke, dastand.

»Ach!« sagte er, einen schweren Seufzer ausstoßend.

Ludwig erhob das Haupt.

»Nun?« fragte er, »was sagst Du zu Bassompierre's Betragen?«

»Ich sage, dass er ganz vortrefflich mit der Spicknadel umzugehen weiß, und dass er wahrscheinlich in seiner Jugend Koch gewesen ist,«

Ein Blitz leuchtete in dem düsteren Auge des Königs.

»L'Angely,« sagte er, »ich verbiete Dir, mit dem Unfall, der eben Baradas begegnet ist, Deinen Scherz zu treiben.«

Sofort nahm das Gesicht des Narren den Ausdruck des tiefsten Schmerzes an,

»Wird der Hof Trauer anlegen?« fragte er.

»Wenn Du noch ein Wort sprichst,« sagte der König, indem er sich erhob und mit dem Fuße stampfte, »so lasse ich Dich bis aufs Blut peitschen.«

Und er ging mit großen Schritten im Zimmer auf und ab.

»So!« sagte L'Angely, indem er sich, wie um den bedrohten Körperteil in Sicherheit zu bringen, in den Lehnstuhl setzte, den der König eben verlassen hatte, »da bin ich also der Prügelknabe der königlichen Herren Pagen? Wenn diese einen Fehler begangen haben, so werde ich gepeitscht! — O, mein Schwager Nogent hat wohl Recht; Dir gebührt der Titel Ludwig der Gerechte in keinem Falle.«

»O,« sagte Ludwig XIII., ohne auf diesen Ausfall des Narren zu antworten, wahrscheinlich, weil er keine Antwort darauf fand, »o, ich werde mich an diesem Bassompierre rächen!«

»Hast Du schon von der Schlange gehört, Ludwig, die eine Feile benagen wollte, und sich die Zähne an derselben ausbiss?«

»Was willst Tu mit Deinen ewigen Fabeln?«

»Ich will damit sagen, mein Sohn, dass, so sehr Du auch König bist. Du eben so wenig die Macht hast, Deine Feinde zu verderben, als Deine Freunde zu retten. Dafür haben wir unsern Minister Richelieu. Dich nennt man bei Deinen Lebzeiten den Gerechten, ihn wird man nach seinem Tode so nennen.«

»Ihn?«

»Du findest das nicht, Ludwig? Als er zum Beispiel kam, Dir zu sagen: »Sire, während ich zugleich über Euer Heil und über den Ruhm Frankreichs wache, konspiriert Euer Bruder gegen Euch und gegen mich; er hat einen Anschlag gegen mein Leben gemacht; er wollte mit seinem ganzen Gefolge in mein Schloss zu Fleury kommen und sich daselbst zu Mittag einladen; während der Tafel sollte Chalais eine Gelegenheit benutzen, um mir seinen Degen durch den Leib zu stoßen. Verhört Euren Bruder über diesen Gegenstand.« Du befragst Deinen Bruder, er bekommt Furcht, wie gewöhnlich, wirft sich Dir zu Füßen und gesteht Dir Alles; ah, das war ein Verbrechen, das war Hochverrat, und wegen dieses Verbrechens konnte schon ein Haupt auf dem Schafott fallen. — Aber wenn Du zu Richelieu sagen wirst: »Kardinal, wir spickten. Baradas spickte nicht, ich wollte aber, dass er spicke, und als er sich weigerte, spritzte ich ihm etwas Parfüm ins Gesicht; er entriss mir, ohne die geringste Ehrerbietung vor Meiner Majestät, das Fläschchen und zertrümmerte es am Boden; da frage ich, was ein Page verdiene, der sich eine solche Beleidigung gegen seinen König erlaube, und der Marschall Bassompierre antwortete als vernünftiger Mensch, dass eine solche Frechheit die Peitsche verdiene; darauf zog Baradas seinen Degen und stürzte sich auf' Bassompierre, der seinerseits, um die meiner Person schuldige Achtung zu bewahren, den Degen nicht zog, sondern sich damit begnügte, eine Spicknadel in Baradas Schulter zu stechen. Ich verlange also, Kardinal, dass der Marschall von Bassompierre in die Bastille geschickt werde.« Der Minister, der, ich behaupte es, Jedermann, und selbst Dir gegenüber, die Gerechtigkeit in Person ist, wird Dir antworten: »Bassompierre hat Recht, Sire, und nicht Euer Page, den ich zwar nicht in die Bastille schicken werde, weil man nur Prinzen von Geblüt und Staatsmänner dahin schickt, den ich aber peitschen lassen werde, weil er das Fläschchen Eurer Majestät entriss, und den ich an den Pranger stellen lassen werde, weil er es wagte, den Degen in Gegenwart des Königs zu ziehen, mit dem ich selbst, der ich doch der Erste nach ihm im Reiche bin, nur mit leiser Stimme und gesenkten Hauptes zu reden wage.« — Was wirst Du in diesem Falle Deinem Minister erwidern, Ludwig?«

»Ich liebe Baradas und hasse Herrn von Richelieu; das ist Alles, was ich Dir sagen kann.«

»Daran thust Du doppelt unrecht; Du hassest einen großen Mann, der Alles tut, was er zu Deiner Größe tun kann, und liebst einen kleinen Schelm, der nicht einmal fähig ist, Dir zu einem Verbrechen zu rathen, wie Luynes, oder es zu begehen, wie Chalais.«

»Hast Du nicht gehört, dass er einen öffentlichen Zweikampf verlangt? Wir haben ein Beispiel davon in unserer Geschichte; das Duell Jarnac's mit Châtaigneraie unter König Heinrich II.«

»Du vergisst bloß, dass seitdem fünfundsiebzig Jahre verflossen sind; dass Jarnac und Châtaigneraie zwei große Herren waren, die gegeneinander wohl den Degen ziehen konnten; dass Frankreich damals noch seine ritterlichen Zeiten hatte, und dass noch nicht jene Edicte gegen das Duell erlassen waren, wegen deren Nichtbefolgung das Haupt Bouteville's, d. h. Das Haupt eines Montmorency, auf dem Schafott gefallen ist. Sprich nur mit Richelieu, er möge Herrn Baradas, dem Pagen des Königs erlauben, gegen Bassompierre, Marschall von Frankreich, General-Oberst der Schweizergarde, seinen Degen zu ziehen, und Du wirst sehen, wie er es aufnimmt.«

»Der arme Baradas muss aber um jeden Preis irgend, eine Genugthuung bekommen, oder er wird tun, wie er gesagt hat.«

»Und was wird er tun?«

»Er wird zu Hause bleiben.«

»Und glaubst Du, dass deswegen die Erde aufhört, sich zu drehen, da sie sich doch dreht, wie Galilei behauptet? Nein, Herr Baradas ist ein undankbarer Fant, wie die Anderen, und Du wirst seiner überdrüssig werden, wie jedes Anderen. Wenn ich an Deiner Stelle wäre, mein Sohn, ich wüsste, was ich täte.«

»Und was würdest Du tun? Denn Alles in Allem pflegst Du mir manches mal, ich, muss es gestehen, gute Rathschläge zu geben, L'Angely.«

»Du darfst sogar sagen, dass ich der Einzige bin, der Dir solche erteilt.«

»Und der Kardinal, von dem Du soeben sprachst?«

»Der kann Dir keine geben, weil Du keine von ihm forderst.«

»Also, L'Angely, was würdest Du an meiner Stelle tun?«

»Du bist mit Deinen männlichen Lieblingen so unglücklich, dass ich es mit einem weiblichen versuchen würde.«

Ludwig XIII, machte eine Miene, welche zwischen Schamhaftigkeit und Widerwillen die Mitte hielt.

»Ich sage Dir, mein Sohn,« fuhr der Narr fort, »dass Du nicht weißt, was Du von Dir stößt:

verachte die Frauen nicht; sie haben ihr Gutes.«

»Gewiss nicht die am Hofe.«

»Und warum eben die nicht?«

»Sie sind so schamlos, dass sie mir Schande machen.«

»Ach, mein Sohn, ich glaube nicht, dass Du von Frau von Chevreuse sprichst.«

»O, sprich mir nur nicht von Der.«

»So? Auch Die?« sagte L'Angely mit naiver Miene; »ich hätte diese für tugendhaft gehalten.«

»Nun, frage nur Mylord Rich, frage Châteauneuf, frage Bertrand von Chaux, den alten Erzbischof von Tours, in dessen Papieren man nach seinem Tode einen zerrissenen Schuldschein über fünfundzwanzigtausend Livres gefunden hat, der von der Herzogin von Chevreuse unterzeichnet war.«

»Ja, das ist wahr; ich erinnere mich sogar, dass Du in jener Zeit auf die dringenden Bitten der Königin, die ihrer Favorite eben so wenig etwas verweigern konnte, wie Du Deinem Günstlinge etwas verweigerst, dass Du, sage ich, für den würdigen Erzbischof den Kardinalshut erbatest. Deine Bitte wurde abgeschlagen und der arme Mann sagte überall! »Wenn der König in Gunst gestanden hätte, wäre ich Kardinal.« — Aber drei Liebhaber, unter denen ein Erzbischof ist, sind gewiss nicht zu viel für eine Frau, welche mit achtundzwanzig Jahren erst zwei Männer gehabt hat.«

»Oho! Wir sind ja nicht zu Ende; frage Marillac, frage ihren Chevalier Cruft, frage —«

»Nein, nein,« sagte L'Angely, »ich bin viel zu faul, um bei allen diesen Herren Erkundigungen einzuziehen; ich will lieber auf eine Andere übergehen. Wir haben da Frau von Fargis — Du wirst doch nicht behaupten wollen, dass diese keine Vestalin ist?«

»Du scherzest, Narr! Und Créqui, Camaille, der Siegelbewahrer Marillac. Kennst Du nicht die berühmten lateinischen Spottverse?«

Der König citirte diese Verse, doch noch war er damit nicht zu Ende, als der Narr ihn unterbrach.

»Nein, ich kenne diese Verse nicht; doch zitiere sie mir ganz, das wird mich unterhalten.«

»Ich wage es nicht,« sagte der König errötend; »es kommen darin Worte vor, welche ein keuscher Mund nicht aussprechen kann.«

»O Du Heuchler!« lachte der Narr. »Und doch weißt Du sie auswendig! Fahren wir indes fort.«

»Nun, was hältst Du von der Prinzeß Conti? Sie ist ein wenig reif, aber sie hat eben darum mehr Erfahrung.«

»Der Mann, der mit dieser Dame ein Liebesverhältnis, anfinge, müsste ein Narr sein.«

»Und warum?«

»Weißt Du nicht, was sie eines Tages zu ihrem Bruder sagte?«

»Nein!«

»Sie ermahnte ihn, der stets spielt, ohne zu gewinnen, das Spiel aufzugeben. »Ich werde es tun, sagte er, wenn Du aufhören wirst, Dir den Hof machen zu lassen.« — »Unglücklicher!« rief sie, »Du wirst Dich also niemals bessern?« — Übrigens ist sie ja verheiratet, und ich mag nicht einmal den Schein auf mich laden, als bezeigte ich einer vermählten Dame Aufmerksamkeiten.«

»So? Das erklärt es mir, warum Du gegen die Königin so liebenswürdig bist. — Gehen wir also auf die Unverheirateten über. Was sagst Du zu der schönen Isabella von Lautrec? Von der wirst Du wenigstens nicht sagen, sie sei nicht brav.«

Ludwig XIII. errötete bis über die Ohren.

»Ah, ah.« rief L'Angely, »sollte ich da zufällig ins Schwarze getroffen haben?«

»Ich sage nichts gegen die Tugend des Fräulein Isabella von Lautrec, im Gegenteil!« sagte Ludwig XIII. mit einem Tone, in welchem ein leichtes Zittern sich bemerklich machte.

»Und gegen ihre Schönheit?«

»Noch weniger.«

»Und gegen ihren Geist?«

»Er ist entzückend — aber —«

»Aber — was?«

»Ich weiß nicht, ob ich es Dir sagen soll, L'Angely, aber —«

»Nur zu!«

»Es scheint mir, als ob sie für mich keine besondere Sympathie hegte.«

»Siehst Du, mein Sohn, Du tust Dir selbst bei jeder Gelegenheit unrecht, und Deine Bescheidenheit richtet Dich zu Grunde.«

»Und wenn die Königin etwas erfährt, was wird sie sagen?«

»O, darüber brauchst Du Dich nicht zu beunruhigen; sie ist mit ihren eigenen Angelegenheiten allzu sehr beschäftigt.«

»Aber Baradas?«

»Baradas wird eifersüchtig sein wie ein Tiger; er wird Fräulein von Lautrec erdolchen wollen,

aber man warnt sie und sie legt einen Panzer an, wie Johanna d'Arc. In jedem Falle versuche es.«

»Aber wenn Baradas im Ernst böse wird, und nicht zu mir zurückkommt?«

»So bleibt Dir ja Dein anderer Günstling, St. Simon«

»Ein prächtiger Junge, der das Waldhorn bei der Jagd wundervoll zu blasen versteht.«

»Du siehst also, dass Du zur Hälfte schon getröstet wärst.«

»Was soll ich tun. L'Angely?«

»Meinen Ratschlägen und denen des Kardinals Richelieu folgen; mit einem Narren, wie ich, und einem Minister, wie er, kann es Dir nicht fehlen, dass Du in einem halben Jahre der erste Souverän Europas bist.«

»Gut also,« sagte Ludwig XIII. seufzend, »ich werde es versuchen.«

»Und wann?« fragte L'Angely.

»Heute Abend schon,«

»Gut! Sei heute Abend ein Mann, und morgen wirst Du ein König sein.«

---

## XVII.

### Die Beichte.

Einen Tag später, als der König auf den Rat seines Narren den Entschluss gefasst hatte, Baradas eifersüchtig zu machen, schickte der Kardinal Richelieu seinen Kapitän Cavois in das Hotel Montmorency mit einem Briefe folgenden Inhalts an den Prinzen:

»Herr Herzog!

*»Erlaubt mir, von meinem Privilegium als Minister Gebrauch zu machen, um Euch meinen lebhaften Wunsch auszudrücken, Euch zu sehen und mich mit Euch als mit einem der ersten Befehlshaber des bevorstehenden Feldzuges ernstlich zu beraten; erlaubt mir ferner, den Wunsch auszusprechen, dass unsere Zusammenkunft in meinem Hause stattfinde, und dass Ihr Euch zu Fuße und ohne Gefolge zu mir bemüht, damit diese Zusammenkunft möglichst geheim bleibe. Wenn neun Uhr des Morgens eine Stunde wäre, die Euch beliebt, würde ich mich zu derselben bereit halten.*

*»Ihr könnt Euch, wenn es Euch passend erscheint, und auch er mir die, Ehre eines Besuches erzeigen will, von Eurem jungen Freunde, dem Grafen von Moret, begleiten lassen, mit dem ich Pläne habe, welche des Namens, den er trägt, und seiner Abstammung, vollkommen würdig sind.*

*»Ich bin, Herr Herzog, Euer ganz ergebener Diener*

»Armand, Kardinal von Richelieu.«

Eine Viertelstunde, nachdem ihm dieser Brief zur Besorgung übergeben worden war, kam Cavois mit der Antwort des Herzogs zurück, welcher den Boten sehr freundlich empfangen hatte, und dem Kardinal sagen ließ, dass er das Rendezvous annehme und zur bestimmten Stunde in Begleitung des Grafen Moret erscheinen werde.

Der Kardinal schien von dieser Antwort sehr befriedigt, scherzte mit Cavois, fragte ihn nach dem Befinden seiner Frau und beschäftigte sich dann mit seinen gewöhnlichen Arbeiten.

Am Abend schickte er den Pater Joseph, sich nach dem Befinden des verwundeten Latil zu erkundigen; diesem ging es von Tag zu Tage besser, doch konnte er das Zimmer noch, nicht verlassen.

Mit Anbruch des andern Tages kam Richelieu wie gewöhnlich in sein Arbeitszimmer hinab, aber trotzdem er sehr früh aufgestanden war, wurde er doch schon von Jemand erwartet. Eine verschleierte Dame war gekommen, hatte nach ihm gefragt, und die Absicht ausgesprochen, sich nur ihm zu erkennen zu geben. Sie wartete im Vorzimmer.

Der Kardinal besoldete bei seiner geheimen Polizei so viele und so verschiedene Personen, dass er dachte es mit einer seiner Agentinnen zu tun zu haben, und ohne sich erst weiter zu



erkundigen, seinem Kammerdiener Guillemot befahl, die Person einzuführen und darüber zu wachen, dass Niemand sein Gespräch mit der Unbekannten unterbreche. Wenn er irgend etwas zu verlangen hätte, würde er ein Glockenzeichen geben.

Dann warf er einen Blick auf die Uhr, und sah, dass ihm noch eine Stunde Zeit bis zu der Ankunft des Herzogs von Montmorency blieb, und da er glaubte, dass er mit der Dame in dieser Zeit zu Ende sein würde, so unterließ er es, für den Fall der Ankunft des Herzogs weitere Befehle zu erteilen.

Fünf Minuten später geleitete Guillemot die Fremde in das Gemach des Kardinals.

Sie blieb an der Tür stehen; auf ein Zeichen, das Richelieu seinem Kammerdiener machte, ließ dieser ihn mit der verschleierten Dame allein.

Der Kardinal brauchte auf die drei oder vier Schritte vortretende Dame nur die Augen zu werfen, um an deren Gang, und Haltung zu bemerken, dass sie jung und aus der guten Gesellschaft sei.

Auch konnte er trotz des Schleiers erkennen, dass sie sich in ungewöhnlicher Aufregung befand.

»Madame,« sagte er, »Ihr verlangtet eine Audienz von mir; da bin ich; sprecht.«

Und er machte ihr ein Zeichen, näher zu treten.

Sie tat einen Schritt vorwärts, aber da sie fühlte, dass sie wanke, hielt sie sich mit der einen Hand an der Lehne eines Sessels fest, während sie mit der andern die heftigen Schläge ihres Herzens zu unterdrücken versuchte.

Der Kardinal war ein zu guter Beobachter, um sich über diese Anzeichen zu tauschen.

»Aus dem Schrecken, den ich Euch einflöße, Madame,« sagte er, »wäre ich versucht, zu glauben, dass Ihr von meinen Feinden zu mir geschickt worden seid. Beruhigt Euch; von dem Augenblicke, wo Ihr hier eingetreten seid, werdet Ihr so herzlich empfangen, wie die Taube in der Arche.«

»Vielleicht komme ich in der Tat aus dem Lager Eurer Feinde, Monseigneur, aber ich komme als Flüchtige und flehe den Schutz sowohl des Ministers, wie des Priesters an. Dem Priester will ich beichten, und der Minister wird mich beschützen.«

Bittend faltete die Unbekannte ihre Hände.

»Ich kann wohl Eure Beichte hören, ohne zu wissen, wer Ihr seid; anders aber ist es, wenn ich Euch beschützen soll.«

»Von dem Augenblicke an, wo mir Euer Eminenz versprechen, meine Beichte zu hören, werde ich keinen Grund mehr haben, unbekannt bleiben zu wollen.«

»So kommt, meine Tochter,« sagte der Kardinal, sich niederlassend, »und habt doppeltes Vertrauen zu mir, zu dem Priester, wie zu dem Minister.«

Die junge Frau näherte sich dem Kardinal, ließ sich auf die Knie nieder und nahm den Schleier von ihrem Gesicht.

Der Kardinal folgte ihr mit den Augen und das mit einer Neugier, welche bewies, dass er vermuthet, er habe es mit keinem gewöhnlichen Beichtkinde zu tun; als sie aber den Schleier zurückgeschlagen hatte, konnte er sich nicht enthalten, einen Schrei der Überraschung auszustoßen.

»Isabella von Lautrec!« rief er.

»Ia wohl, Eminenz; darf ich hoffen, dass mein Anblick nichts in Euren freundlichen Absichten geändert hat?«

»Nein, mein Kind,« sagte der Kardinal, ihr lebhaft die Hand drückend, »nein, Ihr seid die Tochter eines der treuesten Diener Frankreichs, eines Mannes, den ich achte und liebe, und seit Ihr an dem französischen Hofe seid, wo ich Euch, ich muss es gestehen, mit einigem Misstrauen ankommen sah, muss Eure Aufführung als eine makellose bezeichnet werden.«

»Ich danke, Monseigneur; Ihr gebt mir mein Selbstvertrauen zurück. Ich komme, Euch anzuflehen, mich aus der Gefahr zu reißen, in der ich schwebe.«

»Wenn Ihr eine Bitte an mich richtet, oder einen Rath von mir verlangt, mein Kind, bleibt nicht aus den Knien, sondern nehmt an meiner Seite Platz.«

»Nein, Monseigneur, lasst mich so; ich sagte, dass meine Geständnisse eine Beichte sind; spräche ich sie anders als auf den Knien aus, so würden sie den Charakter einer Anklage annehmen, und nicht über meine Lippen gelangen können.«

»Tut, was Ihr für gut haltet, meine Tochter. Gott bewahre mich davor, die Bedenklichkeiten Eures Gewissens bekämpfen zu wollen und wären diese Bedenklichkeiten noch so übertrieben.«

»Als man mich in Frankreich bleiben hieß, Monseigneur, obwohl mein Vater zur Begleitung des Herzogs von Nevers nach Italien ging, brachte man bei meinem Vater zwei Gründe zur Geltung: die Beschwerlichkeiten, welche mir auf meiner langen Reise bevorständen, und die Gefahr, welche ich in einer Stadt lief, die belagert und mit Sturm genommen werden könnte; übrigens bot man mir in der Nähe Ihrer Majestät eine Stellung, welche geeignet war, die Wünsche eines weit ehrgeizigeren Mädchens, als ich bin, zu befriedigen.«

»Fahrt fort und sagt mir, ob Ihr nicht auch in dieser Stellung bald einige Gefahr für Euch bemerktet?«

»Ja, Monseigneur; es schien mir, als ob man auf meine Jugend und meine Ergebenheit für meine königliche Gebieterin spekulirt hätte. Der König schenkte mir, sei es aus freiem Antrieb, sei es auf fremden Rath, eine Aufmerksamkeit, die ich sicher nicht verdiente. Eine Zeitlang verhinderte mich die Achtung, mir von den Beweggründen eines solchen Benehmens Rechenschaft zu geben, welches der König gegen mich beobachtete, welches jedoch wegen seiner eigentümlichen Schüchternheit nie die Grenzen einer galanten Höflichkeit überschritt. Eines Tages jedoch schien es mir, als ob es meine Pflicht wäre, der Königin von einigen Worten zu berichten, welche man

mir. wie im Auftrage des Königs, gesagt hatte; zu meinem großen Erstaunen jedoch lachte die Königin und sagte: »Das wäre ein großes Glück, mein Kind, wenn der König an Euch Gefallen fände.« Ich dachte die ganze Nacht über diese Worte der Königin nach und kam zu dem Resultate, dass man mit meinem Aufenthalte am Hofe und mit meiner Stellung bei der Königin ganz andere Absichten verband, als man anfangs den Schein annahm; des andern Tages setzte der König seine Bewerbungen fort; innerhalb acht Tagen kam er dreimal in den Zirkel der Königin, was noch nie geschehen war; aber beim ersten verhänglichen Worte, das er an mich richtete, machte ich ihm eine Verbeugung, schützte ein Unwohlsein vor und bat die Königin um die Erlaubnis, mich zurückziehen zu dürfen; die Ursache meines Rückzuges war so sichtbar, dass von diesem Tage an der König nicht wieder mit mir sprach, ja sich mir nicht einmal näherte. Die Königin aber schien über meine Empfindlichkeit ein lebhaftes Missvergnügen zu empfinden. Als ich sie eines Tages um die Ursache ihrer täglich zunehmenden Kälte gegen mich befragte, begnügte sie sich, mir zu antworten, sie hätte gegen mich nichts, als das Bedauern darüber, dass ich ihr einen Dienst nicht leistete, der nur von meinem guten Willen abhinge. — Die Königin-Mutter war wo möglich noch kälter gegen mich, als die Königin.«

»Und,« fragte der Kardinal, »habt Ihr nicht begriffen, welchen Dienst die Königin von Euch erwartete?«

»Ich ahnte ihn unbestimmt, Monseigneur, mehr durch die Schamröthe, die ich meine Stirne überziehen fühlte, wie durch die Reflexionen, die mein Geist darüber anstellte; da jedoch die Königin, ohne wohlwollend gegen mich zu sein, stets sanft mit mir umging, beklagte ich mich nicht und blieb bei ihr, indem ich ihr alle Dienste erwies, die zu erweisen in meiner Macht stand. — Gestern nun trat zu meinem und beider Königinnen Erstaunen der König, der sich schon zwei Wochen in dem Damenzirkel nicht hatte sehen lassen, plötzlich ein, mit einem Lächeln auf den Lippen, was gegen seine Gewohnheit ist, grüßte seine Gattin, küsste der Königin-Mutter die Hand und ging auf mich zu. Da ich von der Königin die Erlaubnis erhielt, mich in ihrer Gegenwart niederzusetzen, wollte ich mich beim Anblicke des Königs von meinem Sitze erheben, allein er nöthigte mich, sitzen zu bleiben, erkundigte sich nach meinem Befinden, kündigte mir an, dass er die Königin zur nächsten Jagd einladen würde und fragte mich, ob ich sie begleiten wollte. — Die Aufmerksamkeiten des Königs gegen eine Dame sind etwas so Ungewöhnliches an unserem Hofe, dass ich alsbald Aller Augen auf mich gerichtet sah und zugleich fühlte, wie eine glühende Röthe mein Gesicht bedeckte. Ich weiß nicht, was ich Sr. Majestät antwortete, oder vielmehr, ich antwortete gar nicht; ich stammelte bloß einige unzusammenhängende Worte. Ich wollte aufstehen, aber die Hand des Königs hielt mich zurück, und ich blieb wie gelähmt auf meinem Sessel sitzen. Um meine Verwirrung einigermaßen zu verbergen, nahm ich Gretchen, die Zwergin, welche der Königin von ihrer Tante, der Infantin Clara Eugenia, zum Geschenke gemacht wurde, auf meinen Schoß. Aber diese, welche in mein zur Erde gesenktes Gesicht sehen konnte, fragte auf einmal laut: »Warum weint Ihr denn?« und in der That stürzten die Tränen unwillkürlich aus meinen Augen und rollten über meine Wangen; ich weiß nicht, welche Bedeutung der König meinen Tränen beilegte, aber er drückte mir die Hand und gab der Zwergin einige Bonbons, die hämisch lachte und zu der Königin lief, um mit ihr zu flüstern. — Allein geblieben wagte ich weder, mich zu erheben, noch an meinem Platze zu bleiben; das Blut stieg mir zu Kopfe, es sauste mir vor den Ohren, es hämmerte in meinen Schläfen, ich sah die Möbel sich im Kreise drehen, die Wände schwanken, — die Kräfte verließen mich — ich wurde ohnmächtig. — — — Als ich wieder zu mir kam, lag ich in meinem Bett und Frau von Fargis saß neben mir.«

»Frau von Fargis?« wiederholte der Kardinal lächelnd.

»Ja, Monseigneur.«

»Fahrt fort, mein Kind.«

»Was Frau von Fargis mir sagte, als ich erwachte, war so sonderbar; die Glückwünsche, die sie mir darbrachte, waren so erniedrigend; die Ermahnungen, die sie mir erteilte, so eigentümlich, dass ich nicht weiß, wie ich sie Eurer Eminenz erzählen soll.«

»Sie sagte Euch wohl, dass der König in Euch verliebt wäre; sie beglückwünschte Euch, ein Wunder vollbracht zu haben, welches selbst der Königin nicht gelungen war, und sie ermahnte Euch, dieser Liebe durch Euer Betragen stets neue Nahrung zu geben, damit, wenn Ihr die Pagen des Königs aus seiner Gunst verdrängt hättet, Ihr Euren mächtigen Einfluss über ihn zu Gunsten der politischen Interessen meiner Feinde anwenden könntet?«

»Euer Name wurde dabei nicht genannt, Monseigneur.«

»Für das erste Mal wäre das freilich etwas zu viel gewesen, aber außerdem habe ich wohl erraten, was sie Euch sagte, nicht wahr?«

»Fast Wort für Wort, Monseigneur.«

»Und was habt Ihr geantwortet?«

»Nichts. Ich begriff nun vollends, was ich bei den ersten Aufmerksamkeiten, die mir der König erwies, nur unbestimmt geahnte hatte: man wollte aus mir ein politisches Werkzeug machen. Bald darauf, und während ich noch immer' schluchzte, trat die Königin bei mir ein und umarmte mich, aber diese Umarmung schnürte mir das Herz zusammen, statt mich tröstend zu beruhigen; es schien mir, als ob ein giftiges Geheimnis unter dem Kusse verborgen läge, den eine Frau, und noch dazu eine Königin, auf die Lippen eines Mädchens drückte, das sich von der Liebe deren Gatten bedroht sah. Die Königin zog dann die Fargis in eine Fensternische und wechselte leise einige Worte, worauf sie mir gute Nacht wünschte, indem sie hinzufügte: »Glaubet Alles, meine Liebe, was Euch Frau von Fargis sagt, und vor Allem glaubt an unsere Erkenntlichkeit für Eure innige Ergebenheit!« Darauf entfernte sie sich; die Fargis blieb bei mir zurück. Ihren Ratschlägen zufolge hatte ich nichts zu tun, als den Dingen ihren Lauf zu lassen; sie machte mir begreiflich, welches Glück in der Liebe eines Königs liege, und wie bescheiden Ludwig XIII. mir gegenüber bleiben würde. Ich antwortete nicht; ohne Zweifel glaubte sie, mich überzeugt zu haben, denn nach kurzer Zeit verließ sie mich, indem sie mich zärtlich auf die Stirn küsste. Kaum hatte sich jedoch die Tür hinter ihr geschlossen, als mein Entschluss fest stand, hierher zu eilen, Monseigneur, mich Euch zu Füßen zu werfen und Euch Alles zu bekennen.«

»Was Ihr mir da mitteilt, mein Kind,« sagte der Kardinal, gütig lächelnd, »ist die Erzählung Eurer Befürchtungen. Nun, diese Befürchtungen sind weder eine Sünde, noch ein Verbrechen, im Gegenteil ein Beweis Eurer Unschuld und Loyalität; ich sehe nicht ein, was Euch veranlasste, mir diese Mitteilungen zu machen, kniend wie eine Sünderin.«

»Ich habe noch nicht Alles gesagt, Monseigneur. Die Gleichgültigkeit, oder vielmehr die Furcht,

die mir der König einflößt, empfinde ich nicht aller Welt gegenüber; und meine Angst, als ich bei Euch eintrat, gründete sich nicht darauf, dass ich zu sagen halte: »Monseigneur, der König liebt mich!« sondern weil ich hinzufügen muss: »Monseigneur, ich fürchte, dass ich einen Andern liebe!«

»Und ist es denn ein Verbrechen, diesen Anderen zu lieben?«

»Nein, Monseigneur; aber es ist eine Gefahr dabei.«

»Eine Gefahr? Warum? Euer Alter ist das der Liebe, und die Bestimmung des Weibes, ihm von der Natur, wie von der Gesellschaft vorgezeichnet, besteht darin, zu lieben und geliebt zu werden.«

»Wenn aber der, den ich zu lieben fürchte, sowohl an Geburt, wie an Rang über mir steht?«

»Eure Geburt, mein Kind, ist eine mehr als achtbare, und obwohl Euer Name nicht mehr so glänzt, wie vor hundert Jahren, gehört er doch noch immer zu den ersten Namen des Reiches.«

»Monseigneur, Monseigneur, bestärkt mich nicht in einer törichten und gefährlichen Hoffnung!«

»Glaubt Ihr denn, dass Der, den Ihr liebt, Euch nicht wieder liebt?«

»Im Gegenteile, Monseigneur, ich glaube, dass er mich sehr liebt, und das eben ist es, was mich erschreckt.«

»Habt Ihr seine Liebe bemerkt?«

»Er hat mir sie gestanden.«

»Und nun, da Euer Bekenntnis zu Ende ist, mein Kind, nennt die Bitte, die Ihr an mich richten wolltet.«

»Sie besteht in Folgendem, Monseigneur. So wenig anspruchsvoll die Liebe des Königs sein mag, wird sie doch ein Flecken an, meinem Rufe, sobald ich sie anerkannt, ja wenn ich sie sogar zurückgewiesen hätte, denn man hat bei Hofe ein Interesse daran, sie als Tatsache gelten zu lassen, und ich will selbst nicht einen Augenblick lang dem Manne verdächtig werden, der mich liebt, und den ich zu lieben fürchte. Meine Bitte besteht also darin, mich zu meinem Vater zu senden; welche Gefahr mir auch dort im fremden Lande drohen möge, wird sie doch geringer sein, als die, in welcher ich am Hofe schwebe,«

»Wenn ich es mit einem weniger reinen und edlen Herzen zu tun hätte, als das Eurige, so würde auch ich mich zu Jenen gesellen, welche hoffen, Eurer Reinheit eine Grenze zu setzen und Eure Tugend zu brechen; auch ich würde Euch sagen: Lasset Euch vom Könige lieben, der noch nie in seinem Leben Jemand geliebt hat, und durch Euch vielleicht lieben lernen wird. Ich würde Euch raten: Stellt Euch, als ob Ihr die Mitschuldige der beiden Frauen wäret, die an der Erniedrigung Frankreichs arbeiten, und seid in der Tat meine Verbündete, der ich doch nur die Größe meines Vaterlandes will. Aber Ihr gehört nicht zu Denen, welchen man solche Vorschläge macht. Ihr wollt Frankreich verlassen, Ihr werdet es verlassen; Ihr wollt zu Eurem Vater zurückkehren, ich

werde Euch die Mittel dazu verschaffen.«

»O Dank, Dank!« rief das junge Mädchen, die Hände des Kardinals ergreifend, und sie, ehe er es wehren konnte, mit Küssen bedeckend.

»Der Weg wird aber vielleicht nicht ohne Gefahren sein.«

»Die wahren Gefahren, Monseigneur, sind für mich an diesem Hofe, wo ich mich von geheimnisvollen und unbekanntem Missgeschicken bedroht sehe; wo ich unaufhörlich den Boden unter meinen Füßen wanken fühle; wo die Unschuld meines Herzens und die Jungfräulichkeit meiner Gedanken nur eine Ursache mehr sind, in dem Kampfe mit den Schlauheiten meiner Umgebung zu unterliegen. Entfernt mich von hier, Monseigneur, und in dem Maße, als es mir vom Himmel gegönnt sein wird, tugendhaft und unverdorben zu bleiben, werde ich Euch dankbar sein.«

»Ich kann nichts verweigern, um was aus so lauterem und frommen Gründen gebeten werde; erhebt Euch in einer Stunde wird Alles zu Eurer Abreise bereit oder wenigstens angeordnet sein.«

»Ihr absolviert mich nicht, Monseigneur?«

»Wer nicht fehlt, bedarf der Absolution nicht.«

»Segnet mich wenigstens, Monseigneur, und Euer Segen wird vielleicht mein Gemüt beruhigen.«

»Es ist an Gott, Euch zu segnen, nicht an mir und ich werde ihn anflehen, er möge mit seiner allerhöchsten Gnade meine ungenügende Zuneigung für Euch ersetzen.«

»In diesem Augenblicke schlug es neun Uhr; Richelieu näherte sich seinem Schreibtische und schlug an ein Glöckchen, welches auf dem selben stand.

»Guillemot erschien in der Tür.

»Sind die Personen, die ich erwarte, angekommen?« fragte der Kardinal.

»In diesem Augenblicke trat der Prinz in die Gemäldegalerie.«

»Allein oder in Begleitung?«

»Mit einem jungen Manne.«

»Mein Fräulein, ehe ich Euch eine — ich will nicht sagen bestimmte, sondern ausführliche — Antwort erteile, muss ich mit den zwei Personen reden, die soeben gekommen sind. Guillemot, führt das Fräulein von Lautrec zu meiner Nichte und fragt in einer halben Stunde bei mir an, ob ich frei bin.«

Und nachdem er Fräulein Lautrec, die dem Kammerdiener folgte, achtungsvoll begrüßt hatte, öffnete Richelieu selbst die Tür zur Gemäldegalerie, in welcher seit einigen Minuten der Herzog

von Montmorency und der Graf von Moret auf- und abgingen.

---

# Dritter Teil

## I.

### **Wie Kardinal Richelieu eine Komödie spielt, ohne die Hilfe seiner Mitarbeiter dazu in Anspruch zu nehmen.**

Die beiden Prinzen hatten erst wenige Augenblicke gewartet; übrigens war die Überhäufung des Kardinals mit Geschäften eine so bekannte Tatsache, dass sie nicht im Geringsten verletzt worden wären, hätten sie auch selbst länger warten müssen. Obwohl der Kardinal noch nicht auf dem höchsten Gipfel seiner Macht stand, wurde er schon damals als Premierminister des Reiches angesehen; doch muss bemerkt werden, dass er in Fragen des Krieges noch immer mit einigem Erfolge von den beiden Königinnen und einer Art Staatsrat bekämpft wurde, den man im Luxembourg abhielt, und dem Kardinal Bérulle präsiidierte; so dass die von dem Kardinal gefassten Beschlüsse vom Könige manchmal gutgeheißen, manchmal verworfen wurden, je nach der Laune Ludwigs XIII. und wie entweder die Königin-Mutter oder Richelieu selbst einen größeren augenblicklichen Einfluss auf ihn übten.

Die große Angelegenheit, welche innerhalb zweier Tage entschieden werden sollte, war nicht der Krieg mit Italien, denn den hatte man bereits beschlossen, sondern die Wahl des Mannes, dem der Oberbefehl übertragen werden sollte.

Von dieser wichtigen Frage wollte der Kardinal mit den beiden Prinzen sprechen, die er zu sich geladen hatte, und denen er Missionen in dem bevorstehenden Feldzuge zudachte; doch waren durch das Gespräch mit Isabella von Lautrec, an welchem Mädchen er ein fast väterliches Interesse nahm, seine Absichten in Bezug auf den Grafen von Moret einigermaßen geändert worden.

Es war das erste Mal seit der Hinrichtung seines Veters Bouteville, dass der Herzog von Montmorency mit dem Kardinal zusammenkam; doch wir haben bereits gesehen, dass der Herzog von Montmorency den ersten Schritt zur Versöhnung machte, indem er in der Soiree bei der Prinzess von Gonzaga sich der Frau von Combalet näherte, um sie zu begrüßen, welche wichtige Tatsache diese sogleich ihrem Onkel berichtete.

Der Kardinal war zu sehr Politiker, um nicht zu begreifen, dass dieser der Nichte dargebrachte Gruß eigentlich an ihn gerichtet war und die Friedensunterhandlungen eröffnen sollte.

Mit dem Grafen Moret war es anders. Der junge Mann flößte durch seine Offenheit, seinen französischen Charakter, der von den spanischen und italienischen Charakteren des Hofes so vorteilhaft abstach, durch seinen bekannten Mut, von dem er, obwohl erst 22 Jahre alt, schon zahlreiche Proben abgelegt hatte, dem Kardinal ein wirkliches Interesse ein; ihm lag aber noch außerdem daran, ihn zu schonen, zu beschützen, ihm zu seinem Glücke behilflich zu sein; —



denn er war der einzige Sohn Heinrichs IV., der sich noch nicht offen gegen ihn verschworen hatte.

Der Graf von Moret war gegen die beiden Vendôme, die der Kardinal wegen ihrer Verschwörung gegen ihn gefangen hielt, ein Gegengewicht, wenn er frei und geehrt war, ein höheres Kommando in dem Heere hatte, und Frankreich diente, welches in seiner Politik durch Richelieu vertreten wurde.

Andererseits dachte Richelieu, es sei hohe Zeit, den jungen Mann auf dem Abhänge des Hoflebens aufzuhalten, ihn aus der Mitte der Cabalen der Königinnen und aus den Netzen zu reißen, mit denen die Fargis und die Chevreuse ihn zu umstricken begannen, und aus denen er sich nach einiger Zeit selbst bei dem besten Willen nicht würde losmachen können.

Der Kardinal reichte seine Hand dem Herzog von Montmorency, der sie freundschaftlich drückte, aber er erlaubte sich diese Vertraulichkeit nicht dem Grafen von Moret gegenüber, der von königlichem Geblüte war, und vor dem er sich achtungsvoll verbeugte, wie er es vor Monsieur getan hätte.

»Herr Herzog,« begann der Kardinal, »als es sich um den Krieg gegen La Rochelle handelte, einen Seekrieg, den ich nach meinem eigenen Sinne zu führen gedachte, kaufte ich Euch Euren Admiralstitel ab und bezahlte, dafür den Preis, den Ihr begehrtet; heute handelt es sich darum, Euch mehr, als ich Euch genommen habe, nicht etwa wieder zu verkaufen, sondern zu schenken.«

»Glauben Ew. Eminenz,« sagte der Herzog mit liebenswürdigem Lächeln, »dass man mir, sobald von Eurem Dienste und dem Wohle Frankreichs die Rede ist, Versprechungen machen muss, um sich meiner Ergebenheit zu versichern?«

»Nein, Herr Herzog; ich weiß, dass Niemand mit seinem kostbaren Blute verschwenderischer umgeht, als Ihr, und weil ich Euren Mut und Eure Biederkeit kenne, will ich mich Euch gegenüber deutlich erklären.«

Montmorency verbeugte sich.

»Als Euer Vater starb, bekleidete er eine Charge, welche Ihr, obwohl Ihr Erbe seines Vermögens und seiner Titel waret, Eurer Jugend wegen dennoch nicht erben konntet; — es war dies der Rang eines Connetable von Frankreich. Das Lilienschwert wird, wie Ihr wisst, nicht der Hand eines Kindes anvertraut. Ein starker Arm war übrigens bereit, danach zu greifen und es mit Ehren zu führen, der des Seigneur von Lesdiguières. Er wurde Connetable, doch ließ er im Alter von fünfundsachtzig Jahren das Schwert fallen. Seit dieser Zeit strebt sein Schwiegersohn, der Marschall von Créqui, danach, ihn zu ersetzen, aber das Schwert des Connetable ist kein bunter Lappen, der einem durch eine Frau an die Achsel geheftet wird. Der Marschall hatte Gelegenheit, dieses Schwert zu erlangen, wenn er zu dem Gelingen der Expedition des Herzogs von Nevers beigetragen hätte, anstatt sie scheitern zu machen, indem er sich für die Königin-Mutter, d. h. gegen Frankreich und mich, entschied. Er hat dadurch auf die Connetablewürde verzichtet, und wird sie auch, so lange ich lebe, nicht erlangen.«

Der Herzog von Montmorency atmete bei dieser Mitteilung befriedigt auf, was dem Kardinal

nicht entging, welcher fortfuhr:

»Das Vertrauen, welches ich in den Marschall von Créqui gesetzt hatte, übertrage ich auf Euch, mein Prinz; Eure Verwandtschaft mit der Königin-Mutter wird Eure Liebe zu Frankreich sicherlich nicht beeinträchtigen, denn bedenkt wohl: der gute oder schlechte Ausgang des bevorstehenden Krieges mit Italien ist die Größe oder die Erniedrigung Frankreichs.«

Der Graf von Moret lauschte mit gespannter Aufmerksamkeit den Worten des Kardinals.

»Ihr tut wohl daran, Monseigneur,« sagte der Kardinal zu ihm, »auf das zu hören, was ich sage, denn Keiner hat mehr Ursache, als Ihr, dieses Frankreich zu lieben, für welches Euer erhabener Vater Alles, selbst sein Leben, hingegeben hat.«

Da er sah, dass der Herzog von Montmorency mit Ungeduld auf das Ende seiner Rede wartete, sagte er:

»Ich bin nun mit wenigen Worten zu Ende, und werde diese mit derselben Offenheit sprechen, mit der ich das ganze Gespräch geführt habe. Wenn ich, wie ich hoffe, mit der Leitung dieses Feldzuges betraut werden sollte, so werdet Ihr das erste Kommando erhalten, und im Fall Ihr dann nach der Einnahme Casale's der Erste in der Stadt seid, werdet Ihr hinter den Toren derselben das Linienschwert finden, das auf diese Art zum dritten Male in Eure Familie zurückkehrt. Überlegt nun, Herr Herzog, und wenn Euch Andere mehr zu bieten im Stande sind, so werde ich es Euch nicht verübeln, wenn Ihr Eure Dienste diesen Anderen widmet, da ich Euch die volle Freiheit dazu lasse.« .

»Eure Hand, Monseigneur,« sagte Montmorency.

Der Kardinal reichte ihm die Hand.

»Im Namen Frankreichs,« sagte der Herzog, »bin ich hiermit der Eurige, und erkläre mich bereit, Euer Eminenz in allen Fallen zu gehorchen, ausgenommen, wo die Ehre meiner Familie kompromittiert werden könnte.«

»Ich bin kein Prinz,« sagte der Kardinal mit Würde, »aber ich bin Edelmann und werde niemals einem Montmorency etwas gebieten, worüber er zu erröten hätte.«

»Und wann müsste ich bereit sein, Monseigneur?«

»So bald als möglich, Herr Herzog. Immer vorausgesetzt, dass die Leitung des Feldzuges mir übertragen wird, hoffe ich im Anfange des nächsten Monats die Operationen zu beginnen.«

»Dann ist in der Tat keine Zeit zu verlieren; ich reise noch heute Abend in mein Gouvernement ab, und werde am 10. Jänner in Lyon mit hundert Edelleuten und fünfhundert Reitern Eurer Befehle gewärtig sein.«

»Es ist aber auch der Fall zu bedenken,« sagte der Kardinal, »dass ein Anderer als ich die Oberleitung erhält; dürfte ich Euch fragen, was Ihr unter solchen Umständen zu tun gesonnen seid?«

»Da mir außer Euch Keiner im Reiche der Stelle eines Obercommandanten würdig scheint, werde ich auch Niemand gehorchen, als Sr. Majestät Ludwig XIII. und Euch, Herr Kardinal.«

»So reist denn, mein Prinz; Ihr wisst, wo das Connetableschwert Eurer wartet.«

»Darf ich meinen jungen Freund, den Grafen Moret mit mir nehmen?«

»Nein, Herr Herzog; ich habe mit dem Herrn Grafen von Moret ganz besondere Pläne, und will auch ihn mit einer wichtigen Mission betrauen; wenn er sie zurückweist, wird es ihm frei stehen, zu Euch zu stoßen. Gebet ihm bloß einen Diener zur Seite, auf den er sich wie auf sich selbst verlassen kann, da die Aufgabe, welche er von mir erhält, Mut von seiner Seite und unbedingte Ergebenheit von Seite seiner Begleiter erheischt.«

Der Herzog und der Graf wechselten einige Worte miteinander, von welchem Gespräche der Kardinal nur die Worte des Grafen verstand.

»Lasset Galaor bei mir zurück, Herr Herzog.«

Freude im Herzen und auf dem Antlitze, ergriff der Herzog nochmals die Hand des Kardinals zum Abschiede, drückte sie herzlich und verließ das Gemach.

Der Kardinal näherte sich nun dem Grafen von Moret und blickte ihn mit achtungsvoller Zärtlichkeit an.

»Herr Graf,« sagte er, »staunt nicht über das Interesse, welches ich Euch entgegenbringe, ein Interesse, zu welchem mich sowohl meine Stellung, als mein Alter, welches das Eurige zweimal in sich schließt, berechtigen — aber unter allen Söhnen Heinrichs IV. ist keiner so sehr das Abbild seines Vaters, Herr Graf, wie Ihr, und wer Heinrich IV. liebte, der muss auch Euch lieben.«

Der junge Mann stand dem Kardinal Richelieu zum ersten Male gegenüber; zum ersten Male hörte er den Ton seiner Stimme, und im voraus gegen den Kardinal eingenommen, erstaunte er nicht wenig, dass dieses strenge Gesicht sich glätten, dass diese gebieterische Stimme sich besänftigen konnte.

»Monseigneur,« antwortete er lächelnd, aber ohne eine tiefe Bewegung, die sich seiner bemächtigt hatte, unterdrücken zu können, »Ew. Eminenz sind sehr gütig, dass sie sich mit einem jungen Narren beschäftigen, der bis jetzt seine Zeit nur dazu angewandt hat, sich so gut als möglich zu unterhalten, und der, wenn sich Jemand die Muße genommen hätte, ihn zu fragen, wozu er eigentlich auf der Welt sei, diese Frage nicht zu beantworten gewusst hätte.«

»Ein wahrer Sohn Heinrichs IV. ist zu allem Edlen, Großen, Erhabenen auf der Welt, denn der Mut und die Intelligenz muss ihm im Mute liegen, und deshalb will ich Euch keinen falschen Weg einschlagen lassen und Euch den Gefahren entrücken, denen Ihr Euch aussetzt.«

»Ich, Monseigneur?« rief der junge Mann ein wenig erstaunt; »auf welchem falschen Wege befinde ich mich denn? Und welches sind die Gefahren, die mir drohen?«

»Gewährt mir einige Minuten Eure Aufmerksamkeit und hört mich ernstlich an.«

»Ich werde Euch nicht nur ernstlich, sondern auch achtungsvoll anhören, Monseigneur.«

»Ihr seid in den letzten Tagen des Novembers, wenn ich nicht irre, am 28., in Paris angekommen.«

»Es war in der Tat am 28., Monseigneur.«

»Ihr überbrachtet aus Mailand und Piemont Briefe für die Königin, die Königin-Mutter und Monsieur.«

Der Graf blickte mit Erstaunen aus den ihm allwissend scheinenden Kardinal, zögerte einen Augenblick mit der Antwort, dann aber sagte er unter dem Einflusse, welchen geniale Männer stets auf ihre Umgebung ausüben:

»Ja, Monseigneur.«

»Da aber die beiden Königinnen, wie auch Monsieur, dem König entgegen gereist waren, musstet Ihr acht Tage in Paris warten, ehe Ihr vorgestellt werden konntet. Um in diesen acht Tagen nicht müßig zu sein, machtet Ihr der Schwester Marions de Lorme, der Frau von Montagne, den Hof. Jung, schön, reich, ein Königssohn, hattet Ihr begreiflicherweise nicht lange zu schmachten; am Tage, nachdem Ihr vorgestellt worden wart, durftet Ihr Euch schon für den erklärten Geliebten halten.«

»Nennt Ihr das einen falschen Weg einschlagen, und mich Gefahren aussetzen, Herr Kardinal?« fragte der junge Mann, erstaunt darüber, dass ein Mann von der Bedeutung Richelieu's sich herablasse, solche Details zu erörtern.

»Nein, mein Prinz, nicht in der Liebe zu der Schwester einer Courtisane liegt die Gefahr für Euch, von der ich sprach; obzwar Ihr bemerken konntet, dass auch diese nicht ganz ohne Gefahr ablief. Dieser Narr von Pisani glaubte, dass Ihr Frau von Maugiron den Hof machtet, und wollte Euch in seiner Eifersucht ermorden lassen. Glücklicherweise traf er auf einen Klopffechter, der ein ehrlicherer Kerl war, als er selbst, und der, treu dem Andenken des großen Königs, sich weigerte, Hand an dessen Sohn zu legen. Der arme Tropf wurde übrigens ein Opfer seiner Treue, und Ihr selbst saht ihn, fast auf den Tod verwundet, wie er eben seine Beichte einem Kapuziner ablegte.«

»Darf ich fragen, Monseigneur,« sagte der Graf, in der Hoffnung den Kardinal in Verlegenheit zu bringen, »an welchem Tage und an welchem Orte ich den Verwundeten sah?«

»Es war am 5. Dezember, gegen sechs Uhr Abends, in dem Gasthause »zum gefärbten Barte«, in dem Augenblicke, wo Ihr als baskischer Junker verkleidet eben die als Katalonierin maskierte Frau von Fargis verlassen hattet, die gekommen war, um Euch anzukündigen, dass Maria von Medicis, Anna von Österreich, und Gaston von Orleans Euch im Louvre zwischen elf Uhr und Mitternacht erwarten würden.«

»Meiner Treu, Herr Kardinal, jetzt ergebe ich mich und bekenne, dass Eure Polizei eine

vortreffliche ist.«

»Glaubt Ihr, Herr Graf, dass ich meinetwegen, und aus Furcht vor dem Bösen, das Ihr mir etwa zufügen könntet, so genaue Erkundigungen über Euch habe einziehen lassen?« '

»Ich weiß nicht, aber irgend ein Interesse müssen Ew. Eminenz jedenfalls dabei gehabt haben.«

»Ein großes, Graf. Ich wollte den Sohn Heinrichs IV. von dem Bösen retten, das er etwa sich selbst zufügen konnte.«

»Wie das, Monseigneur?«

»Wenn die Königin Maria von Medicis, welche Italienerin und Österreicherin ist, und die Königin Anna von Österreich, welche Spanierin und Österreicherin ist, sich gegen Frankreich verschwören, so ist dies ein Verbrechen, aber ein solches, das eine Erklärung finden kann, da die Familienbande nur zu oft den Sieg über die Königspflichten davontragen; aber dass der Graf von Moret, das heißt der Sohn einer Französin und Heinrichs IV., des französischesten aller Könige Frankreichs, an dieser Verschwörung unbeteiligt bleibe, das will ich bewirken, und zwar zuerst durch Überredung, dann durch Bitte, und, wenn es sein muss, auch durch Gewalt.«

»Aber wer sagt Euch denn, Monseigneur, dass ich konspiriere?«

»Ihr konspiriert noch nicht, Graf, aber Euer ritterlicher Charakter müsste Euch bald verleiten, den Damen des Hofes den Gefallen zu tun und ihnen bei ihren Cabalen zu helfen, und deshalb wollte ich Euch persönlich sagen: »Sohn Heinrichs IV., Euer erhabener Vater hat sein Leben lang auf die Demütigung Spaniens und Österreichs hingearbeitet; verbündet Euch nicht mit Jenen, welche die Erhöhung dieser Reiche auf Kosten Frankreichs erstreben; Sohn Heinrichs IV., Österreich und Spanien haben den Tod Eures Vaters herbeigeführt; begeht nicht das Verbrechen, Euch den Feinden Eures Vaters anzuschließen.«

»Aber warum sagen Euer Eminenz das Alles mir und nicht Monsieur, Gaston von Orleans?«

»Weil Monsieur das Alles nichts angehen würde, da er der Sohn Concini's und nicht der Heinrichs IV. ist.«

»Bedenken Euer Eminenz auch, was Ihr mir da sagt?«

»Ja, ich weiß, dass ich mich dem Zorn der Königin-Mutter, Monsieurs, ja selbst des Königs aussetze, wenn der Graf von Moret sich von Dem abwendet, der sein Bestes will, und zu Jenen geht, die das Schlimme für ihn und für Frankreich im Auge haben; aber der Graf von Moret wird erkenntlich sein für das Interesse, welches ich an ihm nehme und das keine andere Quelle hat, als die hohe Bewunderung und die Liebe, die ich dem Andenken seines Vaters in meinem Herzen bewahre, und der Graf von Moret wird meine Worte geheim halten.«

»Euer Eminenz halten es für unnöthig, dass ich mein Wort darauf gebe, nicht wahr?«

»Man verlangt dergleichen nicht von einem Sohne Heinrichs IV.«

»Aber Monseigneur haben mich nicht allein holen lassen, um mir Ratschläge zu geben, sondern, wenn ich nicht irre, um mir auch eine Mission anzuvertrauen.«

»Ja, Graf, eine Mission, welche Euch aus dem Bereiche der Gefahr bringt, die ich für Euch fürchte.«

»Welche mich aus dem Bereiche der Gefahr bringt?«

Der Kardinal nickte bejahend.

»Doch nicht, indem sie mich aus Paris entfernt?«

»Es würde sich darum handeln, nach Italien zurückzukehren.«

»Hm!« machte der Graf von Moret.

»Habt Ihr Ursachen, dahin nicht zurückkehren zu wollen?«

»Nein, aber ich habe welche, die mich bestimmen, in Paris zu bleiben.«

»Ihr weigert Euch also, Graf?«

»Nein, ich weigere mich nicht, besonders wenn die Mission sich vertagen ließe.«

»Es handelt sich darum, heute Abend oder längstens morgen abzureisen.«

»Unmöglich, Monseigneur!« sagte der Graf von Moret, den Kopf schüttelnd.

»Wie,« rief der Kardinal, »Ihr lasset einen Feldzug, vorübergehen, ohne daran Teil zu nehmen?«

»O nein, aber ich werde Paris erst verlassen, wenn alle Anderen nach Italien abgehen, und das so spät als möglich.«

»Ist das bei Euch eine wohlüberlegte und beschlossene Sache, Graf?«

»Ja, Monseigneur.«

»Ich bedaure es sehr, dass Ihr Euch dieser Abreise Widersetzt. Euch und Eurem Mute wollte ich die Tochter eines Mannes anvertrauen, den ich sehr achte und liebe. Ich muss mich nun nach einem Andern umsehen, der Eure Stelle bei Isabella von Lautrec vertritt.«

»Wie,« rief der Graf von Moret in höchster Überraschung, »Ihr wollt Fräulein von Lautrec zu ihrem Vater senden?«

»So ist es! Was bewegt Euch so sehr bei diesem Namen?«

»O — nichts. Monseigneur; ich dachte nur —«

»Ich muss nun trachten, einen anderen Begleiter für die Dame zu finden.«

»O nein, nein, Monseigneur; es wäre überflüssig, nach Jemand zu suchen, der Fräulein von Lautrec begleitet, beschützt, verteidigt, sich im Notfall für sie tödten lässt; Er hat sich bereits gefunden; hier ist er, ich bin es!«

»So wäre ich also dieser Sorge enthoben?«

»Ja, Monseigneur.«

»Ihr nehmt die Mission an?«

»Mit Freuden!«

»So vernehmt denn meine letzten Instruktionen.«

»Ich höre!«

»Ihr werdet Fräulein von Lautrec, welche während der ganzen Reise Euch heilig sein muss, wie eine Schwester —«

»Ich schwöre es.«

»Ihrem Vater, welcher in Mantua ist, übergeben; dann werdet Ihr sofort zur Armee stoßen und ein Kommando unter dem Herzog von Montmorency übernehmen.«

»Ja, Monseigneur.«

»Und wenn es der Zufall wollte, denn ein vorsichtiger Mensch muss an Alles denken, was im Bereiche der Möglichkeit liegt, wenn es also der Zufall wollte, dass Ihr Euch Verliebtet —«

Der Graf von Moret machte eine heftige Bewegung.

»Es ist bloß eine Voraussetzung, wie Ihr begreifen werdet; also gesetzt den Fall, Ihr würdet Euch verlieben, so könnte ich für Euch allerdings nichts tun, da Ihr der Sohn eines Königs seid, aber für Fräulein Isabella und ihren Vater könnte und würde ich mit Vergnügen Vieles leisten.«

»Ihr könntet aus mir den glücklichsten aller Menschen machen, Monseigneur; ich liebe Fräulein von Lautrec.«

»So, so! Wie sich das trifft! Sollte vielleicht zufällig sie es sein, die an jenem Abend, wo Ihr im Louvre wart, Euch am Ruheplatze der Treppe aus den Händen der als Page Verkleideten Herzogin von Chevreuse empfing und Euch durch einen dunklen Corridor bis zum Boudoir der Königin geleitete? Das wäre in der Tat ein wunderbares Zusammentreffen.«

»Monseigneur,« sagte der Graf, »ich bin für such von einer Bewunderung erfüllt, der meine Dankbarkeit gleichkommt, aber —«

Der Graf hielt verlegen inne.

»Aber was?« fragte der Kardinal.

»Aber es bleibt mir ein Zweifel.«

»Welcher?«

»Ich liebe Fräulein von Lautrec, aber ich weiß nicht, ob sie mich wieder liebt, und ob sie trotz meiner Ergebenheit für Euch mich zu ihrem Begleiter annehmen wird.«

»Was das betrifft, Herr Graf, so ist das nicht mehr meine Sache, und an Euch allein ist es, die Erlaubnis von ihr zu erlangen.«

»Wo das? Wie kann ich sie sehen? Ich habe keine Gelegenheit, mit ihr zusammenzukommen, besonders da Eure Eminenz wünschen, dass die Abreise schon heute Abend oder spätestens morgen stattfinden soll.«

»Es ist wahr, Graf, und Ihr habet Recht; eine Zusammenkunft zwischen Euch Beiden ist dringend notwendig, und während Ihr über die Bewerkstelligung einer solchen nachdenkt, werde auch ich die Sache überlegen. Erwartet mich einige Augenblicke in diesem Kabinett; ich habe mehrere Befehle zu erteilen.«

Der Graf verbeugte sich und folgte mit den Blicken dem Manne, der seine volle Bewunderung errungen hatte, dem Manne, der von seinem Arbeitszimmer die Geschicke Europas lenkte, und der trotz der Intrigen, mit denen er umgeben war, trotz der Gefahren, die ihm drohten, Zeit genug fand, ihm sich mit den persönlichen Interessen Einzelner in so eingehender Weise zu befassen.

Noch hatte der Graf von Moret kein Auge von der Türe verwandt, durch welche der Kardinal hinausgegangen war, als sie sich wieder in ihren Angeln drehte und der Graf zu seinem höchsten Erstaunen Isabella von Lautrec auf der Schwelle sah.

Wie von einem gleichzeitigen galvanischen Schläge getroffen, stießen die beiden Liebenden einen Ruf der Überraschung aus, dann stürzte der Graf von Moret mit der Schnelligkeit des Gedankens auf Isabella zu, sank vor ihr auf die Knie und ergriff ihre Hand, die er mit glühenden Küssen bedeckte, was der Dame bewies, dass sie in ihm vielleicht einen gefährlichen Beschützer, aber jedenfalls einen ergebenen und mutigen Verteidiger gefunden hatte.

Der Kardinal, der an sein Ziel gelangt war, nämlich, den Grafen von Moret vom Hofe zu entfernen und ihn zugleich zu seinem ergebenen Parteigänger zu machen, glaubte nun auch die Entwicklung einer heroischen Komödien gefunden zu haben, die er diesmal ohne seine gewöhnlichen Mitarbeiter Desmarets, Rotrou, L'Etoile und Mayret entworfen hatte.

Man erinnert sich, dass Corneille zu jener Zeit noch nicht die Ehre gehabt hatte, dem Kardinal vorgestellt zu werden.

---



## II.

### Die Beratung.

Das große Ereignis, das Ereignis, welches von Allen, mit Ausnahme Richelieus, der des Königs so sicher zu sein glaubte, als man eben Ludwigs XIII. sicher sein konnte, mit Angst erwartet wurde, war der Rat, welcher bei der Königin-Mutter in jenem Luxembourg-Palais gehalten werden sollte, welches sie während ihrer Regentschaft nach dem Muster der florentinischen Paläste hatte erbauen lassen, und das Rubens zehn Jahre vor den erzählten Begebenheiten mit zehn Gemälden geschmückt hatte, die Szenen aus dem Leben Marias von Medicis darstellen, und die noch heute eine der Hauptzierden der Louvregallerie bilden.

Der Rat wurde am Abend gehalten.

Er war zusammengesetzt: aus dem speziellen Ministerium der Königin-Mutter, das aus ihr ganz ergebenen Creaturen bestand und vom Kardinal Bérulle präsiert wurde, während Vauthier die Leitung hatte; dem Marschall Marillac, welcher Marschall geworden war, ohne jemals im Heuer gewesen zu sein, und den der Kardinal in seinen Memoiren stets Marillac den Klopffechter nennt, weil er eines Tages einen gewissen Caboche, mit dem er einen Streit gehabt hatte, bei einer Begegnung tödtete, ohne ihm zu seiner Verteidigung Zeit zu lassen; ferner aus dessen älterem Bruder, dem Siegelbewahrer Marillac, der einer von den zahlreichen Liebhabern der Fargis war. Zu diesem Rate wurden bei außerordentlichen Gelegenheiten noch Ehrenräthe beigezogen, die aus den Reihen der vornehmsten Heerführer und der großen Herren des Reiches gewählt wurden, und so kam es, dass zu der Beratung, bei welcher wir unsere Leser einführen wollen, die Herzog von Angoulême, Guise und Bellegarde, sowie der Marschall Bassompierre geladen worden waren.

Auch Monsieur erschien seit einiger Zeit in diesem Rate, aus welchem er bei Gelegenheit des Prozesses von Chalais ausgetreten war; der König selbst kam dann, wenn er den Gegenstand für wichtig genug hielt, um seine Anwesenheit notwendig zu machen.

Die gefassten Beschlüsse dieses Rates wurden in jedem Falle dem Könige vorgelegt, der sie billigte oder verwarf, oder manchmal auch vollkommen abänderte.

Der Kardinal Richelieu, welcher tatsächlich durch den Einfluss seines Genies Premierminister war, aber damals weder den Titel noch die absolute Macht hatte, die ihm ein Jahr später zu Gebote stehen sollten, hatte in diesen Beratungen bloß eine einfache Stimme, wusste aber oft den ganzen Rat von seiner Ansicht zu überzeugen, die regelmäßig von den beiden Marillac's, den Herzog von Guise und Angoulême, manchmal auch von Bassompierre unterstützt, aber ebenso regelmäßig von Vauthier, Bérulle, und zwei oder drei anderen Stimmen bekämpft wurden, die sich das bejahende oder verneinende Kopfnicken der Königin-Mutter zur Richtschnur nahmen.

An diesem Abend gab Monsieur unter dem Vorwand des augenblicklichen Zerwürfnisses mit seiner Mutter an, nicht im Rate erscheinen zu dürfen, aber seine Interessen wurden nur um so besser vertreten, da ja Maria sie in die Hand genommen hatte.

Der Anfang der Beratung war für 8 Uhr Abends angesagt.

Um acht ein Viertel Uhr waren alle berufenen Personen bereits an ihren Plätzen und umstanden im Halbkreise Maria von Medicis, welche auf einer Art Thronsessel Platz genommen hatte.

Eine Viertelstunde später trat der König ein, begrüßte seine Mutter, die bei seinem Anblick sich erhoben hatte, küsste ihr die Hand, nahm an ihrer Seite auf einem etwas erhöhten Sitze Platz, bedeckte sich und sagte:

»Setzt Euch, meine Herren.«

Die Mitglieder des Ministeriums und die Ehrenräte ließen sich um den Tisch aus bereitgehaltene Tabourets nieder.

Der König ließ seinen Blick im Kreise herumgehen, um die Anwesenden zu mustern; dann sagte er mit seiner gewöhnlich schleppenden, melancholischen Stimme:

»Ich sehe Monsieur, meinen Bruder, nicht; wo ist er?«

»In Folge seines Ungehorsams gegen unseren mütterlichen Willen wagt er es wahrscheinlich nicht, vor uns zu erscheinen; beliebt es Euch, Sire, ohne ihn anzufangen?«

Der König nickte zum Zeichen der Zustimmung.

Dann sagte er, sich an die Versammlung wendend:

»Meine Herren, Ihr wisst Alle, um was es sich heute handelt. Es handelt sich darum, zu wissen, ob Wir die Belagerung von Casale aufheben und Mantua zu Hilfe eilen sollen, um die Ansprüche des Herzogs von Nevers zu unterstützen — Ansprüche, die Wir als gültig anerkannt haben — und so die Unternehmungen des Herzogs von Savoyen gegen Montserrat zu hemmen. Obwohl das Recht, Frieden zu schließen und Krieg zu führen, ein königliches Recht ist, wünschen Wir Uns dennoch von Euren Ansichten erleuchten zu lassen, bevor Wir einen Beschluss in dieser Richtung fassen, ohne dass Wir Uns jedoch des Rechtes Unserer Entscheidung irgendwie begeben. Unser Minister Kardinal Richelieu, hat das Wort, um die Situation darzulegen.«

Richelieu erhob sich,verneigte sich vor den Majestäten und begann:

»Nein Expose wird kurz sein. Der Herzog Vincenz von Gonzaga hat auf seinem Todtenbette das Recht auf das Herzogtum Mantua dem Herzog von Nevers, dem Oheime der letzten drei Souveräne dieses Landes, die sämtlich ohne männliche Erben gestorben sind, überlassen. Der Herzog von Savoyen hatte gehofft, einen seiner Söhne mit der Erbin von Mantua und dem Montferrat zu vermählen, und so in Italien jene Macht zweiten Ranges für sich zu begründen, die das Ziel seines Strebens ist und wegen welcher er die Frankreich gemachten Versprechungen schon so oft gebrochen hat. Der Minister Sr. Majestät hat es nun für eine gute Politik gehalten, da Frankreich bereits den Papst und Venedig zu seinen Verbündeten zählt, sich auch durch die Unterstützung eines französischen Prätendenten von Mantua und dem Montferrat einen Parteigänger inmitten der lombardischen Mächte zu schaffen, und dadurch das politische Übergewicht in Bezug auf die Staatsangelegenheiten Italiens zu gewinnen, zu gleicher Zeit aber

den Einfluss Spaniens und Österreichs zu neutralisieren. Mit diesem Ziele im Auge ist der Minister Sr. Majestät bis jetzt vorgegangen. Und um die Wege zu einem Feldzuge in diesem Sinne vorzubereiten, hat er vor mehreren Monaten eine erste Armee nach Italien geschickt, welche durch das Verschulden des Marschalls Créqui, ein Verschulden, das beinahe ein Verrat zu nennen wäre, nicht etwa vom Herzog von Savoyen geschlagen, wie sich die Feinde Frankreichs zu verbreiten beeilt haben, sondern durch den Hunger aufgerieben wurde, da es an Lebensmitteln für Menschen und Tiere fehlte. War diese Politik angenommen und hatte man den ersten feindseligen Schritt getan, so konnte es sich nur noch darum handeln, den günstigen Zeitpunkt abzuwarten, um die begonnene Unternehmung fortzusetzen. Der Minister Sr. Majestät ist nun der Ansicht, dass dieser günstige Augenblick gekommen sei. Da La Rochelle genommen ist, können wir über unsere Armee und unsere Flotte frei verfügen. Die Frage, welche Ihren Majestäten vorgelegt werden muss, ist nun diese: Wird man den Krieg führen oder nicht? Und wenn man ihn führt, wird man dies sogleich tun, oder wird man warten? Der Minister Sr. Majestät, welcher für den Krieg, und zwar für den sofortigen Krieg ist, erklärt sich bereit, auf die ihm etwa zu machenden Einwendungen zu antworten.«

Und nochmals grüßend und sich vor dem Könige und der Königin Maria verbeugend, ließ sich der Kardinal nieder, seinen Gegnern, oder vielmehr seinem Gegner, Bérulle, das Wort überlassend.

Dieser, welcher wohl wusste, dass es an ihm sei, zu antworten, befragte mit einem Blicke die Königin-Mutter, und da sie ihm ein ermutigendes Zeichen gab, erhob er sich und sprach:

»Den Plan des Krieges gegen Italien halten wir, trotz des anscheinend guten Grundes, welchen Kardinal Richelieu dafür angab, nicht allein für gefährlich, sondern auch für unausführbar. Das fast völlig unterjochte Deutschland liefert dem, Kaiser Ferdinand eine Armee, die so zahlreich ist, dass die militärischen Kräfte Frankreichs sich mit ihr nicht messen können, und Philipp IV., der erhabene Bruder Ihrer Majestät, der Königin, findet seinerseits in den Minen der neuen Welt Schätze, welche hinreichen, Armeen von der Stärke derer zu besolden, über welche die alten Könige von Persien zu gebieten hatten. Statt an Italien zu denken, beschäftigt sich Kaiser Ferdinand in diesem Augenblicke einzig und allein damit, die Protestanten zu unterwerfen, und ihnen die Bistümer, die Klöster und die anderen geistlichen Güter zu entreißen, die sie sich unrechtmäßig angeeignet haben. Warum sollte Frankreich, die älteste Tochter der Kirche, sich einem so edlen und so christlichen Unternehmen widersetzen? Stünde es dem Könige von Frankreich nicht besser an, dasselbe zu unterstützen und die Ketzerei in Frankreich auszurotten, während der Kaiser und König Philipp sie in Deutschland und den Niederlanden bekämpfen? Um die Ausführung schimärischer Pläne zu befürworten, spricht Herr von Richelieu von einem Frieden mit England, von einer Allianz mit ketzerischen Mächten, einem Ereignisse, welches im Stande wäre, den Glanz der französischen Krone für immer zu beflecken. Haben wir nicht im Gegenteile Ursache, zu hoffen, dass wir durch Fortsetzung des Krieges gegen Carl I. diesen endlich zu einer Genugtuung für Frankreich und dahin bewegen, dass er die Frauen der Königin, die er gegen Völkerrecht und Verträge aus dem Lande jagte, zurückrufe, und den Verfolgungen der Katholiken in England ein Halt gebiete? Wissen wir, ob Gott nicht vielleicht die wahre Religion in England wieder herzustellen beabsichtigt, während die Ketzerei in Frankreich, in Deutschland und in den Niederlanden ausgerottet wird? Ich bin überzeugt, im Interesse des Landes und des Thrones gesprochen zu haben, und lege meine Ansicht zu den Füßen Ihrer Majestäten nieder.«

Der Kardinal Bérulle setzte sich, nachdem er sich an den Blicken der Anerkennung gelabt hatte, welche ihm offen von Seite der Königin-Mutter und den Mitgliedern ihres Rates und versteckt von dem Siegelbewahrer Marillac zugeworfen wurden, der seit Kurzem durch die Bemühungen der Frau von Fargis für diese Partei gewonnen war.

Nun wandte sich der König an Richelieu mit den Worten:

»Ihr habt gehört, Herr Kardinal, und im Falle Ihr etwas zu antworten habt, sprecht.«

Richelieu erhob sich.

»Ich halte meinen ehrenwerten Kollegen, den Herrn Kardinal Bérulle, für schlecht unterrichtet,« sagte er, »sowohl was die politische Lage Deutschlands, als was die finanziellen Zustände in Spanien betrifft. Die Macht Kaiser Ferdinands, welche er uns als so furchtbar darstellt, ist nicht so festgewurzelt, dass man sie nicht erschüttern könnte; und zwar wird dies an dem Tage geschehen, an welchem wir, ohne uns mit ihm zu verbünden, den nordischen Löwen, den großen Gustav Adolph, auf den Kaiser hetzen, da er, um loszubrechen, nichts nöthig hat, als einige hunderttausend Livres, welche Summe man in einem gegebenen Augenblicke vor seinen Augen leuchten lassen kann, wie einen Leuchtturm, der in wogender Brandung dem Schiffe seinen Weg zeigt. Der Minister Sr. Majestät weiß sogar aus sicherer Quelle, dass die Armee Ferdinands, von der Herr Bérulle sprach, dem Herzog Maximilian von Baiern, dem Chef der katholischen Liga, großes Misstrauen einflößt, und er erbietet sich, im gegebenen Momente diese fürchterliche Armee in eine bedenkliche Stellung zwischen der katholischen Armee Maximilians und der protestantischen Soldateska Gustav Adolphs zu bringen, Was die vorgeblichen Schätze Philipps IV. anbelangt, so möge man dem Minister des Königs gestatten, dieselben auf ihren wahren Wert zurückzuführen. Der König von Spanien bezieht kaum fünfhunderttausend Taler des Jahres aus den indischen Kolonien, und der Staatsrat, in Madrid war vor zwei Monaten in großer Bestürzung, als die Nachricht bekannt wurde, der niederländische Admiral Hain habe im Golf von Mexiko einige spanische Gallionen geentert, oder in den Grund gebohrt, deren Ladung zwölf Millionen Wert hatte. Die Finanzverhältnisse des Staatsschatzes waren dadurch so zerrüttet worden, dass der König dem Kaiser Ferdinand die Unterstützung von einer Million Taler, die er ihm versprochen hatte, nicht senden konnte. Um nun auf den zweiten Teil der Rede meines Gegners zu antworten, will ich in Demut Sr. Majestät bemerklich machen, dass Sie mit Ehren der Unterdrückung des Herzogs von Mantua, den Sie nicht nur anerkannten, sondern auch durch den Einfluss Ihrer Gesandten haben ernennen lassen, nicht mit Gleichartigkeit zusehen können. Se. Majestät müssen nicht nur Ihren Verbündeten in Italien unterstützen, sondern auch das schönste Land Europas gegen die Spanier in Schutz nehmen, die es zu unterjochen trachten und schon in diesem Augenblicke eine zu große Macht daselbst ausüben. Wenn wir den Herzog von Mantua nicht tatkräftig und mit aller Entschiedenheit unterstützen, so wird er, da es ihm unmöglich ist, allein Widerstand zu leisten, einwilligen müssen, einen außerhalb Italiens liegenden Ersatz für jenes Land anzunehmen, welcher Vorschlag ihm vor Kurzem von der spanischen Regierung gemacht wurde. Schon der verstorbene Herzog Vincenz war auf dem Punkte, einen ähnlichen Handel einzugehen und das Montferrat auszutauschen, bloß um Carl Emanuel einen Possen zu spielen, und durch eine mächtige Nachbarschaft seinen fortwährenden Eroberungsbestrebungen ein Halt zuzurufen, Endlich ist es die Ansicht des Ministers Sr. Majestät, dass es eine Schmach für Frankreich wäre, wollte man die Kühnheit des Herzogs von Savoyen ungestraft lassen, der Frankreich mit seinem Verbündeten entzweit, tausend dem

Dienste und dem Interesse Sr. Majestät nachteilige Intrigen anknüpft, dessen Hand bei der Verschwörung von Chalais beteiligt war, und der sich zum Verbündeten der Engländer in ihren auf die Inseln Ré und La Rochelle abzielenden Unternehmungen gemacht hat.«

Dann wandte sich Richelieu mit seiner Rede direct an den König.

»Als Ihr diese rebellische Stadt erobertet, Sire, führtet Ihr einen Plan aus, der ebenso ruhmreich für Euch als vorteilhaft für Frankreich war. Das seit einem Jahre durch die Waffen des Königs von Spanien und des Herzogs von Savoyen unterdrückte Italien steht nun die Hilfe Eures siegreichen Armes an. Werdet Ihr Euch weigern, Sire, die Sache Eures Nachbarn und Verbündeten zu Eurer eigenen zu machen, da man räuberisch Ihr Erbteil plündern will? Ich, Sire, Euer Minister, wage es zu versprechen, dass der Erfolg nicht minder rühmlich sein wird, wie der von La Rochelle, wenn Ihr den hochherzigen Entschluss fasst, den Unterdrückten beizustehen. Ich bin weder ein Prophet« — hier blickte Richelieu mit boshafem Lächeln auf seinen Kollegen Bérulle — »noch der Sohn eines Propheten, aber ich kann Euch versichern Sire, dass, wenn Ihr mit der Ausführung Eurer Absichten und Beschlüsse keine Zeit verliert, Ihr noch vor dem Ende des Monats Mai Lasale befreit und Italien den Frieden wiedergegeben haben werdet. Mit Eurer Armee sodann nach Languedoc zurückkehrend, werdet Ihr im Juli die hugenottische Partei daselbst vollends unterwerfen. Die schönen Tage des Herbstes werden Ew. Majestät, auf den zahlreichen frisch errungenen Lorbeeren ruhend, in Fontainebleau oder anderswo zubringen können.«

Ein Beifallsgemurmel ließ sich unter den zu dem Staatsrate geladenen Edelleuten vernehmen, und man sah, dass Angoulême, noch mehr aber Guise der Ansicht Richelieu's vollkommen beistimmten.

Der König nahm das Wort.

»Der Herr Kardinal,« sagte er, »hat wohl daran getan, jedes mal, wenn er von sich selbst und der durch ihn befolgten Politik sprach, der Minister des Königs zu sagen, denn nach Meinen Befehlen wurde diese Politik geübt. Ja, Wir sind seiner Ansicht; ja, der Krieg in Italien ist notwendig; ja, Wir müssen daselbst Unsere Verbündeten unterstützen und Unsere Oberherrschaft aufrecht erhalten, indem Wir so viel als möglich nicht nur die Macht, sondern auch den Einstich Spaniens daselbst beschränken; Unsere Ehre ist dabei beteiligt.«

Trotz der Achtung, welche man der Anwesenheit des Königs schuldig war, ließen sich einige Beifallsbezeugungen der Freunde des Kardinals hören, während die Gegenpartei ein Murren nicht ganz unterdrückte. Bérulle wechselte mit Maria von Medicis flüsternd einige Worte.

Das Gesicht des Königs nahm einen strengen Ausdruck an; er warf einen drohenden Blick nach der Seite hin, woher das Murren gekommen war, und fuhr fort:

»Die Frage, über welche Wir jetzt zu verhandeln haben, ist also nicht die, ob Krieg, ob Frieden, denn der Krieg ist eine beschlossene Sache, sondern nur die über den Zeitpunkt zur Eröffnung des Feldzuges. Wir behalten Uns die letzte Entscheidung auch in dieser Frage selbstverständlich vor. Sprecht, Herr von Bérulle, denn Ihr seid, Wir wissen es wohl, der Dolmetscher eines Willens, den Wir stets achten, wenn Wir ihm auch nicht immer gehorchen können.«

Maria von Medicis machte dem Könige ein Zeichen des Dankes und sagte zu Bérulle:

»Eine Aufforderung des Königs ist ein Befehl; sprecht, Herr Kardinal.«

»Der Minister des Königs,« sagte Bérulle, indem er eine besondere, halb ironische Betonung auf diese Worte legte, »der Minister des Königs hat vorgeschlagen, den Krieg unmittelbar zu eröffnen, und ich muss bedauern, dass auch in diesem Punkte meine Ansicht der seinigen gerade entgegengesetzt ist. Wenn ich nicht irre, hat Se. Majestät den Wunsch ausgedrückt, den Feldzug in Person zu leiten. Aus zwei Gründen nun werde ich mich gegen einen übereilten Beginn des Krieges erklären. Der erste dieser Gründe ist, dass die von der langen Belagerung La Rochelle's ermüdete königliche Armee einer Erholung in den Winterquartieren bedarf. Wenn man sie von den Ufern des Ozeans an den Fuß der Alpen treibt, ohne ihr Zeit zum Ausruhen zu lassen, setzt man sich der Gefahr aus, die erschöpften und missvergnügten Soldaten in Masse desertieren zu sehen. Es wäre übrigens eine Grausamkeit, die braven Truppen auf den schneebedeckten und unwegsamen Gebirgen der Winterkälte auszusetzen, und ein Hochverrath wäre es geradezu, wollte man auch Sr. Majestät den König bestimmen, in dieser Jahreszeit in diese unwirthlichen Gegenden sich zu begeben. Hätte man auch das nöthige Geld, und man hat es nicht, denn es sind noch nicht acht Tage, dass der Minister des Königs, von dem die erhabene Mutter Sr. Majestät 100.000 Livres verlangte, ihr, auf die Zerrüttung der Finanzen hinweisend, nur 50,000 Livres schickte; hatte man also das nöthige Geld, so würden doch alle Maulthiere, die im Reiche aufzutreiben sind, nicht hinreichen, um der Armee die Lebensmittel nachzuführen, ohne dass ich darauf hinweise, dass es in dieser Jahreszeit unmöglich ist, besonders die Artillerie auf jenen unbekanntenen Wegen vorgehen zu lassen, die selbst im Sommer von Ingenieuren untersucht werden müssten, ehe ein Kriegsherr sich auf dieselben wagt. Ware es nicht besser, den Feldzug auf das Frühjahr zu vertagen? Man könnte bis dahin sämtliche Vorbereitungen treffen, und die unentbehrlichsten Ausrüstungsgegenstände ließen sich auf dem Seewege auf den Kriegsschauplatz transportieren. Die Venezianer, welche mehr als wir in der Angelegenheit des Herzogs von Mantua beteiligt sind, rühren sich nicht bei dem Einfall Carl Emanuels in das Montferrat, und wollen Frankreich die Kastanien für sich aus dem Feuer holen lassen. Man darf voraussetzen, dass diese Herren sich doch bewegen lassen würden, zur Wehre zu greifen und sich einzuschiffen, wenn sie den Herzog etwas mehr in die Enge getrieben und die Hilfe Frankreichs noch fern sähen. Endlich muss es der König, meiner Ansicht nach, vermeiden, mit dem allerkatholischsten Könige zu brechen, was für Frankreich unendlich gefährlicher sein würde, als die Erhaltung Casale's und die Allianz mit dem Herzog von Mantua für das Land vorteilhaft ist. Ich habe gesprochen.«

Die Rede des Kardinals Verulle schien auf den Rat einen gewissen Eindruck hervorgebracht zu haben; er hatte nicht mehr über den Krieg selbst, für den sich der König erklärte, gesprochen, sondern nur die Zweckmäßigkeit dieses Krieges in einem so schwierigen Zeitpunkte beleuchtet. Übrigens waren die dem Rate beigezogenen Kriegsleute: Guise, Bellegarde, Angoulême und Marillac nicht mehr jung, und so sehr sie auch den Krieg wünschten, weil er ihrem Ehrgeiz neue Aussichten bot, so wollten sie doch einen Krieg, bei welchem mehr Gefahr als Beschwerde sei, denn um Beschwerden zu besiegen, muss man jung sein, während man, um einer Gefahr die Stirn zu bieten, nur mutig zu sein braucht.

Da erhob sich Kardinal Richelieu abermals.

»Ich will meinem verehrten Kollegen auf alle Punkte seiner Rede antworten,« sagte er. »In der Tat glaube ich, obzwar es mir noch nicht vergönnt war, den Ausspruch Sr. Majestät zu hören, dass es in der Absicht des Königs liegt, den Feldzug in Person zu leiten. Se. Majestät werden in Ihrer Weisheit darüber bestimmen, und ich habe nur die einzige Furcht, dass Sie Ihre eigenen Interessen bei dieser Gelegenheit, wie Sie es zu tun gewohnt sind, den Staatsinteressen aufopfern. Über die Beschwerden, welche die Armee angeblich auszustehen haben wird, möge der Herr Kardinal von Bérulle sich keine Sorge machen. Ein Teil derselben, welcher zur See transportiert wurde und jetzt in Marseille ausgeschifft wird, begibt sich nach Lyon, wo das Hauptquartier sein wird; ein anderer Teil marschirt in kleinen Tagemärschen durch Frankreich, wird gut genährt, gut besoldet und hat seit einem Monate nicht einen Mann durch Desertion eingebüßt. Was die Schwierigkeit anbelangt, welche sich dem Übergange über die Alpen entgegenstellen, so ist es besser, sie schnell zu überwinden, da man jetzt bloß gegen die Natur zu kämpfen haben wird, statt zu warten und dem Feinde Zeit zu lassen, die Pässe zu besetzen, Batterien und Forts aufzuführen, Es ist wahr, dass ich vor einigen Tagen Ihrer Majestät, der Königin-Mutter, bloß 50.000 Livres schicken konnte, als sie mir die Ehre erwies, die doppelte Summe von mir zu verlangen, aber ich wagte dies nur, nachdem ich die Erlaubnis des Königs dazu eingeholt und erhalten hatte. Trotz dieser Verminderung, welche nicht aus Geldmangel, sondern darum geschah, weil der Staatsschatz jede unnütze Ausgabe vermeiden soll, sind wir finanziell in der Lage, diesen Krieg zu beginnen. Indem ich meine Ehre und mein Privatvermögen verpfändete, gelang es mir, sechs Millionen zu entleihen. Die Wege über die Alpen sind bereits erforscht, denn da Se. Majestät der König schon seit Langem an diesen Krieg denken, wurde mir aufgetragen, Jemand zu diesem Behufe in die Dauphine, nach Savoyen und Piemont abzusenden, und nach den Recognoscirungen, die Herr von Pontis angestellt hat, wurde von dem Generalquartiermeister der königlichen Armee, Herrn von Escure, eine genaue Karte jener Länderstriche entworfen. Die Vorbereitungen zum Kriege sind also getroffen, das nöthige Geld befindet sich in den Kassen, und da der äußere Krieg sowohl für den Waffenruhm, als für die Ehre Frankreichs dringend geboten ist, während der Bürgerkrieg, da England bei La Rochelle besiegt und Spanien in Italien beschäftigt ist, der Krone nicht gefährlich werden kann, so bitte ich Eure Majestät, die augenblickliche Eröffnung des Feldzuges zu beschließen, für dessen siegreichen Ausgang ich mich mit meinem Kopfe verbürge. — Auch ich habe gesprochen.«

Und der Kardinal setzte sich nieder, indem er mit dem Blicke den König bat, seinen eben gemachten Vorschlag zu unterstützen, der übrigens bereits zwischen ihm und dem Könige vereinbart worden zu sein schien.

Der König ließ den Kardinal nicht lange warten, und kaum hatte er zu sprechen aufgehört, als Ludwig XIII. sagte:

»Meine Herren, es ist Mein Wille, den der Herr Kardinal Euch soeben mitgeteilt hat. Der Krieg gegen den Herzog von Savoyen ist beschlossen, und es ist Mein lebhafter Wunsch, dass die Feindseligkeiten so bald als möglich beginnen. Die, welche in Bezug auf ihre Ausrüstung irgend einen Wunsch haben, mögen sich an den Kardinal von Richelieu wenden. Meine Entschließung, ob Ich den Krieg in Person leiten werde, und wer in diesem Falle Mein Generallieutenant sein soll, werde Ich später kundgeben. Da der Zweck der Beratung erreicht ist, so empfehle Ich Euch, meine Herren, dem heiligen Schutze des Herrn. Der Rat ist zu Ende.«

Und die Königin-Mutter grüßend, zog sich Ludwig XIII. in seine Gemächer zurück.

Der Kardinal Richelieu hatte in zwei Punkten gesiegt; man zweifelte nicht, dass er auch in dem dritten Punkte siegen und den Oberbefehl an sich reißen werde, wie er es bei Gelegenheit der Belagerung von La Rochelle getan hatte.

Alles sammelte sich um ihn, um ihn zu beglückwünschen, selbst Marillac, der Siegelbewahrer, der, obwohl zur Partei Marias gehörend, es für geraten hielt, neutral zu bleiben.

Maria von Medicis verließ mit gerunzelter Stirn und aufeinandergepreßten Zähnen in Begleitung von Bérulle und Vauthier den Beratungssaal.

»Ich glaube,« sagte sie, »dass wir, wie Franz I. nach der Schlacht von Pavia, sagen können:  
»Alles ist verloren außer der Ehre!«

»Ich glaube im Gegenteile,« sagte Vauthier, »dass nichts verloren ist, so lange der König den Kardinal Richelieu nicht zum Generallieutenant ernannt hat.«

»Seht Ihr denn nicht,« sagte Maria, »dass diese Ernennung im Geiste des Königs bereits vollzogen ist?«

»Es ist möglich,« entgegnete Vauthier, »aber die Tatsache liegt noch nicht vor.«

»Habt Ihr etwa ein Mittel, diese Ernennung zu verhindern?« fragte die Königin-Mutter.

»Vielleicht!« erwiderte Vauthier, »aber ich müsste, ohne einen Augenblick Zeit zu verlieren, eine Unterredung mit dem Herzog von Orleans haben.«

»Ich will ihn holen.« sagte Bérulle, »und werde Euch den Herzog zuführen.«

»Geht,« sagte die Königin, »und verliert keine Zeit.«

Als Bérulle gegangen war, wandte sie sich an Vauthier.

»Und worin besteht Euer Mittel, Vauthier?«

»Wenn wir sicher sind, nicht belauscht zu werden, werde ich es Euer Majestät mitteilen.«

»Kommt also schnell.«

Und die Königin-Mutter schritt mit Vauthier einen Corridor entlang, der zu den Privatgemächern Maria's von Medicis führte.

---



### III.

#### Das Mittel Vouthier's.

Obwohl dem Könige auch bei der Königin-Mutter, b. h. im Palais Luxembourg, Appartements zu Gebote standen, kehrte Ludwig XIII. dennoch sogleich nach der Sitzung in den Louvre zurück, um den Vorwürfen der beiden Königinnen zu entgehen, die, wie er wusste, nicht ausbleiben würden.

Und in der Tat beschloss die Königin-Mutter, welche den Plan Vauthier's mit großer Aufmerksamkeit anhörte, vor der Ausführung desselben noch einen letzten Versuch bei ihrem Sohne zu machen.

Ludwig XIII. hatte L'Angely rufen lassen, sobald er in seinen Gemächern angekommen war.

Zuvor jedoch erkundigte er sich, ob Baradas nichts gesagt und keine Botschaft geschickt hätte.

Baradas beobachtete das vollkommenste Stillschweigen, und das war es, was die üble Laune des Königs im Rate bewirkte und Vauthier nicht entgangen war, der seinen ganzen Plan aus diesen Umstand stützte.

Nur um Baradas eifersüchtig zu machen und ihn so schnell als möglich zu sich zurückzuführen, hatte der König den Rat L'Angely's befolgt, und Fräulein von Lautrec den Hof zu machen angefangen — bis jetzt freilich ohne die gewünschte Wirkung.

Aber auch hierin stellte sich ihm ein unerwartetes Hinderniß entgegen, welches weder er noch seine Umgebung zu erklären im Stande war. Am Abend des Tages vor der Beratung war Fräulein von Lautrec, obwohl sie Dienst hatte, nicht im Cercle der Königin erschienen, und Ludwig XIII. erhielt von seiner Gemahlin, die er darüber befragte, nur eine Antwort, welche ebenfalls großes Erstaunen ausdrückte. Den ganzen Tag war Fräulein von Lautrec nicht im Louvre erschienen; vergebens hatte die Königin sie in ihrem Zimmer und im ganzen Palast suchen lassen; Niemand hatte sie gesehen, Niemand wusste von ihr Nachricht zu geben.

Darüber beunruhigt, hatte der König L'Angely aufgetragen, seinerseits Erkundigungen einzuziehen, und um die Resultate derselben zu hören, rief er gleich nach seiner Rückkehr in den Louvre nach seinem Narren.

Aber L'Angely war nicht glücklicher gewesen, als die Anderen; er kam ohne jede genaue Nachricht zurück Vom Standpunkte seiner Zärtlichkeit für Isabella war dem Könige die Sache ziemlich gleichgültig, nicht so aber auch in Bezug auf seine Pläne gegenüber Baradas. Das Mittel, ihn zurückzuführen, war dem Narren als ein so unfehlbares erschienen, dass Ludwig XIII. angefangen hatte, selbst an dessen Unfehlbarkeit zu glauben,

Er klagte das Schicksal an, dass es sich allen seinen Wünschen widersetze, und versank in seine düsterste Laune, als Beringhen leise an der Tür kratzte. Der König, der an der Art des Kratzens

seinen Kammerdiener erkannte und wusste, dass dies einer seiner ergebensten Leute sei, rief in ziemlich wohlwollendem Tone:

»Du kannst eintreten!«

Der erste Kammerdiener trat ein.

»Was willst Du, Beringhen?« fragte der König. »Weißt Du nicht, dass Ich es nicht liebe, gestört zu werden, während Ich mich mit L'Angely langweile?«

»Ich lasse mich im Gegenteile in der Langweile gern stören,« sagte L'Angely, »und darum bist Du mir willkommen.«

»Sire,« sagte der Kammerdiener, »ich würde es niemals wagen. Euch ohne besonderen Befehl zu stören, aber diesmal musste ich Ihren Majestäten, der Königin-Mutter und der Königin, gehorchen.«

»Wie?« rief Ludwig XIII.. »die Königinnen sind da?«

»Ja. Sire!«

»Beide?«

»Beide, Sire.«

»Und sie wollen Mich zu gleicher Zeit sprechen?«

»So ist es, Sire.«

Der König blickte umher, als suche er einen Ausweg, um zu entfliehen, und vielleicht hätte er diesen Vorsatz ausgeführt, wenn sich nicht in diesem Augenblicke die Tür geöffnet hätte, und Maria von Medicis, gefolgt von Anna von Österreich, in das Gemach getreten wäre.

Der König wurde sehr bleich und durch seine Glieder ging jenes fieberhafte Zittern, dem er in Stunden großen Ärgers stets unterworfen war; aber dann pflegte er diesen krankhaften Zustand mit Energie abzuschütteln und eine Festigkeit anzunehmen, die ihn für jede Bitte unzugänglich machte. In dem gegenwärtigen Falle trat er der Gefahr mit jener Unbeweglichkeit und jenem düsteren Trotze entgegen, mit welchen der Stier gesenkten Kopfes den Torreador erwartet.

»Bei meinem Edelmannswort, Madame,« sagte er zu seiner Mutter, »ich glaubte, die Discussion sei in dem Rate beendet und ich würde nach geschlossener Beratung keinerlei Vorstellungen anzuhören brauchen. Was wollt Ihr von mir? Sprecht rasch!«

»Ich will, mein Sohn,« sagte Maria, während die Königin mit gefalteten Händen dabei stand und ihre Bitten stillschweigend mit denen ihrer Schwiegermutter zu vereinigen schien, »ich will Euch anflehen, Sire. Mitleid zu haben nicht allein mit uns, die Ihr zur Verzweiflung bringt, sondern mit Euch selbst. Es ist also nicht genug, dass dieser Mensch Euch, leidend und schwach, wie Ihr seid, sechs Monate in den Sümpfen bei La Rochelle zubringen ließ, er will Euch jetzt auch nach

in der rauesten Jahreszeit den Schneestürmen und dem Frost der Alpen aussetzen?«

»Wie, .Madame,« sagte der König, »hat etwa diesen Sumpffiebern, vor denen Gott mich gnädig bewahrte, der Kardinal nicht eben so sehr getrotzt, wie ich? Setzte er mich etwa der Gefahr aus, während er sich selbst schonte? Und werde ich diese Schneestürme und diesen Frost der Alpen allein zu ertragen haben? Wird er nicht an meiner Seite sein, um gleich mir den Soldaten das Beispiel des Mutes, der Beständigkeit und der Entsagung zu geben?«

»Ich leugne das nicht,« sagte Maria, »das Beispiel wurde allerdings durch den Kardinal eben so wie durch Euch gegeben, aber wollt Ihr die Kostbarkeit Eures Lebens mit dem des seinigen vergleichen? Zehn Minister, wie er, können sterben, ohne dass Frankreich eine Minute lang ins Wanken kommt, während bei Eurem geringsten Unwohlsein das ganze Land zittert, und Eure Mutter, wie Eure Gattin, Gott anflehen, Euer heiliges Leben zu beschützen.«

Anna von Österreich warf sich vor dem König auf die Knie.

»Monseigneur,« sagte sie, »ich knie vor Euch, wie ich vor Gott knien würde, um Euch zu bitten, uns nicht zu verlassen. Was Ew. Majestät für eine Pflicht ansehen, ist für uns die Quelle höchster Angst; und was würde in der Tat aus uns und aus Frankreich werden, wenn Euch ein Unglück treffen sollte, Sire?«

»Wenn Gott meinen Tod zugibt, wird er die Folgen vorausgesehen haben und die Vorsehung dieselben zum Guten lenken. Es ist unmöglich, etwas in den gefassten Beschlüssen zu ändern, Madame.«

»Und warum?« fragte Maria. »Ist es denn wirklich nöthig, da dieser unglückselige Krieg unser Aller Absichten entgegen ist, ihn sogar in eigener Person zu führen? Habt Ihr denn nicht Euren viel geliebten Minister?«

»Ihr wisst, Madame,« sagte der König, »dass ich den Kardinal nicht liebe; aber ich achte und bewundere ihn, und betrachte ihn nach Gott als die wahre Vorsehung dieses Reiches.«

»Nun, wohl, Sire, die Vorsehung wacht aus der Entfernung ebenso gut wie in der Nähe über die Staaten; beauftragt Euren Minister mit der Leitung des Krieges und bleibt bei uns.«

»Etwa damit sich die Insubordination unter den andern Führern einschleiche, damit Euer Guise, Euer Bassompierre und Euer Bellegarde einem Priester den Gehorsam verweigere und das Glück Frankreichs auf's Spiel setze? Nein, Madame, damit man das Ansehen des Kardinals anerkenne, ist es nöthig, dass vor Allem ich es anerkenne. Ja, wenn ein Prinz meines Hauses vorhanden wäre, auf den ich mich verlassen könnte!«

»Habt Ihr nicht Euren Bruder? Habt Ihr nicht Monsieur?«

»Erlaubt mir die Bemerkung, Madame, dass ich Euch sehr besorgt um das Wohl eines ungehorsamen Sohnes, eines rebellischen Bruders, finde.«

»Gerade um den Frieden in unsere unglückliche Familie zurückkehren zu lassen, aus der er verbannt scheint, mein Sohn, bin ich so besorgt um das Wohl eines Sohnes, der, ich gestehe es,

seines Ungehorsams wegen eher Strafe als Lohn verdiente; aber es gibt höhere Momente, wo die Logik aufhört die leitende Regel der Politik zu sein, und wo man an dem, was recht ist, vorbeigehen muss, um das zu tun, was klug ist; Gott selbst gibt uns manchmal ein Beispiel dieser notwendigen Irrtümer, indem er die Guten bestraft und die Bösen belohnt. — Ernennt Euren Minister zum Oberbefehlshaber und stellt ihm Monsieur als Generallieutenant zur Seite, und ich bin sicher, wenn Ihr Euren Bruder diese Gunstbezeugung erweist, wird er seiner unsinnigen Hiebe entsagen und sich der Abreise der Prinzessin Marie nicht mehr widersetzen.

»Ihr scheint zu vergessen, Madame,« sagte Ludwig XIII., die Stirn runzelnd, »dass Ich der König bin und dass es in Meiner Macht steht, diese Abreise zu bewirken, die schon längst stattgefunden haben sollte. Es genügt Mein Befehl und der Wille Monsieurs kommt hierbei nicht in Betracht. Es heißt gegen Meine Macht ankämpfen, wenn man sich den Anschein gibt, über etwas bestimmen zu wollen, worüber Ich allein zu befehlen habe. Mein Entschluss ist gefasst, Madame; in Zukunft werde Ich befehlen, und man wird sich begnügen müssen, Mir zu gehorchen. So handle Ich übrigens schon seit zwei Jahren, das heißt seit der Reise von Amiens, Madame« (und der König legte auf diese Worte einen besonderen Nachdruck, indem er die Königin fest ansah), »und seit zwei Jahren befinde Ich mich sehr wohl.«

Anna von Österreich, welche noch immer auf den Knien lag, erhob sich jetzt, trat einen Schritt zurück und presste ihre Hände vor die Augen, wie um die Tränen zurückdrängen zu wollen.

Der König machte eine Bewegung, um sie zu trösten, doch er unterdrückte dieselbe sofort; dem scharfen Blicke der Königin-Mutter war sie jedoch nicht entgangen.

Sie ging auf den König zu und erfasste seine beiden Hände.

»Ludwig, mein Kind,« sagte sie, »es ist keine Discussion mehr, sondern eine Bitte; es ist nicht mehr eine Königin, welche zu einem Könige, sondern eine Mutter, welche zu ihrem Sohne spricht; Ludwig, im Namen meiner Liebe zu Euch welche Ihr oft verkanntet, beschwöre ich Euch, unseren Bitten nachzugeben, und nicht nur Eure Gattin und Eure Mutter, sondern ganz Frankreich wird Euch dafür dankbar sein.«

»Gut, Madame,« sagte der König, um dieses Gesprächs welches ihn ermüdete, zu beenden, »über Nacht kommt, Rat, und Ich werde heute Nacht über Alles nachdenken, was Ihr Mir gesagt habt.«

Und er machte gegen seine Mutter und seine Gattin eine Vernetzung, wie sie die Könige zu machen pflegen, wenn sie damit anzeigen wollen, dass die Audienz zu Ende sei. Die Königinnen entfernten sich.

Sie hatten noch nicht zwanzig Schritte in dem Korridor gemacht, als sich eine Tür in demselben öffnete, und der Kopf Gastons von Orleans in der Öffnung erschien.

»Nun?« fragte er.

»Nun,« sagte Maria, »wir taten, was wir konnten; an Euch ist es, das Übrige zu tun.«

»Wisst Ihr, wo sich die Wohnung des Herrn von Baradas befindet?« fragte der Herzog.

»Ich habe mich erkundigt; die vierte Tür links, fast gegenüber von dem Zimmer des Königs.«,

»Gut,« sagte Gaston; »und wenn ich ihm auch mein Herzogtum Orleans versprechen müsste, er wird tun, was wir wollen! Ich brauche es ihm ja nachher nicht zu geben.«

Die beiden Königinnen und der junge Prinz trennten sich. Jene begaben sich in ihre Gemächer, und Seine königliche Hoheit, der Herzog von Orleans, schlich auf den Fußspitzen nach der Wohnung des Pagen Baradas.

Wir wissen nicht, was zwischen dem Prinzen und dem Pagen vorging, ob Ersterer dem Letzteren wirklich sein Herzogtum Orleans oder eines seiner beiden anderen Herzogtümer versprach; was wir wissen, ist, dass eine halbe Stunde, nachdem er sich in das Zelt des Achilles begeben hatte, dieser moderne Ulysses freudestrahlend bei den Königinnen eintrat und rief:

»Victoria! Alles ist gewonnen; er ist bei dem Könige!«

Und in der Tat trat, ohne sich erst die Mühe des etikettenmäßigen Kratzens an der Tür zu nehmen, in diesem Augenblicke Baradas bei dem Könige ein, der, ihn erkennend, einen Schrei der Überraschung ausstieß und seinen Liebling in die Arme schloss.

---

## IV.

### **Der unsichtbare Strohalm und das unbemerkte Sandkorn.**

Während der Zeit, als alle diese Intrigen gegen ihn angeknüpft wurden, saß der Kardinal in seinem Studierzimmer, gebeugt über eine Karte, welche die damaligen Grenzen Frankreichs bezeichnete, und unterwarf sie im Vereine mit seinem Ingenieur Pontis, dem Verfasser dieser Karte, einem aufmerksamen Studium, indem er den Marsch bezeichnete, den die Armee zu nehmen hatte; die Dörfer, wo Nachtquartier, die Städte, wo Rasttag gehalten werden sollte, und die Wege, auf welchen die Lebensmittel zugeführt werden mußten.

Die von Escure revidierte Karte enthielt die Bezeichnung aller Thäler, Berge, Ströme und Bäche mit der größten Genauigkeit; der Kardinal war entzückt; es war die erste Karte von solchem Werthe, die er vor Augen hatte.

Wie Bonaparte etwa zweihundert Jahre später, auf der Karte von Italien die Ebene von Marengo bezeichnend, vorhersagte, dass er dort den Feind schlagen würde, so wusste Richelieu jetzt schon beinahe den Punkt anzugeben, auf welchem er Carl Emanuel besiegte.

Plötzlich wandte er sich an Herrn von Pontis.

»Herr Vicomte,« sagte er, »Ihr seid nicht nur ein treuer, sondern auch ein geschickter Diener des Königs, und wenn der Krieg, wie wir es hoffen, zu unserem Vortheile ausfallen sollte, habt Ihr das Recht auf eine Belohnung. Ihr werdet diese Belohnung von uns begehren, und wenn sie, wie ich nicht zweifle, mit unseren Mitteln im Verhältnisse steht, ist sie im Voraus gewährt.«

»Monseigneur,« sagte der Vicomte, »Jedermann hat seinen Ehrgeiz; die Einen im Kopfe, die Anderen im Herzen. Bei mir ist das Herz beteiligt, und ich werde es Euer Eminenz, wenn die Zeit gekommen ist, öffnen, da ich die Erlaubnis dazu von Euch erhielt.«

»Ah,« sagte der Kardinal. »Ihr seid verliebt, Vicomte?«

»Ja, Monseigneur.«

»Und Ihr liebet über Euren Stand?«

»Was den Namen anbelangt, vielleicht; nicht aber was die Glücksgüter anbelangt, Monseigneur!«

»Und worin könnte ich unter solchen Umständen Euch nützlich sein?«

»Der Vater Derjenigen, die ich liebe, ist einer Eurer treuesten Diener, Herr Kardinal; er wird nichts ohne Eure Erlaubnis tun.«

Der Kardinal dachte einen Augenblick nach, als ob eine Erinnerung sich seinem Gedächtnisse aufdrängte,

»Ah, Herr Vicomte, seid Ihr es nicht, der vor etwa einem Jahre Fräulein Isabella von Lautrec nach Frankreich und an den Hof der Königin geleitet hat?«

»Ja, Monseigneur,« sagte der Vicomte von Pontis, tief errötend.

»Aber ist Fräulein von Lautrec der Königin nicht damals als Eure Verlobte vorgestellt worden?«

»Als meine Verlobte? Nein, Monseigneur, aber als die mir Versprochene, und in der Tat hatte mir Herr von Lautrec auf das erste Wort, das ich ihm von der Liebe zu seiner Tochter sagte, erwidert: »Isabella ist erst fünfzehn Jahre alt; Ihr Eurerseits habt erst Euren Weg zu machen. Nach zwei Jahren, wenn die Verwicklungen in Italien geordnet sein werden, wollen wir wieder davon reden, und wenn Ihr dann Isabel!a noch immer liebt und die Einwilligung des Kardinals habet, so werde ich glücklich sein, Euch meinen Sohn zu nennen.«

»Und hat Fräulein von Lautrec in irgend einer Weise den Versprechungen ihres Vaters ihre Zustimmung gegeben?«

»Fräulein von Lautrec gab mir, als ich ihr meine Liebe erklärte, und von der Unterredung mit ihrem Vater erzählte, zur Antwort, dass ihr Herz frei sei, und sie ihren Vater zu sehr achte, um seinen Befehlen nicht zu gehorchen.«

»Und zu welcher Zeit sagte sie Euch das?«

»Vor einem Jahre, Monseigneur.«

»Habt Ihr sie seit dieser Zeit wieder gesehen?«

»Selten.«

»Und habt Ihr dann mit ihr von Eurer Liebe gesprochen.«

»Vor vier Tagen erst.«

»Was antwortete sie?«

»Sie errötete und stammelte einige Worte, deren Unverständlichkeit ich auf Rechnung ihrer Verwirrung setzte.«

Der Kardinal lächelte.

»Es scheint,« dachte er, »dass sie in ihrer Beichte diesen Umstand vergessen hat.«

Der Vicomte blickte den Kardinal mit Unruhe an.

»Sollten Euer Eminenz irgend eine Einwendung gegen meine Wünsche haben?« fragte er.

»Keine, Vicomte, keine; trachtet, die Liebe Isabellas zu gewinnen, und wenn es irgend ein Hindernis für Euer Glück geben sollte, so wird es nicht von meiner Seite kommen.«

Die Heiterkeit kehrte zurück auf das Antlitz des Vicomte.

»Ich danke, Monseigneur,« sagte er, sich verneigend.

In diesem Augenblicke zeigte die Uhr die zweite Stunde nach Mitternacht.

Der Kardinal verabschiedete den Vicomte mit einer gewissen Traurigkeit, denn nach den Geständnissen, die ihm Isabella gemacht hatte, sah er ein, dass es ihm schwer, ja unmöglich sein würde, diesem treuen und geschickten Diener die Belohnung zu erteilen, die derselbe wünschte.

Er war eben im Begriffe, in seine Wohngemächer zurückzukehren, als die Tür zu den Appartements der Frau von Combalet sich öffnete und diese mit lächelndem Munde auf der Schwelle erschien.

»O, teure Nichte,« rief der Kardinal, »ist es wohl vernünftig, bis zu so später Nachtstunde zu wachen, da Ihr schon seit vier Stunden auf Eurem Zimmer seid und der Ruhe Pflegen solltet —«

»Teurer Onkel,« sagte Frau von Combalet, »Ihr wisst wohl, dass die Freude ebenso den Schlaf verhindert, wie der Schmerz. Ich hätte heute um keinen Preis einschlafen können, ohne Euch wegen Eures Erfolges im Rate Glück zu wünschen. Wenn Ihr traurig seid, lasset Ihr mich Euren Kummer teilen, weshalb also nicht auch dann Eure Freude, wenn Ihr gesiegt habet: denn es war doch ein Sieg, den Ihr heute erfochten habt, nicht wahr?«

»Ein wahrhafter Sieg!« sagte der Kardinal mit leichtem Herzen und aus voller Brust Atem holend.

»Wenn Ihr also gesiegt habt, dann laßt mich auch Euren Triumph teilen!«

»O, Ihr tut gut daran, teure Marie, einen Teil meiner Freude für Euch in Anspruch zu nehmen, denn Ihr habt wahrlich ein Recht darauf, da Ihr einen Teil meines Lebens ausmacht. Ja, heute atme ich zum ersten Male frei! Mein Sieg ist um so schöner, als er ein friedlicher ist, und ich ihn meiner Übererdungsgabe allein verdanke. Die Sklaven, welche man mit Gewalt unterwirft, werden zu Freunden, die, welche man sich durch Überredung gewinnt, werden zu Aposteln. Wenn mir Gott weiter hilft, so wird es in sechs Monaten eine Macht geben, welche von allen anderen Mächten gefürchtet ist, und diese Macht wird Frankreich sein; denn in sechs Monaten wird die Belagerung Casale's aufgehoben, Mantua gerettet und die Rebellen in Languedoc unterworfen sein. Dann aber kann der heilige Vater sich nicht mehr weigern, mich zum Legaten **a latere**, zum Legaten auf Lebenszeit, zu ernennen, und ich werde die geistliche, wie die weltliche Macht in Frankreich in meiner Hand vereinen. Dann bin ich, wenn auf meinem Wege nicht einer jener unsichtbaren Strohhalme, eines jener unbemerkten Sandkörner liegt, welche die größten Pläne zuweilen scheitern machen, Herr von Frankreich und Italien.

»Und nun, mein Kind,« fuhr Richelieu fort, indem er Frau von Combalet auf die Stirn küsste, »gönnt Euch den Schlaf, den Ihr so wohl verdient habt; auch ich will versuchen, nach den Aufregungen des heutigen Tages mich durch den Schlummer zu erholen.«



»Darf ich morgen nach Eurem Erwachen bei Euch eintreten, Oheim, und mich erkundigen, wie Ihr die Nacht verbracht habt?«

»Tritt immerhin bei mir ein; so wird mein Sonnenaufgang wie mein Sonnenuntergang ein Blick in Deine lieben Augen sein, und ich bin dann sicher, einen guten Tag zu haben, wie ich jetzt sicher bin, eine gute Nacht zu verbringen.«

Er geleitete seine Nichte bis an die Ausgangstür, dann blieb er noch eine gute Weile stehen und blickte ihr nach.

Erst als sich ihre Gestalt in der Dunkelheit des Korridors verloren hatte, schloss er die Tür und schicke sich an, in sein Schlafzimmer zu gehen, als er ein leises Klopfen an der Tür zu vernehmen glaubte, welche die Verbindung mit der Wohnung Marions de Lorme bildete.

Er glaubte sich getäuscht zu haben und blieb ein, Weile horchend stehen, da ertönte das Klopfen von Neuem, aber diesmal etwas rascher und heftiger.

Richelieu schloss nun alle Türen seines Arbeitscabinets von innen und schob zum Beeinflusser Riegel vor; dann näherte er sich der Stelle des Holzgetäfels, welches die Verbindungstür mit dem nächsten Hause, in welchem die gefeierte Marion wohnte, verbarg.

»Wer klopft?« fragte er ziemlich leise.

»Ich!« antwortete eine Frauenstimme, »seid Ihr allein?«

»Ja!«

»So öffnet; ich habe etwas mitzuteilen, was ich für wichtig und unaufschiebbar halte.«

Der Kardinal blickte noch einmal aufmerksam im Zimmer umher, um sich zu versichern, dass er wirklich allein sei; dann ließ er die geheime Maschinerie spielen; die Wandfüllung schob sich auseinander und in der Öffnung erschien ein hübscher junger Mann mit einem leichten Schnurrbärtchen auf der Oberlippe. Dieser hübsche junge Mann war Marion de Lorme.

»Ah, siehe da, mein hübscher Page!« sagte Richelieu. »Ich muss gestehen, dass, wenn ich Jemand zu so später Nachtstunde hier zu sehen erwartete, Ihr es nicht wart.«

»Saget Ihr mir nicht: »Zu jeder Stunde, in der Ihr mir etwas Wichtiges mitzuteilen habt, klingelt, wenn ich nicht in meinem Kabinette sein sollte; bin ich aber da, dann klopft?«

Der Kardinal ließ sich auf einen Sitz nieder und gab Marion ein Zeichen, sich ebenfalls zu setzen.

»Ich habe so gesagt, liebe Marion, und ich danke Euch, dass Ihr Euch daran erinnert habt.«

»Ich werde stehen bleiben,« sagte Marion lachend und auf ihrer Fußspitze pirouettierend; »es würde sich für einen Pagen nicht schicken, neben Ew. Eminenz zu sitzen.«

»Tut nach Eurem Belieben und sprecht!« sagte der Kardinal, dessen Gesicht eine große Unruhe

verriet, »denn wenn ich nicht irre, habt Ihr mir eine schlimme Nachricht zu bringen, und die kann man nach meiner Ansicht nicht bald genug hören.«, .

»Ich weiß nicht, ob die Nachricht schlimm ist; mein Frauenverstand sagt mir nur, dass sie keine gute ist. Ihr werdet darüber entscheiden, Monseigneur.«

»Ich höre.«

»Ew. Eminenz haben wohl gehört, dass Sr. Majestät der König sich mit seinem Lieblinge Baradas entzweit hatte?«

»Vielmehr, dass Baradas sich mit dem Könige entzweit hat.«

»Das ist in der Tat das Richtigere, da Baradas es war, der dem Könige grollte. — Nun denn, heute Abend wurde der König, der eben mit seinem Narren L'Angely beisammen war, durch den Besuch der beiden Königinnen überrascht, welche etwa eine halbe Stunde bei ihm verweilten und beim Abschiede sehr bewegt schienen. Im Korridor gesellte sich der Herzog von Orleans zu ihnen, mit dem sie einige Minuten lang angelegentlich flüsterten. Monsieur begab sich hierauf in das Zimmer des Pagen Baradas, mit dem er eine Viertelstunde lang in einer Fensternische unterhandelte, worauf Beide einig zu werden schienen und miteinander auf den Corridor traten. Hier blieb Monsieur so lange, bis er Baradas in die Appartements des Königs eintreten sah, worauf er mit triumphierender Miene zu den Königinnen eilte.«

Der Kardinal blieb einige Augenblicke in Nachdenken versunken; dann blickte er Marion an, ohne sich Mühe zu geben, seine Unruhe vor ihr zu verbergen.

»Ihr theilt mir da Dinge von solcher Genauigkeit mit,« sagte er, »dass ich es für überflüssig halte zu fragen, ob Ihr von der Wahrheit überzeugt seid.«

»Ich bin davon überzeugt; übrigens habe ich keinen Grund, es Euer Eminenz zu verschweigen, von wem ich diese Mitteilungen erhielt.«

»Wenn keine Indiskretion dabei ist, so wäre ich wirklich begierig, die Quelle zu kennen.«

»Es ist keine Indiskretion dabei; ich bin sogar überzeugt, dass ich dieser Quelle einen großen Dienst erweise, wenn ich sie Euch nenne, Monseigneur.«

»Es ist also ein Freund?«

»Es ist Jemand, der den sehnlichen Wunsch hat, dass Euer Eminenz ihn für Euren ergebensten Diener halten,«

»Sein Name?«

»Saint-Simon!«

»Der kleine Page des Königs?«

»Derselbe.«

»Ihr kennt ihn?«

»Ich kenne ihn und kenne ihn auch nicht; wie man es nimmt. Er ist heute Abend zu mir gekommen.«

»Diesen Abend oder diese Nacht?«

»Begnügt Euch mit dem, was ich Euch sagen werde, Monseigneur. — Er ist also diesen Abend zu mir gekommen und hat mir die Geschichte brühwarm erzählt. Er verließ den Louvre. Als er zu seinem Kameraden Baradas ging, sah er, wie die beiden Königinnen von dem König herauskamen. Sie waren mit ihren Gedanken so sehr beschäftigt, dass sie ihn nicht bemerkten; er setzte seinen Weg fort, nachdem er gesehen hatte, wie sie zwischen einer Doppeltür mit dem Herrn Herzog von Orleans sprachen. Darauf trat er bei Baradas ein; der Page schmolte noch immer und sagte, dass er am nächsten Tage den Louvre verlassen würde. Einen Augenblick später trat der Herzog von Orleans ein. Er achtete nicht auf den kleinen Saint-Simon und dieser verhielt sich ganz still. Wie ich Euch schon sagte, sah er seinen Kameraden in einer Fenstervertiefung mit dem Herzog von Orleans leise flüstern. Dann verließen Beide das Zimmer; Baradas, um zu dem Könige zu gehen, und der Herzog, um wahrscheinlich zu eilen, den beiden Königinnen den glücklichen Erfolg seines Unternehmens mitzuteilen.«

»Und dieser kleine Saint-Simon sagte Euch das Alles, damit Ihr es mir hinterbrächtet?«

»Ich sehe schon, Monseigneur, dass ich seine eigenen Worte wiederholen muss. Er sagte:  
»Meine liebe Marion, ich glaube, dass hinter all' diesen Dingen eine Machination gegen den Kardinal Richelieu verborgen ist; man glaubt, dass Ihr Sr. Eminenz sehr ergeben seid; wenn das wahr ist, so erzählt ihm Alles und sagt ihm, dass ich zu seinen treuen Anhängern gehöre.«

»Das scheint ein Bursche von Geist zu sein, und ich werde mich seiner, wenn sich eine Gelegenheit dazu bietet, wohl erinnern; sagt ihm das. Was aber Euch anbelangt, meine liebe Marion, so suche ich vergebens nach einem Mittel, um Euch meine Erkenntlichkeit zu beweisen.«

»Ah, Monseigneur!«

»Ich werde darüber nachdenken, aber einstweilen —«

Der Kardinal zog einen prächtigen Brillantring von dem Finger.

»Einstweilen nehmt diesen Diamant zum Andenken.«

Marion aber streckte die Hand nicht nach dem kostbaren Geschenke aus; sie verbarg sie vielmehr hinter ihrem Rücken.

Der Kardinal beachtete indes dieses Sträuben nicht und steckte ihr fast mit Gewalt den Ring an den Finger. Dann küsste er ihre Hand und sagte:

»Bleibt mir immer eine so gute Freundin wie jetzt, Marion, und Ihr werdet es nie zu bereuen haben.«

»Monseigneur.« sagte Marion, »ich betrüge zuweilen meine Liebhaber, niemals aber meine Freunde.«

Und die Faust auf die Hüfte gestemmt, den Hut mit der wallenden Feder in der Hand, die Sorglosigkeit der Jugend und der Schönheit auf der Stirn, das Lächeln der Liebe und der Wollust auf den Lippen, den Diamant an ihrem Finger betrachtend und ein leichtfertiges Liedchen trällernd, kehrte Marion in ihre Wohnung zurück.

Der Kardinal blieb allein; er legte die Hand an die gerunzelte Stirn.

»Da wäre also der unsichtbare Strohalm, das unbemerkte Sandkorn!« murmelte er.

Dann fügte er mit einem Ausdrucke unbeschreiblicher Verachtung hinzu:

»Und der Name dieses Strohalmes, dieses Sandkorns — Baradas!«

---

## V.

### **Der Entschluss des Kardinals.**

Richelieu hatte eine sehr unruhige Nacht, wie die schöne Marion es voraussetzte, die nur bei äußerst wichtigen Veranlassungen mit ihm in Berührung kam. Die durch Marion überbrachte Neuigkeit war sehr bedeutungsvoll: Die Versöhnung des Königs mit seinem Lieblinge, herbeigeführt durch Monsieur, den erbitterteren Feind des Kardinals, ließ den schlimmsten Vermutungen Tür und Thor offen. Der Kardinal prüfte die Lage der Sache nach allen Seiten, und als er am Morgen, wie wir nicht sagen erwachte, denn er hatte nicht geschlafen, sondern sich aus seinem Bette erhob, hatte er seinen Plan für alle Möglichkeiten bereits entworfen.

Gegen neun Uhr Morgens kündigte man einen Boten des Königs an; er wurde in das Arbeitscabinet Richelieu's geführt, wo dieser sich bereits befand. Er übergab Sr. Eminenz mit tiefer Verbeugung einen mit einem großen roten Siegel verschlossenen Brief und der Kardinal händigte ihm, bevor er noch wusste, was das Schreiben enthalte, eine Börse mit zwanzig Pistolen ein. Er machte jedem Boten des Königs ein solches Geschenk, und hatte zu diesem Zwecke eine Anzahl gefüllter Börsen in der Schublade seines Schreibtisches liegen.

Ein Blick auf den Brief hatte dem Kardinal gesagt, dass derselbe direct vom Könige komme, denn sogar die Adresse trug die Schriftzüge Sr. Majestät. Er bat den Boten, in dem Kabinette seines Sekretärs Charpentier zu warten, für den Fall, dass eine Antwort nöthig wäre.

Dann schöpfte Richelieu, dem Athleten gleich, der für den bevorstehenden körperlichen Kampf seine Kräfte sammelt, tief Atem, nahm seine Geisteskräfte zusammen, um sich für den ihm bevorstehenden geistigen Kampf zu stählen, und erbrach erst nach einer ziemlich langen Pause das Siegel des Briefes.

Während dieser Zeit war jedoch, von ihm unbemerkt, eine Tür geöffnet worden und in der Spalte war das bleiche, besorgte Gesicht der Frau von Combalet erschienen. Sie hatte durch Guillemot erfahren, dass ihr Oheim schlecht geschlafen habe, und Charpentier sagte ihr, dass schon so früh ein Vote des Königs gekommen sei.

Darauf hin hatte sie es gewagt einzutreten, ohne gemeldet worden zu sein, da sie sicher war, stets von ihrem Onkel willkommen geheißen zu werden.

Als sie jedoch den Kardinal in einem Lehnstuhle sitzen und einen Brief in den Händen halten sah, den er zu lesen zögerte, begriff sie sofort seinen Seelenzustand, und obwohl sie von dem Besuche Marions nichts wusste, erriet sie doch, dass sich während der Nacht etwas Außerordentliches begeben haben müsse.

Jetzt begann der Kardinal zu lesen, und etwas wie ein Schatten lagerte sich auf seiner Stirn, als er die ersten Zeilen durchflogen hatte.

Frau von Combalet schlich, ohne Geräusch zu verursachen, längs der Wand hin, und blieb einige

Schritte von dem Kardinal entfernt stehen, gestützt auf die Lehne eines Fauteuils.

Richelieu hatte eine Bewegung gemacht, da diese aber von keinem Worte begleitet war, glaubte Frau von Combalet nicht gesehen worden zu sein.

Der Kardinal las weiter und wischte sich von zehn zu zehn Sekunden den Schweiß von seiner Denkerstirn.

Augenscheinlich war er in großer Besorgnis.

Frau von Combalet näherte sich ihm und sie hörte, wie sich der Atem stoßweise seiner gepressten Brust entrang. Dann ließ er die Hand niedersinken, welche den Brief hielt, und ihre Last nicht mehr tragen zu können schien.

Sein Kopf drehte sich gegen seine Nichte und ließ diese in ein bleiches Gesicht sehen, über welches hin und wieder eine Fiebrerröte flog; dann reichte er ihr seine kalte, zitternde Hand.

Frau vom Combalet ergriff bewegt diese geliebte Hand und küsste sie inbrünstig.

Der Kardinal zog sie zu sich und reichte ihr den Brief, indem er nichts sprach als:

»Lies das, meine Liebe!«

Frau von Combalet fing an flüsternd zu lesen.

»Lies es laut,« sagte der Kardinal, »es ist notwendig, dass ich jedes Wort dieses Briefes kaltblütig erwäge; der Ton Deiner Stimme wird mich erfrischen.«

Frau von Combalet las:

»Herr Kardinal und Freund!

*»Nachdem Wir reiflich über die innere und äußere Lage unseres Reiches nachgedacht und beide gleich ernst und verhängnissschwer gefunden haben; da Wir ferner der Ansicht sind, dass die innere Frage wegen der Wirren, die Herr von Rohan und seine Huguenotten im Herzen des Reiches heraufbeschwören, die bedeutungsvollere ist, haben Wir, im Vertrauen aus das politische Genie, von dem Ihr Uns so oft glänzende Beweise gegeben habt, beschlossen, Euch in Paris zu lassen, damit Ihr in Unserer Abwesenheit die Staatsgeschäfte leitet, während Wir mit Unserem viel geliebten Bruder, Monsieur, als Generallieutenant, und den Herzogen von Angoulême, Bassompierre, Bellegarde und Guise, als Feldhauptleuten, Uns ins Feld begeben, um die Belagerung Casales aufzuheben und mit Güte oder Gewalt in die Staaten des Herzogs von Savoyen einzuziehen; indem Wir Uns vorbehalten, mit Euch durch tägliche Couriere in Verbindung zu bleiben, und Uns bei schwierigen Anlässen Euren weisen Rat zu erbitten.*

*»Weshalb Wir Euch ersuchen, Herr Kardinal, Uns eine genaue Liste Unserer Armee, ferner einen Bericht über die Anzahl der feldtüchtigen Artillerie und über die Summen zu geben, die Ihr Uns zur Verfügung zu stellen im Stande seid.*

*»Wir haben lange nachgedacht, ehe wir diesen Entschluss fassten, den Wir Euch hiermit zu wissen tun, denn Wir erinnerten Uns der Worte des großen italienischen Poeten, der, gezwungen, der herrschenden Unruhen wegen, in Florenz zu bleiben, während dringende Geschäfte seine Anwesenheit in Venedig notwendig machten, ausrief: »Wenn ich gehe, wer wird bleiben? Und wenn ich bleibe, wer wird gehen?« Glücklicher als er, besitzen Wir in Euch, Herr Kardinal und Freund, ein anderes Ich, und da Wir Euch in Paris zurücklassen, sind Wir in der angenehmen Lage, zugleich bleiben und gehen zu können.*

*»Da der Zweck dieses Briefes bereits ausgedrückt ist, erübrigt Uns nur noch, den Herrn zu bitten, er möge Euch in seinen heiligen Schutz nehmen.*

»Euer wohl geneigter

»Ludwig.«

Die Stimme der Frau von Combalet war, je weiter sie den Brief las, immer bewegter geworden, und als sie zu den letzten Zeilen gelangte, war sie kaum mehr verständlich. Der Kardinal hatte übrigens den Brief so aufmerksam gelesen, dass sich jedes Wort desselben seinem Gedächtnisse unauslöschlich einprägte, und er bat seine Nichte nur deshalb, ihn nochmals zu lesen, weil ihre Stimme einen besänftigenden Eindruck auf sein erregtes Gemüt hervorzubringen Pfliegte.

Als sie gelesen hatte, ließ sie ihre Wange auf den Kopf des Kardinals sinken.

»O die Bösewichte!« rief sie, »sie haben sich verschworen, Euch durch Gram zu tödten!«

»Nun, was würdest Du an meiner Stelle tun, Marie?«

»Es ist wohl nicht Euer Ernst, Oheim, dass Ihr mich um Rat fragt?«

»Es ist mein voller Ernst.«

»Nun, an Eurer Stelle würde ich —«

Sie zögerte.

»Was würdest Du? Vollende!«

»An Eurer Stelle würde ich sie Alle ihrem Schicksale überlassen; wenn Ihr nicht da wäret, wollte ich sehen, wie sie fertig würden!«

»Das ist also Deine Ansicht, Marie?«

Sie erhob sich und sagte, ihre ganze Energie zusammennehmend:

»Ja, das ist meine Ansicht! Alle diese Leute, Könige, Königinnen oder Prinzen, sind die Sorge nicht wert, die sie Euch verursachen.«

»Und was werden wir anfangen, wenn ich diese Leute, wie Du sie nennst, verlasse?«

»Wir werden uns in eine Eurer besten Abteien begeben und daselbst ein ruhiges Leben führen, ich, indem ich Euch liebe und pflege, Ihr, indem Ihr Euch ganz der Natur und der Poesie widmet und jene reizenden Verse macht, die Euch für Alles entschädigen werden.«

»Du bist der Trost in eigener Person, meine viel geliebte Marie, und ich habe Dich immer als gute Ratgeberin erkannt. Diesmal stimmt Dein Rat mit meinem Willen vollkommen überein. Gestern Abend, nachdem Du mein Kabinett verlassen hattest, wurde ich so ziemlich von dem benachrichtigt, was gegen mich im Werte war; ich hatte also die ganze Nacht Zeit, mich auf den Schlag vorzubereiten, der mich treffen soll, und mein Entschluss war im Voraus gefasst.«

Er streckte die Hand aus, zog ein Blatt Papier zu sich heran und schrieb:

»Sire!

*»Ich fühle mich so sehr als möglich durch den neuen Beweis der Achtung und des Vertrauens geschmeichelt, mit dem Eure Majestät mich zu beehren beliebten; leider ist es mir jedoch unmöglich, ihn anzunehmen. Meine ohnehin schon wankende Gesundheit hat sich während der Belagerung von La Rochelle, die wir mit Gottes Hilfe zu einem glücklichen Ende führten, noch verschlimmert; die Anstrengungen dieser Belagerung haben mich vollends erschöpft und mein Arzt, meine Familie, meine Freunde verlangen dringend von mir das Versprechen, mich einer vollkommenen Ruhe zu überlassen, welche mir die gänzliche Zurückgezogenheit von allen Geschäften und die Abgeschlossenheit eines Landaufenthaltes gewähren können. Ich begeben mich also, Sire, in mein Haus zu Chaillot, welches ich in der Voraussicht eines solchen Bedürfnisses gekauft habe, indem ich Euch bitte, meine Demission anzunehmen, und mich nach wie vor für Euren ergebensten, namentlich für Euren treuesten Untertan zu halten.*

»Armand Kardinal Richelieu.«

Frau von Combalet hatte sich bescheiden von dem Schreibtische entfernt gehalten. Der Kardinal bedeutete ihr, näher zu kommen und hielt ihr schweigend das Papier hin.

Während sie las, rollten große Tränen über ihre Wangen.

»Du weinst?« fragte der Kardinal.

»Ja, ich weine heilige Tränen.«

»Was nennst Du heilige Tränen?«

»Solche, die man über die Verblendung seines Königs und das Unglück seines Landes weint.«

Der Kardinal erhob das Haupt und legte seine Hand auf den Arm seiner Nichte.

»Ja,« sagte er. »Du hast Recht; aber Gott verlässt wohl zuweilen die Könige, doch nicht eben so leicht auch dir Völker. Das Leben des Einen ist vergänglich, das der Anderen dauert Jahrhunderte. Glaube mir, Marie, Frankreich nimmt einen zu wichtigen Platz unter den Ländern Europas ein, es hat in der Zukunft eine zu notwendige Rolle zu spielen, als dass Gott seine Blicke von diesem Lande abwenden sollte. Was ich begonnen habe, wird ein Anderer vollenden;



ein Mensch mehr oder weniger zählt nichts gegenüber den ewigen. Geschicken.«

»Aber ist es auch gerecht,« sagte Frau von Combalet, »dass der Mann, welcher die Geschicke eines Reiches vorbereitet, nicht auch der sein soll, der sie einem segensreichen Ende zuführt? Ist es gerecht, dass die Arbeit und der Kampf dem Einen, der Ruhm aber dem Andern zufällt?«

»Du berührst da ein ewiges Rätsel. Seit drei Jahrtausenden fragen die Menschen, warum ist oder scheint Gott, die höchste Gerechtigkeit, manchmal so ungerecht?«

»Ich lehne mich gegen Gott nicht auf, mein Oheim; ich suche nur, ihn zu begreifen.«

»Gott hat das Recht, ungerecht zu sein, denn da er die Ewigkeit in seiner Hand hält, hat er die Zukunft, um seine Ungerechtigkeiten wieder gut zu machen. Wenn wir übrigens seine Geheimnisse erforschen könnten, so würden wir sehen, dass das, was in unseren Augen als ungerecht erscheint, nur ein Mittel ist, um sicherer zu seinem Ziele zu gelangen. Es war notwendig, dass diese große Frage früher oder später zwischen dem Könige, den Gott noch lange erhalten möge, und mir entschieden werde. Wird der König für seine Familie oder für Frankreich sein? Ich bin für Frankreich; Gott ist ebenfalls für das Land; wer soll also gegen mich sein, wenn Gott für mich ist?«

Der Kardinal griff an eine Glocke; bei dem zweiten Tone, der dem Metalle entquoll, trat der Sekretär Charpentier in das Zimmer.

»Charpentier, lasse sofort die Armee- und Artillerieliste zusammenstellen; ich bewirte Beide in einer Viertelstunde.«

Charpentier verbeugte sich und ging.

Nun nahm der Kardinal die Feder wieder zur Hand, und fügte dem Briefe an den König folgende Worte hinzu:

*»P. S. Eure Majestät erhalten beiliegend die Listen der Armee und der Artillerie; was die Summe betrifft, welche von den sechs Millionen, die gegen meine Bürgschaft aufgenommen wurden, noch übrig ist, so betrügt sie 3,882,000 Livres, in einer Kasse eingeschlossen, deren Schlüssel mein Sekretär Euer Majestät mit diesem Briefe zugleich überreichen wird.*

*»Da ich kein Arbeitscabinet im Louvre besitze und den Transport wichtiger Staatsschriften für bedenklich halte, biete ich nicht allein mein Kabinett, sondern mein ganzes Haus, Euer Majestät an. Da Alles, was ich habe, von Euch kommt, Sire, so gehört auch Alles, was ich besitze, nur Euch, Meine Diener werden in dem Hause bleiben, um den Dienst zu erleichtern und die täglichen Berichte nicht in Stockung zu bringen.*

*»Heute um zwei Uhr können Ew. Majestät von meinem Hause Besitz nehmen lassen,*

*»Ich beendige diese Zeilen, wie ich die vorhergehenden beendigt habe, indem ich mich den aller gehorsamsten und aller treuesten Diener Eurer Majestät nenne.*

»Armand Kardinal Richelieu.«

Während er schrieb, wiederholte der Kardinal die niedergeschriebenen Worte, so dass Frau von Combalet, als er zu Ende kam, mit dem Inhalte des Postscriptums bekannt war.

In diesem Augenblicke brachte Charpentier die verlangten Listen, Es waren 35.000 Mann und siebenzig Feldstücke kriegsbereit.

Der Kardinal legte die Listen zu dem Briefe, tat Alles unter Couvert, rief den Boten und gab ihm den Brief mit den Worten:

»Für die Person Sr. Majestät.«

Und er fügte eine zweite Börse der ersten hinzu. Nach dem gegebenen Befehl stand der Reisewagen des Kardinals angespannt vor der Tür. Der Kardinal verließ sein Haus, ohne aus demselben mehr mitzunehmen, als die Kleider, die er auf dem Leibe trug, stieg mit Frau von Combalet in den Wagen, ließ Guillemot sich neben den Kutscher setzen und befahl:

»Nach Chaillot!«

Dann wandte er sich zu seiner Nichte und sagte: »Wenn der König nicht in drei Tagen nach Chaillot gekommen ist, so reisen wir am vierten Tage nach meinem Bistum Lucon ab.«

---

## VI.

### Die Raubvögel.

Wie man gesehen haben wird, hatten sich die Worte des Herzogs von Savoyen, in die er seinen Ratschlag an die Königin-Mutter kleidete, vollständig erfüllt. »Wenn der italienische Feldzug,« hatte er geschrieben, »trotz unserer Opposition beschlossen wird, so sucht für Gaston unter dem Vorwand, ihn von dem Gegenstande seiner törichten Leidenschaft zu entfernen, das Kommando der Armee zu erhalten. Der Kardinal, dessen höchster Ehrgeiz es ist, für den ersten General seines Jahrhunderts gehalten zu werden, wird diese Schmach nicht ertragen und seine Demission geben. — Es bleibt nur die einzige Besorgnis, dass der König diese Demission nicht annimmt.«

Um zehn Uhr Morgens wusste man im Louvre die Entscheidung des Kardinals noch nicht, und erwartete sie mit Ungeduld. Merkwürdigerweise schien zwischen den erhabenen Personen, welche sie erwarteten, die größte Übereinstimmung zu herrschen.

Diese Personen waren: der König, die Königin, die Königin-Mutter und Monsieur.

Monsieur hatte sich mit seiner Mutter scheinbar versöhnt; wir sagen scheinbar, denn Monsieur hasste eigentlich ohne Unterschied die ganze Welt; er erriet die Verachtung, welche alle Welt gegen ihn hegte, unter den Lobsprüchen und Schmeicheleien, die ihm dargebracht wurden, und vergalt diese Verachtung mit Hass.

Der Ort der Vereinigung war das neben dem Schlafgemache der Königin Anna liegende Boudoir, in welchem wir einmal Frau von Fargis belauschten, wie sie ihrer Gebieterin Ratschläge gab.

In den Gemächern des Königs, der Königin-Mutter und Monsieurs hielt sich eine Anzahl von Personen auf, die auf das geringste Geräusch horchten, wie vor dem Feinde auf Vorposten stehende Schildwachen. In dem Zimmer des Königs befanden sich La Vieuville, Beautru und Baradas, welcher Letzterer wieder auf den Gipfel seiner Macht gelangt war; im Zimmer der Königin-Mutter warteten der Kardinal von Bérulle und Vauthier; in dem Zimmer des Herzogs von Orleans wartete der Arzt Sénelle, welchem Du Tremblaye den berüchtigten, in Chiffren geschriebenen Brief entwendet hatte, durch den Monsieur aufgefordert wurde, wenn er in Ungnade fallen sollte, nach Lothringen zu entfliehen. Der Doktor hatte geglaubt, der Brief sei ganz einfach verlorengegangen und er behielt daher in seinem Dienste den Menschen, der ihn verriet, und sich bereithielt, ihn abermals zu vermuten, da er für seinen Verrat reichlich belohnt worden war.

Auch in dem Zimmer der Königin war es nicht einsam; hier befanden sich Frau von Chevreuse, Frau von Fargis und die Zwergin Gretchen, für deren Treue, wie man sich erinnern wird, die Infantin Clara Eugenia sich verbürgt hatte, und welche durch ihre winzige Statur auch nützlich werden konnte, da sie dort durchzuschlüpfen vermochte, wo man sonst Niemand hinschicken wagte.

Um halb elf Uhr kam der an den Kardinal abgesandte Bote zurück. Er wurde unverzüglich in das Boudoir der Königin eingeführt.

Der König nahm den Brief mit sichtlicher Bewegung in die Hand, und Alle, die im Zimmer waren, betrachteten mit ängstlichen Blicken dieses Couvert, welches das Schicksal all' dieses Hasses und Ehrgeizes, die in ihren Herzen aufgespeichert waren, enthielt.

»Hat der Kardinal Dir nicht aufgetragen, mir etwas mündlich zu sagen?«

»Nein, Sire; er empfahl mir bloß, diesen Brief nur in die Hände Euer Majestät zu legen.«

»Es ist gut; Du kannst gehen.«

Der Bote entfernte sich.

Der König öffnete den Brief und schickte sich an, ihn zu lesen.

»Lest laut, Sire,« rief Maria von Medicis mit einem Tone, in welchem sich der Befehl mit der Bitte verband.

Der König blickte sie an, wie um sie zu fragen, ob das laute Lesen nicht etwas Unzukömmliches wäre.

»Nicht doch!« sagte die Königin-Mutter; »haben wir nicht Alle, die wir hier vereint sind, dasselbe Interesse?«

Ein leichtes Zucken der Augenbrauen des Königs verriet, dass Ludwig XIII. in diesem Punkte nicht ganz die Ansicht seiner Mutter zu teilen schien, aber sei es, um ihrem Wunsche zu entsprechen, sei es aus Gewohnheit des Gehorsams, er fing an den Brief zu lesen, den unsere Leser zwar schon kennen welchen wir indes wiederholen, damit sie die Wirkung beurteilen können, welche die einzelnen Sätze und Ausdrücke auf die verschiedenen Zuhörer machten.

Der König las also:

»Sire!«

Es wurde so still in dem Gemache, dass der König sich veranlasst fühlte, seine Augen von dem Papiere zu erheben und sich sein Auditorium zu betrachten, ob es nicht in lauter Phantome verwandelt worden sei.

»Wir hören, Sire!« sagte Maria von Medicis ungeduldig.

Der König, welcher am wenigsten ungeduldig von Allen war, vielleicht weil er vom Standpunkte des Königtums aus die Wichtigkeit der Situation am besten begriff, las nun langsam und mit einer Stimme, welche hörbar zitterte:

*»Sire, ich fühle mich so sehr als möglich durch den neuen Beweis der Achtung und des Vertrauens geschmeichelt, mit dem Eure Majestät mich zu beehren beliebten.«*

»O,« rief Maria von Medicis, unfähig ihre Ungeduld länger zu bemeistern, »er nimmt an!«

»Wartet, Madame,« sagte der König, »es ist hier noch ein Aber.«

»Also lest, Sire! Lest!«

»Wenn Ihr wollt, dass ich lese, Madame, so unterbrecht mich nicht.«

Und er fuhr fort:

*»Leider ist es mir jedoch unmöglich, ihn anzunehmen.«*

»Er weigert sich also?« riefen die beiden Königinnen.

Der König machte eine Bewegung des Missbehagens.

»Entschuldigt uns, Sire,« sagte Maria von Medicis, »und lest weiter.«

Anna von Österreich, obwohl eben so glücklich über den Entschluss des Kardinals, wie die Königin-Mutter, aber mehr Herrin ihrer selbst, legte ihre vor Erregung zitternde weiße Hand auf die Seidenrobe ihrer Schwiegermutter, um ihr Stillschweigen anzuempfehlen.

Der König las weiter:

*»Meine ohnehin schon wankende Gesundheit hat sich während der Belagerung von La Rochelle, die wir mit Gottes Hilfe zu einem glücklichen Ende führten, noch verschlimmert; die Anstrengungen dieser Belagerung haben mich vollends erschöpft, und mein Arzt, meine Familie, meine Freunde, verlangen dringend von mir das Versprechen, mich einer vollkommenen Ruhe zu überlassen, welche mir die gänzliche Zurückgezogenheit von allen Geschäften und die Abgeschlossenheit eines Landaufenthaltes gewähren können.«*

»O,« sagte die Königin-Mutter, aus tiefer Brust erleichtert aufatmend, »so möge er denn ausruhen zum Besten des Reiches und des europäischen Friedens!«

»Mutter, Mutter!« flüsterte der Herzog von Orleans, der mit Besorgnis sah, dass der Blick des Königs den Ausdruck des Zornes annahm

Anna von Österreich zog ihrerseits ihre Schwiegermutter heftiger am Kleide,

Diese aber war unfähig, sich zu beherrschen.

»Niemals, niemals werdet Ihr wissen, mein Sohn, was ich diesem Menschen vorzuwerfen habe.«

»In der Tat Madame,« sagte Ludwig XIII., *»weiß ich es sehr wohl.«*

Er legte auf die letzten Worte eine halb boshafte, halb düstere Betonung und fuhr dann im Lesen fort:

*»Ich begeben mich also, Sire«, in mein Haus zu Chaillot, welches ich in der Voraussicht eines*

*solchen Bedürfnisses gekauft habe, indem ich Euch bitte, meine Demission anzunehmen, und mich nach wie vor für Euren ergebensten, namentlich für Euren treuesten Untertan zu halten.*

»Armand Kardinal Richelieu.«

Die Personen, die im Zimmer waren, erhoben sich sämtlich von ihren Sitzen, da sie den Brief beendet glaubten; die beiden Königinnen umarmten einander und der Herzog von Orleans näherte sich dem Könige, um ihm die Hand zu küssen. »

Aber der König hielt alle Welt mit seinem Blicke zurück.

»Der Brief ist noch nicht zu Ende; er hat noch ein Postskriptum.«

Obwohl Frau von Sevigne damals noch nicht gesagt hatte, dass der wichtigste Teil eines Briefes gewöhnlich die Nachschrift sei, blieben doch bei der Mitteilung von dem Vorhandensein einer solchen Alle in gespannter Erwartung stehen, und Maria konnte sich nicht enthalten, zu ihrem Sohne zu sagen:

»Ich hoffe, Sire, dass, wenn auch der Kardinal von seinem Entschluss zurückkommen sollte, Ihr dennoch in dem Euren nicht wanken werdet.«

»Ich habe das Versprechen gegeben, Madame!« sagte Ludwig XIII.

»Hören wir das Postskriptum!« drängte Monsieur.

Der König las:

*»Eure Majestät erhalten beiliegend die Listen der Armee und der Artillerie; was die Summe betrifft, welche von den sechs Millionen, die gegen meine Bürgschaft aufgenommen wurden, noch übrig ist. so beträgt sie 3,882,000 Livres in einer Kasse eingeschlossen, deren Schlüssel mein Sekretär Euer Majestät mit diesem Briefe zugleich überreichen wird.«*

»Mehr als drei Millionen!« rief die Königin-Mutter mit dem Ausdrucke einer Habgier, die sie nicht zu verbergen suchte.

Der König stampfte unwillig mit dem Fuße, worauf Stillschweigen eintrat.

*»Da ich kein Arbeitscabinet im Louvre besitze und den Transport wichtiger Staatsschriften für bedenklich halte, biete ich nicht allein mein Kabinett, sondern mein ganzes Haus Euer Majestät an. Da Alles, was ich habe, von Euch kommt, Sire, so gehört auch Alles, was ich besitze, nur Euch. Meine Diener werden in dem Hause bleiben, um den Dienst zu erleichtern und die täglichen Berichte nicht in Stockung zu bringen.*

*»Heute um zwei Uhr können Euer Majestät von meinem Hause Besitz nehmen lassen.*

*»Ich beendige diese Zeilen, wie ich die vorhergehenden beendigt habe, indem ich mich den aller gehorsamsten und aller treuesten Diener Eurer Majestät nenne.*

»Armand Kardinal Richelieu.«

»So!« sagte der König mit düsterem Blicke und rauer Stimme; »nun seid Ihr ja Alle zufrieden und Jedes von Euch glaubt bereits Herr zu sein.«

Die Königin-Mutter, welche auf diese Herrschaft am meisten zählte, antwortete zuerst.

»Ihr wisst besser als Jedermann, Sire, dass hier außer Euch Keiner Herr ist und dass ich die Erste sein werde, die das Beispiel des Gehorsams gibt; damit aber die Geschäfte nicht unter der Abwesenheit des Kardinals leiden, würde ich mir einen Vorschlag erlauben.«

»Und welchen, Madame? Jeder von Euch kommende Vorschlag wird Uns willkommen sein.«

»Er geht dahin, so bald als möglich einen Rat zu bilden, der die inneren Angelegenheiten in Eurer Abwesenheit, Sire, zu verwalten hätte.«

»Ihr scheint also jetzt nicht mehr dieselben Besorgnisse für meine Gesundheit zu hegen, da Ihr annehmt, dass ich in Gesellschaft meines Bruders in den Krieg ziehe, wie damals, wo Ihr glaubtet, ich würde es in Gesellschaft des Kardinals tun?«

»Ihr schient in diesem Punkte so entschlossen, mein Sohn, als Ihr meinen Bitten und denen Eurer Gemahlin so hartnäckig Widerstand leistetet, dass ich es nicht mehr wage, darauf zurückzukommen.«

»Und wen schlägt Ihr zur Bildung dieses Rates vor?«

»Ich sehe keinen Tauglicheren, als den Kardinal Bérulle, den Ihr an die Stelle des Kardinals Richelieu setzen könnt, Sire.«

»Und dann?«

»La Vieuville steht den Finanzen vor, Marillac ist Siegelbewahrer; man könnte sie auf ihren Posten belassen.«

Der König nickte.

»Und für den Krieg?«

»Ihr habet da den Bruder des Siegelbewahrers, Marschall Marillac. Solch ein Rat würde nach meiner Ansicht für die Sicherheit des Staates und den regelmäßigen Gang der Geschäfte genügen.«

Dann sind ja zwei Admiralsstellen, die von Lorient und die von Ponant, welche der Kardinal wohl zugleich mit seiner Ministerwürde niedergelegt hat,« sagte der Herzog von Orleans.

»Ihr scheint zu vergessen, Monsieur, dass er die eine von dem Herzog von Guise, die andere von dem Herzog von Montmorency gekauft und jede mit einer Million bezahlt hat.«

»Nun, so wird man sie ihm wieder abkaufen,« sagte Monsieur.

»Mit seinem eigenen Gelde, nicht wahr?« fragte der König, dem seine natürliche

Gerechtigkeitsliebe diesen Handel, zu dem er Monsieur für fähig hielt, in seiner ganzen Schändlichkeit zeigte.

Monsieur fühlte den Stich und erwiderte:

»Nicht doch, Sire; mit der Erlaubnis Ew. Majestät würde ich die eine zurückkaufen, und ich glaube, dass der Herzog von Condé die andere gern an sich brächte, wenn es der König nicht vorzieht, dass ich beide kaufe; gewöhnlich waren es die Brüder der Könige, welche die Stelle der Großadmirale von Frankreich bekleideten.«

»Gut,« sagte der König, »wir werden das überlegen.«

»Nur glaube ich, mein Sohn,« sagte die Königin-Mutter, »dass Ihr, bevor Ihr die Kasse des Kardinals Herrn von Vieuville zur Controlle übergibt, einige Schenkungen machen könntet, ohne dass irgend Jemand darum wissen müsste.«

»Auf keinen Fall an meinen Bruder,« sagte der König, »er ist, wie es scheint, reicher als ich selbst. Sagte er nicht soeben, er hätte zwei Millionen bereit, um die beiden Admiralitätsstellen des Kardinals zurückzukaufen?«

»Ich sagte, dass ich sie herbeischaffen würde, Sire. Hat der Herr Kardinal auf sein bloßes Wort sechs Millionen aufgetrieben, so wird es mir wohl gelingen, zwei aufzutreiben, wenn ich meine Güter verpfände.«

»Ich, die ich kein, Güter habe,« sagte Maria von Medicis, »brauchte sehr notwendig 100,000 Livres, welche ich vom Kardinal verlangte, der mir aber nur 50,000 Livres gab. Die anderen fünfzigtausend wollte ich meinem Maler, Rubens geben, welcher erst 10.000 Livres als Abschlagszahlung für die zweiundzwanzig Bilder bekommen hat, die er für die Galerie des Luxembourg malt, und die das Andenken Eures Vaters, Sire, verherrlichen sollen.«

»Und um das Andenken meines Vaters willen,« sagte Ludwig XIII. mit einer Betonung, die seine Mutter erbeben machte, »werdet Ihr die Summe erhalten.«

Dann wandte er sich an seine Gemahlin.

»Und Ihr, Madame? Habt Ihr kein derartiges Anliegen an mich?«

»Ihr habt mich ermächtigt, Sire,« sagte Anna, die Augen senkend, »bei Lopez eine Perlenschnur zu ergänzen, welche Ihr mir einst schenktet, und in welcher einzelne Perlen matt geworden waren. Diese Perlen sind jedoch von so seltener Größe, dass die Ergänzung eine Summe von mehr als 20,000 Livres kostet.«

»Ihr sollt sie haben, Madame, und so groß die Summe auch ist, so wird doch nicht zum zehnten Teil die Angst und Besorgnis um meine Gesundheit damit bezahlt, welche Euch gestern bewog, mich anzuflehen, ich möge mich nicht dem Schnee und den Stürmen der Alpen — an der Seite des Kardinals aussetzen. Habt Ihr vielleicht noch irgend eine Bitte?«

Anna schwieg.



Die Königin-Mutter nahm für sie das Wort.

»Ich weiß,« sagte sie. »dass es die Königin, Eure Gemalin, glücklich machen würde, wenn sie durch ein Geschenk von 10,000 Livres die Ergebenheit ihrer Ehrendame, der Frau von Fargis, belohnen könnte, welche ihrerseits die, Hälfte dieser Summe ihrem Gatten, unserem Gesandten in Madrid, schicken würde, der bei seinem geringen Gehalte nicht in der Lage ist, Euer Majestät würdig zu repräsentieren.«

»Das Begehren ist so bescheiden,« erwiderte der König, »dass ich es nicht unerfüllt lassen kann,«

»Was mich anbelangt,« sagte Monsieur, »so hoffe ich, Ihr werdet, da Ihr mich mit einem hervorragenden Pasten bei dem Feldzuge betraut, auch so großmütig sein, nicht, zu verlangen, dass ich den Feldzug so zu sagen auf eigene Kosten unternehme und mir einen Rüstungsbeitrag von —«

Monsieur zögerte die Summe zu nennen.

»Von wie viel?« fragte der König,:

»Wenigstens von 150,000 Livres auszahlen zu lassen.«

»Ich begreife,« sagte der König mit einem Anflug von Ironie, »dass Ihr, da Ihr soeben für zwei Admiralsstellen, zwei Millionen auszugeben — verspracht, in Euren Geldverhältnissen nun etwas knapp seid; aber Ich mache Euch aufmerksam, dass es dem Kardinal bei dieser Belagerung von La Rochelle, obwohl er zwei Millionen wirklich ausgegeben hatte, um die Admiralsstellen von den Herzogen Guise und Montmorency zu kaufen, dennoch nicht einfiel, von Mir oder von Frankreich 150,000 Livres zu verlangen; dass er im Gegenteil Mir und Frankreich sechs Millionen geliehen hat. Es ist freilich wahr, dass er nicht Mein Bruder ist und dass man die Verwandtschaft bezahlen muss.«

»Aber,« sagte Maria von Medicis, »wenn das Geld, nicht Eurer Familie zu Gute kommen soll, Sire, wer soll es, dann genießen?«

»Es ist wahr, Madame; und da haben Wir auch wirklich in irgend einem Winkel Unseres Familienwappens einen Pelikan. Dieser gibt seinen Jungen, wenn er keine Nahrung mehr für sie hat, sein eigenes Blut zu trinken. Es ist wahr, dass er es seinen Jungen gibt, es ist auch wahr, dass Ich keine Kinder habe. Aber vielleicht gäbe er es wenn er keine Jungen hätte, auch seinen Verwandten. Euer Sohn, Madame, Wird die 150,000 Livres als Ausrüstungsbeitrag erhalten.«

Ludwig XIII. betonte die Worte Euer Sohn in auffallender Weise, denn er, wie alle Welt, wusste, dass Maria von Medicis von allen ihren Kindern nur Gaston Wirklich liebte.

»Ist das Alles?« fragte der König.

»Ja,« sagte Marie, »indessen hätte ich auch einen Diener, den ich gern belohnen möchte; obgleich eigentlich keine Belohnung so groß sein kann, um eine so unbedingte Ergebenheit, wie die seinige, zu bezahlen, so stellte man mir doch stets, wenn ich etwas für ihn verlangte, die

Geldverlegenheit, in welcher sich die Verwaltung befinde, vor; da nun die Vorsehung es gefügt, dass das Geld, welches uns fehlte ...«

»Nehmt Euch in Acht, Madame,« sagte der König; »nicht von der Vorsehung, sondern von dem Herrn Kardinal kommt dieses Geld; wenn Ihr die Beiden mit einander verwechselt und der Kardinal für Uns zur Vorsehung wird, so sind Wir große Sünder, dass Wir Uns gegen ihn auflehnen.«

»Ich erlaube mir, sei dem wie ihm wolle, zu bemerken, Sire, dass bei Verteilung Eurer Gunstbezeugungen Herr Vauthier stets leer ausgegangen ist.«

»Ich bewillige ihm dieselbe Summe, welche Ich der Frau von Fargis, der Freundin der Königin, bewilligte, aber nun bitte Ich, dabei stehen zu bleiben, denn von drei Millionen achtundertzweiundachtzig Livres, welche die Vorsehung, nein, Ich irre Mich, welche der Kardinal Uns zur Verfügung stellt, sind bereits zweihundert vierzigtausend Livres fort, und man muss doch bedenken, dass auch Ich Freunde und Diener habe, die Ich belohnen will, und wäre es Niemand, als Meinen Narren L'Angely, der nie etwas von Mir verlangt.«

»Mein Sohn,« sagte Maria, »er Hat die hohe Gunst Eurer beständigen Gegenwart.«

»Eine ganz eigentümliche Gunst, welche ihm wohl Niemand streitig machen wird, Madame; aber — es ist Mittag; um zwei Uhr will Ich von dem Kabinett des Kardinals Besitz nehmen und da kratzt schon Beringhen an der Tür, um Mir anzuzeigen, dass Mein Diner servirt ist.«

»Guten Appetit, mein Bruder!« sagte Monsieur, der sich schön als Chef zweier Admiralitäten, als Generallieutenant des Feldzuges und Besitzer von 150,000 Livres Ausrüstungskosten sah, und in Folge dessen bei sehr guter Laune war.

»Ich brauche Euch wohl nicht dasselbe zu wünschen, Mein Bruder,« sagte Ludwig XIII., »denn in dieser Beziehung bin Ich vollkommen beruhigt.«

Und der König verlieh; das Gemach, erstaunt darüber, dass Staatsgeschäfte ihn veranlasst hatten, seine gewöhnliche Essenszeit um eine ganze Stunde hinauszuschieben; denn der König pflegte sonst, wie uns sein Leibchronist Hérouard erzählt, um elf Uhr oder elf Uhr und zehn Minuten Vormittags zu speisen.

Wäre der würdige Arzt Hérouard nicht sechs Monate vorher gestorben, so würden wir bis auf einen Löffel Klippe und eine getrocknete süße Kirsche ganz genau wissen, was Seine Majestät Ludwig XIII. bei dieser Mahlzeit aßen und tranken, welche den wirklichen Beginn seines Königtums eröffnete. Alles, was darüber bis auf uns gelangte, ist indeß, dass er unter vier Augen mit seinem Günstling Baradas speiste und dass er um ein und ein halb Uhr in seine Kutsche stieg, indem, er befahl: »Place Royale, nach dem Hotel des Herrn Kardinals.«

Punkt zwei Uhr trat er dann, geführt durch den Sekretär Charpentier, in das Arbeitscabinet des Kardinals, wo er sich aus den Armstuhl des in Ungnade gefallenen Ministers setzte, einen tiefen Seufzer der Befriedigung ausstieß und lächelnd, doch ohne deren Tragweite zu kennen, die Worte murmelte:

»Endlich werde ich regieren!«

---

## VII.

### Der König regiert.

Erzogen unter den tollen Verschwendungen der Regentschaft, während welcher alles Geld Frankreichs bei den glänzenden Festen und Turnieren davonflog, welche zu Ehren des schönen dienenden Ritters der Königin gegeben wurden; — zur Regierung gelangt, als Frankreich durch die Plünderung von Heinrichs IV. Schatz verarmt war, den Sully mit großer Mühe angesammelt hatte, und dessen ganzes Gold in die Hände der Epernon, Guise, Condé und aller der großen Herren übergang, die man um jeden Preis erkaufen musste, um an ihnen einen Schild gegen den Hass des Volkes zu gewinnen, welches die Königin ganz laut der Ermordung eines geliebten Königs anklagte, — hatte Ludwig XIII. stets ein ärmliches Leben geführt, bis zu der Stunde, in welcher er den Herzog von Richelieu zu seinem Minister ernannte.

Durch eine weise Verwaltung, bei der er die Sullys zum Muster nahm, der er aber eine größere Uneigennützigkeit hinzufügte, als sein Vorgänger zeigte, war es Richelieu gelungen, die Finanzen wieder in Ordnung zu bringen und das Metall wiederzufinden, welches man für das ausschließliche Eigentum Spaniens hielt — das Gold.

Aber um welchen Preis war dieser Diktator der Verzweiflung dahin gelangt? Er durfte nicht an das Mittel von 1789 denken, welches dennoch den Bankrott von 1795 nicht verhinderte, — an das Mittel nämlich, den Adel und die Geistlichkeit zu besteuern. Bei dem ersten Vorschlage dazu wäre er unfehlbar gestürzt worden; er musste daher in den Eingeweiden Frankreichs selbst suchen, das heißt bei dem Volke und bei den Armen, und dabei half ihm seine unermüdliche Festigkeit und Tätigkeit. Und wurde das Volk auch noch mehr ausgesogen, so musste er dennoch Frankreich zu Grunde richten, um es zu retten, welches im Westen von England, im Osten und Norden von Österreich und im Süden von Spanien bedroht wurde.

Binnen vier Jahren steigerte er die Steuern um 15 Millionen; und in der Tat musste er eine Flotte schaffen, das Heer erhalten, die Augen vor dem Elende des Volkes, die Ohren vor dem Geschrei der Armee verschließen. Besonders musste er in Ermangelung eines Liebestrankes und eines Zauberringes ein Mittel ausfindig machen, um sich des Königs zu bemächtigen.

Dieses Mittel fand Richelieu.

Ludwig XIII. hatte noch niemals Geld besessen; er ließ ihn welches erblicken.

Daher rührte die Verblendung Ludwigs XIII. und seine Bewunderung für seinen Minister.

Wie hätte er auch in der Tat nicht einen Mann bewundern müssen, der unter seiner persönlichen Verantwortlichkeit sechs Millionen auftrieb, während der König nicht nur auf sein Wort, sondern auch auf seine Unterschrift keine fünfzigtausend Taler hätte finden können.

Er konnte daher nur mit Mühe an die 3,880,000 Livres glauben.

Das Erste, was der König von Charpentier verlangte, war daher auch der Schlüssel zu dem berühmten Schatz.

Ohne irgend eine Bemerkung zu machen, bat Charpentier den König, sich zu erheben, zog den Schreibtisch in der Mitte des Kabinetts. hob den Teppich empor, auf welchen gestern der Minister und heute der König seine Füße gesetzt hatte, und deckte einen geheimen Versteck auf, den er durch den Druck auf eine verborgene Feder öffnete, und in welchem man eine gewaltige eiserne Kiste erblicken konnte.

Durch eine gewisse Ordnung von Buchstaben und Zahlen, mit welcher Charpentier den König bekannt machte, ließ dieser Kasten sich leicht öffnen und es zeigte sich nun den geblendeten Augen Ludwigs XIII. die Summe, nach deren Anblick ihm mit solcher Ungeduld verlangt hatte.

Dann verneigte er sich vor dem Könige, entfernte sich nach dem zuvor erhaltenen Befehle aus dem Kabinett und ließ in demselben allein mit einander die beiden Majestäten zurück: die des Goldes und die der Macht.

In jener Zeit, in welcher es noch keine Bank und kein Papiergeld gab, war das baare Geld in Frankreich sehr selten. Die 3,880,000 Livres des Kardinals wurden daher durch ungefähr eine Million Gold mit den Bildnissen Carls IX., Heinrichs III. und Heinrichs IV. dargestellt, durch etwa eine Million spanische Dublonen, durch sieben- bis achtmal hunderttausend Livres in mexikanischen Barren und der Rest durch einen kleinen Beutel mit Diamanten, deren jeder, wie ein Bonbon, in ein Papier gewickelt war, auf welchem sein Wert geschrieben stand.

Statt des freudigen Gefühles, welches Ludwig XIII. bei dem Anblicke dieses Goldes zu empfinden geglaubt hatte, wurde er im Gegenteile von einer unbeschreiblichen Traurigkeit ergriffen.

Nachdem er die Stücke besichtigt und die verschiedenen Bilder erkannt hatte, versenkte er seine Arme in dieses Meer mit den fahlen Wogen, um dessen Tiefe zu ergründen; dann wog er in seinen Händen die Schwere der Goldbarren, spiegelte sich in dem glänzenden Lichte der Diamanten, und brachte Alles wieder an seine Stelle. Endlich richtete er sich empor und betrachtete diese Millionen, die Dem, welcher sie zusammengebracht hatte, so große Mühe gekostet hatten und welche die Frucht der reinsten, uneigennützigsten Ergebenheit waren.

Er dachte daran, mit welcher Leichtigkeit er vor einigen Stunden einen guten Teil dieses Geldes verschenkt hatte, um damit Dienste zu belohnen, die sich stets feindlich gegen ihn gewendet hatten; um den Hass zu vergelten, der gegen den Mann gehegt wurde, von dem all' dies Gold kam, und er stellte sich, wenngleich mit Widerstreben, die Frage, ob die Anwendung dieses Geldes durch ihn ebenso vorteilhaft für ihn selbst und für Frankreich sich gestalten werde, als wenn es in der Verwaltung seines weisen Ministers geblieben wäre.

Dann rief er durch ein Glockenzeichen Charpentier herbei, befahl ihm, die Kasse zu verschließen und händigte ihm die Schlüssel ein.

Er hatte aus der Kasse nicht ein einziges Goldstück genommen.

»Ihr werdet von der hier verschlossenen Summe nicht das Geringste ausfolgen, Charpentier,

ohne dass Ihr einen schriftlichen Befehl von Meiner Hand erhaltet.«

Charpentier verbeugte sich.

»Mit wem werde Ich arbeiten?« fragte der König,

»Der Herr Kardinal arbeitete stets allein,« antwortete der Sekretär.

»Allein? Und woran arbeitete er allein?«

»An den Staatsgeschäften, Sire.«

»Aber das scheint Mir ein Ding der Unmöglichkeit.«

»Er hatte seine Agenten, die ihm Bericht erstatteten,«

»Welches waren seine Hauptagenten?«

»Der Pater Josef, der Spanier Lopez, Herr von Souscarières und Andere, die ich Euer Majestät nennen werde, wenn sie sich vorstellen, oder wenn ich ihre Berichte überbringe; übrigens sind Alle bereits benachrichtigt, dass sie sich jetzt an Euer Majestät zu wenden haben.«

»Gut!«

»Außerdem, Sire, sind die Agenten, welche der Kardinal bei den verschiedenen europäischen Regierungen unterhält, Herr von Beautru in Spanien, Herr von la Saludie in Italien, Herr von Charnassé in Deutschland. Couriere haben deren Rückkunft für heute oder morgen angezeigt.«

»Sobald sie angekommen sind, werdet Ihr sie Mir vorstellen. Wartet vielleicht in diesem Augenblicke Jemand in dem Vorzimmer?«

»Cavois, der Kapitän der Garde des Kardinal«, wünscht sich Euer Majestät vorstellen zu dürfen.«

»Ich hörte, dass Cavois ein ehrlicher Mensch und ein braver Soldat sei; es wird Mich freuen, ihn zu sehen,«

Charpentier ging zur Empfangstür.

»Herr Cavois!« rief er.

Cavois erschien,

»Tretet näher,« sagte der König, »Ihr wünschtet Mich zu sprechen?«

»Ja, Sire; ich möchte eine Gnade von Euer Majestät erbitten.«

»Sprecht. Ihr geltet für einen guten Diener! Ich werde mich freuen, Euren Wunsch zu erfüllen.«

»Sire, ich möchte untertänigst um meinen Abschied bitten.«

»Um Euren Abschied? Und warum, Herr Cavois?«

»Weil ich dem Kardinal gehörte, und jetzt Niemandem gehöre.«

»O. Pardon, Herr Cavois; Ihr gehört Mir!«

»Ich weiß, dass Euer Majestät mich zwingen können, in Eurem Dienste zu bleiben; aber ich bemerke im Voraus, dass ich ein schlechter Diener sein würde.«

»Und warum das, da Ihr unter dem Kardinal ein guter Diener gewesen seid?«

»Weil das Herz dabei war, Sire.«

»Und bei Meinem Dienste?«

»Ich muss gestehen, da wäre bloß die Pflicht.«

»Und was fesselte Euch denn so sehr an den Kardinal?«

»Das Gute, das er mir getan hat.«

»Und wenn Ich eben so viel, ja noch mehr Gutes an Euch tun wollte?«

Cavois schüttelte den Kopf.

»Das ist nicht mehr dasselbe,« sagte er.

»Wie? Das wäre nicht dasselbe?« fragte der König gereizt.

»Nein; das Gute hat nur dann einen Wert, wenn der Zeitpunkt da ist, wo man es braucht; als der Kardinal mich unterstützte, hatte ich eben geheiratet; er half mir, dass ich mein Hauswesen einrichten, meine Kinder erziehen konnte. Neuerdings erst hat er mir, oder eigentlich meiner Frau, ein Privilegium verliehen, durch welches wir zehn- bis zwölftausend Livres jährlich gewinnen.«

»Ah, der Herr Kardinal stattete die Frauen seiner Diener mit Staatsämtern aus, welche zehn- bis zwölftausend Livres abwerfen? Das ist gut zu wissen.«

»Ich sprach von keinem Amte, Sire, sondern von einem Privilegium.«

»Und welcher Art ist das Privilegium, das der Madame Cavois zu Teil wurde?«

»Es ist das Recht, zur halben Rechnung mit Herrn Michel in den Straßen von Paris Sänften zu vermieten.«

Der König überlegte einen Augenblick, während er Cavois fest betrachtete, der in echt militärischer Haltung, kerzengerade, unbeweglich, den Hut in der Rechten und den kleinen

Finger seiner linken Hand an der Naht seiner Beinkleider, vor ihm stand.

»Und wenn Ich Euch, Herr Cavais. unter Meinen Garden denselben Grad einräume, den Ihr in der Garde des Kardinals eingenommen habt?«

»Ihr habt schon Herrn von Fussac, Sire, der ein tadelloser Offizier ist, und dem Euer Majestät keinen Kummer werden bereiten wollen.«

»Ich werde Fussac zum General machen.«

»Wenn Fussac, wie ich voraussetze, Euer Majestät so liebt, wie ich den Kardinal liebe, so wird er es vorziehen, in Eurer Nähe Kapitän zu bleiben, als entfernt von Euch General zu sein.«

»Aber, wenn Ihr den Dienst wirklich verlaßt, Cavois —«

»Das ist mein Wunsch, Majestät.«

»So werdet Ihr doch als Belohnung für die Zeit Eures Dienstes bei dem Herrn Kardinal eine Gratifikation von fünfzehnhundert bis zweitausend Pistolen annehmen?«

»Sire,« sagte Cavois, sich verneigend, »für die Zeit, in welcher ich dem Kardinal diene, wurde ich nach meinen Verdiensten und darüber hinaus belohnt, Es beginnt ein Krieg, und ein solcher kostet Geld, viel Geld. Bewahrt das Geld für Jene, die sich schlagen werden, und gebt es nicht Jenen, die ihr Geschick an das eines Menschen geknüpft haben und da er gefallen ist, es vorziehen, mit ihm zu fallen.«

»Denken alle Diener des Kardinals wie Ihr, Cavois?«

»Ich glaube es, Sire, und rechne mich sogar zu den Unwürdigeren von ihnen.«

»Also strebt Ihr nach nichts? Habt Ihr gar keinen Wunsch?«

»Ich bekehre nichts, als die Ehre zu haben, dem Herrn Kardinal überall hin folgen zu dürfen, wohin er geht, und stets zu seinem Hause, und wäre es auch als der niedrigste seiner Diener, gehören zu dürfen.«

»Gut, Herr Cavois,« sagte der König, durch so viel Hartnäckigkeit verletzt, »Ihr seid frei!«

Cavois grüßte, ging rückwärts aus dem Zimmer und stieß in der Tür mit Charpentier zusammen, welcher eben eintrat.

»Und Ihr, Charpentier,« rief ihm der König zu, »solltet Ihr auch, wie Cavois, weigern, in Meine Dienste zu treten?«

»Nein, Sire, da ich von dem Herrn Kardinal den Befehl erhalten habe, bei Ew. Majestät so lange zu bleiben, bis ein anderer Minister an seine Stelle kommt, damit Ew. Majestät mittlerweile über die Geschäfte unterrichtet bleiben.«

»Und wenn statt des Kardinals ein anderer Minister ernannt wird, was werdet Ihr dann tun?«



»Ich werde dann Ew. Majestät bitten, mir die Erlaubnis zur Abreise nach Chaillot zu geben, da der Herr Kardinal an meine Dienste sehr gewöhnt ist.«

»Und wenn Ich den Herrn Kardinal bitten würde, Euch Mir zu überlassen? Ich werde von dem Augenblicke an, wo ein anderer Minister an die Stelle des Kardinals tritt, der gewiss nicht so wie er Alles tun, sondern Mir auch etwas übrig lassen wird, eines Menschen bedürfen, der zugleich geschickt und rechtlich ist, und Ich weiß, dass Ihr diese beiden Eigenschaften in Euch vereinigt.«

»Ich zweifle nicht, dass der Herr Kardinal Euren Wunsch augenblicklich erfüllt, aber dann würde ich mich Ew. Majestät zu Füßen werfen und sagen: »Sire, ich habe einen Vater, der einundsechzig, und eine Mutter, die sechzig Jahre alt ist; ich konnte sie um des Kardinals willen verlassen, der sie in ihrem Elende unterstützt, zu wohlhabenden Leuten und glücklich gemacht hat, aber in dem Augenblicke, wo ich nicht mehr dem Kardinal gehöre, ist mein Platz an ihrer Seite; Sire, gestattet mir die Gnade, meinen Eltern die Augen zudrücken zu dürfen.« Ich bin überzeugt, Ew. Majestät würden mir dann meine Bitte nicht abschlagen.«

»Ehre Vater und Mutter, damit Du lange lebst,« sagte immer gereizter der König. »Sobald der neue Minister ernannt ist, werdet auch Ihr frei sein, Herr Charpentier.«

»Soll ich den Schlüssel zurückgeben, den Euer Majestät mir anvertrauten?«

»Behaltet ihn; wenn der Kardinal, der so gut bedient war, dass Ich ihn um seine Diener beneide, denselben in Eure Hände gab, so kann er sich wohl nicht in den Händen eines rechtschaffenen Mannes befinden. Nur bitte Ich, stets meine Unterschrift zu beachten, und die von Mir verlangten Summen, aber auch nur diese, auszahlen zu lassen.«

Charpentier verneigte sich.

»Habt Ihr nicht hier einen Menschen Namens Rossignol, von dem Ich als von einem besonders geschickten Dechiffreur geheimer Schriften reden hörte?«

»Ja, Sire.«

»Ich wünsche ihn zu sehen.«

»Wenn Ihr dreimal an die Glocke schlagt, Majestät, so wird er erscheinen.«

»Gebet selbst das Zeichen.«

Charpentier gab das Zeichen und sofort trat Rossignol in das Zimmer.

Er hielt ein Papier in der Hand.

»Soll ich gehen oder bleiben?« fragte Charpentier.

»Lasst uns allein.«

Charpentier entfernte sich.

»Heißt Ihr Rossignol?« fragte der König.

»Ja, Sire,« erwiderte Rossignol, dessen Blicke noch immer auf dem Papiere, das er in der Hand hielt, herumirrten.

»Man sagt, Ihr seid ein geschickter Entchifferer.«

»Es ist wahr, Sire, dass ich in dieser Kunst nicht meinesgleichen zu haben glaube.«

»Ihr seid im Stande, alle Geheimschriften zu lesen?«

»Es gibt nur eine, welche ich bis jetzt nicht entchiffriert habe, aber mit Hilfe Gottes wird es mir gelingen, auch zu dieser den Schlüssel zu finden.«

»Welche Geheimschrift habt Ihr zuletzt entchiffret?«

»Einen Brief des Herzogs von Lothringen an Se. Hoheit Monsieur!«

»An meinen Bruder?«

»Ja, Sire, an Se. königliche Hoheit.«

»Und was schrieb Lothringen an meinen Bruder?«

»Majestät wünschen es zu wissen?«

»Natürlich!«

»Ich will den Brief holen.«

Rossignol wandte sich zum Gehen; nach einigen Schritten jedoch blieb er stehen.

»Wünschen Eure Majestät das Original oder die Übersetzung?«

»Beide, Herr Rossignol.«

Mit der Schnelligkeit eines Wiesels, dessen Schädelbildung er auch vollkommen hatte, lief Rossignol in sein Kabinett, dann kehrte er zurück, die beiden verlangten Papiere in der Hand, während er im Gehen sich damit beschäftigte, die Chiffre jenes Papiers zu erraten, welches er in der Hand hielt, als ihn der König hatte rufen lassen.

»Hier sind die Papiere, Sire.«

Und er übergab dem Könige den Brief des Herzogs von Lothringen und die Übersetzung desselben.

»Der König begann mit dem Originale und las:

»Wenn Jupiter . . .«

»Monsieur,« unterbrach Rossignol den König.

»Aus dem Olymp verjagt sein wird . . .« setzte der König seine Lektüre fort.

»Das heißt aus dem Louvre!« sagte Rossignol.

»Und warum sollte Monsieur vom Hofe verbannt werden?« fragte Ludwig XIII.

»Weil er konspiriert!« erwiderte Rossignol mit großer Ruhe.

»Monsieur konspiriert? Und gegen wen?«

»Gegen Ew. Majestät und gegen den Staat.«

»Wisst Ihr auch, was Ihr mir da sagt, mein Herr?«

»Ich sage, Sire, nur das, was Ihr sogleich lesen werdet.«

»... so kann er nach Kreta flüchten,« las der König weiter.

»Das heißt nach Lothringen.«

». . . Minos . . .«

»Der Herzog Carl IV.«

». . . wird ihm seine Gastfreundschaft mit Vergnügen anbieten, aber die Gesundheit Cephalos...«?

»Die Gesundheit Ew. Majestät!«

»Mich also nennt er Cephalos?«

»Ja. Sire.«

»Ich weiß wohl, wer Minos war, aber es ist Mir entfallen, wer und was Cephalos gewesen ist.«

»Cephalos war ein thessalischer Prinz, verheiratet mit einer sehr schönen atheniensischen Prinzeß, die er aber wegen ihrer Untreue weggejagt hatte. Später versöhnte er sich mit ihr.«

»Ludwig XIII. runzelte die Stirn.

»Und dieser Cephalos, Gemahl einer ungetreuen Gattin, mit der er sich trotzdem versöhnt, das bin Ich?«

»Ja, Sire, hier in diesem Briefe seid Ihr dieser Cephalos.«

»Seid Ihr dessen sicher?«

»Vollkommen; übrigens werden Ew. Majestät ja sehen.«

»Wo sind Wir geblieben?«

»Wenn Monsieur aus dem Louvre vertrieben worden sein wird, kann er sich nach Lothringen flüchten, Herzog Carl IV. wird ihm seine Gastfreundschaft mit Vergnügen anbieten, aber die Gesundheit Cephalos...« da seid Ihr stehen geblieben, Sire!«

». . . kann nicht mehr lange andauern . . .« las Ludwig XIII.

»Was heißt das?«

»Das soll heißen, dass Ew. Majestät krank und nach der Ansicht des Herzogs von Lothringen sehr krank sind.«

»O,« sagte der König erbleichend, »ich bin also sehr krank?«

Er eilte zum Spiegel, sich in demselben zu sehen, suchte in der Tasche nach seinem Riechsalz, da er es aber nicht fand, machte er eine gewaltsame Anstrengung und las mit bewegter Stimme weiter:

». . . Warum sollte man im Falle des Todes nicht Procris . . .« Procris?«

»Die Königin,« sagte Rossignol, »Procris war eben die ungetreue Frau des Cephalos.«

». . . nicht Procris mit Jupiter vermählen? — Wie, die Königin mit Monsieur?«

»Ja, Sire, mit Monsieur.«

Der König wischte sich mit seinem Taschentuche den Schweiß von der Stirn und fuhr fort:

». . . Es ist das Gerücht verbreitet, dass das Orakel. . .«

»Der Herr Kardinal!«

». . . sich der Procris entledigen will, um die Hand der Venus . . .«

Der König blickte Rossignol an, der seinerseits noch immer auf das Papier stierte, das er in Händen hielt.

,»Venus? Wer ist Venus?« fragte der König ungeduldig.

»Frau von Combalet,« erwiderte Rossignol.

». . . dem Cephalos zu geben.« Wie? man wollte mich mit Frau von Combalet verheiraten?«

»Während also Jupiter fortfährt, der Hebe die Cur zu machen . . .«

»Hebe ist die Prinzessin Maria von Gonzaga.«

»... und dadurch mit Juno in Uneinigkeit zu kommen scheint. . .«

»Mit der Königin-Mutter.«

»... ist es wichtig, dass, so schlau es ist oder vielmehr zu sein glaubt, das Orakel sich täusche.

»Minos.«

»Ah!« sagte der König, nachdem er mit dem Lesen zu Ende war, »das ist also das Geheimnis dieser großen Liebe, die man der Stelle eines Generallieutenants aufopfert; also Meine Gesundheit kann nicht von langer Dauer sein, und nach Meinem Tode will man Meine Witwe an Meinen Bruder verheiraten? Aber wenn auch krank und sehr krank, wie sie sagen, bin Ich doch noch nicht todt. Also, Mein Bruder schwört sich gegen Mich und wird, wenn die Verschwörung entdeckt werden sollte, gastliche Aufnahme beim Herzog finden? Als ob Frankreich dies Lothringen mitsamt seinem Herzog nicht auf einen Bissen verschlucken könnte.«

Dann wandte er sich an Rossignol.

»Auf welche Art ist dieser Brief in die Hände des Herrn Kardinals gelangt?«

»Er war Herrn Senelle anvertraut worden.«

»Einer Meiner Ärzte; Ich bin in der Tat gut bedient,« sagte Ludwig XIII.

»Und der Kammerdiener des Herrn Senelle war, in Voraussicht einer Cabale zwischen den Höfen von Lothringen und Frankreich, im Voraus durch den Pater Josef gewonnen.«

»Dieser Pater Josef ist, wie es scheint, ein geschickter Mensch?«

Rossignol zwinkerte mit den Augen.

»Er ist der Schatten des Herrn Kardinals,« sagte er.

»Und der Kammerdiener des Herrn Senelle? . . ?«

»Stahl seinem Herrn den Brief und schickte ihn uns.«

»Was tat da Senelle?«

»Er war noch nicht weit von Nancy entfernt, kehrte also dahin zurück und sagte dem Herzog, dass er aus Unachtsamkeit den Brief mit anderen Papieren verbrannt habe; der Herzog ahnte nichts und gab ihm einen zweiten, der dann in die Hände Monsieurs gelangte.«

»Und was hat Mein Bruder Jupiter dem weisen Minos geantwortet?« fragte der König, fieberhaft lachend, so dass die Spitzen seines Schnurrbart noch eine Weile zitterten, als er bereits zu lachen aufgehört hatte.

»Das weiß ich noch nicht; es ist eben jene Antwort, die ich hier gerade in der Hand halte.«

»Wie, das wäre die Antwort Meines Bruders?«

»Ja, Sire!«

»Gebet!«

»Euer Majestät werden nichts davon verstehen, da ich selbst noch nichts davon weiß.«

»Wie das?«

»Weil sie, durch das Verlorengehen des ersten Briefes argwöhnisch gemacht, eine neue Chiffreschrift erfunden haben.«

Der König warf einen Blick auf das Schreiben und las einige vollkommen unverständliche Worte.

»Und Ihr könntet erraten, was das heißen soll?«

»Ich werde es morgen wissen, Sire!«

»Es ist nicht die Schrift Meines Bruders.«

»Nein; diesmal hat der Kammerdiener aus Furcht vor Entdeckung nicht gewagt, den Brief zu stehlen und hat sich damit begnügt, ihn abzuschreiben.«

»Und wann wurde dieser Brief geschrieben?«

»Heute gegen Mittag, Sire!«

»Und Ihr habt bereits die Abschrift?«

»Um zwei Uhr händigte Pater Josef sie mir ein.«

Der König dachte einen Augenblick nach; dann sagte er Zu dem kleinen Manne:

»Ihr werdet bei Mir bleiben, Rossignol, nicht wahr?«

»Ja, Sire, bis dieser Brief entchiffriert ist.«

»Wie! Bis dieser Brief entchiffriert ist? Ich glaubte, Ihr standet in dem Dienste des Herrn Kardinals?«

»Ich bin in seinem Dienst, aber nur so lange, als er Minister ist; von dem Augenblicke an, wo er es zu sein aufhört, hat er meine Dienste nicht mehr nöthig.«

»Aber Ich bedarf Eurer, Rossignol.«

»Sire,« sagte Rossignol und schüttelte so energisch mit dem Kopfe, dass die Augengläser ihm von der Nase herabzufallen drohten; »ich verlasse morgen Frankreich.«

»Und warum?«

»Weil ich mir im Dienste des Kardinals, d. h. in Eurem Dienste, Sire, durch meine Kunst unter den hohen Herren des Hofes große Feinde gemacht habe, gegen deren Hass der Herr Kardinal allein mich zu schützen vermochte.«

»Und wenn Ich Euch beschütze?«

»Euer Majestät werden wohl die Absicht dazu haben, aber —«

»Aber —«

»Aber es wird Euch die Macht fehlen.«

»So?« sagte der König, die Stirn runzelnd.

»Übrigens,« fuhr Rossignol fort, »verdanke ich Alles dem Herrn Kardinal. Ich war ein armer Bursche aus Alby; zufällig erfuhr der Herr Kardinal von meinem Talente, ließ mich kommen, gab mir eine Stelle zuerst von tausend, dann von zweitausend Talern; später fügte er für jeden übersetzten Brief zwanzig Pistolen hinzu, so dass ich mir seit dm sechs Jahren, die ich in seinem Dienste bin, und während welcher ich wöchentlich ein bis zwei Briefe entchiffriere, ein hübsches Vermögen erwarb, das ich vortrefflich angelegt habe.«

»Wo das?«

»In England, Sire.«

»Ihr geht also nach England, um dort in die Dienste des Königs Carl zu treten?

»König Carl hat mir zweitausend Pistolen jährlich und eine Belohnung von fünfzig Pistolen für jeden Brief angeboten, wenn ich den Dienst des Kardinals verlassen wollte; ich habe es jedoch abgeschlagen.«

»Und falls Ich Euch so viel anbieten würde, wie der König Carl?«

»Sire, das Leben ist das Kostbarste, was der Mensch hat. denn wenn man einmal unter der Erde ist, kommt man nicht wieder empor; nun, da der Kardinal in Ungnade ist, würde ich trotz des Schutzes Eurer Majestät, und vielleicht eben dieses Schutzes wegen, nicht acht Tage mehr leben. Es bedurfte heute Morgen der ganzen Autorität des Herrn Kardinals, mich von dem Entschluss abzubringen, mit ihm zugleich Paris zu verlassen, und mich zu bewegen, mein Leben für ihn auf vierundzwanzig Stunden in die Schanze zu schlagen.«

»Für Mich habet Ihr aber nicht im Sinne, Euch zu opfern?«

»Eine solche Ergebenheit ist man nur seinen Verwandten und seinen Wohltätern schuldig; sucht diese Ergebenheit, Sire, unter Euren Verwandten oder unter Denen, welchen Ihr Gutes getan habt, und ich bin überzeugt, dass Ihr sie dort finden werdet.«

»Ihr seid davon überzeugt? Ich meinerseits zweifle daran.«

»Und nun, da ich Euer Majestät Alles gesagt habe, bitte ich, meiner Abreise, die nach der Dechiffrierung dieses Briefes erfolgen soll, kein Hindernis entgegenzusetzen.«

»Ich werde Mich Eurer Reise unter der Bedingung nicht widersetzen, dass Ihr nicht in den Dienst eines andern Fürsten tretet, der Euer Talent zum Nachteile Frankreichs ausbeuten würde.«

»Ich gebe Euer Majestät mein Wort.«

»Ihr könnt nun gehen! Der Herr Kardinal ist sehr glücklich, dass er solche Diener hat, wie Euch und Eure Gefährten.«

Der König blickte auf seine Uhr.

»Vier Uhr,« sagte er. »Morgen um zehn Uhr Vormittags werde Ich hier sein; trachtet, dass dann die Übersetzung fertig sei.«

»Sie wird es sein, Sire!«

Der König nahm den Hut.

»Wollen Euer Majestät nicht den Pater Josef vorlassen?« fragte Rossignol.

»In der Tat! Sobald er kommt, möge Charpentier ihn herbringen.«

»Er ist bereits da, Sire!«

»Er möge eintreten! Ich will gleich mit ihm sprechen.«

Rossignol verließ das Zimmer und die »graue Eminenz« trat ein.

Pater Josef verbeugte sich, auf der Schwelle stehend, tief vor dem Könige.

»Tretet näher,« sagte der König.

Der Mönch näherte sich mit gesenktem Kopfe und über der Brust gefalteten Händen.

»Wartet Ihr schon lange?«

»Seit einer Stunde, Sire.«

»Und Ihr wartetet so lange, ohne Mich von Eurer Anwesenheit zu benachrichtigen?«

»Ein armseliger Mönch, wie ich bin, hat nur Eines zu tun: die Befehle seines Königs zu erwarten.«

»Ihr seid ein Mann von großen Talenten, wie man versichert.«

»Es sind meine Feinde, die dieses Gerücht verbreiten,« sagte Pater Josef mit gesenkten Blicken.



»Ihr halt dem Kardinal die Last seiner Regierungsgeschäfte tragen?«

»Wie Simon von Cyrene unserem Heilande das Kreuz tragen half.«

»Ihr seid ein großer Kämpfer des Christentums, und im 11. Jahrhunderte hättet Ihr, ein zweiter Peter der Einsiedler, den Kreuzzug gepredigt.«

»Ich habe ihn im 17. Jahrhunderte gepredigt, aber ohne Erfolg.«

»Wie das?«

»Ich verfasste ein lateinisches Gedicht, in welchem ich, die geistlichen Fürsten zum Kampfe gegen die Muselmänner aufforderte; aber die Zeiten sind vorüber.«

»Ihr habt dem Kardinal wichtige Dienste geleistet?«

»Seine Eminenz konnten nicht Alles bewältigen und ich half ihm nach meinen schwachen Kräften.«

»Wie viel gab Euch der Kardinal jährlich?«

»Nichts, Sire; es ist unserem Orden verboten, etwas Anderes als Almosen anzunehmen und der Herr Kardinal bezahlte bloß meinen Wagen.«

»Ihr besitzt einen Wagen?«

»Ja, Sire; doch nicht aus dem Geiste den Stolzes. Ich hatte anfangs einen Esel.«

»Das Tier, auf dem unser Heiland voll Demut ritt,« sagte der König.,

»Aber der Herr Kardinal fand, dass ich nicht schnell genug vorwärts käme.«

»Und er gab Euch eine Kutsche?«

»Nein, Sire, zuerst ein Pferd; aus Demut wies ich die Kutsche zurück. Zum Unglück war dies Pferd eine Stute, so dass eines Tages mein Sekretär, der Pater Angelo Sabini, der einen Hengst ritt —«

»Ia, Ich begreife,« fiel ihm der König in das Wort. »Dann nehmt Ihr die Kutsche an, die der Kardinal Euch geboten hatte.«

»Ja, Sire; ich ergab mich darein. Dann dachte ich auch, es sei dem Herrn wohlgefällig, dass Die, welche sich selbst demütigen, erhöht werden.«

»Trotz des Rücktrittes des Kardinals wünsche Ich Euch in Meiner Nahe zu behalten; Ihr werdet Mir mitteilen, welches die Vorteile sind, die Euch erwünscht wären und die Ich Euch bieten könnte.«

»Gar keine, Sire; ich besitze vielleicht schon jetzt zu viel für mein Seelenheil.«

»Aber Ihr habt doch wohl einen Wunsch, den ich befriedigen könnte?«

»Den, in mein Kloster zurückzukehren, aus dem Ich nie hätte scheiden sollen.«

»Ihr seid den Staatsgeschäften zu unentbehrlich, als dass Ich das erlauben könnte,« sagte der König.

»Ich hatte nur durch die Augen Seiner Eminenz Einsicht in dieselben; ist die Fackel ausgelöscht, so bin ich erblindet.«

»In allen Ständen, also mich in dem religiösen, ist es erlaubt, einen mit seinen Verdiensten im Einklang stehenden Ehrgeiz zu nähren. Gott hat Niemand sein Talent verliehen, damit er ein brachliegendes Feld aus demselben mache. Der Herr Kardinal ist ein Beispiel der Höhe, die man in der Gesellschaft erreichen kann.«

»Und von welcher man auch herabstürzen kann.«

»Aber fiele man auch noch so tief, sobald man mit dem Kardinalshut fällt, wird der Sturz gemildert.«

Ein Blitz zuckte unter den gesenkten Augenlidern des Mönches hervor; dieser Blitz war den Augen des Königs nicht entgangen.

»Habt Ihr nie von den hohen kirchlichen Würden geträumt?«

»Bei dem Herrn Kardinal habe ich vielleicht zuweilen solche Verblendungen gehabt.«

»Weshalb nur bei dem Herrn Kardinal?«

»Weil ich seines ganzen Einflusses in Rom bedurft hätte, um zu einem solchen Ziele zu gelangen.«

»Ihr glaubt also, dass Mein Einfluss nicht so viel wert ist, wie der seinige?«

»Eure Majestät wolltet den Kardinalshut dem Erzbischof von Tours geben lassen und Ihr scheitert dabei; um so viel mehr würde dies daher bei einem armen Kapuziner der Fall sein.«

Ludwig XIII. sah den Pater Josef mit einem durchbohrenden Blicke an; aber es war ihm nicht möglich, auf dessen Marmorstirn oder in dessen gesenkten Augen irgend etwas zu lesen.

Nur die Lippen schienen beweglich zu sein.

»Dann,« fuhr der Kapuziner fort, »gibt es auch eine Tatsache, welche bei der Ausgabe, die Gott und der Herr Kardinal mir gestellt haben, alle anderen Erwägungen überbietet. Es gibt dabei eine Menge Gelegenheiten, Sünden zu begehen, welche das Heil meiner Seele gefährden würden. Bei dem Herrn Kardinal, der von Rom große Macht der Freisprechung empfangt, brauche ich nicht besorgt zu sein. Der Herr Kardinal absolviert mich; damit ist Alles abgemacht und ich schlafe ruhig. Wenn ich aber einem weltlichen Herrn diene und wäre es selbst ein König, so könnte dieser mich nicht absolvieren. Ich könnte dann nicht mehr sündigen und folglich auch meine

Aufgabe nicht gewissenhaft erfüllen.«

Der König sah den Mönch, während derselbe sprach, fest an und es sprach sich dabei auf seinem Gesicht ein gewisser Widerwille aus.

»Und wann wollt Ihr in Euer Kloster zurückkehren?«

»Sobald ich die Erlaubnis von Ew. Majestät dazu erhalte.«

»Ihr habt sie bereits!« sagte trocken der König.

Der Mönch entfernte sich langsam aus dem Gemache, nachdem er sich nochmals tief verbeugt hatte.

Mit denselben Schritten, wie er eingetreten war, kalten und steifen Schritten, wie die einer Bildsäule, entfernte er sich, selbst ohne den König von der Schwelle der Tür aus noch einmal zu grüßen.

»Heuchlerischer, ehrgeiziger Mensch,« murmelte der König. »Deinen Verlust beklage Ich nicht.«

Dann folgte er ihm einige Sekunden mit den Augen durch das Dämmerlicht des Vorgemaches.

»Gleichviel!« sagte er endlich. »Eines ist gewiss! Wenn Ich heute Meine Demission als König einreichte, wie diesen Morgen der Kardinal die seinige als Minister eingereicht hat, so fände Ich nicht, gleich ihm, vier Menschen, die bereit wären, Mir in das Exil zu folgen und Meine Ungnade zu Heilen; ja Ich fände nicht dreie, nicht zweie, vielleicht sogar nicht einen einzigen.«

Dann besann er sich.

»Ja,« sagte er, »Ich würde doch einen finden, Meinen Freund Angely! — Aber das ist freilich ein Narr!«

---

## VIII.

### Die Gesandten.

Am andern Tage, genau um zehn Uhr Morgens, befand sich der König wieder im Kabinett des Kardinals.

Die Erfahrungen, die er daselbst machte, interessierten ihn. so demütigend sie für ihn auch sein mochten.

Als er Tags vorher in den Louvre zurückgekehrt war, hatte er Niemand mehr vorgelassen, sich in sein Zimmer eingeschlossen und den Rest des Tages mit seinem Pagen Baradas verbracht, dem er als Belohnung dafür, dass er ihn von dem Kardinal befreit hatte, eine Anweisung auf dreitausend Pistolen, zahlbar durch Charpentier, gab.

Es war nur gerecht, dass Baradas zuerst belohnt wurde, da er mehr getan hatte, wie die Anderen, Übrigens wollte der König auch, ehe er Monsieur seine 150,000 Livres gab, der Königin ihre 30,000 Livres. der Königin-Mutter ihre 50,000 Livres, die Antwort Monsieurs an den Herzog von Lothringen sehen, welche Rossignol ihm für den nächsten Morgen um zehn Uhr versprochen hatte.

Kaum war der König in das Arbeitscabinet des Kardinals getreten, und noch hatte er Mantel und Hut nicht abgelegt, als er schon das für Rossignol bestimmte Zeichen mit der Glocke gab.

Rossignol erschien mit seiner gewöhnlichen Pünktlichkeit.

»Nun?« fragte ihn voll Ungeduld der König.

»Die Lösung ist gefunden. Sire.«

»Gebet schnell.«

»Hier ist die Übersetzung des Briefes, Sire.«

Der König las:

*»Die Königin, die Königin-Mutter und der Herzog von Orleans sind entzückt; der Kardinal ist todt. Der König will König sein. Der Krieg mit König Murmeltier ist beschlossen, aber der Herzog von Orleans wird ihn leiten. Der Herzog von Orleans, verliebt in die Tochter des Herzogs von Lothringen, will in keinem Falle die Königin heiraten, die sieben Jahre älter ist, als er; die einzige Besorgnis bleibt, dass die Königin beim Tode des Königs durch die Bemühungen der Frau von Fargis oder der Herzogin von Chevreuse guter Hoffnung sei.*

»Gaston von Orleans.«

Der König hatte den Brief ohne alle Unterbrechung gelesen, nur wischte er sich während dessen

mehrmals den Schweiß von der Stirn und stampfte heftig auf den Fußboden.

»Guter Hoffnung!« murmelte er. »Guter Hoffnung! Auf jeden Fall würde sie es nicht von Mir sein!«

Darauf wendete er sich zu Rossignol.

»Sind das die ersten Briefe dieser Art, die Ihr entchiffriert?« fragte der König.

»O nein, Sire; ich habe schon mehr als zehn ähnlichen Inhalts in Händen gehabt.«

»Und der Herr Kardinal hat Mir dieselben nicht gezeigt?«

»Wozu sollte er Ew. Majestät beunruhigen, da er ja darüber wachte, dass Euch kein Leid geschehe?«

»Aber angeklagt und vertrieben von diesen Leuten, hätte er sich ja der Waffen bedienen können, die er gegen sie in Händen hielt.«

»Er fürchtete, diese Waffen würden den König mehr als seine Gegner verletzen.«

Der König ging einige Mal gesenkten Hauptes und den Hut in die Stirne gedrückt, mit hastigen Schritten im Zimmer auf und ab; dann wandte er sich an Rossignol.

»Macht Mir Abschriften von diesen Briefen und fügt zu jedem den Schlüssel bei.«

»Ja, Sire!«

»Glaubt Ihr, dass noch mehrere Briefe dieser Art folgen werden?«

»Es ist fast mit Sicherheit anzunehmen, Sire.«,

»Welche Personen habe Ich heute zu empfangen?«

»Das wird Charpentier wissen.«

Bevor Rossignol noch das Zimmer verlassen hatte, gab der König bereits mit fieberhaft zitternder Hand das für Charpentier bestimmte Glockenzeichen.

Diese heftigen und schnell aufeinanderfolgenden Schläge « errieten die Gemütsstimmung des Königs.

Charpentier trat rasch ein, aber er blieb auf der Schwelle stehen.

Der König stand nachdenkend da, die Augen zu Boden gesenkt, die Hand auf den Schreibtisch des Kardinals gestützt.

»Guter Hoffnung,« murmelte er vor sich hin. »Die Königin guter Hoffnung! Ein Fremder auf dem Throne Frankreichs! Vielleicht sogar ein Engländer!«

Dann flüsterte er mit so leiser Stimme, dass es schien, als fürchtete er, selbst zu hören, was er sagte:

»Es ist indes nichts unmöglich; das Beispiel dazu ist in der Familie selbst gegeben worden, wie man behauptet!«

Er glaubte, der Sekretär wäre dem Rufe nicht gefolgt, er erhob daher lebhaft den Kopf und wollte zum zweiten Male auf die Glocke schlagen, als Charpentier, der die Absicht erriet, rasch vortrat und sagte:

»Hier bin ich, Sire!«,

»Es ist gut!« sagte der König, indem er ihn ansah und seine Selbstbeherrschung wieder zu gewinnen trachtete. »Was tun Wir heute?«

»Sire, der Graf von Beautru ist aus Spanien, der Vicomte von la Saludie aus Venedig angekommen.«

»Was war ihre Mission daselbst?«

»Ich weiß es nicht, Sire; ich hatte gestern die Ehre, zu berichten, dass der Kardinal sie gesendet hat, und dass auch Herr von Charnassé heute oder morgen aus Schweden zurückerwartet wird.«

»Ihr sagtet ihnen, dass der Kardinal nicht mehr Minister ist, und dass Ich sie an seiner Stelle empfangen würde?«

»Ich habe ihnen den Befehl Sr. Eminenz mitgeteilt, der dahin geht, sie mögen Ew. Majestät Rechenschaft von dem Resultate ihrer Sendung ablegen, wie ihm selbst.«

»Wer ist der zuerst Angekommene?«

»Herr von Beautru.«

»Sobald er kommt, lasset ihn vor.«

»Er ist bereits im Vorzimmer.«

»Er trete ein.«

Der Gesandte trat ein; er war noch im Reiseanzug und entschuldigte sich damit, dass er geglaubt habe, vor den Kardinal zu kommen; da er aber einmal im Vorzimmer gewesen sei, Se. Majestät nicht habe lange warten lassen wollen.

»Herr von Beautru,« sagte der König, »ich weiß, dass der Herr Kardinal große Stücke auf Euch hält, namentlich was Eure aufrichtige Ergebenheit betrifft, indem er oft sagte, das einfache Gewissen eines Beautru sei ihm lieber, als zwei Kardinale wie Bérulle.«

»Sire, ich glaube des Vertrauens würdig zu sein, mit dem mich der Herr Kardinal beehrt.«

»Und Ihr werdet Euch wohl' auch Meines Vertrauens würdig zeigen, indem Ihr Mir Alles berichtet, was Ihr ihm berichtet hättet.«

»Alles, Sire?« fragte Beautru und richtete seinen Blick fest auf den König.

»Alles! Ich suche seit zwei Tagen die Wahrheit und will sie ganz wissen.«

»Wohl an, Sire, so beginnt damit, Euren Gesandten, den Herrn von Fargis, abzurufen, der, statt die Instruktionen des Herrn Kardinals zu befolgen, welche die Wohlfahrt und die Größe Euer Majestät im Auge haben, sich von der Königin-Mutter Verhaltungsbefehle geben lässt, deren Ziel die Erniedrigung Frankreichs ist.«

»Man hat Mir schon davon gesagt; Ich werde es überlegen. Habt Ihr den Grasen Olivarez gesehen?«

»Ia, Sire!«

»Mit welcher Botschaft waret Ihr für ihn betraut?«

»Es möge, wenn nur immer möglich, die mantuanische Angelegenheit gütlich beigelegt werden.«

»Nun?«

»Als ich mit ihm von Geschäften reden wollte, führte er mich in den Hühnerhof König Philipps, wo die seltensten Arten dieser Tiere vereinigt sind, und bot mir einige Muster davon für Euer Majestät an.«

»Wie es also scheint, machte er sich einen Scherz mit Euch?«

»Und mit Dem, den ich vertrat.«

»Mein Herr!«

»Ihr verlangt die Wahrheit, Sire; ich sage sie. Wollt Ihr, dass ich lüge? Ich besitze genug Geist, um Lügen zu erfinden, die sich angenehm anhören, statt der Wahrheiten, die zuweilen etwas rau klingen.«

»Nein; sagt die Wahrheit, sie sei beschaffen, wie sie wolle. Was hält man von unserem italienischen Feldzuge?«

»Man lacht darüber. Sire.«

»Wie, man lacht darüber? Weiß man nicht, dass Ich die Oberleitung übernehme?«

»In der Tat weiß man davon; aber man glaubt, dass die Königin Euch umstimmen werde, so dass Ihr Monsieur das Kommando gebt. Da man alsdann Niemand gehorchen wird, als den Königinnen und Monsieur, so wird es mit dieser Expedition nicht anders gehen, als mit der des Herzogs von Nevers.«

»Das also glaubt man in Madrid?«

»Ja, Sire, und man ist sogar dessen so gewiss, dass man an Don Gonzalvo von Cordova geschrieben hat: »Wenn es wirklich der König und Monsieur ist, welche die Armee kommandieren, so braucht Ihr Euch nicht zu beunruhigen; die Armee wird dann den Pass von Susa nicht überschreiten; sollte es aber der Kardinal sein, der bei dem Könige oder allein die Armee führt, dann vernachlässigt nichts, was zur Unterstützung des Herzogs von Savoyen dienen könnte.«

»Ihr seid dessen, was Ihr mir da sagt, sicher?«

»Vollkommen, Sire.«

Wieder maß der König das Zimmer mit großen Schritten. Sein Hut war dabei sehr in die Stirne gedrückt, stets ein Zeichen großer Aufregung bei ihm. Plötzlich blieb er hart vor Beautru stehen.

»Und die Königin?« fragte er; »habt Ihr nichts über diese gehört?«

»Hofgespräche, sonst nichts.«

»Und was sagten diese Hofgespräche?«

»Nichts, was Euer Majestät mitgeteilt werden könnte.«

»Ich will Alles wissen.«

»Verleumdungen, Sire. Beschmutzt Euren Geist nicht mit diesem Kot.«

»Ich sage Euch, mein Herr,« rief Ludwig XIII., ungeduldig mit dem Fuße stampfend, »dass Ich wissen will, was man über die Königin spricht, sei es nun Verleumdung oder Wahrheit.«

Beautru verneigte sich.

»Den Befehlen Euer Majestät muss jeder treue Untertan gehorchen.«

»So gehorcht denn.«

»Nun, man sagt, da Eure Gesundheit wankend ist—«

»Wankend? Meine Gesundheit wankend? Also in Spanien wie in Lothringen ist Mein naher Tod der Hoffnungsanker? — Weiter!«

»Ihre Majestät die Königin alle Mittel anwenden würde, um sich zu sichern —«

Beautru zögerte.

»Um sich was zu sichern?« fragte der König. »Sprecht! Aber so sprecht doch!«

»Die Regentschaft!«



»Aber es gibt nur dann eine Regentschaft, wenn ein Thronerbe vorhanden ist.«

»Um sich die Regentschaft zu sichern!« wiederholte Beatrix fest.

Der König stampfte mit dem FuÙe.

»Also dort, wie hier; in Spanien, wie in Lothringen! In Lothringen die Furcht, in Spanien die Hoffnung! Und die Königin Regentin, das heißt in der Tat so viel, als die Spanier in Paris.— Das ist es also, Beatrix, was man dort sagt?«

»Ihr habt befohlen. Sire. dass ich sprechen sollte; ich gehorchte.«

Und Beatrix verneigte sich vor dem Könige.

»Ihr tattet wohl, Mir nichts zu verschweigen. Ich sagte, dass Ich die Wahrheit suche. Ich bin jetzt auf ihrer Spur, und ein viel zu guter Jäger, um diese Spur nicht bis zum Ende zu verfolgen.«

»Was befehlen nun Ew. Majestät?«

»Pflegt der Ruhe, Ihr müsst ermüdet sein.«

»Ew. Majestät sagen mir nicht, ob ich das Glück gehabt habe, Euer Wohlgefallen zu erregen, oder das Unglück, Euch zu verletzen.«

»Ich kann Euch nicht sagen, dass Ihr Mir angenehm gewesen seid; aber Ihr habt Mir einen Dienst erwiesen, was bei weitem mehr wert ist; es ist die Stelle eines Staatsrats erledigt; erinnert Mich daran, dass Ich Jemand zu belohnen habe.«

Und Ludwig XIII. zog seinen Handschuh ab und reichte dem außerordentlichen Gesandten bei Philipp IV. seine Hand zum Kusse.

Beatrix entfernte sich, der Etikette gemäß, rückwärts aus dem Gemache.

»Also,« sagte der König, als er allein war; »Mein Tod ist eine Hoffnung, Meine Ehre ein Spielzeug und Meine Erbfolge ein Lotto-Einsatz! Mein Bruder wird nur auf den Thron gelangen, um Frankreich zu verraten und zu verkaufen. Meine Mutter, die Witwe Heinrich's IV, die Witwe des großen Königs, den man ermordete, weil er stets größer wurde, und sein Schatten den anderer Reiche verdunkelte — Meine Mutter wird ihn dabei unterstützen. Zum Glück« — dabei fing der König an gellend und krampfhaft zu lachen — »zum Glück würde Alles gerettet sein, wenn die Königin bei Meinem Tode guter Hoffnung wäre! — Wie gut ist es doch, dass Ich verheiratet bin!«

Dann fügte er mit verdüstertem Blicke und erhöhter Stimme hinzu:

»Nun wundert es Mich nicht mehr, dass sie Alle gegen den Kardinal sind.«

Es schien ihm, als vernehme er ein leises Geräusch an der Tür, und wirklich drehte sich dieselbe in ihren Angeln.

»Wollen Ew. Majestät Herrn von la Saludie empfangen?« fragte Charpentier.

»Natürlich!« sagte der König; »Alles was ich hier vernehme, ist von großem Interesse für mich.

Dann fügte er wieder mit jenem krampfhaften Lachen hinzu:

»Da sage man noch, dass die Könige erfahren, was rings um sie vorgeht! Sie sind wohl die Letzten, die es kennen lernen; wenn sie es aber ernstlich wollen, so erfahren sie es umständlich.«

Herr von la Saludie zeigte sich in der Tür.

»Kommt näher.« sagte der König; »Ich erwarte Euch; man hat Euch wohl gesagt, dass Ich den Platz des Kardinals vorderhand einnehme? Sprecht und habt vor Mir nicht mehr Geheimnisse, als Ihr für ihn gehabt hättet.«

»Aber, Sire, wie die Sachen jetzt stehen,« sagte Herr von la Saludie, »weiß ich nicht, ob ich Euch wiederholen darf —«

»Was?«

»Die Lobsprüche, die man in Italien einem Manne spendet, der das Unglück zu haben scheint, Ew. Majestät zu missfallen.«

»Also lobt man den Herrn Kardinal in Italien? Und was sagt man jenseits der Berge von ihm?«

»Sire, man weiß dort nicht, dass der Herr Kardinal nicht mehr Minister ist und wünscht Euer Majestät Glück dazu, dass das erste militärische und politische Genie des Jahrhunderts in Euren Diensten steht. Die Nachricht von der Einnahme La Rochelle's, die ich im Auftrage des Herrn Kardinals in Mantua, in Venedig und bei Sr. Heiligkeit, Papst Urban VIII. meldete, wurde in Mantua mit Freude, in Venedig mit Enthusiasmus, in Rom mit Erkenntlichkeit aufgenommen; der Feldzug in Italien, den Euer Majestät jetzt beabsichtigen, erschreckt daher Carl Emanuel, während er die anderen Fürsten beruhigt und ihnen äußerst erfreulich ist. Hier sind Briefe aus Rom, aus Venedig und Mantua. welche das Vertrauen in das Genie des Kardinals aussprechen, und hier sind von diesen drei Mächten Wechsel im Betrage von ein- und einer halben Million, als Subsidiengelder für diesen Feldzug, ausgestellt.«

»Und auf wessen Namen lauten diese Wechsel?«

»Auf den Namen des Kardinals; er hat sie nur zu indossieren und das Geld bei den Bankiers jener Staaten einzukassieren, da sie nach Sicht zahlbar sind.«

Der König nahm die Wechsel und besah sie von allen Seiten.

»Eine und eine halbe Million!« sagte er; »dann noch die sechs Millionen, die der Kardinal aufgenommen hat. Mit dieser Summe wollen Wir den Feldzug bestreiten, und all' dies Geld kommt von jenem Manne, der auch den Ruhm und die Größe Frankreichs begründete!«

Plötzlich schien eine Idee das Gehirn des Königs zu durchzucken.

Er ging rasch zur Glocke und tat zwei Schläge.

Charpentier erschien sofort.

»Wisst Ihr,« fragte der König, »von wem der Kardinal die sechs Millionen erhielt, welche die ersten Kriegskosten decken sollen?«

»Ja, Sire, von Herrn von Bullion.«

»Hat sich dieser Mensch lange geweigert, ehe er das Geld verlieh?«

»Im Gegenteil, Sire, er hat es dem Kardinal angeboten.«

Wie das?«

»Der Herr Kardinal klagte darüber, dass die Armee des Marquis von Uxelle sich auflöste, weil ihm an Geld fehle., welches die Königin-Mutter sich angeeignet habe, und an Lebensmitteln, die der Marschall Créqui nicht liefere.«

»Das ist eine verlorene Armee!« sagte der Herr Kardinal.

»Nun dann,« sagte Bullion, »man muss eine andere ausheben, das ist Alles!«

»Und womit?« fragte Se. Eminenz.

»Womit? Ich gebe Euch so viel, um damit eine Armee von 50,000 Mann auf die Beine zu bringen, und noch eine Million in Gold darüber.«

»Wann?«

»So bald als möglich! Heute Abend, wenn das nicht zu spät ist!«

»Der Herr Kardinal lachte.

»Ihr habt also das Geld in der Tasche?« fragte er.

»Nein, aber ich habe es bei Fieubet, dem Schatzmeister der Ersparnisse; ich werde Euch einen Bon darüber ausstellen, und Ihr könnt es holen lassen.«

»Und welche Bürgschaft verlangt Ihr?«

»Euer Wort, Monseigneur!« sagte Bullion, sich vor Sr. Eminenz verbeugend.

»Und das Geschäft wurde abgeschlossen.«

»Es ist gut, Charpentier,« sagte der König. »Ihr wisst, wo Bullion wohnt?«

»Ja. Sire.«

»Wartet!«

Und der König schrieb folgende Zeilen:

*»Herr von Bullion! Ich brauche für Meinen persönlichen Dienst 50,000 Livres, die Ich nicht von dem Gelde nehmen will, welches Ihr die Güte hattet, Meinem Minister Richelieu zu leihen. Schickt Mir, wenn es Euch möglich ist, die Summe; Ich verpfände Euch mein Wort, dass Ich sie in einem Monate zurückerstatte.*

»Euer wohlgeneigter

»Ludwig.«

Dann wandte sich der König zu Charpentier.

»Ist Beringhen im Vorzimmer?« fragte er.

»Ja, Sire.«

»Sagt ihm, er möge eine Sänfte nehmen, dieses Papier zu Bullion bringen und auf Antwort warten.«

Charpentier nahm das Papier und verließ das Gemach, aber er kehrte fast sogleich wieder zurück.

»Nun?« fragte der König

»Beringhen ist bereits mit der Botschaft weggegangen; ich wollte nur Ew. Majestät melden, dass Herr von Charnassé wartet, der soeben aus Westpreußen angekommen ist und einen Brief des Königs Gustav Adolf an den Kardinal überbringt.«

Ludwig nickte mit dem Kopf.

»Herr von Saludie,« sagte er, »Wir haben Euch weiter nichts zu sagen.«

»Dann, Sire, bleibt mir nur übrig, Euch meinen demüthigten Respekt auszudrücken, und zugleich das Bedauern auszusprechen, dass der Herr Kardinal nicht mehr hier ist. Er war es, den man in Italien erwartete, auf den man hoffte, und meine Untertanenpflicht, ebenso wie meine Treue gebieten mir, von Ew. Majestät die Erlaubnis zu erbitten, dem Herrn Kardinal meine Aufwartung machen zu dürfen, obwohl er in Ungnade gefallen ist.«

»Ich werde Euch selbst die Gelegenheit geben, ihn zu besuchen, Herr von la Saludie.«

Der Gesandte verbeugte sich.

»Hier sind die Wechsel von Mantua, Venedig und Rom; geht damit nach Chaillot, übergebt die Papiere dem Herrn Kardinal, da sie für ihn bestimmt sind; bittet ihn, sie zu indossieren; dann begehbt Euch im Namen Sr. Eminenz zu Bullion und lasset Euch die Wechsel auszahlen. Damit dieses Geschäft schneller verrichtet werde, bedient Euch meines Wagens. Je eher Ihr zurückkehrt, desto erkenntlicher werde ich für Euren Eifer sein.«

Ohne eine Sekunde zu verlieren, entfernte sich la Saludie, um die Befehle des Königs auszuführen.

Charpentier war in der Tür stehen geblieben.

»Ich erwarte Herrn von Charnassé,« sagte der Könige

Nie war der König im Louvre so schnell bedient Worten, wie hier im Hause des Kardinals; kaum hatte er dm Wunsch ausgesprochen, Herrn von Charnassé zu sehen, so stand auch dieser schon vor ihm.

»Nun, Baron,« sagte der König, »es scheint, dass Ihr eine gute Reise hattet?«

»Ja. Sire.«

»Wollt Ihr Mir also, ohne zu viel Zeit zu verlieren, Bericht erstatten; seit gestern lerne Ich den Wert der Zeit immer mehr kennen.«

»Euer Majestät wissen, zu welchem Zwecke ich nach Deutschland geschickt wurde?«

»Der Herr Kardinal, der Mein ganzes Vertrauen besaß und beauftragt war, in jeder Hinsicht die Initiative zu ergreifen, begnügte sich, Mir Eure Abreise anzuzeigen; sonst weiß ich von Eurer Sendung nichts.«

»Wünscht Ihr, Sire, dass ich Euch meine Instruktion wiederhole?«

»Sprecht!«

»Hier ist sie, Wort für Wort; denn ich habe sie für den Fall, dass die schriftlichen Instructionen verloren gehen sollten, auswendig gelernt.«

»Die Unternehmungen, welche das Haus Österreich so häufig zum Nachtheil der Verbündeten des Königs begonnen hat, verpflichten diesen, wirksame Maßregeln zu deren Erhaltung zu ergreifen. Nach der Einnahme von La Rochelle haben daher auch Se. Majestät augenblicklich beschlossen, ihre besten Truppen nach Italien zu senden und dieselben in eigener Person zu kommandieren. Demzufolge sendet der König Herrn von Charnassé zu seinen Alliierten in Deutschland, um diese seines aufrichtigen Wunsches zu versichern, ihnen Beistand zu leisten, vorausgesetzt, dass sie, in Übereinstimmung mit dem Könige, zu ihrer gemeinsamen Verteidigung handeln wollen. Herr von Charnassé wird die Mittel auseinandersetzen, welche Se. Majestät für die geeignetsten und wirksamsten halten, um zu Gunsten seiner Alliierten zu handeln.«

»Das ist die allgemeine Instruktion; aber ohne Zweifel hattet Ihr noch besondere.«

»Ja, für den Herzog Maximilian von Bayern, den Se. Eminenz als Gegner des Kaisers kannten. Er sollte dazu bewogen werden, eine katholische Liga zu bilden, die den Kaiser von seinen Unternehmungen in Deutschland und Italien abzuhalten hätte, während Ferdinand andererseits auch von Gustav Adolf an der Spitze der Protestanten bekämpft würde.«

»Und hattet Ihr auch für diesen Monarchen Instructionen?«

»Ich hatte den Auftrag, Gustav Adolf eine jährliche Unterstützung von 500,000 Livres zu versprechen, wenn er sich zum Haupt einer protestantischen Liga machte, wie der Herzog von Bayern zum Chef einer katholischen Liga; ich sollte ihm ferner versprechen, dass Euer Majestät mit ihm zugleich Lothringen angreifen würden, eine Provinz, die den Herd von Intrigen gegen Frankreich bildet.«

»Ich verstehe,« sagte der König lächelnd; »das ist Kreta mit seinem Könige Minos; was würde aber Frankreich dadurch gewinnen, dass es diese Provinz angreift?«

»Dass die österreichischen Fürsten, gezwungen, viele Truppen nach dem Elsaß und an den Oberrhein zu verlegen, ihre Aufmerksamkeit von Italien ablenken, und uns ruhig unser Unternehmen bezüglich Mantua's zu Ende bringen lassen würden.«

Ludwig XIII. presste die Stirn zwischen beide Hände. Diese ausgedehnten Kombinationen waren für sein beschränktes Gehirn zu großartig und drohten es zu sprengen.

»Und König Gustav Adolf?« fragte er nach einer Pause. »Nimmt er den Vorschlag an?«

»Ja; aber unter gewissen Bedingungen.«

»Und diese sind?«

»Er spricht sie in diesem Briefe aus,« sagte Herr von Charnassé. »Wünscht Ihr, Sire, den ganzen Brief zu lesen, oder soll ich, was vielleicht zweckmäßiger wäre, bloß den Inhalt desselben mitteilen?«

»Ich will Alles lesen, mein Herr,« sagte der König, ihm den Brief aus der Hand nehmend.

»Vergesst nicht, Sire, dass König Gustav Adolf ein lustiger Geselle ist, der über Alles spottet und sich wenig um diplomatische Formen kümmert, sondern in seiner Art zu denken und zu reden mehr Soldat als König ist.«

»Wenn ich es vergessen habe, werde ich mich daran erinnern und wenn ich es nicht weiß, werde ich es erfahren.«

Er entsiegelte den Brief und las flüsternd:

»Stuben, nach dem Siege, der die festen Plätze Litauens und Preußisch-Polens in Schwedens Hände gab.  
Am 16 . Dezember 1628.

»Mein lieber Kardinal!

*»Ihr wisst wohl, dass ich ein wenig Heide bin, und werdet daher nicht über die Vertraulichkeit erstaunt sein, mit der ich an einen Kirchenfürsten schreibe.*

*»Ihr seid ein großer Mann; mehr als das, ein Mann von Genie; mehr als das, ein ehrlicher Mann; mit Euch kann man reden und Geschäfte machen. Besorgen wir also die Geschäfte Frankreichs und Schwedens zusammen; mit Euch will ich verhandeln, sonst mit Keinem!*

*»Seid Ihr Eures Königs sicher« Glaubt Ihr, dass er sich nicht nach dem ersten besten Lufthauch dreht, mag er von seiner Mutter, seiner Frau, seinem Bruder, seinem Günstlinge, seinem Beichtvater kommen, und dass Ihr, da Ihr in dem kleinen Finger mehr Genie besitzt, als alle diese Leute zusammen, nicht etwa eines Tages durch irgend eine serail-Intrigue wie ein Bezier des Morgenlandes vor dir Tür gesetzt werdet?*

*»In dem Falle, dass Ihr sicher zu sein glaubt, schreibt mir: »Freund Gustav, ich bin dessen gewiss, dass ich alle diese aufgeblasenen Köpfe, die mir so viel Mühe und Kummer verursachten, drei Jahre lang beherrschen werde; ich verpflichte mich für meine Person alle Bedingungen unseres Vertrages zu erfüllen, den ich im Namen des Königs schließe!« Dann beginne ich unverzüglich den Krieg. Doch schreibt mir nicht etwa: »Der König wird dies und das tun!« — Für Euch und auf Euer Wort ziehe ich meine Armee zusammen, steige ich zu Pferde, plündere Prag, brenne Wien nieder und trage den Kampf bis nach Pest; aber für den König von Frankreich und auf sein Wort hin lasse ich nicht eine Trommel rühren, nicht ein Pferd satteln, nicht eine Muskete laden.*

*»Wenn Euch also die Sache gefällt, so schickt mir Herrn von Charnassé zurück, der mir sehr zusagt, obwohl er ein wenig zu melancholisch ist. Indessen hoffe ich, dass ich ihn während des Feldzuges durch ungarischen Wein aufgeräumter machen werde.*

*»Ich empfehle Euch nicht dem Schutze Gottes, sondern dem Eures eigenen Genies und nenne mich mit Stolz und Freude Euren wohl geneigten*

*»Gustav Adolf.«*

Der König las diesen Brief mit wachsendem Missvergnügen, und als er damit zu Ende war, zerknitterte er ihn in der Hand.,

Dann wandte er sich an Herrn von Charnassé.

*»Ihr kennt den Inhalt dieses Briefes?«*

*»Ich kenne die Feder desselben, nicht die Fassung, Sire.«*

*»Barbar! Nordischer Bär!«* murmelte der König zwischen den Zähnen.

*»Sire,«* erlaubte sich Charnassé zu bemerken, *»dieser Barbar hat soeben die Russen und die Polen geschlagen; er ist der Schöpfer der modernen Kriegführung; er allein ist endlich dazu befähigt, dem Ehrgeiz Ferdinands Schranken zu setzen, Tilly und Wallenstein zu schlagen.«*

*»O, ich weiß wohl, dass man das glaubt, dass sogar der Herr Kardinal es annimmt, der große Kardinal, der erste Feldherr seiner Zeit, — nach Gustav Adolf natürlich!«*

Und Ludwig XIII. ließ ein heiseres fieberhaftes Lachen hören, welches höhnisch klingen sollte.

»Ich aber,« fügte er nach einer Pause hinzu, »ich nehme das nicht an.«

»Ich würde es lebhaft bedauern.« sagte Herr von Charnassé, »wenn Ew. Majestät sich in diesem Punkte einem Irrtum hingäben.«

»Ah,« sagte Ludwig XIII.. »es scheint, dass Ihr Lust habet, zum Könige von Schweden zurückzukehren?«

»Es würde dies eine große Ehre für mich und ein großes Glück für Frankreich sein.«

»Unglücklicherweise,« sagte der König, »ist es eine Sache der Unmöglichkeit, da der König von Schweden nur mit dem Kardinal unterhandeln will, und dieser nicht mehr an der Spitze der Geschäfte steht.«

In diesem Augenblick hörte man an der Tür ein Kratzen; der König erkannte das Zeichen Beringhen's und befahl ihm, einzutreten.

Der erste Kammerdiener Sr. Majestät trat ein.

»Hier ist die Antwort des Herrn Bullion,« sagte er, dem Könige einen Brief mit großem Siegel überreichend.

Der König öffnete und las:

»Sire, ich bin in Verzweiflung! Um dem Herrn Kardinal die Anleihe zu ermöglichen, habe ich meine Kasse bis auf den letzten Taler geleert und so sehr ich wünsche, Ew. Majestät gefällig zu sein, kann ich doch den Zeitpunkt nicht bestimmen, bis zu welchem es mir möglich sein wird, die 50,000 Livres, welche Ew. Majestät wünschen, zu entbehren. »Dero

»getreuester und gehorsamster Unterthan

»Bullion.«

Der König biß sich in den Schnurrbart. Der Brief Gustavs hatte ihm gezeigt, wie weit sein politischer Credit ging; aus dem Briefe Bullions erfuhr er, inwiefern sein finanzieller Credit begründet war.

In diesem Augenblick kehrte La Saludie zurück.

Hinter ihm schritten vier Männer, deren jeder unter der Last eines Geldsackes keuchte.

»Was ist das?« fragte der König.

»Das sind die fünfzehnhundert tausend Livres, welche Bullion dem Herrn Kardinal schickt.«

»Herr von Bullion? Er ist also bei Gelde?«

»Es scheint so. Sire,« sagte La Saludie lächelnd.



»Und auf wen hat er diesmal einen Wechsel gegeben? Etwa, wieder auf Fieubet?«

»Nein, Sire; es war zwar anfänglich seine Absicht, aber er sagte später, dass es sich einer so kleinen Summe wegen nicht der Mühe lohne, und gab mir bloß eine Anweisung an seinen ersten Commis.«

»Der Unverschämte!« murmelte der König, »er hat kein Geld, um mir fünfzigtausend Livres zu leihen, und er findet eine und eine halbe Million, um dem Herzog von Richelieu die Tratten von Mantua, Venedig und Rom auszuzahlen!«

Dann warf er sich in einen Lehnssessel, gebrochen unter der Last der Wahrheiten, die sich ihm seit dem gestrigen Tage unaufhörlich aufbürdeten, und welche anfangen seinen eigenen Augen sein Bild in dem unerbittlichen Spiegel der Wahrheit zu zeigen.

»Meine Herren!« sagte er darauf zu Saludie und Charnassé, »ich danke Euch einstweilen; Ihr seid gute und, treue Diener; ich werde Euch in einigen Tagen rufen lassen, um Euch meinen Willen mitzuteilen.«

Dann machte er ihnen mit der Hand ein Zeichen, sie zu verabschieden.

Beide grüßten und zogen sich zurück.

Die vier Träger, welche ihre Last zu Boden gestellt hatten, warteten.

Der König rief nach Charpentier.

Dieser erschien.

»Bezahlt diese Leute,« sagte der König, »und legt diese anderthalb Millionen zu dem übrigen Gelde.«

Die Träger zogen sich zurück.

»Charpentier,« sagte der König, »ich weiß nicht, ob ich morgen hierher kommen werde; ich fühle mich sehr angegriffen.«

»Es wäre zu bedauern, wenn Ew. Majestät morgen nicht kämen; es ist der Tag der Berichte.«

»Welcher Berichte?«

»Der Berichte der Polizei des Herrn Kardinals.«

»Welches sind die vorzüglichsten Agenten?«

»Pater Josef, dem Ew. Majestät erlaubt haben, in sein Kloster zurückzukehren und der daher morgen nicht kommen wird; dann der Spanier Lopez; endlich Herr von Souscarières.«

»Werden diese Berichte schriftlich oder mündlich gemacht?«

»Da die Agenten wissen, dass sie morgen Ew. Majestät zu rapportieren haben, werden sie es mündlich tun.«

»Ich werde kommen,« sagte der König, indem er sich mit Anstrengung erhob.

»Wenn also die Agenten kommen?« fragte Charpentier.

»Dann sagt ihnen, dass ich sie empfangen werde.«

»Allein ich muss Ew. Majestät zuvor über die näheren Verhältnisse eines Agenten unterrichten, von dem ich bisher noch nicht gesprochen habe.«

»Also noch ein vierter Agent?«

»Ein vierter; und zwar ein geheimerer als alle andern.«

»Und wer ist dies?«

»Eine Frau, Sire.«

»Frau von Combalet?«

»Verzeihung, Majestät; Frau von Combalet ist nicht die Agentin, sondern die Nichte Sr. Eminenz.«

»Und wie heißt jene Agentin? Ist es ein bekannter Name?«

»Ein sehr bekannter, Sire.«

»Sie nennt sich?«

»Marion de Lorme.«

»Der Kardinal empfängt diese Courtisane?«

»Sehr zu seinem Vorteil. Sie war es, die ihn vorgestern Abend davon in Kenntnis setzte, dass er wahrscheinlich heute Morgen in Ungnade fallen würde.«

»Sie war es?« rief der König voll Erstaunen.

»Wenn der Herr Kardinal zuverlässige Auskunft über das, was bei Hofe vorgeht, zu erhalten wünscht, ist es stets jene Dame, an die er sich wendet. Es ist möglich, dass sie, davon unterrichtet, Ew. Majestät befinden sich an der Stelle des Kardinals hier, wichtige Mitteilungen zu machen hätte.«

»Sie kommt hoffentlich nicht öffentlich her?«

»Nein, Sire; das Haus, das sie bewohnt, stößt an dieses; der Kardinal hat die Scheidemauer durchbrechen und eine Verbindungstür zwischen beiden Wohnungen herstellen lassen.«

»Seid Ihr sicher, Charpentier, Sr. Eminenz durch die Mitteilungen, die Ihr mir macht, nicht zu missfallen?«

»Im Gegenteil; es geschieht auf dessen Wunsch, dass ich Euer Majestät in all' diese Details einweihe.«

»Und wo befindet sich diese Tür?«

»In dieser Türverkleidung, Sire. Wenn Euer Majestät morgen Vormittag während der Arbeitsstunden, zu einer Zeit, wo Ihr Euch allein befindet, an diese Tür leise pochen höret und gesonnen seid, Marion de Lorme die Ehre einer Audienz zu gewähren, dann bitte ich auf diesen Knopf zu drücken, worauf sich die Tür öffnen wird. Wenn Ew. Majestät ihr diese Ehre nicht erweisen wollen, dann wäre mit einem dreifachen in gleichen Zwischenräumen sich folgenden Klopfen zu antworten, worauf binnen zehn Minuten das Schellen einer Glocke als Zeichen ertönt, dass der Zwischenraum zwischen den Verbindungstüren wieder frei und der *geschriebene* Bericht am Boden zu finden sei.«

Ludwig XIII, dachte einen Moment nach. Offenbar lag in diesem Augenblick die Neugierde bei ihm in einem heftigen Kampfe mit seiner Abneigung gegen Frauen im Allgemeinen, und namentlich gegen solche von der Art Marions de Lorme. Endlich errang die Neugier den Sieg.

»Wenn der Herr Kardinal, welcher der Kirche angehört, Marion de Lorme empfängt,« sagte er, »so kann ich, wie mir dünkt, dies auch tun. Wenn es übrigens eine Sünde ist, werde ich sie beichten. Auf morgen, Herr Charpentier!«

Mit diesen Worten verließ der König das Kabinett, blasser, erschöpfter, schwankender als den Tag vorher, aber nicht minder aufgeklärt über die Schwierigkeit, ein großer Minister zu sein, und um wie viel leichter es sei, den Platz eines mittelmäßigen Monarchen auszufüllen.

---

## IX.

### **Einblick des Königs hinter die Coullissen.**

Im Louvre herrschte große Unruhe. Seit den Staatsberatungen auf der Place Royale hatte der König weder seine Mutter noch sonst Jemand von seiner Familie empfangen, so dass bisher Niemand weder die verlangten Summen noch die Anweisungen erhielt, gegen welche sie ausgezahlt werden mussten.

Zum Überfluss hatte auch das neue Ministerium Bérulle-Marillac, welches im ersten Enthusiasmus nach dem Sturz des Kardinals ernannt worden war, noch keinen Befehl zu einer Sitzung erhalten, und in Folge dessen auch wirklich noch über nichts beratschlagt.

Endlich hatte sich auch das Gerücht verbreitet, Beringhen, der Kammerdiener des Königs, welcher denselben täglich beim Ausgehen und Nachhausekommen sah, der ihn des Morgens an- und Abends entkleidete, versichere, der König sei bei seiner Rückkehr stets niedergeschlagener, als vor seinem Ausgehen, und des Abends schweigsamer, als des Morgens.

Sein Narr L'Angely und sein Page Baradas hatten allein Zutritt in sein Gemach.

Baradas war von all' jenen Raubvögeln, die den Schatz des Kardinals gierig umkreisten, der einzige, welcher eine Anweisung auf dreitausend Pistolen für Charpentier von dem Könige erhalten hatte. Er öffnete indes, um dies zu erreichen, weder seinen Schnabel, noch streckte er seine Fänge aus. Die Gratifikation war ihm geworden, ohne dass er sie verlangte; er besaß neben den Fehlern auch die Vorzüge der Jugend; verschwenderisch, wenn er Geld hatte, war er dennoch unfähig, sich seines Einflusses bei dem Könige zur Erlangung der Mittel für seine Verschwendungssucht zu bedienen. Waren seine gewöhnlichen Einnahmequellen verstopft, dann wartete er geduldig, bis sie wieder fließend wurden, vorausgesetzt, dass es ihm nicht an schönen Kleidern, schönen Pferden und schönen Waffen fehlte. War der Goldstrom aber wieder einmal flüssig geworden, dann erschöpfte er ihn auch eben so schnell und eben so unbekümmert, wie vorher.

Während der Abwesenheit des Königs hatte Baradas mit seinem Freunde St. Simon sehr viel von der hübschen Einnahme gesprochen, die ihm vom Himmel herabgefallen war, und von der er seinem Gefährten einen Teil zu geben gedachte. Die beiden Jünglinge, denn Baradas, der Ältere von ihnen, zählte kaum zwanzig Jahre, — die beiden Jünglinge also hatten die schönsten Pläne auf diese dreitausend Pistolen gebaut; sie wollten wenigstens einen Monat lang mit dieser Summe wie die Prinzen leben; nur Eines bekümmerte sie: Wurde die Anweisung des Königs auch ausgezahlt? Man hatte schon so viele königliche Anweisungen zurückweisen sehen, ohne dass der Schatzmeister die erhabene Unterschrift respektierte, dass man die Unterschrift des geringsten Kaufmannes der City höher anschlug, als die Ludwigs XIII.

Dann hatte sich Baradas in einen Winkel zurückgezogen, Papier und Feder zur Hand genommen und sich der für einen Edelmann damaliger Zeit äußerst schwierigen Arbeit des Briefschreibens zu unterziehen versucht. Nachdem er sich lange die Stirn gerieben und den Kopf gekratzt hatte,

war er damit zu Stande gekommen, hatte den Brief in die Tasche geschoben, dann den König erwartet, und ihn sogleich gefragt, wann er sich dem Schatzmeister vorstellen könne, um sich die bewusste Anweisung auszahlen zu lassen.

Der König antwortete, er könne dies ihm, wann es ihm beliebe, und der Schatzmeister werde ihm zu Dienst stehen.

Baradas hatte dem Könige darauf die Hand geküsst, war die Stiege des Louvre hinabgesprungen, immer vier Stufen auf einmal, war unten in eine Sänfte gestiegen und ließ sich nach dem Hause des Kardinals tragen.

Dort war er zu Charpentier gekommen, und hatte demselben seine Anweisung präsentiert. Charpentier hatte dieselbe nach allen Seiten besehen und geprüft, und darauf dem jungen Manne einen Beutel mit Gold eingehändigt.

Bei dem Anblicke dieses Goldes glaubte Baradas, das Herz müsse ihm vor Freude zerspringen.

Charpentier erbot sich, die Summe vor seinen Augen noch einmal abzuzählen, Baradas aber, welcher große Eile hatte, drückte den Geldsack an seine Brust und wollte ihn hinab zur Sänfte tragen. Seine durch die Verwundung geschwächten Kräfte reichten aber dazu nicht hin, und Charpentier musste ihm helfen.

Unten angelangt, nahm Baradas eine Handvoll Münzen aus dem Jacke und bot sie Charpentier an; dieser aber weigerte sich mit einem tiefen Bückling, das Geschenk anzunehmen.

Baradas blieb ganz verblüfft auf der Straße stehen, während sich hinter Charpentier, der in das Haus zurückkehrte, die Tür schloss.

Nach und nach kam Baradas zu sich, orientierte sich, ging auf das Nachbarhaus zu, klopfte an dessen Thor und gab dem heraustretenden Diener den Brief, den er geschrieben hatte, mit den Worten:

»Für Fräulein de Lorme.«

Mit dem Briefe zugleich gab er dem Lakaien zwei Taler, die dieser jedoch nicht so spröde zurückwies, wie Charpentier sein Geschenk. Darauf sprang Baradas in seine Sänfte und rief den Trägern in jenem Tone, der nur Leuten eigen ist, welche die Taschen voll haben, den Befehl zu:

»Nach dem Louvre.«

Die Träger, denen die Schwere des Geldsackes nicht entgangen war, setzten sich zu einem förmlichen Trabe in Bewegung.

Nach einer Viertelstunde war Baradas, dessen rechte Hand unterdessen nicht aufgehört hatte, seinen Reisegefährten, den Geldsack, zu streicheln, an dem Thore des Louvre angelangt, wo er mit Frau von Fargis zusammentraf, die ebenfalls aus einer Sänfte stieg.

Beide erkannten einander; ein Lächeln voll Ironie glitt über die reizenden Lippen der Hofdame,

als sie bemerkte, wie Baradas sich vergebens abmühte, mit seinem verwundeten Arme den Sack aus der Sänfte zu schaffen.

»Wollt Ihr vielleicht, dass ich Euch helfe, Herr von Baradas?« fragte sie.

»Ich danke, gnädige Frau,« antwortete der Page, »aber wenn Ihr im Vorbeigehen meinen Kameraden St. Simon bitten wolltet, heranzukommen, würdet Ihr mir wirklich einen Gefallen erweisen.«

»Mit großem Vergnügen,« erwiderte Frau von Fargis.

Und sie eilte die Treppen flüchtigen Schrittes hinauf, ihr Schleppkleid so geschickt aufhebend, wie nur graziöse Frauen es verstehen; dadurch ließ sie den unteren Teil des Beines bis zum Anfang der Wade sehen, das Übrige aber erraten.

Fünf Minuten später kam. St. Simon herab; Baradas belohnte die Träger reichlich und die beiden jungen Leute trugen den Geldsack mit vereinigten Kräften die Treppe des Louvre hinauf.

Während dieser Zeit unterhielt sich Ludwig XIII. mit seinem Narren, dessen Scharfblick die Niedergeschlagenheit, des Königs nicht entgangen war.

Ludwig XIII. saß an der einen Seite des Feuers in dem großen Kamin seines Gemaches und hatte vor sich einen Tisch.

L'Angely hockte auf der Lehne seines Sessels, wie ein Papagei aus einer Stange und hielt auf seinen Knien einen Teller.

Der König verzehrte ohne Appetit einige getrocknete süße Kirschen und benetzte kaum seine Lippen aus einem Glas, auf welchem in Gold und Himmelblau das königliche Wappen funkelte. Er hatte seinen großen schwarzen Filzhut mit schwarzen Federn auf dem Kopfe behalten und der breite Rand des Hutes warf auf seine Stirn einen Schatten, welcher den ohnehin schon so finsternen Ausdruck seines Gesichts noch mehr Verfinsterte.

L'Angely dagegen hatte großen Hunger und sein Gesicht erheiterte sich bei dem Anblick des zweiten Mittagsessens, welches der König nach den Gewohnheiten jener Zeit zwischen fünf und sechs Uhr Abends zu verzehren pflegte. Er zog daher an den ihm zunächst stehenden Rand des Tisches eine gewaltige Pastete von Fasanen, Schnepfen und Becassinen, und nachdem er das erste Stück derselben dem Könige geboten hatte, der es zurückwies, indem er mit dem Kopfe schüttelte, schnitt er sich davon Stücke ab, die so groß waren, wie die Ziegelsteine, die mit Leichtigkeit von der Pastete auf seinen Teller gelangten, mit noch größerer Leichtigkeit aber von seinem Teller in seinen Magen. Nachdem er den Fasan als den größten. Teil des Inhalts angegriffen hatte, war er zu den Schnepfen gelangt und beabsichtigte mit den Becassinen zu endigen, indem er das Ganze mit einem Weine anfeuchtete, den man Kardinalswein nannte und der nichts Anderes war, als der jetzige Bordeaux. Der König und der Kardinal, welche die beiden schlechtesten Magen in dem ganzen Königreich hatten, schätzten diesen Wein wegen seiner die Verdauung befördernden Eigenschaft; L'Angely, der sich des besten Magens von der Welt, rühmen durfte, liebte diesen Wein wegen seines Bouquets und»seiner Milde.

Eine erste Flasche dieses leichten Weines hatte geleert bereits ihren Weg von dem Kaminherde auf den Kaminsims gefunden, wohin ihr bald eine zweite folgen sollte, die eben jetzt in der gehörigen Entfernung von dem Feuer erwärmt wurde. L'Angely, der die zweite Flasche schon mit den Augen liebte, hatte für die erste nur noch die Aufmerksamkeit und Achtung, die man den Toten schuldig ist.

L'Angely glich übrigens dem alten griechischen Philosophen, der alles Überflüssige verschmähte und daher seinen hölzernen Becher in den Fluss warf, als er einen Knaben aus der hohlen Hand trinken sah; er verzichtete auf den vermittelnden Beistand des Glases und begnügte sich damit, den Hals der Flasche zu seinem Munde zu führen, wenn er das Bedürfnis fühlte, seinen Durst zu stillen; — und wir müssen sagen, dass dies Bedürfnis sich bei ihm sehr oft wiederholte.

Eben hatte er wieder der Flasche wacker zugesprochen und stieß einen Seufzer des Behagens aus, während sich der Brust des Königs ein Seufzer der Betrübnis entrang.

L'Angely blieb unbeweglich, die Flasche in der einen, die Gabel in der andern Hand.

»In der Tat,« sagte er, »ist es, wie es scheint, nicht sehr unterhaltend, König zu sein, besonders, wenn man regieren muss.«

»Ach, mein armer L'Angely,« erwiderte der König, »ich bin sehr unglücklich.«

»Erzähle mir das, mein Sohn; das wird Dich trösten,« sagte der Narr, die Flasche auf den Boden stellend und ein frisches Stück Pastete auf die Gabel spießend. »Weshalb bist Du so unglücklich?«

»Alle Welt bestiehlt mich, alle Welt betrügt mich, alle Welt verrät mich!«

»Du hast also angefangen das zu bemerken?«

»Ich habe mich sogar davon überzeugt.«

»Sieh! Sieh, mein Sohn! Doch betrachten wir die Dinge, wie sie sind, und seien wir nicht gleich ein so entschiedener Pessimist. Ich muss Dir gestehen, dass ich die Sachen hienieden bei weitem nicht so schlecht finde. Ich habe gut gefrühstückt, gut zu Mittag gegessen; diese Pastete ist vortrefflich, dieser Wein ausgezeichnet, die Erde dreht sich so sanft, dass ich es kaum spüre, und ich fühle über meinen ganzen Körper eine so angenehme Wärme verbreitet, dass ich die ganze Welt wie durch einen rosenfarbenen Schleier sehe.«

»L'Angely,« sagte Ludwig XIII. mit großem Ernst, »keine Ketzerei, oder ich lasse Dich peitschen.«

»Wie!« sagte L'Angely. »Ist es etwa eine Ketzerei, wenn man die Welt durch einen rosigen Schleier ansieht?«

»Nein; aber es ist eine Ketzerei, zu sagen, dass sich die Erde dreht.«

»Ah, meiner Treu, ich bin ja nicht der Erste, der das sagt; die Herren Copernicus und Gallilei

haben es schon vor mir gesagt.«

»Ja, — aber die Bibel sagt das Gegenteil und Moses wird es doch besser gewusst haben, als Gallilei?«

Der Narr zuckte die Achseln.

»Höre!« fuhr der König fort, »wenn die Erde unbeweglich wäre, wie hätte Josua sie in ihrem Kreislauf drei Tage lang aufhalten können?«

»Bist Du sicher, dass Josua dieses Wunder bewirkt hat?«

»Nicht er, aber der Herr.«

»Und Du glaubst, der Herr hätte sich diese Mühe gegeben, um seinem Erwählten die Zeit zu gewähren, das Heer des Adonisedec und der vier mit ihm verbündeten Könige der Kananiter in Stücke zu hauen und sie lebendig in einer Höhle einzumauern? Meiner Treu, wenn ich der Herr gewesen wäre, so würde ich, statt die Sonne in ihrem Laufe zu hemmen, im Gegenteil die Nacht herausgeführt haben, um dem armen Teufeln eine Möglichkeit zur Flucht zu gewahren.«

»L'Angely, L'Angely,« sagte traurig der König, »man merkt Dir auf eine Meile weit den Hugenotten an.«

»Gib Acht, Ludwig, dass Du nicht noch mehr nach dem Hugenotten riechst; denn Du bist der Sohn Deines Vaters.« '

»L'Angely!« fügte der König mit drohendem Tone.

»Du hast Rechts Ludwig,« sagte L'Angely, indem er die Becassinen angriff. »Doch sprechen wir nicht mehr von Theologie. Du sagst also, dass Du Dich überzeugt hast, die ganze Welt betrüge Dich?«

»Die ganze Welt, L'Angely.«

»Ausgenommen Deine Mutter, nicht wahr?«

»Meine Mutter wie die Anderen.«

»Und Deine Frau?«

»Meine Frau mehr als die Anderen.«

»Und Dein Bruder?«

»Mein Bruder mehr als Alle.«

»Und ich glaubte immer, dass nur der Kardinal Dich betrüge.«

»L'Angely, ich glaube, dass der Kardinal im Gegenteil der Einzige war, der mich nicht betrog.«



»Aber das ist ja dann eine verkehrte Welt!«

Ludwig schüttelte traurig den Kopf.

»Ich habe sagen hören,« fuhr der Narr fort, »dass Du in Deiner Freude, des Kardinals entledigt zu sein, Deine ganze Familie reichlich beschenkt hast.«

»Ach!«

»Dass Du 60,000 Livres Deiner Mutter, 30,000 der Königin und 150,000 Monsieur gegeben hast.«

»Das heißt, ich habe sie ihnen versprochen, L'Angely.«

»So? Also sie haben diese Summen noch nicht?«

»L'Angely,« sagte der König, »ich habe da plötzlich einen, Wunsch.«

»Hoffentlich doch nicht, mich als Ketzer verbrennen, oder als Dieb aufknüpfen zu lassen?«

»Nein aber da ich jetzt Gelb habe —«

»Du hast Geld?«

»Ja, mein Lieber.«

»Auf Dein Ehrenwort?«

»Auf mein Wort als Edelmann; und sogar sehr viel Geld!«

»Nun, folge mir,« sagte L'Angely, »mache von Deinem Gelde einen guten Gebrauch und kaufe Weinvorräte. Der Jahrgang 1629 kann schlecht ausfallen.«

»Nein, darin besteht mein Wunsch nicht; Du weißt, dass ich nur Wasser trinke.«

»Darum bist Du auch stets so traurig.«

»Ich müsste ein Narr sein, um lustig zu scheinen.«

»Ich bin ein Narr und kann es dennoch selten zur Lustigkeit bringen. Doch kommen wir zur Sache, Was ist Dein Wunsch?« '

»Ich hätte Lust. Dein Glück zu machen.«

»Mein Glück? Und wozu? Ich habe Nahrung und Wohnung im Louvre: wenn ich Geld brauche, drehe ich meine Taschen um und nehme, was ich in denselben finde; es ist wahr, dass dies niemals viel ist, aber es genügt mir und ich beklage mich nicht.«

»Ich weiß, dass Du Dich nicht beklagst und das ist es, was mich ebenfalls betrübt.«

»Dich betrübt also Alles! Geh', Du hast einen schlechten Charakter.«

»Du beklagst Dich niemals und ich gebe Dir nie etwas, während Die denen ich stets mit vollen Händen gebe, sich immer beklagen.«

»Laß sie nur, mein Sohn.«

»Wenn ich sterbe. L'Angely —«

»Das ist wieder eine sehr heitere Idee, die Dir da durch den Kopf fährt. Warte doch, um so aufgeräumt zu sein, wenigstens den Carneval ab.«

»Wenn ich stürbe, so würden sie Dich davonjagen und Dir nicht einmal einen Maravedi geben.«

»Nun, dann würde ich gehen.«

»Und was würde aus Dir werden?«

»An Trappist! Beim Teufel, die Trappe ist ein eben so närrischer Ort, wie der Louvre.«

»Sie glauben Alle, dass ich bald sterben werde. Was hältst Du davon. L'Angely?«

»Ich sage, dass Du leben musst, damit sie vor Wut bersten.«

»Es ist nicht sehr unterhaltend, zu leben.«

»Glaubst Du etwa, dass man sich in der Gruft von St. Denis besser unterhält, wie im Louvre?«

»Nur der Körper ist in St. Denis; die Seele ist im Himmel.«

»Glaubst Du, dass man sich im Himmel besser unterhält, als in St. Denis?«

»Man unterhält sich eigentlich nirgends,« sagte der König mit einem düsteren Ausdruck.

»Ludwig, ich sage Dir im Voraus, dass ich Dich allein Deiner Langweile überlassen werde; Du fängst an, mir einen Schauer in die Glieder zu jagen.«

»Du willst also nicht, dass ich Dich bereichere?«

»Ich will, dass Du mich ruhig meine Flasche leeren und meine Pastete essen lässt.«

»Ich will Dir eine Anweisung auf 3000 Pistolen geben, wie meinem Pagen Baradas.«

»Ah! Du hast Deinem Pagen eine Anweisung auf 3000 Pistolen gegeben?«

»Ja.«

»Nun. Du kannst Dir wenigstens sagen, dass dies Geld gut angelegt ist!«

»Glaubst Du, dass er davon einen schlechten Gebrauch machen wird?«

»Im Gegenteil, einen vortrefflichen — ich glaube, dass er es in Gesellschaft guter Jungen und hübscher Mädchen verzehren wird.«

»Du glaubst doch an gar nichts. L'Angely!«

»Nicht einmal an die Tugend des Herrn Baradas.«

»Es ist eine Sünde, mit Dir zu plaudern.«

»Daran ist etwas Wahres; ich will Dir daher auch einen Rat geben, mein Sohn.«

»Welchen?«

»In Dein Oratorium zu gehen und für meine Bekehrung zu beten, mich aber ruhig mein Dessert verspeisen zu lassen.«

»Ein guter Rat kann auch von einem Narren kommen; ja, ich will wirklich singen.«

Der König erhob sich und begab sich nach seinem Oratorium.

»Recht so!« sagte L'Angely; »bete Du für mich und ich werde für Dich essen, trinken und beten. Wir werden sehen, wem das am besten bekommt.«

Während Ludwig XIII., trauriger als je, in sein Oratorium trat, dessen Tür er hinter sich zuzog, machte sich L'Angely an die dritte Flasche und sang dazu ein lustiges Lied.

---

## X.

### Auch Du, Baradas?

Als Ludwig XIII. aus seinem Oratorium zurückkam, fand er L'Angely mit dem Kopfe auf beiden gekreuzten Armen auf der Tischplatte ruhend und schlafend, oder sich stellend, als ob er schlief.

Er betrachtete ihn einen Augenblick mit tiefer Melancholie und dieser beschränkte und egoistische Geist, der gleichwohl von Zeit zu Zeit durch instinktmäßige Blitze des Wahren und des Gerechten erleuchtet wurde, was durch seine schlechte Erziehung nicht ganz unterdrückt worden war, fühlte sich ergriffen von innigem Mitleid für diesen Gefährten seiner Traurigkeit, der sich ihm gewidmet hatte, nicht um ihn zu erheitern, wie die anderen Narren die Könige, seine Vorgänger, erheitert hatten, sondern um mit ihm alle die Kreise der monotonen Hölle mit dem dunklen Himmel zu durchlaufen, welche man die Langweile nennt.

Er erinnerte sich an das Anerbieten, welches er ihm gemacht hatte, dem aber L'Angely mit seiner gewöhnlichen Sorglosigkeit ausgewichen war, ohne es zurückzuweisen; er erinnerte sich ebenso der Uneigennützigkeit und der Geduld, mit welcher L'Angely, jeden Eigensinn seiner üblen Launen ertrug; er erinnerte sich an des Narren unselbstsüchtige Ergebenheit, mitten unter den ehrgeizigen Ergebenheiten der Andern, und dann zog er ein Schreibzeug zu sich heran, unterzeichnete eine Anweisung auf 3000 Pistolen und schob sie ihm, ohne dass er es merkte, in die Tasche des Rockes. Darauf kehrte er in sein Schlafzimmer zurück, ließ sich eine Stunde lang auf der Laute vorspielen, rief endlich Beringhen, der ihn zu Bette brachte, und schickte nach Baradas, der mit ihm plaudern sollte.

Baradas erschien fröhlich und guter Dinge; er hatte soeben seine 30 00 Pistolen vielleicht zum zehnten Male gezählt.

Der König ließ ihn am Fußende des Bettes Platz nehmen und sagte im Tone des Vorwurfes:

»Warum bist Du so fröhlich, Baradas?«

»Ich bin fröhlich, weil ich allen Grund dazu habe.«

»Und welchen?« fragte Ludwig XIII. seufzend.

»Euer Majestät vergessen also, dass Sie mir 3000 Pistolen zum Gescheut gemacht haben?«

»Nein, ich erinnere mich sehr wohl daran.«

»Nun, ich muss Ew. Majestät sagen, dass ich durchaus nicht darauf rechnete.«

»Und warum nicht?«

»Der Mensch denkt und Gott lenkt.«

»Wenn aber der Mensch ein König ist?«

»Dann bleibt Gott noch immer Gott.«

»Nun?«

»Nun, Sire, zu meinem großen Erstaunen wurde mir das Geld augenblicklich ausgezahlt. Teufel, dieser Herr Charpentier ist nach meiner Ansicht ein großer Mann, ein größerer noch, als Herr Lavieuville, welcher, wenn man um Geld bei ihm ansucht, mit der ruhigsten Miene antwortet:

»Ich schwimme, ich schwimme!«

»Du hast also Deine 3000 Pistolen?«

»Ja. Sire.«

»Und bist nun ein reicher Mann?«

»So ziemlich.«

»Was willst Du damit machen? Du wirst sie als schlechter Christ beim Spiele und mit den Weibern ausgeben.«

»O Sire,« sagte Baradas mit heuchlerischer Miene, »Ihr wisst wohl, dass ich niemals spiele,«

»Du hast es mir wenigstens gesagt.«

»Uno was die Weiber betrifft, so kann ich sie nicht ausstehen.«

»So?« sagte erstaunt der König.

»Es ist dies mein ewiger Streit mit dem Schlingel Saint-Simon, dem ich immer das Beispiel Ew. Majestät vorhalte.«

»Siehst Du, Baradas, die Frau ist nur zu dem Verderben unserer Seele geschaffen; die Erste dieses Geschlechts wurde nicht von der Schlange verführt, sondern sie war selbst die Schlange.«

»Das war sehr gut gesagt, Sire, und ich werde es mir in mein Maßbuch schreiben.«,

»Weil wir von der Messe reden; letzten Sonntag hatte ich meinen Blick auf Dich gerichtet, Baradas; Du schienst sehr zerstreut zu sein.«

»Das schien Euer Majestät nur so, weil es der Zufall wollte, dass sich meine Blicke zugleich mit den Eurigen nach Fräulein von Lautrec lenkten.«

Der König biss auf die Schnurrbartspitzen und wechselte den Gegenstand des Gespräches.

»Was wirst Du also mit dem Gelde machen?« fragte er.

»Wenn ich drei- oder viermal so viel hätte, so würde ich fromme Werte tun.« antwortete der Page; »ein Kloster gründen oder eine Capelle errichten; da ich aber über eine beschränkte Summe zu gebieten habe —«

»Baradas, ich bin nicht reich!« sagte der König.

»Ich beklage mich auch nicht, Sire; ich sage nur, da ich bloß über eine beschränkte Summe zu verfügen habe, werde ich die Hälfte derselben meiner Mutter und meinen Schwestern schenken.«

Der König nickte zustimmend mit dem Kopfe.

»Die 1500 Pistolen, die mir übrig bleiben,« fuhr Baradas fort, »werde ich in zwei Hälften teilen; 750 sollen mir dazu dienen, zwei kriegstüchtige Pferde zu kaufen, da ich Ew. Majestät aus dem Feldzuge nach Italien begleiten will, einen Diener zu mieten und zu kleiden, und mir Waffen anzuschaffen.«

»Und was wirst Du mit den übrigen 750 Pistolen tun?«

»Ich werde sie als Taschengeld aufbewahren; glücklicherweise fehlt es nicht an Gelegenheit zu guten Handlungen, und auf allen Wegen trifft man Waisen, die zu unterstützen, und Witwen, die zu trösten sind.«

»Küsse mich, Baradas, küsse mich!« sagte der bis zu Thronen gerührte König; »wende Dein Geld an, wie Du Dir es soeben vorgenommen hast und ich werde dafür sorgen, dass Dein kleiner Schatz sich nicht erschöpft.«

»Sire,« sagte Baradas, »Ihr seid groß, prächtig und weise wie König Salomo, vor welchem Ihr noch den Vorteil voraus habt, nicht, wie er, 300 Frauen zu besitzen, und 800 —«

»Großer Gott,« rief der König, schon bei dem bloßen Gedanken erschreckend, »was sollte ich damit anfangen? So ein Gedanke ist ja Sünde.«

»Ew. Majestät haben Recht,« sagte Baradas. »Soll ich in einem frommen Buche lesen?«

Baradas wusste nämlich, dass dies das beste Mittel sei, den König einzuschläfern; er erhob sich daher und nahm aus einem Schranke »die ewigen Tröstungen« von Gerson, setzte sich wieder an das Bett des Königs und fing mit lauter Stimme zu lesen an.

Bei der dritten Seite schlief der König bereits fest.

Baradas erhob sich auf den Fußspitzen, schlich geräuschlos zur Tür und entfernte sich, um mit Saint-Simon eine unterbrochene Würfelpartie fortzusetzen. Am andern Morgen trat der König um zehn Uhr wieder in jenes grüne Kabinett, in welchem sich ihm seit zwei Tagen so viele Dinge, die er bisher von einem falschen Gesichtspunkte aus betrachtet hatte, in ihrem wahren Lichte zeigten.

Er traf hier Charpentier, welcher ihn erwartete.

Der König war bleich, abgemattet, niedergeschlagen.

Er fragte, ob die Berichte angekommen wären.

Charpentier erwiderte: »Nur Berichte von Souscarières und Lopez, da Pater Josef im Kloster geblieben ist und keinen Bericht geschickt hat.«

»Wer von Beiden ist schon hier?« fragte der König.

»Der Juwelier Lopez ist bereits da, aber um Ew. Majestät Zeit zu lassen, ihn auszufragen und die Briefe des Herrn Kardinals zu lesen, habe ich Herrn von Souscarières erst auf Mittag bestellt.«

»Lasset also Lopez eintreten.«

Einige Minuten später trat der Juwelier ein; er hielt den Hut unter dem Arme und verbeugte sich bis zur Erde.

»Es ist gut, Herr Lopez,« sagte der König; »ich kenne Euch schon sehr lange und Ihr seid mir theuer genug.«

»Wie so das, Sire?«

»Seid Ihr es nicht, bei dem die Königin ihren Schmuck kauft?«

»Ja. Sire.«

»Nun denn, erst vorgestern verlangte die Königin von mir 20,000 Livres zur Vervollständigung einer Perlenschnur, welche sie in Eurem Laden vorgenommen hat.«

Lopez lachte und zeigte eine Doppelreihe weißer, starker Zähne, wie sie nur der maurischen Race eigen sind.

»Warum lacht Ihr?« fragte der König.

»Sire, darf ich sprechen, wie ich zu dem Kardinal zu sprechen pflegte?« so.«

»Nun, es befindet sich in meinem heutigen Berichte ein Artikel, der sich gerade auf diese Perlenschnur, oder vielmehr auf die Folgen derselben, bezieht.«

»Lest mir diesen Artikel vor.«

»Ich stehe zu Befehl, Sire, aber Ihr werdet von dem Geschriebenen nichts verstehen, wenn ich nicht einige vorbereitende Erklärungen darüber gebe.«

»So spricht.«

»Am 22. des letzten Monats erschienen Ihre Majestät, die Königin, allerdings bei mir unter dem Vorwand, eine Perlenschnur zu vervollständigen,«

»Unter dem Vorwand, sagtet Ihr?«

»Ja, Sir.«

»Was war also der eigentliche Zweck?«

»Ein Zusammentreffen mit dem spanischen Gesandten, Marquis von Mirabel, der zufällig bei mir sein sollte.«

»Zufällig?«

»Ohne Zweifel, Sire: es ist immer zufällig, wenn Ihre Majestät die Königin den Herrn Marquis trifft, der das Verbot erhalten hat, sich außer an den Empfangstagen im Louvre zu zeigen.«

»Ich selbst hab, auf den Rat des Kardinals dieses Verbot erlassen.«

»Es ist also notwendig, dass Ihre Majestät die Königin, wenn dieselben mit dem Gesandten ihres Bruders, des Königs von Spanien, zu verhandeln haben, mit demselben an einem andern Ort zusammentreffe.«

»Und bei Euch fand diese Zusammenkunft statt?«

»Mit Bewilligung des Herrn Kardinals.«

»Und hatten sie eine lange Unterredung miteinander?«

»Sie wechselten nur einige Worte.«

»Man müsste wissen, welches diese Worte waren.«

»Der Herr Kardinal weiß es schon.«

»Aber ich weiß es noch nicht; der Herr Kardinal ist sehr verschwiegen.«

»Das heißt, er wollte Ew. Majestät nicht unnöthiger Weise beunruhigen.«

Und welches sind diese Worte?«

»Ich kann nur jene wiederholen, Sire, welche von meinem Diamantschneider belauscht wurden.«

»Er versteht also das Spanische?«

»Ich ließ es ihn auf Befehl des Herrn Kardinals lernen. Aber die ganze Welt glaubt, dass er es nicht versteht, und deshalb misstraut ihm Niemand. Folgendes ist das Gespräch zwischen dem Gesandten und der Königin:

»Haben Ew. Majestät,« fragte der Gesandte, »durch die Vermittlung der Mailänder Regierung und die Bemühungen des Grafen von Moret einen Brief Eures erhabenen Bruders erhalten?«



»Ja, mein Herr,« antwortete die Königin.

»Dachten Ew. Majestät über den Inhalt nach?«

»Ich tat es bereits und werde noch weiter darüber nachdenken, und Euch meine Antwort sagen lassen.«

»Wie?«

»Durch eine Kiste, angeblich angefüllt mit Stoffen, die aber in Wirklichkeit meine Zwergin Gretchen enthalten wird.«

»Glauben Eure Majestät sich auf dieselbe verlassen zu können?«

»Sie ist ein Geschenk meiner Tante Clara Eugenia welche ganz für das Interesse Spaniens gewonnen ist.«

»Für das Interesse Spaniens?« wiederholte der König. »Also Alles, was mich umgibt, teilt das Interesse meiner Feinde. Und diese Zwergin?«

»Man brachte sie in ihrer Kiste und da sie sehr gut spanisch spricht, sagte sie Herrn von Mirabel, dass die Königin den ihr gegebenen Rat beherzigen und wenn die Gesundheit des Königs sich verschlimmerte, sich keinesfalls überraschen lassen wollte.«

»Dass sie sich nicht überraschen lassen wollte!« wiederholte der König.

»Wir haben den Sinn dieser Worte nicht verstanden, Sire,« sagte Lopez, den Kopf neigend.

»Ich verstehe ihn sehr gut,« brummte der König in den Bart. »Und ließ sie nicht zugleich sagen, dass sie die Summe für die gekauften Perlen schicken würde?«

»Ich bin bereits dafür bezahlt, Sire.«

»Wie. Ihr wäret schon dafür bezahlt?«

»Ja. Sire!«

»Und durch wen?«

»Durch Herrn Particelli.«

»Particelli, den italienischen Bankier?«

»Ja —«

»Aber man sagte mir doch, dass dieser gehängt worden sei?«

»Das ist wahr, aber bevor er starb, hinterließ er sein Bankiergeschäft Herrn d'Emery, einem sehr rechtschaffenen Manne.«

»Man betrog und verriet mich also auf allen Seiten!« — sagte Ludwig XIII. — »und die Königin hat Herrn von Mirabel seitdem nicht wieder gesehen?«

»Die regierende Königin nicht, wohl aber die Königin-Mutter.«

»Meine Mutter? Und wann das?«

»Gestern.«

»Zu welchem Zwecke?«

»Um ihm anzukündigen, dass der Herr Kardinal gestürzt und Herr von Bérulle an seine Stelle getreten sei; dass Monsieur seine Ernennung als Generallieutenant des Feldzuges erhalten habe, und dass der Marquis daher an Philipp IV. berichten könne, der italienische Krieg werde nicht statt haben.«

»Sind dies die eigenen Worte Ihrer Majestät?«

»Ja. Sire.«

»Ich begreife; man wird diese zweite Armee, wie die erste, ohne Geld, ohne Lebensmittel, ohne Kleider verkommen lassen. O, die Elenden, die Elenden!« rief der König, seine Stirne zwischen den Händen pressend. — »Habt Ihr noch etwas zu sagen?«

»Dinge von geringer Wichtigkeit, Sire; Herr Baradas ist heute in mein Haus gekommen.«

»Um Schmuck zu taufen?«

»Erkaufte ein Halsband, ein Armband und Haarnadeln.«

»Für welche Summe?«

»Für 300 Pistolen.«

»Was konnte er mit dem Schmucke wollen?«

»Wahrscheinlich gebrauchte er ihn für eine Geliebte, Sire.«

»Und gestern sagte er mir noch, dass er die Weiber verabscheue! — Was wisst Ihr noch weiter?«

»Das ist Alles, Sire.«

»Fassen wir es also zusammen: Die Königin Anna und Herr von Mirabel — wenn meine Gesundheit schlechter wird, so trifft sie die Einrichtung, nicht überrascht zu werden. — Die Königin-Mutter und Herr von Mirabel — Herr von Mirabel kann an König Philipp IV. berichten, dass, da Herr von Bérulle die Stelle des Kardinals einnimmt und Monsieur Generallieutenant ist, der Feldzug nicht stattfinden wird — endlich Baradas, welcher Armbänder, Halsbänder und Haarnadeln für das Geld tauft, welches ich ihm geschenkt habe. Es ist gut, Herr Lopez; ich habe von Euch sehr viel vernommen. Fahrt fort, mir gut zu dienen, wie Ihr dem Kardinal gut gedient

habt, und verliert kein Wort von dem, was bei Euch gesprochen wird.«

»Eure Majestät sehen, dass diese Erinnerung bei mir nicht besonders notwendig ist,«

»Geht, Herr Lopez, geht; ich habe Eile, mit allen diesen Verrätereien ein Ende zu machen. Sagt, man möge mir Herrn Souscarières schicken.«

»Da bin ich, Sire,« sagte eine Stimme, und auf der Schwelle erschien Souscarières. den Hut in der Hand.

»Ah, Ihr habt gehorcht?« sagte der König.

»Nein, Sire; aber mein Eifer für den Dienst Ew. Majestät ist so groß, dass ich erriet. Ew. Majestät wünschten mich zu sprechen.«

»So, so; und habt Ihr mir viel Interessantes mitzuteilen?«

»Mein Bericht datiert bloß von zwei Tagen, Sire.«

»Sagt mir also, was sich in diesen zwei Tagen begeben hat?«

»Vorgestern ließ sich Monsieur, Euer erhabener Bruder, in einer Sänfte zu dem Gesandten des Herzogs von Lothringen und zu dem des Königs von Spanien bringen,«

»Ich weiß, was er dort wollte, Fahrt fort.«

»Gestern um elf Uhr nahmen Ihre Majestät, die Königin-Mutter, ein Sänfte und ließen sich nach dem Laden des Herrn Lopez tragen, wohin sich eine halbe Stunde früher auch der spanische Gesandte hatte bringen lassen.«

»Ich weiß, was die Beiden sich zu sagen hatten. Fahrt fort.«

»Gestern nahm Herr Baradas am Louvre eine Sänfte und ließ sich in das Palais des Kardinals bringen, aus welchem er nach fünf Minuten mit einem schweren Geldsack zurückkam.«

»Ich weiß das.«

»Von der Tür des Herrn Kardinals begab er sich zu Fuß an die Tür des Nachbarhauses.«

»An welche Tür?« fragte lebhaft der König.

»An die Tür, welche zu Marion de Lorme führt.«

»Zu Marion de Lorme? Ist er bei ihr eingetreten?«

»Nein, Sire; er hat bloß an die Tür gepocht, ein Lakai ist erschienen, und Herr Baradas hat ihm einen Brief übergeben.«

»Einen Brief?«

»Ja, Sire. Als der Brief übergeben war, stieg er wieder in die Sänfte und ließ sich in den Louvre zurückbringen. Heute Morgen ist er wieder ausgegangen.«

»Ja; er kaufte bei Lopez Schmucksachen. Wo war er aber dann?«

»Er kehrte in den Louvre zurück, Sire, und mietete eine Sänfte für die ganze folgende Nacht.«

»Habt Ihr mir noch etwas zu sagen?«

»Über wen, Sire?«

»Über Baradas.«

»Nein, Sire!«

»Gut, geht.«

»Aber, Sire, ich hätte noch von Frau von Fargis zu reden.«

»Geht.«

»Von Herrn von Marillac.«

»Geht.«

»Von Monfieur.«

»Was ich weiß, genügt mir. Geht.«

»Von dem verwundeten Stephan Latil, welcher sich zu dem Herrn Kardinal nach Chaillot bringen ließ.«

»Das kümmert mich nicht. Geht.«

»Ich ziehe mich zurück, Sire.«

»Tut das.«

»Kann ich die Hoffnung mit mir nehmen, dass Eure Majestät mit mir zufrieden sind?«

»Nur zu sehr!«

Souscarières grüßte und ging rückwärts aus dem Gemache.

Der König gab sogleich ein Zeichen mit der Glocke. Charpentier eilte herbei.

»Herr Charpentier,« fragte der König, »auf welche Weise rief der Herr Kardinal Marion de Lorme, wenn er mit ihr sprechen wollte?«

»Das war sehr einfach, Sire.«

Und Charpentier drückte an den Knopf in der Wand, wodurch sich die Füllung verschob, zog an der Glockenschnur, die zwischen den beiden Türen befestigt war, und wandte sich dann zu dem König.

»Wenn Marion de Lorme zu Haus ist,« sagte er, »wird sie augenblicklich erscheinen. Soll ich die Tür verschließen?«

»Unnöthig.«

»Wollen Ew. Majestät allein bleiben oder soll ich zugegen sein?«

»Lasset mich allein.«

Charpentier verließ das Zimmer und der König blieb « oll ungeduldiger Erwartung vor dem geheimen Eingange stehen. Nach wenigen Sekunden ließ sich hinter der Tür ein leichter Schritt vernehmen; so leicht er aber auch war, entging er dem Ohre des Königs doch nicht.

»Ah!« sagte er, »endlich werde ich die Wahrheit erfahren!«

Da öffnete sich die Tür und in derselben erschien Marion de Lorme, im vollen Glanz der Schönheit ihrer achtzehn Jahre strahlend. Sie trug ein Kleid von weißer Seide und eine einfache Perlenschnur um den Hals; ein Wald schwarzer Locken fiel auf ihre weißen Schultern hernieder.

Ludwig XIII. trat geblendet einen Schritt zurück. Obgleich er für Frauenschönheit nicht sehr empfänglich war. Marion trat ein und machte eine Verbeugung, an welcher sowohl die Achtung vor dem Könige als auch die Koketterie ihren Teil hatten; ihre Augen waren zu Boden gesenkt wie wie die einer Pensionärin,

»Mein König, vor dem zu erscheinen ich nie gehofft hatte, erweist mir die Ehre, mich rufen zu lassen?«

Der König stammelte ohne Zusammenhang einige Worte, welche Marion Zeit ließen, sich an ihrem Triumphe zu weiden.

»Unmöglich!« sagte der König, »Unmöglich! Ich täusche mich, oder man hat mich getäuscht. Seid Ihr Fräulein, Marion de Lorme?«

»Ja, Sir, ich bin Marion.«

»Wenn Ihr Marion seid,« fuhr der König fort, »müsst Ihr gestern einen Brief bekommen haben.«

»Ich erhalte täglich gar viele Briefe. Sire.«

»Einen Brief, der zwischen fünf und sechs Uhr überbracht wurde.«

»Um diese Zeit erhielt ich vierzehn Briefe, Sire!«

»Habt Ihr sie aufbewahrt?«

»Zwölf davon habe ich verbrannt; der dreizehnte liegt aus meinem Herzen und der vierzehnte ist hier.«

»Es ist seine Schrift!« rief der König.

Er nahm rasch den Brief aus der Hand Marions; dann wandte er ihn nach allen Seiten.

»Er ist nicht entsiegelt!« sagte er.

»Er kommt von Jemand, der den König nahe angeht, und da ich ahnte, dass ich heute die hohe Ehre haben würde, Ew. Majestät zu sehen, machte ich es mir zur Pflicht, diesen Brief, so wie ich ihn empfangen habe, in Eure Hände zu legen, Sire.«

Erstaunt blickte der König Marion an.

»O,« sagte er, »ich möchte gern wissen, was dieser Brief enthält.«

»Dazu gibt es ein sehr einfaches Mittel, Sire; öffnet ihn.«

»Wenn ich der Polizeiminister wäre,« sagte Ludwig XIII., »so würde ich dies tun; aber ich bin der König.«

Marion nahm den Brief sanft aus den Händen des

»Da er an mich gerichtet ist, darf ich ihn eröffnen,« sagte sie, löste das Siegel und gab den offenen Brief an Ludwig XIII. zurück.

Der König zögerte noch einen Augenblick, aber die Neugier trug über das Gefühl der Rechtlichkeit den Sieg davon und er las mit unterdrückter Stimme,

Der Inhalt dieses Briefes war nicht dazu geeignet, Ludwig XIII. bei guter Laune zu erhalten.

Er lautete:

»Schöne Marion!

*»Ich bin zwanzig Jahre alt; einige Frauen hatten die Güte, mir nicht nur, zu sagen, dass ich ein hübscher Junge bin, sondern auch alles Mögliche zu tun, mich nicht daran zweifeln zu lassen, dass dies wirklich ihre Meinung ist. Übrigens bin ich der bevorzugte Günstling Ludwigs XIII., welcher, so geizig er auch ist, mir so eben, ich weiß nicht, unter welcher Eingebung, ein Geschenk von dreitausend Pistolen machte.*

*»St. Simon versichert mich, dass Ihr nicht nur das schönste, sondern auch das beste Mädchen der Welt seid. Es handelt sich nun darum, dass wir Zwei in einem Monat die 30,000 Livres vertun, welche dieser einfältige König mir geschenkt hat. Setzen wir also 10,000 Livres für Kleider und Schmucksachen an, 10.000 Livres für Pferde und Wagen und das letzte Drittel für Tanz und Spiel. Wenn Euch dieser Vorschlag gefällt, saget Ja, und ich laufe mit meinem*

*Geldsacke zu Euch; missfällt er Euch, so antwortet Nein, und ich stürze mich mit meinem Sacke um den Hals in den Fluss.*

*»Nicht wahr, Ihr sagt Ja? Denn Ihr werdet doch nicht den Tod eines armen Burschen wollen, der kein anderes Verbrechen begangen hat, als dass er wahnsinnig in Euch verliebt ist, ohne Euch jemals gesehen zu haben.*

*»Den morgenden Abend erwartend, liegen ich und der Geldsack Euch zu Füßen.*

*»Euer sehr ergebener*

*»Baradas.«*

Ludwig XIII. las die letzten Zeilen mit einer Stimme, die so heftig zitterte, dass die Worte selbst unverständlich gewesen wären, hätte er sie auch laut genug gesprochen, um gehört zu werden.

Als er die letzten Worte gelesen hatte, fiel die Hand, welche den Brief hielt, kraftlos hinab, das Gesicht wurde leichenblass, die Augen nahmen einen Ausdruck der Verzweiflung an, und wie Cäsar, der die Dolchstiche der anderen Verschworenen kaum zu empfinden schien, als er die Hand des Brutus zum Streiche ausholen sah, sein weltgeschichtliches »Tu quoque!« ausrief, so rief Ludwig XIII, mit kläglichlicher Stimme:

*»Auch Du, Baradas?«*

Ohne Marion de Lorme weiter zu beachten, warf er seinen Mantel über die Schulter, drückte seinen Filzhut tief in die Stirn, eilte rasch die Treppe hinab, sprang in seinen bereitstehenden Wagen, und befahl dem Lakaien, welcher den Schlag hielt:

*»Nach Chaillot!«*

Als Marion den König auf eine so eigentümliche Weise sich entfernen sah, eilte sie an das Fenster, zog den Vorhang ein wenig zurück und sah ihn in seine Kutsche steigen. Einen Augenblick stand sie regungslos da und sah dem Wagen nach, bis er verschwunden war. Dann sagte sie mit einem boshafteu und spöttischen Lächeln, welches nur ihr eigentümlich war:

*»Ich hätte ganz gewiss besser getan, in Pagenkleidern zu kommen!«*

---

## XI.

### **Wie Stephan Latil und der Marquis von Pisani in ihrem ersten Ausgang miteinander zusammen trafen.**

Wir haben gesagt, dass der Kardinal sich in sein Landhaus nach Chaillot zurückgezogen hatte, um sein Haus, welches er auf der Place Royale besaß, dem König Ludwig XIII. überlassen zu können.

Das Gerücht von seiner Ungnade hatte sich schnell in Paris verbreitet, und bei einem Rendezvous, welches Frau von Fargis im »gefärbten Barte« dem Siegelbewahrer Marillac gab, machte sie auch ihn mit dieser großen Reuigkeit bekannt. Diese überschritt bald die Grenze des Zimmers, in welchem sie erzählt worden war, und stieg in die Küche zu Frau Soleil hinab. Von Frau Soleil hatte sie ihr Mann erfahren und da war sie zu Stephan Latil gedrungen, der erst seit drei Tagen außer dem Bette war und anfang, auf seinen Degen gestützt, im Zimmer umherzuhinken.

Meister Soleil hatte ihm seinen eigenen Stock angeboten — ein schönes spanisches Rohr mit einem Achatknopf; aber Latil lehnte ihn ab, denn er hielt es für einen Mann des Schwertes unwürdig, sich auf etwas Anderes zu stützen, als auf sein Schwert.

Bei der Neuigkeit von der Ungnade Richelieu's blieb er plötzlich stehen, stützte sich mit beiden Händen auf den Griff seines Rapiers und sah dem Wirte gerade in das Gesicht

»Ist das, was Ihr da sagt, wahr?« fragte er.

»Wahr wie das Evangelium.«

»Und von wem habt Ihr die Nachricht?«

»Von einer Dame des Hofes.«

Stephan Latil kannte das Haus, in welchem zu wohnen ein Abenteuer ihn gezwungen hatte, zu gut, um nicht zu wissen, dass Besucher aller Stände in dasselbe kämen.

Er hinkte daher ein paarmal nachdenklich durch das Zimmer und kam dann wieder zu Meister Soleil zurück.

»Da er nicht mehr Minister ist, was haltet Ihr nun von seiner Sicherheit?«

Meister Soleil schüttelte den Kopf und ließ eine Art Grunzen hören.

»Ich denke,« sagte er, »wenn er seine Garden nicht mit sich nimmt, wird er gut tun, das Panzerhemd, das er bei La Rochelle stets über der Kutte trug, nun unter derselben zu tragen.«



»Und glaubt Ihr,« fragte Latil, »dass er keine andere Gefahr läuft?«

»Was die Nahrung anbelangt,« sagte Soleil, »so glaube ich, dass seine Nichte, Frau von Combalet, die weise Vorsicht haben wird. Die Speisen vor ihm durch Jemand Kosten zu lassen. Wo sollte sich aber ein solcher Jemand finden, der das riskiert?«

»Er ist gefunden. Meister Soleil.« sagte Latil; »schickt nach einer Sänfte.«

»Wie?« rief Soleil. »Ihr wolltet so unvorsichtig sein, auszugehen?«

»Ja, ich will diese Unklugheit begehen, mein Herr Wirt, und weil ich mir nicht verhehle, dass mir dies in dem Zustande, in welchem ich mich jetzt befinde, das Leben kosten kann, so wollen wir unsere kleine Rechnung ordnen, damit Ihr für den Fall meines Todes nichts verliert. Drei Wochen Krankheit, neun Schalen Thee. zwei Schoppen Wein und die unausgesetzten Bemühungen der Frau Soleil. die eigentlich über jeden Preis erhaben sind; — sollten wohl zwanzig Pistolen dafür genug sein?«

»Ich bitte, zu bedenken, Herr Latil, dass ich von Euch nichts verlange, und dass die Ehre, Euch beherbergt, gespeist—«

»Gespeist? Ich war leicht zu beköstigen.«

»Und getränkt zu haben, mir genügt. Wenn Ihr mir aber zwanzig Pistolen als Zeichen Eurer Befriedigung zahlen wollt—«

»So werdet Ihr sie nicht zurückweisen, nicht wahr?«

»Gott bewahre mich davor, Euch diese Beleidigung anzutun!«

»Also lasst mir eine Sänfte holen, während ich Euer Geld abzähle,«

Meister Soleil verneigte sich, ging hinaus und kam bald darauf zurück, um sein Geld in Empfang zu nehmen.

»Eure Sänfte ist bereits da,« sagte er.

Latil stieß seinen Degen in die Scheide und ersuchte Soleil, ihm den Arm zu leihen, damit er sich beim Hinausgehen darauf stützen könne,

»Ich leihe Euch dazu meinen Arm nur mit Bedauern,« sagte der artige Wirt.

»Soleil, mein Freund. auch ich sehe mit Bedauern diese kleine Wolke der Betrübniß auf Deinem sonst so strahlenden Gesicht und verspreche Dir, wenn ich nach Paris zurückkomme, soll mein erster Besuch Dir gelten, besonders wenn Du mir eine Neige von dem Weine aufbewahrst, den ich erst seit zwei Tagen zu kosten bekomme, und dessen nähere Bekanntschaft ich gern gemacht hätte.«

»Ich besitze ein Faß von 300 Schoppen davon, und werde es für Euch aufbewahren, Herr Latil.«

»Zu drei Schoppen des Tages reicht dies für drei Monate aus und Ihr seid also sicher, mich für drei Monate als Euren Kostgänger zu haben, das heißt, wenn meine Mittel mir dies erlauben.«

»Bah. Man wird Euch Credit geben; einem Manne, der Herrn von Moret, Herrn von Montmorency, Herrn von Richelieu, das heißt einen Königssohn, einen Prinzen und einen Kardinal, zu Freunden hat!«

Latil schüttelte den Kopf.

»Ein guter Generalpächter wäre wohl weniger ehrenvoll, aber sicherer,« sagte Latil, und setzte den Fuß in die Sänfte.

»Wohin soll ich den Trägern den Befehl geben?« fragte Soleil.

»In das Hotel Montmorency, wo ich eine Pflicht zu erfüllen habe, und dann sofort nach Chaillot,«

»In das Hotel des Herzogs von Montmorency,« schrie Soleil so laut, dass man ihn zehn Straßen weit hören konnte; die Träger gingen im Trabe ab.

Vor dem Thore des Hotels blieben sie stehen; der Schweizer, im großen Kostüm, mit dem Stocke in der Hand, stand auf der Schwelle.

Latil gab ihm ein Zeichen; er kam an die Sänfte heran,

»Mein Freund,« sagte Latil, »hier ist eine halbe Pistole für Euch; macht mir das Vergnügen, auf meine Fragen zu antworten.«

Der Schweizer nahm seinen galonnirten Hut ab.

»Ich bin ein verwundeter Edelmann,« sagte Latil, »dem der Herr Graf von Moret die Ehre erwies, ihn während seiner Krankheit zu besuchen, und der seinerseits versprochen hat, diesen Besuch zu erwidern, wenn er sich würde aufrecht halten können. Heute gehe ich zum ersten Male aus, und halte mein Versprechen. Kann ich die Ehre haben, von Herrn Grafen empfangen zu werden?«

»Der Herr Graf von Moret hat seit fünf Tagen das Hotel verlassen und Niemand weiß, wo er ist.«

»Nicht einmal Monseigneur?«

»Monseigneur ist Tags vorher nach seinem Gouvernement Languedoc abgereist.«

»Das ist unangenehm; aber ich habe das Versprechen gehalten, welches ich dem Herrn Grafen gab, und mehr kann man von mir nicht verlangen.«

»Der Herr Graf,« sagte der Schweizer, »hat aber, wenn ich mich recht erinnere, einen Auftrag zurückgelassen, welcher Euch angehen dürfte, mein Herr.«

»Was für ein Auftrag war das?«

»Er sagte, wenn ein Edelmann, Namens Stephan Latil, sich vorstellen würde, man ihm Wohnung, Speise und Trank anbieten und ihn wie zum Hause gehörig behandeln sollte.«

Latil nahm seinen Hut ab, um dem abwesenden Grafen von Moret seine Achtung zu bezeigen.

»Der Herr Graf von Moret,« sagte er, »hat sich als ein würdiger Sohn Heinrichs IV. bewiesen. Ich bin wirklich der genannte Edelmann und werde bei meiner Rückkehr die Ehre haben, ihm meinen Dank persönlich darzubringen und mich ihm zu Diensten zu stellen. Hier, mein Freund, ist noch eine halbe Pistole für das Vergnügen, welches Ihr mir bereitet habt, indem Ihr sagtet, es habe dem Grafen von Moret beliebt, an mich zu denken. Jetzt vorwärts, Ihr Träger, nach Chaillot, in das Haus des Herrn Kardinals.«

Die Träger setzten sich in Bewegung.

Der Zufall wollte, dass in dem Augenblicke, als Latil seinen Trägern den Befehl gab, ihn nach Chaillot zu bringen, der Marquis Pisani, den wir bei den wichtigen Ereignissen, die wir erzählten, aus den Augen verloren, so ziemlich hergestellt von dem Degenstoße, den ihm Souscarières beigebracht hatte, es ebenfalls für schicklich haltend, bei seinem ersten Ausgang dem Herrn Grafen von Moret seine Entschuldigungen darzubringen, auch seinerseits in eine Sänfte stieg und sich nach dem Hotel Montmorency begab, welches Latil soeben verlassen hatte.

In der Rue St. Honoré kreuzten sich die Sänften, und Latil erkannte augenblicklich den Marquis.

Man wird erraten, welchen Eindruck dieser Anblick auf den heißblütigen Klopffechter machte.

Er stieß einen Ruf aus und hielt damit seine Träger an; dann steckte er den Kopf aus dem Fenster der Sänfte.

»He! Herr Buckliger!« schrie er.

Vielleicht wäre es von dem Marquis Pisani klüger gewesen, nicht zu bemerken, dass der Ruf ihn angehe, aber er war sich seiner Missgestalt so bewusst, dass er fast unwillkürlich auch seinerseits den Kopf zum Fenster seiner Sänfte hinaus steckte, um zu sehen, wer es wage, ihn bei seinem Buckel statt bei seinem Titel anzurufen.

»Was beliebt?« fragte der Marquis, indem er seinen Trägern ein Zeichen gab, stehen zu bleiben.

»Es beliebt mir,« sagte Latil, »Euch zu ersuchen, dass Ihr einen Augenblick auf mich wartet, da ich eine Rechnung mit Euch zu ordnen habe.«

Dann gebot er seinen Trägern: »Tragt meine Sänfte an die Seite der Sänfte jenes Edelmannes und seht zu, dass die Türen einander genau gegenüberstehen,«

Die Träger taten, wie Ihnen befohlen wurde. »Ist es so gut, mein Herr?« fragten sie.

»Vortrefflich,« erwiderte Latil. »Ah!«

Dieser Ausruf wurde durch die Freude veranlasst, welche der Klopffechter bei dem Anblicke des

ihm bekannten Marquis empfand, der ihm seinen Rang durch den Ring bekannt gemacht hatte, welchen er ihm bei ihrem ersten Zusammentreffen zeigte.

Jetzt erkannte auch Pisani den Mann des Degens.

»Vorwärts!« rief er seinen Trägern zu; »ich habe mit diesem Menschen nichts zu tun!«

»Aber dieser Mann hat mit Euch zu tun, mein Lieber! Rührt Euch nicht, Ihr Träger, oder Ventre-Saint-Gris. wie Heinrich IV. zu sagen pflegte, ich schneide Euch Eure langen Ohren ab!«

Die Träger, welche die Sänfte schon erhoben hatten, stellten sie wieder auf das Pflaster nieder.

Die Vorübergehenden wurden durch das laute Sprechen aufmerksam gemacht und sangen an, sich um die beiden Sänften zu sammeln.

»Und ich werde Euch durch meine Leute prügeln lassen, wenn Ihr nicht weitergeht!« schrie Pisani, außer sich vor Wut.

Aber seine Träger schüttelten die Köpfe.

»Wir,« brumnten sie, »wollen uns lieber prügeln als die Ohren abschneiden lassen: wenn Eure Leute mit den Stöcken kommen, so haben wir übrigens hier eine Antwort für sie,«

Damit zogen sie die schweren Tragstangen aus den Ringen der Sänfte.

»Bravo, meine Freunde!« rief Latil, welcher sah, dass sich die Sache zu seinen Gunsten wendete; »bravo; hier sind vier Pistolen, dafür auf meine Gesundheit zu trinken; ich kann Euch meinen Namen sagen, ich heiße Stephan Latil, während ich glaube, dass Euer buckliger Marquis sich hüten wird, seinen Namen zu nennen.«

»Ah, Elender!« schrie Pisani, »Du hast also an den zwei Degenstößen noch nicht genug?«

»Nicht nur genug, sondern zu viel,« sagte Latil, »deshalb muss ich Euch durchaus einen davon zurückgeben.«

»Du missbrauchst den Umstand, dass ich mich noch nicht auf den Beinen halten kann.«

»Bah!« sagte Latil, »dann ist die Partie gleich und wir können uns sitzend schlagen.«

In demselben Augenblick zog er seinen Degen und brachte dessen Spitze in die Höhe der Stirn des Marquis Pisani.

Es war nicht möglich zurückzuweichen. Ein dichter Kreis von Gaffern umgab die beiden Sänften; übrigens besaß der Marquis viel persönlichen Mut, wie wir bereits erwähnt haben, und so zog auch er den Degen.

Ohne dass man einen der beiden Kämpfenden gewahrte, sah man die Klingen der Degen in dem Raume zwischen beiden Sänften nach allen Regeln der Kunst sich kreuzen, binden, parieren. Nachdem dieser sonderbare Kampf zum großen Ergötzen der Zuschauer gegen fünf Minuten

gedauert hatte, ertönte ein Fluch aus einer der Sanften.

Latil hatte den Arm seines Gegners an die Wand der Sänfte gespießt.

»So,« sagte Stephan Latil, »nehmt das einstweilen auf Rechnung, mein schöner Herr Marquis, und zählt darauf, jedes mal, wenn wir zusammentreffen, die gleiche Abschlagszahlung zu empfangen.«

Die Leute aus dem Volke haben eine große Vorliebe für großmütige Sieger.

Latil hatte seine Großmut gezeigt, als er den Trägern ein so reiches Trinkgeld gab.

Der besiegte Pisani war als geizig bekannt.

Man nahm daher Partei für Latil und verhöhnte den Marquis.

Die beiden Sänften setzten sich wieder in Bewegung.

Die Latil's nahm die Richtung nach Chaillot; Pisani musste sich in das Hotel Rambouillet zurücktragen lassen.

---

## XII.

### Der Kardinal in Chaillot.

In Chaillot angekommen befand der Kardinal sich ungefähr in der Lage des Atlas, als dieser die Weltkugel für einige Zeit von seinen Schultern gewälzt und dem Rücken seines Freundes Herkules aufgeladen hatte.

In der Tat war Chaillot das Asyl, wo der Kardinal von der Politik ausruhte, um sich, wir wollen nicht sagen, der Poesie, sondern dem Verse machen hinzugeben, Ein Kabinett im Erdgeschosse, dessen Türen in einen prachtvollen Garten führten, wo eine dunkle Lindenallee selbst in den heißesten Tagen des Sommers Frische und Kühlung bot, war das Allerheiligste, in welches sich der Kardinal auf einen oder zwei Tage im Monate zurückzuziehen pflegte. Diesmal kam er hierher, um Ruhe und Vergessenheit zu suchen. Auf wie lange, das wusste er nicht.

Sein erster Gedanke, als er diese der Poesie geweihte Oase betrat, war, seine gewöhnlichen Mitarbeiter rufen zu lassen, mit denen er, wie ein General mit seinem Stabe, die Dispositionen aus dem Gebiete der Gedanken zu treffen pflegte.

Aber er überlegte, dass er nicht mehr der allmächtige Minister sei, der Belohnungen austheilen könne, sondern ein gewöhnlicher Bürger, der unter seines Gleichen noch den Nachtheil hatte, seine Freunde und Anhänger zu kompromittieren, Er beschloss deshalb, zu warten, bis seine ehemaligen Freunde ihn besuchen würden, ohne von ihm gerufen zu sein.

Er hatte daher unter seinen Papieren den Plan zu einer neuen Tragödie hervorgesucht, welche »Mirame« hieß, nichts Anderes als eine Rache gegen die regierende Königin war und deren Szenen er schon entworfen hatte. Der Kardinal von Richelieu war nicht der Mann, ihm angetane Beleidigungen zu vergessen. Tief verwundet durch die geheimnisvolle Intrige, welche ihn soeben gestürzt hatte, und als deren tätigste Urheberin er die Königin Anna betrachtete, tröstete er sich mit dem Gedanken, ihr das Übel zu vergelten, das sie ihm zugefügt.

Es tut uns sehr leid, die geheimen Schwächen des großen Ministers aufdecken zu müssen; aber wir machten uns zu seinem Geschichtsschreiber und nicht zu seinem Lobredner.

Das erste Zeichen der Sympathie erhielt er von einer Seite, von der er es am wenigsten erwartet hatte.

Sein Kammerdiener Guillemot zeigte ihm an, dass eine Sänfte vor dem Thore hielte, und dass ein Mann, der von einer schweren Krankheit oder Verwundung kaum hergestellt scheine, aus derselben gestiegen sei, und, sich an den Mauern haltend, den Weg bis in das Vorzimmer gefunden habe, wo er sich auf eine Bank niederließ und sagte: »Mein Platz ist hier.«

Die Träger der Sänfte seien nach Paris zurückgekehrt.

Der Mann habe einen niederen Filzhut, sei in einen schnupftabakfarbenen Mantel gehüllt, mehr

militärisch als bürgerlich gekleidet und mit einem überaus langen Stoßdegen bewaffnet.

Man habe ihn gefragt, wen man dem Herrn Kardinal melden solle, und er habe darauf geantwortet:

»Ich bin gar nichts — meldet daher Niemand an.«

Man habe ihn darauf gefragt, was er hier wolle, und er habe gesagt:

»Der Herr Kardinal hat hier keine Garden; ich werde daher über seine Sicherheit wachen.«

Die Sache war Guillemot so wunderbar erschienen

Dass er sich entschloss, dieselbe der Frau von Combalet und dem Herrn Kardinal anzuzeigen.

Der Kardinal gab Befehl, ihm seinen geheimnisvollen Verteidiger vorzustellen.

Fünf Minuten später öffnete sich die Tür und Stephan Latil erschien bleich und wankend auf der Schwelle.

Der Kardinal hatte ein so wunderbares Personengedächtnis, dass er seinen Blick nur auf den Mann zu richten brauchte, um ihn zu erkennen.

»Ah!« sagte er. »Ihr seid es. mein lieber Latil?«

»Ich selbst, Ew. Eminenz.«

»Es geht also besser, wie es scheint?«

»Ja, Monseigneur, und ich benutze meine Genesung, um Euch meine Dienste anzubieten.«

»Danke, danke,« sagte der Kardinal lachend; »ich wüsste Niemand, dessen ich mich entledigen wollte.«

»Das ist möglich,« entgegnete Latil, »aber gibt es nicht Leute, welche sich Eurer entledigen möchten, Herr Kardinal?«

»Das ist mehr als wahrscheinlich,« erwiderte Richelieu.

In diesem Augenblicke trat Frau von Combalet aus einem Seitengemache ein, und ihr unruhiger Blick streifte rasch den Unbekannten, der sich noch immer in der Nähe der Tür hielt.

»Komm her, Marie,« sagte der Kardinal, »und zeige gleich mir Deine Erkenntlichkeit diesem braven Menschen, welcher, seit ich in Ungnade gefallen bin, der Erste ist, der mir seine Dienste anbietet.«

»O, ich werde nicht der Letzte sein,« sagte Latil, »ich bin aber nicht böse darüber, dass ich vor den Andern gekommen bin.«

»Mein Oheim,« sagte Frau von Combalet mit jenem Blicke des Mitleids, der nur den Frauen eigen ist, »der Herr ist sehr bleich und scheint mir auch ziemlich schwach zu sein.«

»Es ist um so verdienstlicher von ihm, dass er kam; denn mein Arzt, der von Zeit zu Zeit nach ihm sah, sagte mir, dass er erst acht Tage außer Gefahr ist und erst seit drei Tagen das Bett verlassen hat.«

»Ach,« sagte Frau von Combalet, »ist das nicht jener Herr, welcher in einem Streite in der Schenke »zum gefärbten Barte« unterlag?«

»Ihr seid sehr gütig, meine schöne Dame, Euch daran zu erinnern; aber ich habe soeben dem verfluchten Buckligen vergolten, und ihn mit einem tüchtigen Stich im Arm nach Hause geschickt.«

»Den Marquis von Pisani?« rief Frau von Combalet. »Der Arme hat wirklich Unglück; seit kaum acht Tagen ist die Wunde geheilt, die er an demselben Tage erhielt, an welchem Ihr hättet ermordet werdet sollen.«

»Der Marquis Pisani! Der Marquis Pisani!« murmelte Latil. »Nun, ich bin nicht böse darüber, seinen Namen zu wissen. Deshalb also rief er seinen Trägern zu: »Nach dem Hotel Rambouillet!« während ich den meinigen befahl: »Nach Chaillot!« — Hotel Rambouillet! — Die Adresse werde ich mir merken!«

»Aber auf welche Weise habt Ihr Euch geschlagen,« fragte der Kardinal, »da Ihr Beide Euch doch kaum auf den Beinen erhalten konntet?«

»Wir haben uns aus unseren Sänften heraus geschlagen; ein sehr bequemes Auskunftsmittel, wenn man trank ist.«

»Und mir erzählt Ihr das, nach den Edicten, die ich gegen das Duell erlassen habe? Freilich bin ich nicht mehr Minister und die Edikte werden in Kurzem außer Kraft sein.«

Der Kardinal stieß einen Seufzer aus, welcher bewies, dass er sich noch nicht so sehr von den irdischen Dingen losgesagt hatte, als er es glauben machen wollte.

»Aber Ihr sagtet, teurer Oheim,« bemerkte Frau von Combalet, »dass Herr Latil hierher kam, um Euch seine Dienste anzubieten; welcher Art sind denn diese Dienste?«

Latil zeigte auf seinen Degen.

»Diese Dienste sind zugleich die des Angreifers und des Verteidigers. Der Herr Kardinal hat in diesem Augenblicke weder Garden noch einen Gardecapitän; an mir ist es daher, ihm diese zu ersetzen.«

»Wie! Keinen Gardecapitän?« fragte eine weibliche Stimme hinter Latil. »Er hat noch immer seinen Cavois, welcher auch zugleich mein Cavois ist.«

»Ah!« rief der Kardinal, »diese Stimme sollte ich kennen, wie ich meine; tretet näher, Frau



Cavois; tretet näher.«

Ein Frau, rührig und nett, welche ihre dreißig Jahre nur durch eine gewisse Wohlbeleibtheit verriet, schlüpfte behende zwischen Latil und den Türpfosten hindurch und machte dem Kardinal und seiner Nichte ihren Knix.

»Ah,« sagte sie, sich die Hände reibend, »Ihr seid also « Mich Euer Ministerium und all' den Wirrwarr los, den es uns bereitete?«

»Wie, mein Ministerium bereitete auch Euch einen Wirrwarr, liebe Frau?«

»Ach, ich glaube wohl, Herr Kardinal; ich konnte weder bei Tage noch bei Nacht schlafen; ich fürchtete immer irgend eine Katastrophe, Ew. Eminenz, in welche auch mein armer Cavois verwickelt würde. Bei Tage dachte ich daran und bei Nacht träumte ich davon. Und nun waren der Herr Kardinal sogar im Begriff, mir meinen Cavois nach Italien zu entführen; wer weiß, auf wie lange Zeit. Aber ich habe zu Gott gebetet und er tat ein Wunder; Ew. Eminenz sind in, Ungnade gefallen.«

»Ich danke, Frau Cavois,« sagte der Kardinal lachend.

»Ich danke Euch auch, meine liebe Frau,« sagte Frau von Combalet; »Gott hat uns wirklich eine Wohltat erwiesen; Euch hat er den Gatten und mir den Oheim zurückgegeben.«

»Aber,« sagte der Kardinal, »wenn Cavois mir nicht dient, wird er dem Könige dienen.«

»Wo?« fragte Frau Cavois.

»Wo anders, als in Italien?«

»O, er wird nicht nach Italien gehen; da kennt Ihr ihn schlecht, Herr Kardinal; er wird sein armes Weib nicht allein lassen.«

»Aber er ließ Euch allein, als er mir nach La Rochelle folgte.«

»O, für Euch, das ist etwas Anderes, Herr Kardinal; ich weiß nicht, was Ihr mit ihm gemacht habt, aber so viel weiß ich, dass er von Euch verzaubert worden ist; doch für einen Andern, als Euch, würde er sein Weib nicht verlassen,«

»Aber die Pflichten seines Dienstes?«

»Welches Dienstes?«

»Nun, als er meinen Dienst verließ, trat er in den des Königs.«

»Weit gefehlt! Da trat er in den meinigen; ich hoffe auch, dass er bereits bei dem Könige um seine Entlassung angesucht hat.«

»Hat er Euch die Absicht dazu mitgeteilt?« fragte Frau von Combalet.

»Braucht er mir das etwa zu sagen? Weiß ich nicht im Voraus, was er tut? Durchschaue ich ihn nicht, als ob er von Glas wäre? Wenn ich sage, es ist geschehen, so ist es geschehen.«

»Aber, meine liebe Frau Cavois,« sagte der Kardinal, »die Stelle eines Kapitäns der Garden trug 6000 Livres jährlich, wovon Ihr, Euren ganzen Haushalt bestreiten könntet; aber ich kann mir als Privatmann keinen Gardecapitän halten; denkt an Eure Kinder!«

»So? Habt Ihr nicht etwa für die gesorgt, Herr Kardinal? Ist etwa das Privilegium der Sänften, welches mir 12, 000 Livres jährlich einträgt, nicht besser, als eine Stelle, welche der König nach seinem Belieben nimmt und verleiht? Unsere Kinder sind Gott sei Dank alle dick und fett und Ihr sollt sogleich sehen, ob die Würmer Mangel leiden. Kommt Alle herein!«

»Wie, Eure Kinder sind alle hier?«

»Ausgenommen das jüngste, welches erst während der Belagerung von La Rochelle zur Welt kam und noch bei der Amme ist. Kommt Alle herein; der Herr Kardinal erlaubt es.«

»Ja, ich erlaube es; zugleich aber erlaube ich, oder befehle vielmehr dem Meister Latil, sich zu setzen.«

Latil antwortete nicht und gehorchte; wäre er noch eine Minute stehen geblieben, würde er ohnmächtig geworden sein. Während dieser Zeit defilierte die ganze Nachkommenschaft der Frau Cavois, nach Alter und Größe geordnet, zur Zimmertür herein. Voran schritt ein hübscher Bursche von neun Jahren, dann kam ein Mädchen, dann wieder ein Bursche, und so fort bis zu dem letzten Sprössling, einem blauäugigen Mädchen von zwei Jahren.

»So, Kinder,« sagte Frau Cavois, »da steht der Mann, dem ich, Euer Vater und Ihr Alles verdanken; beugt hübsch Euer Knie vor ihm, um Euren Dank abzustatten.«

»Frau Cavois, Frau Cavois! Man beugt nur vor Gott das Knie!« sagte der Kardinal.

»Und vor Denen, die seine Stelle vertreten; übrigens bin ich da, um meinen Kindern zu befehlen. Auf die Knie, Ihr Taugenichtse!«

Die Kinder gehorchten.

»Nun, Armand,« sagte Frau Cavois, sich an den Ältesten wendend; »wiederhole dem Herrn Kardinal das Gebet, welches ich Dich gelehrt habe, und das Du jeden Morgen und Abend betest.«

»Mein Herr und Gott,« betete das Kind, »schenke meinem Vater und meiner Mutter, meinen Brüdern und meinen Schwestern Gesundheit und mache, dass Se. Eminenz, der Herr Kardinal, dem wir Alles verdanken, und auf den ich Alles Glück herabflehe, sein Ministerium verliere, damit Papa jeden Abend nach Hause kommen kann!« — »Amen!« antworteten im Chor alle übrigen Kinder.

»Nun, es wundert mich nicht,« sagte der Kardinal lachend, »dass ein Gebet, welches aus so guten Herzen kommt, erhört wurde.«

»So,« sagte Frau Cavois; »da wir Monseigneur nun gesagt haben, was wir ihm zu sagen hatten, erhebet Euch und kommt.«

Die Kinder erhoben sich fast zu gleicher Zeit und standen schnurgerade da.

»Seht Ihr, Herr Kardinal,« fragte Frau Cavois mit einem Lächeln der Befriedigung, »wie Alle auf einen Wink gehorchen?«

»Frau Cavois,« sagte der Kardinal, »wenn ich jemals in das Ministerium zurückkehre, werde ich Euch zum Exerciermeister der königlichen Truppen ernennen.«

»Gott möge uns davor bewahren, Monseigneur!«

Frau von Combalet küsste die Kinder und deren Mutter, welche ihre Sprösslinge zu zwei und zwei in drei Sanften steigen ließ und es sich selbst mit dem jüngsten in einer vierten bequem machte; der Kardinal folgte ihnen mit wohlwollendem Blicke.

»Monseigneur,« sagte Latil, sich von seinem Stuhl erhebend, »bedürft meiner nicht mehr als Mann des Degen, da Herr Cavois Euch in die Verbannung folgt; aber es ist nicht das Eisen allein, was Ihr zu fürchten habt; Eure Feindin nennt sich Medicis.«

»Das ist also auch Eure Ansicht?« sagte Frau von Combalet.

»Muss ich auch das Gift fürchten« « — fragte der Kardinal.

»Ihr braucht eine ergebene Person, welche Eure Speisen und Getränke früher kostet. Ich biete mich dazu an.«

»O, dazu kommt Ihr zu spät, Herr Latil,« sagte Frau von Combalet lächelnd; »es hat sich schon Jemand dazu erboten.«

»Und ist dieser Jemand auch angenommen worden?«

»Ich hoffe es wenigstens,« sagte Frau von Combalet, indem sie ihren Oheim zärtlich anblickte.

»Und wer ist das?« fragte Latil.

»Ich selbst bin es,« entgegnete Frau von Combalet.

»Dann,« sagte Latil, »bin ich hier nicht mehr nöthig. Gott befohlen, Monseigneur.«

»Was tut Ihr?« rief der Kardinal.

»Ich gehe; Ihr habt einen Gardecapitän; Ihr habt eine Vorkosterin; unter welchem Titel sollte ich also bei Eurer Eminenz bleiben?«

»Unter dem Titel eines Freundes, Stephan Latil; ein Herz wie das Eure ist selten, und da ich es einmal gefunden habe, will ich es nicht wieder verlieren.«

Dann wandte sich der Kardinal an seine Nichte.

»Meine liebe Marie,« sagte er, »Dir vertraue ich meinen Freund Latil an; wenn ich auch jetzt keine Gelegenheit habe, ihn seinen Verdiensten angemessen zu beschäftigen, so wird sich eine solche später hoffentlich finden lassen. In der Voraussetzung, dass meine literarischen Freunde mir eben so treu bleiben werden, wie mein Gardecapitän und der brave Latil, muss ich ihre Aufgaben vorbereiten.«

In diesem Augenblicke meldete der Kammerdiener den Dichter Rotrou.

»Ah, da ist gleich Einer,« sagte der Kardinal, »der auch nicht lange auf sich warten lässt!«

»Mordieu,« brummte Latil, »warum hat mich mein Vater nicht Verse machen lernen lassen; jetzt wäre ich doch wenigstens zu etwas nütze.«

---

### XIII.

#### Mirame.

Rotrou war nicht allein.

Der Kardinal blickte mit Neugier auf dessen ihm unbekanntem Gefährten, welcher mit dem Hut in der Hand und in einer Haltung in das Gemach getreten war, welche Ehrfurcht, aber nicht Unterwürfigkeit verriet.

»Ihr seid es, Rotrou?« sagte der Kardinal, diesem die Hand entgegenstreckend; »ich verhehle Euch nicht, dass ich auf die Treue meiner Gefährten in Apollo rechnete. Ich bin glücklich, zu sehen, dass Ihr der Getreueste unter meinen Getreuen seid.«

»Wenn ich hätte voraus wissen können, was Euch begegnen würde, Monseigneur, so hättet Ihr mich schon bei Eurer Ankunft hier gefunden und ich wäre es gewesen, der dem erhabenen in Ungnade Gefallenen die Pforten seines Asyls öffnete. Wir werden also arbeiten. Der Ort ist zum Dichten wahrlich wie geschaffen!«

»Ist das auch die Ansicht dieses jungen Mannes?« fragte der Kardinal, den Gefährten Rotrou's anblickend.

»Es ist so sehr seine Ansicht, dass er in aller Eile zu mir kam, um mir die Neuigkeit mitzuteilen, die er im Hotel Rambouillet erfahren hatte, und mich bat, ihn Ew. Eminenz, da Ihr nun nicht mehr Minister wäret, so bald als möglich vorzustellen. Er hofft, da Ihr jetzt nicht von Staatsgeschäften in Anspruch genommen seid, würdet Ihr seine Komödie ansehen, die man im Hotel Burgund spielen wird.«

Der Vorschlag, der etwas Bizarres hätte, wenn er heutzutage einem Kirchenfürsten gemacht würde, fiel zu jener Zeit nicht besonders auf, und Richelieu fand ihn ganz natürlich.

»Und wie heißt das Stück, welches die Schauspieler des Hotels Burgund aufführen wollen?« fragte der Kardinal.

»Antworte selbst!« sagte Rotrou.

»Es heißt »Melita,« antwortete schüchtern der ganz schwarzgekleidete junge Mann.

»Ah, ah, wenn ich mich recht erinnere,« bemerkte Richelieu, »seid Ihr jener Herr Corneille, von dem Rotrou sagt, dass er bestimmt sei, uns Alle zu verdunkeln und ihn selbst vor allen Anderen?«

»Die Freundschaft ist nachsichtig, Monseigneur, und mein Landsmann Rotrou ist für mich mehr als ein Freund; er ist mir ein Bruder!«

»Ich liebe es, unter den Dichtern jene Freundschaftsbündnisse zu sehen, welche die Alten so oft

besungen haben, die sie aber stets unter Kriegern und nie zwischen Poeten erstehen ließen.«

Dann sich zu Corneille wendend, fragte er rasch:

»Und seid Ihr ehrgeizig, junger Mann?«

»Ja, Monseigneur; ich habe vor Allem *einen* Ehrgeiz, dessen Erfüllung mich grenzenlos entzücken würde.«

»Und welchen?«

»Fragt meinen Freund Rotrou.«

»Oho! Da haben wir ja einen gar schüchternen Ehrgeizigen!«

»Besser als das, Monseigneur, einen bescheidenen.«

»Und kann ich diesem Ehrgeiz Genüge tun?«

»Ja, Monseigneur, durch ein einziges Wort.«

»Nun, so sprecht; niemals war ich geneigter, den Ehrgeiz Anderer zu befriedigen, als jetzt, wo ich meinen eigenen gescheitert sehe.«

»Monseigneur,« nahm jetzt Rotrou das Wort, »mein Freund strebt nach der Ehre, unter die Zahl Eurer Mitarbeiter aufgenommen zu werden. Wären Ew. Eminenz Minister geblieben, so hätte er den Erfolg seines Stückes abgewartet, um sich Euch vorstellen zu lassen; da Ihr aber nun wieder ein einfacher großer Mann geworden seid, der Zeit für sich und für Andere hat, sagte er mir: »Johann, mein Freund, der Kardinal wird sich jetzt der Poesie in die Arme werfen; beeilen wir uns, damit wir den Platz nicht schon besetzt finden.«

»Der Platz ist nicht besetzt, Herr Corneille,« sagte der Kardinal, »und er gehört Euch; Ihr werdet mit mir zu Nacht essen, meine Herren, und wenn bis dahin unsere anderen Gefährten kommen, werde ich Euch noch heute Abend den Plan zu einer neuen Tragödie auseinandersetzen, den ich in flüchtigen Umrissen skizziert habe.«

Der Kardinal täuschte sich in seinen Voraussetzungen nicht, und am Abend vereinigte dieselbe Tafel alle Die, welche man seitdem die fünf Autoren genannt hat, nämlich Bois-Robert, Colletet, L'Etoile, Rotrou und Corneille.

Richelieu machte mit der Herzlichkeit eines Kameraden den Wirt. Als die Tafel zu Ende war, begab man sich in das Arbeitscabinet, wo Richelieu, der vor Eifer brannte, sie seinen Enthusiasmus für das begonnene neue Werk teilen zu lassen, sich beeilte, aus seinem Schreibtische ein kleines Heft zu ziehen, auf dessen Umschlag er mit seinen großen Schriftzügen geschrieben hatte: »Mirame.«

»Meine Herren,« sagte der Kardinal, »von Allem, was wir bis jetzt unternommen haben, ist dies meine Lieblingsarbeit. Der Name »Mirame« den Ihr bereits Alle gelesen habt, wird Euch nichts

über den Inhalt verraten, denn sowohl der Titel, wie das Werk sind reine Erfindung; da es dem Menschen indes eigentlich nicht gegeben ist, zu erfinden, sondern nur allgemeine Ideen und vollbrachte Tatsachen unter einer neuen Form wiederzugeben, werdet Ihr wahrscheinlich unter den angenommenen Namen und Örtlichkeiten wirkliche Personen und Orte erkennen. Ich verhindere Euch nicht, selbst laut die Glossen zu machen, die sich Eurem Geiste aufdrängen.«

Die Zuhörer verbeugten sich und nur Corneille sah mit seinen Freund, als wollte er sagen:

»Ich verstehe von dem Allen nichts, aber ich verlasse mich auf Dich, dass Du mir die Aufklärungen geben wirst.«

Rotrou antwortete ihm durch ein Zeichen, dass er alle Aufklärungen haben sollte, die ihm wünschenswert erscheinen würden.

Richelieu ließ den beiden jungen Leuten Zeit, ihre Zeichensprache miteinander zu sprechen, und nahm dann wieder das Wort:

»Ich nehme einen König von Bithynien an, gleichviel welchen, der Gegner eines Königs von Colchis ist. Der König von Bithynien hat eine Tochter Namens Mirame, und diese eine Vertraute Namens Almere, und eine Dienerin Namens Alcine. Seinerseits hat der König von Colchis, welcher sich im Kriege mit dem Könige von Bithynien befindet, als Günstling einen sehr schönen, sehr verführerischen, sehr eleganten Mann. Wir brauchen in einem Nachbarland Frankreichs wohl nicht lange zu suchen, um den Typus für Arimant aufzufinden.«

»Der Herzog von Buckingham!« sagte Bois-Robert.

»Richtig!« erwiderte Richelieu.

Rotrou stieß Corneille an, welcher große Augen machte und jetzt nicht mehr von der Sache begriff, als früher, obgleich der Name Buckingham die Situation wesentlich beleuchtete.

»Azamor,« fuhr der Kardinal fort, »der König von Phrygien, der Verbündete des Königs von Bithynien, ist nicht nur der Anbeter, sondern auch der Verlobte Mirame's.«

»Welche ihn nicht liebt,« warf Bois-Robert ein, »da sie in Arimant verliebt ist.«

»Du hast gut geraten, Le Bois!« lachte der Kardinal, »Ihr kennt nun die Situation, meine Herren!«

»Sie ist sehr einfach,« bemerkte Colletet; »Mirame liebt den Feind ihres Vaters; sie verrät ihren Vater um ihres Geliebten willen.«

Rotrou versetzte seinem Freunde Corneille einen zweiten Stoß mit dem Knie.

Corneille verstand von der Sache mit jedem Augenblicke weniger.

»Was für Ausdrücke Ihr da wieder gebraucht, Colletet,« sagte der Kardinal; »sie verrät, sie verrät! Eine Frau verrät wohl ihren Mann, aber eine Tochter verrät nicht ihren Vater; das wäre zu

stark; nein, sie begnügt sich damit, ihren Geliebten in den Gärten des Palastes zu empfangen.«

»Wie eine gewisse Königin von Frankreich,« bemerkte L'Etoile, »den Lord Buckingham.«

»Gut; aber schweigt, L'Etoile; wenn Euer Vater das erführe, würde er nicht versäumen, diese Lästerung in seiner Chronik zu verzeichnen. — Man kommt endlich zum Kampfe. Arimant, zuerst Sieger, wird schließlich durch einen in der Kriegsgeschichte so gewöhnlichen Umschwung des Glückes von Azamor besiegt. Mirame erhält nacheinander von seinem Siege und von seiner Niederlage Nachricht, was ihr Gelegenheit gibt, den entgegengesetzten Gefühlen Ausdruck zu verleihen. Der besiegte Arimant wollte seine Schmach nicht überleben, er hat sich in seinen Degen gestürzt, man hält ihn für todt. Mirame will sterben und wendet sich an ihre Vertraute, die Herzogin von Chevreuse — ich irre mich, und begreife nicht, wie mir dieser Name auf die Zunge geriet — sie wendet sich an ihre Vertraute, Almire, welche ihr den Vorschlag macht, sich in Gemeinschaft mit ihr mittelst eines von Colchis gebrachten Krautes zu vergiften. Beide atmen den Duft des Krautes ein und sinken ohnmächtig nieder. Während dieser Zeit hat man die Wunden Arimant's verbunden, welche keineswegs tödtlich sind. Er kommt zu sich, aber nur, um über den Tod Mirames in Verzweiflung zu geraten. Endlich beschwichtigt Almire die allgemeine Angst mit der Mitteilung, dass sie der Prinzeß bloß ein einschläferndes, keineswegs aber ein giftiges Kraut zu riechen gegeben habe, dasselbe, womit Medea den Drachen einschläferte, als das goldene Vließ geraubt werden sollte. Mirame erwacht und erfährt, dass ihr Geliebter am Leben ist, dass der König von Colchis Friedensanträge gemacht hat, dass Azamor auf ihre Hand verzichtet, und dass nichts mehr ihrer Verbindung mit Arimant im Wege steht.«

»Bravo!« riefen Colletet, Bois-Robert und L'Etoile im Chor.

»Die Situation und deren Entwicklung sind wirklich spannend,« sagte Rotrou; »was hältst Du davon, Corneille?«

Corneille machte ein Zeichen mit dem Kopf.

»Ihr scheint mir ein kalter Veurtheiler zu sein, Herr Corneille,« sagte Richelieu etwas pikiert über das Schweigen des jüngsten seiner Zuhörer, von dem er den größten Enthusiasmus gehofft hatte.

»Nein, Monseigneur,« erwiderte Corneille; »ich dachte eben über die Aktschlüsse nach.«

»Diese sind ja in der Handlung vollkommen angezeigt; der erste Act endet mit der Szene zwischen Almire und Mirame, in welcher Letztere einwilligt, Arimant im Garten zu empfangen. Der zweite schließt mit einem Monologe Mirame's, in welchem sie sich, nachdem sie den Geliebten empfangen, Vorwürfe über ihre Unklugheit macht. Am Schluss des dritten Aktes drückt Azamor seine Verzweiflung darüber aus, dass Mirame ihm den besiegten Arimant vorziehe; der Entschluss der Prinzeß, in den Tod zu gehen, bildet den natürlichen Schluss des vierten Aufzuges, und ebenso natürlich endet das Stück mit der Einwilligung des Königs von Bithynien, seine Tochter die Gattin Arimant's werden zu lassen.«

»Wenn aber der Plan dergestalt gegliedert ist, Monseigneur,« sagte L'Etoile, »so ist ja das Stück fertig.«



»Es ist nicht nur der Plan gegliedert, sondern ein Teil der Verse ist ebenfalls bereits fertig.«

»Hören wir die Verse!« rief Bois-Robert.

Der Kardinal las nun für die ersten beiden Akte eine Reihe von Versen vor, welche pflichtschuldigen Beifall fanden.

»Für den dritten Act habe ich noch einige Szenen skizziert,« sagte er, »welche ich demjenigen von den Herren mitteilen will, der sich mit diesem Acte befassen wird.«

»Wer aber,« fragte Bois-Robert, »wird die ersten beiden Akte übernehmen? Wer wird es wagen, seine Verse zwischen und vor die Verse Ew. Eminenz zu —«

»Meine Herren,« sagte Richelieu, der, so streng er gegen sich selbst in politischen Dingen auch sein mochte, dem Lobe des literarischen Gebiete zugänglich war, wie ein Kind, und dem daher Bois-Robert's Frage große Freude machte, »wenn Ihr die Aufgabe der beiden ersten Akte für eine zu schwierig haltet, so konnte man ja über alle fünf Akte das Los entscheiden lassen.«

»Die Jugend fürchtet sich vor nichts,« sagte Rotrou; »ich und mein Freund Corneille, wir übernehmen die ersten zwei Akte.«

»Wagehälse!« rief Richelieu lachend.

»Ew. Eminenz werden nur so gütig sein müssen, uns den genau auseinandergesetzten Plan der Szenen zu geben, damit wir nicht einen Augenblick von Euren Intentionen abweichen.«

»Dann,« rief Bois-Robert, »übernehme ich den dritten Act.«

»Und ich den vierten,« sagte L'Etoile,

»Mir bleibt also der fünfte übrig,« bemerkte Colletet; »Ende gut, Alles gut!«

»Wenn Ihr den fünften Act übernehmt, Colletet,« sagte der Kardinal, »so muss ich Euch einige Andeutungen geben.«

Und ihn an der Schulter berührend, gab er ihm ein Zeichen, ihm in eine Fensternische zu folgen, wo er sich leise mit ihm unterhielt.

Während dieser Zeit neigte sich Rotrou zu dem Ohre seines Freundes Corneille.

»Peter,« sagte er, »von diesem Augenblicke an ist Dein Glück in Deiner Hand und es ist nun an Dir, es nicht entschlüpfen zu lassen.«

»Was muss ich dazu tun?« fragte Corneille ganz unbefangen.

»Du musst Verse machen, welche nicht besser sind, als die des Herrn Kardinals,« erwiderte Rotrou, ihm auf die Schulter klopfend.

Corneille blickte seinen Freund ganz verblüfft an.



## XIV.

### Neuigkeiten vom Hofe.

Nachdem die fünf Acte von »Mirame« verteilt waren, und Colletet seine Instruktionen für den letzten Act erhalten hatte, nahmen die Mitarbeiter des Kardinals Abschied von demselben, bis auf Corneille und Rotrou, welche er noch einen Teil der Nacht bei sich behielt, um ihnen den genauen Plan der beiden ersten Akte zu diktieren.

Bois-Robert sollte am andern Morgen wieder kommen, um die Instruktionen für sich und die andern beiden Mitarbeiter zu holen, denen er sie dann mitzuteilen hatte.

Corneille und Rotrou übernachteten in Chaillot.

Am andern Morgen frühstückten sie mit dem Kardinal, der ihnen seine letzten Bemerkungen machte; während des Frühstückes kam Bois-Robert. Corneille und Rotrou verabschiedeten sich. Bois-Robert blieb.

Der Kardinal hatte vor diesem Letzteren keine Geheimnisse und Bois-Robert bemerkte, trotz dem Anscheine, den sich Richelieu zu geben bemühte, als beschäftigte er sich nur mit der Comödie, wie sehr der Kopf des großen Mannes von andern, weit wichtigeren Dingen eingenommen war.

Bois-Robert hatte mit Charpentier und Rossignol gesprochen; er wusste um die Rückkunft der Gesandten Beautru, La Saludie und Charnassé; er hatte auch Pater Josef in seinem Kloster besucht und dem Kardinal erzählt, welche Antwort dieser dem Könige gab.

Der Kardinal war über diese Antwort sehr erfreut, denn er setzte volles Vertrauen in die Verschwiegenheit des Mönches, misstraute aber dessen Ehrgeiz. In der Tat verriet ihn Pater Josef später; damals mochte er aber die Stunde zum Verrathe noch nicht für geeignet halten. Endlich erfuhr der Kardinal durch Bois-Robert, dass Lopez und Souscarières dem Könige ihren Bericht erstattet hatten.

Alle Hoffnung, den König in Chaillot zu sehen, war also noch nicht verloren und, der dritte Tag, den der Kardinal der Grenze seiner Hoffnungen gesetzt hatte, war noch nicht verflossen.

Gegen zwei Uhr ertönte der Galopp eines Pferdes und der Kardinal eilte an das Fenster, obwohl er ziemlich sicher war, dass der Reiter nicht der König sein konnte.

So sehr er sich in seiner Gewalt hatte, konnte Richelieu doch einen Freudenschrei nicht unterdrücken; ein Page in den königlichen Farben sprang vom Pferde, warf die Zügel einem Lakaien zu, und der Kardinal erkannte in ihm jenen Saint-Simon, welcher Marion de Lorme die für Richelieu so wichtigen Nachrichten gebracht hatte.

»Bois-Robert,« rief der Kardinal, »lass diesen jungen Mann zu mir herein und Sorge dafür, dass

wir nicht gestört werden.«

Bois-Robert eilte die Treppe hinab, und bald darauf ließen sich die Schritte des jungen Mannes hören, der die Stufen, immer vier auf einmal, hinaufsprang.

In der Tür des Zimmers, wo ihn der Kardinal erwartete, stand er plötzlich diesem gegenüber.

Der junge Mann riß den Hut vom Kopfe und ließ sich auf ein Knie nieder.

»Was tut Ihr da, mein Herr?« fragte lachend der Kardinal, »ich bin nicht der König.«

»Ihr seid es nicht mehr, Monseigneur; aber mit Gottes Hilfe sollt Ihr es bald wieder werden.«

An freudiges Beben durchzuckte den Kardinal, als er diese zuversichtlichen Worte hörte.

»Ihr habt mir einen großen Dienst geleistet, mein Herr,« sagte er, »und wenn ich wieder Minister werden sollte, was ich vielleicht Unrecht habe, herbeizuwünschen, werde ich trachten, meine Feinde zu vergessen, aber ich werde mich bestimmt meiner Freunde erinnern. Habt Ihr mir eine gute Nachricht anzukündigen? Aber so erhebt Euch doch, ich bitte Euch darum.«

»Ich komme im Auftrage einer schönen Dame, deren Namen ich in Eurer Gegenwart nicht zu nennen wage, Monseigneur,« sagte St. Simon.

»Gut, ich werde ihn zu erraten suchen.«

»Sie beauftragte mich, Euch zu sagen, dass sie den König gegen drei Uhr sprechen würde, und dass es mit unrechten Dingen zugehen müsste, wenn Se. Majestät nicht um drei ein halb Uhr in Chaillot wäre.«

»Diese Dame,« sagte Richelieu, »gehört wahrscheinlich nicht zum Hofe, oder geht nicht an den Hof, sonst setzte sie nicht voraus, dass Se. Majestät den ergebensten seiner Untertanen besuchen werde.«

»Die Dame gehört wirklich nicht zum Hofe,« sagte St. Simon lächelnd, »auch kommt sie nie an den Hof, aber viele Leute vom Hofe kommen zu ihr und rechnen sich dies zur Ehre; daraus folgt, dass ich sehr viel auf ihre Prophezeiungen geben würde, wenn sie mir welche machte.«

»Hat sie Euch nie prophezeit?«

»Mir, Monseigneur?« fragte St. Simon mit dem hellen, sorglosen Lachen der Jugend.

»Ja. Hat sie Euch zum Beispiel nie gesagt, wenn, aller Wahrscheinlichkeit nach, Baradas in Ungnade beim Könige fiel, würde St. Simon sein Nachfolger werden, und dass ein gewisser Kardinal, der Minister war, und von dem man annimmt, dass er es wieder werden wird, weit entfernt, sich diesem Avancement zu widersetzen, es vielmehr nach besten Kräften unterstützen würde?«

»Sie hat mir wohl etwas Derartiges gesagt, Monseigneur; das war aber keine Prophezeiung, sondern ein Versprechen, und ich traue den Versprechungen Marions nicht viel; mein Gott, jetzt

habe ich den Namen genannt, ohne es zu wollen.«

»Ich bin wie Cäsar,« sagte Richelieu, »mein rechtes Ohr ist etwas harthörig; ich habe den Namen auch nicht gehört.«

»Verzeihung, Monseigneur, ich habe geglaubt, dass Cäsar auf dem linken Ohr schlecht gehört habe.«

»Es ist möglich; jedenfalls habe ich einen Vorteil vor ihm; ich bin stets auf dem Ohre taub, auf welchem ich nichts hören will. Aber Ihr kommt ja vom Hofe! Was gibt es daselbst Neues? Natürlich frage ich nur nach Neuigkeiten, die in Paris Jedermann weiß, die ich aber nicht erfahren habe, da ich in Chaillot, d.h. in der Provinz, wohne.«

»Die Neuigkeiten? Ich will sie in drei Worten mitteilen, Monseigneur. Vor drei Tagen hat der Herr Kardinal seine Entlassung eingereicht und es war großer Jubel im Louvre.«

»Ich weiß das.«

»Der König hat der ganzen Welt Versprechungen gemacht; fünfzigtausend Taler dem Herzog von Orleans, sechzigtausend Livres der Königin-Mutter, dreißigtausend der regierenden Königin.«

»Und hat er ihnen auch diese Summen gegeben?«

»Nein, und das ist die Unklugheit. Die erhabenen Beschenkten vertrauten dem Worte des Königs, und statt sich von ihm auf der Stelle Anweisungen an einen gewissen Charpentier, der Intendant zu sein scheint, ausstellen zu lassen, begnügten sie sich mit seinem Versprechen, aber —«

»Aber?«

»Aber als der König am andern Tage aus dem Hause des Kardinals zurückkehrte, wollte er Niemand empfangen, und schloss sich ein. Zu Mittag speiste er in der alleinigen Gesellschaft L'Angely's, dem er dreißigtausend Livres schenken wollte, die dieser aber rundweg zurückwies.«

»Ah!«

»Das setzt Ew. Eminenz in Erstaunen?«

»Nein.«

»Dann ließ er Baradas kommen, dem er ebenfalls dreißigtausend Livres geschenkt hatte, der aber klüger war, als die Anderen, sich eine Anweisung ausstellen und diese sofort auszahlen ließ.«

»Und die Anderen?«

»Die Anderen warten noch immer. Heute Morgen war im Louvre großer Rat, zusammengesetzt aus den beiden Königinnen, dem Herzog von Orleans, den beiden Marillac's, Lavieuville, welcher vor Wut darüber schäumt, dass Charpentier die Schlüssel zum Staatsschatz hat, während

doch er Oberintendant der Finanzen ist, und Bassompierre —«

»Und der König, der König —?«

»Der König?« wiederholte fragend St. Simon.

»War er bei der Beratung zugegen?«

»Nein, Monseigneur; er hat sagen lassen, dass er sich unwohl befinde.«

»Und wovon war bei der Beratung die Rede? Wisst Ihr etwas davon?«

»Wahrscheinlich von dem bevorstehenden Kriege.«

»Woraus schließt Ihr das?«

»Monseigneur Gaston ging wütend weg, weil Bassompierre ihm etwas gesagt hatte.«

»Was war das?«

»Monseigneur bestimmte in seiner Eigenschaft als Generallieutenant den Marsch der Armee; es handelte sich darum,

über einen Nuß zu setzen; wenn ich nicht irre, über die Durance.«

»An welchem Punkte werden wir hinübergehen?« fragte Bassompierre.

»Hier, mein Herr,« antwortete Gaston, den Finger auf die Landkarte setzend.

»Ich muss Euch bemerken, Monseigneur,« sagte Bassompierre, »dass Euer Finger keine Brücke ist;« darüber wurde Monsieur furchtbar aufgebracht.«

Ein freudiges Lächeln flog über die Züge des Kardinals.

»Ich weiß nicht,« sagte er, »warum ich sie nicht wirklich die Flüsse überschreiten lassen soll, wo sie wollen, da ich mich abseits halten und über ihr Missgeschick lachen kann.«

»Ihr werdet nicht darüber lachen, Monseigneur,« erwiderte St. Simon mit einem Ernst, den man dem jungen Manne keineswegs zugetraut hätte.

Richelieu blickte ihn an.

»Ihr werdet nicht darüber lachen,« wiederholte der Page, »weil ihr Missgeschick zugleich das Unglück Frankreichs sein würde.«

»Ihr sagt also,« lenkte Richelieu das Gespräch ab, »dass der König seine Familie seit vorgestern nicht gesehen hat?«

»Niemand, Monseigneur; ich weiß es bestimmt.«

»Und dass Baradas allein seine dreißigtausend Livres wirklich erhalten hat?«

»Dessen bin ich sicher, denn er hat mich geholt, um ihm seinen Schatz nach seinem Zimmer tragen zu helfen.«

»Und was wird er mit seinem Reichtum anfangen?«

»Vorderhand nichts; aber in einem Briefe hat er Marion de Lorme angeboten. — da ich den Namen einmal genannt habe, darf ich ihn doch wiederholen?«

»Nun, was hat er Marion de Lorme angeboten?«

»Sein Vermögen in Gesellschaft mit ihm durchzubringen.«

»Und hat er ihr mündlich diesen Antrag gemacht?«

»Nein, glücklicherweise in einem Briefe.«

»Und Marion hat, wie ich hoffe, diesen Brief aufbewahrt? Sie hat ihn wohl in Händen?«

St. Simon zog seine Uhr.

»Es ist jetzt halb vier; in diesem Augenblick muss sie sich des Briefes bereits entledigt haben.«

»Wem hat sie ihn übergeben?« fragte lebhaft der Kardinal.

»Wem als dem Könige.«

»Dem Könige?«

»Und das eben ließ sie hoffen, dass der Tag nicht verstreichen würde, ohne dass Ihr Se. Majestät wiederseht, Monseigneur!«

»O, jetzt begreife ich.«

In diesem Augenblicke hörte man das Rollen eines Wagens.

Der Kardinal stürzte sich erblassend auf einen Stuhl.

St. Simon lief an das Fenster.

»Der König!« rief er.

Zugleich wurde die Tür des Zimmers heftig aufgerissen, und auch Bois-Robert stürzte mit dem Ruf herein:

»Der König!«

Auch die Tür, welche zu den Gemächern der Frau von Combalet führte, öffnete sich und diese

trat herein, mit bebenden Lippen murmelnd:

»Der König!«

»Entfernt Euch Alle,« gebot der Kardinal, »und lasset mich allein mit Sr. Majestät.«

Die Anwesenden entfernten sich durch verschiedene Türen, während der Kardinal sich seine hohe Stirn mit einem seidenen Tuche trocknete.

Man hörte draußen auf der Treppe Schritte, die sich Stufe für Stufe in gemessener Weise näherten.

Guillemot erschien in der Tür, deren beide Flügel er öffnete, indem er feierlich anmeldete:

»Der König!«

»Meiner Treu!« flüsterte der Kardinal, »meine Nachbarin Marion ist eine große Diplomatin!«

---



## XV.

### **Warum der König Ludwig XIII. immer schwarz gekleidet war.**

Guillemot verschwand augenblicklich und Ludwig XIII. und der Kardinal Richelieu standen einander allein gegenüber.

»Sire,« sagte Richelieu, sich tief verneigend, »mein Erstaunen, als ich hörte, Ew. Majestät besuchten meine niedere Behausung, war so groß, dass ich, statt an den Euch der Treppe zu eilen, um Ew. Majestät zu empfangen, wie festgenagelt auf dem Parquet dieses Zimmers stand, und dass ich noch jetzt, in der erhabenen Gegenwart Ew. Majestät, meinen Augen nicht traue, und kaum daran zu denken wage, dass Ew. Majestät sich so weit herabgelassen haben, mich aufzusuchen.«

Der König blickte im Zimmer umher.

»Sind wir allein, Herr Kardinal?« fragte er.

»Ganz allein, Sire.«

»Seid Ihr dessen sicher?«

»Vollkommen.«

»Und wir können ganz ungezwungen und ungestört mit einander sprechen?«

»Ja, Sire.«

»Dann verschließt die Tür und hört mich an!«

Der Kardinal tat nach dem Wunsche des Königs und deutete dann auf einen Lehnsessel, in den sich der König setzte, oder vielmehr sich fallen ließ.

Der Kardinal blieb stehen und wartete.

Der König erhob langsam den Blick zu ihm und sagte nach einer Weile:

»Herr Kardinal, Ich habe Unrecht gehabt.«

»Unrecht, Sire, worin?«

»Das zu tun, was Ich getan habe.«

Der Kardinal blickte den König fest und durchdringend an.

»Sire,« sagte er, »eine große Erklärung, eine Erklärung, welche klar und bestimmt ist, und keinen Zweifel, keine Wolke, keinen Schatten übrig lässt, ist zwischen uns notwendig geworden. Die Worte, welche Ew. Majestät soeben gesprochen haben, lassen mich hoffen, dass die Stunde dieser Erklärung gekommen sei.«

»Herr, Kardinal,« sagte Ludwig XIII., sich aufrichtend, »Ich hoffe, dass Ihr nicht vergessen werdet —«

»Dass Ihr der König Ludwig XIII. seid, und dass ich Euer untätiger Diener, der Kardinal Richelieu bin — seid unbesorgt, Sire; ich werde das nicht vergessen; doch erlaubt mir, Sire, vorher die Bemerkung zu machen, dass ich bereit bin, im Falle ich Ew. Majestät verletzen sollte, mich so weit zurückzuziehen, dass Ew. Majestät in Zukunft nicht einmal meinen Namen aussprechen hören werden; wenn aber im Gegenteil Ew. Majestät einsehen, dass meine Gründe gut, meine Klagen gerechtfertigt sind, dann bitte ich, Sire, in demselben Tone, in welchem Ihr die Worte sprach: »Ich habe Unrecht gehabt,« in dem Tone der Überzeugung nämlich, mir zu sagen: »Kardinal, Ihr habt Recht!« und alles Vergangene soll dann in den Abgrund der Vergessenheit versenkt sein!«

»Sprecht, Kardinal,« sagte der König. »Ich höre!«

»Beginnen wir, Sire, wenn es Euch beliebt, mit dem, worüber sich nicht streiten lässt, mit meiner Uneigennützigkeit und Redlichkeit.«

»Habe Ich diese jemals bestritten?« fragte der König.

»Nein, aber Ihr ließt sie in Eurer Gegenwart von Anderen bestreiten.«

»Mein Herr!«

»Sire, ich werde entweder Alles sagen, oder schweigen.«

»Nein, Ventre-Saint-Gris, wie Mein Vater sagte. Ich befehle Euch im Gegenteil, zu reden; aber verschont Mich mit Euren Vorwürfen.«

»Ich muss dennoch Euer Majestät die Vorwürfe machen, die Ihr verdient.«

Der König erhob sich, stampfte mit dem Fuße, ging von seinem Stuhle zum Fenster, vom Fenster zur Tür, von dort zu seinem Stuhle, blickte den Kardinal an, der schweigend verharrte, und setzte sich endlich mit den Worten nieder:

»Redet. Ich sehe schon, dass Ich Meinen königlichen Stolz für eine Weile unterdrücken muss.«

»Ich sagte, Sire, dass ich mit meiner Uneigennützigkeit und Ehrlichkeit beginnen werde; wollt mich also anhören.«

Ludwig XIII. nickte mit dem Kopfe.

»Ich habe von meinem Erbteil,« fuhr der Kardinal fort, »25,000 Livres Rente; der König hat mir

sechs Abteien verliehen, welche mir 120,000 Livres einbringen, ich habe daher Alles in Allem 150,000 Livres.«

»Ich weiß das,« sagte der König.

»Ew. Majestät wissen auch ohne Zweifel, dass ich als Minister so von Verschwörungen und Dolchen umgeben war, dass ich mir zu meinem persönlichen Schutze Garden sammt einem Kapitän halten musste.«

»Ich weiß auch das.« »

»Nun wohl, Sire; ich habe eine Pension von 60,000 Livres ausgeschlagen, welche Ihr mir nach der Einnahme von La Rochelle anbotet.«

»Ich erinnere Mich dessen.«

»Ich habe die Bezüge der Admiralswürde von 40,000 Livres zurückgewiesen, ich habe ein Admiralsrecht, das 100,000 Taler wert war, zurückgewiesen, oder vielmehr, ich habe dem Staate damit ein Geschenk gemacht. Ich habe mit Entrüstung eine Million abgelehnt, welche die Generalpächter des Reiches mir anboten, um nicht in Untersuchung zu kommen; sie kamen in Untersuchung und mussten zehn Millionen in die Kassen abliefern.«

»In Bezug darauf gibt es keinen Widerspruch, Kardinal,« sagte der König, seinen Hut berührend, »und Ich freue Mich, sagen zu können, dass Ihr der ehrlichste Mann Meines Königreiches seid.«

Der Kardinal verneigte sich.

»Wer aber,« fragte er, »sind meine Feinde in der Umgebung Eurer Majestät? Wer sind Jene, welche mich vor Frankreich anklagen und in den Augen Europa's verleumden? Es sind dieselben, welche die Ersten sein sollten, mir Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Es sind Seine k. Hoheit, Monseigneur Gaston, Euer Bruder, die regierende Königin Anna und Ihre Majestät, die Königin-Mutter.«

Der König stieß einen Seufzer aus. Der Kardinal hatte den wunden Fleck berührt und beeilte sich, fortzufahren:

»Seine k. Hoheit, Monsieur, hat mich immer verabscheut; und wie habe ich seinem Hasse geantwortet? In der Angelegenheit von Chalais war nichts Geringeres beabsichtigt, als mich zu ermorden; die Geständnisse von allen Seiten, und sogar von Seite des Prinzen selbst, lauten in diesem Punkte klar und bestimmt, und wie habe ich mich gerächt? Ich vermittelte seine Heirat mit der reichsten Erbin des Königreiches, Fräulein von Montpensier; ich erwirkte für ihn von Ew. Majestät die Apanage und den Titel eines Herzogs von Orleans. Monseigneur Gaston besitzt in diesem Augenblicke eine und eine halbe Million jährlicher Einkünfte.«

»Das heißt, er ist reicher als Ich, Herr Kardinal.«

»Der König braucht nicht reich zu sein; er kann, was er will. Wenn der König einer Million bedarf, so verlangt er sie und er hat sie.«

»Es ist wahr,« sagte der König, »da Ihr Mir vorgestern vier und gestern eine und eine halbe Million gabt.«

»Muss ich Ew. Majestät daran erinnern, wie die Königin Anna von Österreich mich hasst, und was sie bereits gegen mich unternommen hat? Und woraus besteht mein Verbrechen in ihren Augen? Die Achtung verschließt mir den Mund.«

»Nein, redet, Herr Kardinal; Ich kann, Ich muss, Ich will Alles hören.«

»Sire, das große Unglück der Fürsten und das große Missgeschick der Staaten sind die Heiraten mit ausländischen Prinzessinnen. Die Königinnen von Frankreich, wenn sie aus Spanien, Österreich oder Italien kommen, bringen auf den französischen Thron Familiensympathien mit, welche in gegebenen Augenblicken zu Staatsverbrechen werden können. Wie viele Königinnen haben nicht schon zu Gunsten ihres Vaters oder ihres Bruders das Schwert Frankreichs unter dem Kopfkissen des Königs, ihres Gemahls, hinweg gestohlen? Was kommt davon? Das, was man das Verbrechen des Hochverrates nennt; da man die wahren Schuldigen nicht verfolgen kann, so fallen dann gewöhnlich auf dem Schafott Köpfe, welche nicht fallen sollten. Nachdem sie mit England konspiriert hat, verschwört sich die Königin Anna, welche mich hasst, weil sie in mir den Kämpfer für Frankreichs Ehre sieht, nun mit Spanien und Österreich.«

»Ich weiß es, Ich weiß es,« sagte der König; »aber die Königin Anna hat keine Macht über Mich.«

»Das ist wahr, aber könnt Ihr dasselbe von der Königin Marie sagen, Sire? Von der Königin Marie, welche die grausamste meiner Feindinnen ist, weil ich am meisten für sie getan habe?«

»Verzeiht ihr, Herr Kardinal.«

»Nein, Sire; ich verzeihe ihr nicht.«

»Auch nicht, wenn Ich Euch darum bitte?«

»Selbst dann nicht, wenn Ihr es mir befiehlt; ich habe bei Euer Majestät vorher gesagt, da Ihr einmal hierher gekommen seid, so sollt Ihr hier die ganze Wahrheit hören.«

Der König stieß einen Seufzer aus.

»Glaubt Ihr, dass Ich die Wahrheit nicht kenne?« fragte er mit vor Aufregung zitternder Stimme.

»Nicht ihrem ganzen Umfange nach, Eure Mutter, Sire, — es ist schrecklich, dies einem Sohne sagen zu müssen, Eure Mutter—«

»Nun? Meine Mutter?« fragte der König, seinen Blick fest auf den Kardinal heftend.

Dieser Blick des Königs, welcher die Worte in dem Munde jedes minder entschlossenen Menschen zurückgehalten hätte, entmutigte den Kardinal keineswegs.

»Eure Mutter, Sire,« fuhr er fort, »war keine treue Gattin, als sie noch die Verlobte Eures Vaters

war, als sie in Marseille landete —«

»Haltet ein, mein Herr; die Wände haben Ohren und sie hören zuweilen, wie man sagt. Wenn sie aber Ohren haben und wirklich hören, so können sie auch sprechen, und Niemand, als Ihr und Ich darf wissen, weshalb Ich zögere, der Krone einen Erben zu geben, während doch alle Welt deshalb in Mich dringt und Ihr vor allen Anderen.«

Der König stand auf, ergriff die Hand des Kardinals und fuhr fort:

»Was Ich Euch frage, ist so wahr, dass Ich, — so gewiss nur Gott allein und Ihr, Herr Kardinal, Mich hört — wäre Ich überzeugt, mein Bruder sei der Sohn Heinrichs IV., das heißt, in seinen Adern flösse das Blut, welches allein berechtigt ist, über Frankreich zu herrschen, schon längst zu seinen Gunsten abgedankt und Mich in ein Kloster zurückgezogen hätte, um dort für meine Mutter und für Frankreich zu beten. — Habet Ihr Mir noch etwas zu sagen, Herr Kardinal? Nachdem dieses gesagt ist, kann Ich Alles hören.«

»Nun wohl, Sire, so will ich Alles sagen, denn ich fange an, Ew. Majestät, die ich bisher immer geliebt und geachtet habe, nun auch zu bewundern. O Sire, welchen Horizont von Traurigkeit verbarg mir der Schleier, den Ihr soeben gelüftet habt, und Gott ist mein Zeuge, dass ich lieber schweigen würde, wenn ich nicht die Zukunft Frankreichs von dem abhängig glaubte, was ich jetzt sagen will. — Habet Ihr jemals über den Tod Heinrichs IV. nachgedacht, Sire?«

»Ach, Ich denke an nichts Anderes.«

»Habt Ihr auch versucht, in dem schrecklichen Rätsel des 14. Mai klar zu sehen?«

»Ja, und Ich bin auch dahin gelangt!«

»Aber kennt Ihr die wahren Mörder, Sire?«

»Die Ermordung des Marschalls d'Ancre, von welcher Ich ohne Gewissensbisse rede, und welche Ich morgen vollbringen lassen würde, wenn sie nicht schon seit elf Jahren vollbracht wäre, mag Euch beweisen, dass Ich wenigstens Einen dieser Mörder kannte, wenn Ich auch die Anderen nicht kenne.«

»Aber ich, Sire, ich, der ich nicht dieselben Gründe hatte, wie Ew. Majestät, die Augen zu schließen, ich bin bis auf den Grund dieses Geheimnisses gedrungen, und ich kenne die Königsmörder alle.«

Der König seufzte tief auf.

»Ihr wisst nicht, Sire, dass es eine brave Frau, ein dem Könige ergebenes Geschöpf, gegeben hat, welche wusste, dass das Verbrechen ausgeübt werden sollte und sich zu geschworen hatte, es zu verhindern; und wisst Ihr, Sire, was ihr Lohn war?«

»Man hat sie in ein Grab eingesperrt, das über der Lebenden vermauert wurde, und wo sie achtzehn Jahre dem glühenden Sonnenstrahl und dem eisigen Frost ausgesetzt war; dieses Grab befand sich im Kloster der Büsserinnen; die Frau hieß Coëtman und ist vor zehn oder zwölf

Tagen gestorben.«

»Und Ew. Majestät ließen, da Ihr es wusstet, eine solche Ungerechtigkeit zu?«

»Die Könige sind geheiligte Personen, Herr Kardinal,« sagte Ludwig XIII., »und wehe Denen, die sich in ihre Geheimnisse zu mischen wagen.«

»Nun wohl, Sire, es gibt noch eine andere Person, als Euch und mich, die um dieses Geheimnis weiß.«

Der König heftete einen ausdrucksvollen fragenden Blick auf den Kardinal.

»Ihr habt vielleicht gehört, Sire,« sagte Richelieu, »dass Ravaillac auf dem Schafott Geständnisse zu machen verlangte.«

»Ja,« sagte Ludwig XIII. erbleichend.

»Ihr habt auch wohl gehört, dass sich der Gerichtsschreiber ihm sofort näherte und unter dem Diktat des schon halb zerfleischten Königsmörders die Namen der wahren Schuldigen niederschrieb?«

»Ja,« sagte Ludwig XIII., »auf ein fliegendes Blatt Papier, welches aus dem Protokolle herausgerissen worden war.«

»Da werdet Ihr wohl auch vernommen haben, Sire, dass dieses Blatt Papier von dem Referenten des Prozesses, Joly von Fleury, in Empfang genommen und lange Zeit sorgfältig in Verwahrung gehalten wurde?«

»Ich weiß das Alles, Herr Kardinal. Was weiter?«

»Ich wollte dieses Blatt von den Kindern Joly's von Fleury an mich bringen; zwei junge Leute aber, von denen der Eine sechzehn, der Andere etwa sechsundzwanzig Jahre zählte, hatten sich eines Tages bei dem Berichterstatter des peinlichen Gerichtes eingefunden, sich ihm: zu erkennen gegeben und so viel Einfluss auf ihn gehabt, dass er ihnen das kostbare Schriftstück auslieferte.«

»Und Ew. Eminenz, die Ihr Alles wisst, konntet nicht in Erfahrung bringen, wer diese beiden jungen Leute waren?« fragte der König.

»Nein, Sire,« antwortete der Kardinal.

»Nun wohl. Ich will es Euch offenbaren,« sagte der König, krampfhaft die Arme des Kardinals ergreifend; »der Ältere dieser Beiden war Luynes, der Jüngere war Ich selbst.«

»Ihr, Sire!« rief der Kardinal, erstaunt einen Schritt zurücktretend.

»Und jenes verhängnisvolle Blatt mit dem letzten Geständnisse Ravaillac's — hier ist es!«

Der König zog aus der Brusttasche seines Wamses ein vergilbtes, zerknittertes Papier und reichte

es dem Kardinal hin.

»O Sire, Sire!« rief dieser, welcher aus der furchtbaren Blässe des Königs ersah, was dieser während des Gespräches gelitten haben mochte, »verzeiht mir! Alles, was ich gesagt habe, dachte ich, wäre Euch unbekannt!«

»Und welche Ursache gabt Ihr denn Meiner steten Traurigkeit, Meiner Vereinsamung, Meiner Trauerkleidung? Ist es vielleicht die Gewohnheit der Könige von Frankreich, sich dergestalt zu kleiden? Die Könige von Frankreich tragen die Trauer um Eltern, Geschwister und Verwandte in violetter Farbe; aber alle Menschen, ob Könige oder Bürger, hüllen sich in Schwarz, wenn sie ihr Glück zu betrauern haben.«

»Sire,« sagte der Kardinal, »es ist überflüssig, dieses Papier aufzubewahren. Verbrennt es.«

»Nein, Herr Kardinal. Ich bin schwach, aber Ich kenne Mich zum Glück. Meine Mutter ist, Alles in Allem genommen, doch Meine Mutter, und hin und wieder erlangt sie Einfluss auf Mich. Aber wenn Ich sehe, dass dieser Einfluss anfängt, mich von dem geraden Wege abzulenken, und zu irgend einer Ungerechtigkeit zu drängen, blicke Ich dieses Papier an und es gibt Mir Meine Kraft zurück. Behaltet nun dieses Papier, Herr Kardinal, als eine Art Vertrag zwischen Uns, und an dem Tage, war es sein wird, dass Ich mit Meiner Mutter vollends breche, dass Ich sie aus meiner Nähe entferne, dass Ich sie aus Paris verbanne, fordert Ihr, dieses Papier in der Hand, von Mir, was Ihr wollt.«

Der Kardinal zögerte.

»Nehmt,« sagte der König, »nehmt, Ich will es so!«

Der Kardinal verbeugte sich und nahm das vergilbte Papier.

»Und nun, Herr Kardinal, stellt mir keine weiteren Bedingungen; Ich und Frankreich übergeben Uns in Eure Hände.«

Der Kardinal ließ sich auf ein Knie nieder, ergriff die Hand des Königs, küsste sie und sagte:

»Sire, im Austausch für diesen Augenblick widme ich Euch die Ergebenheit meines ganzen Lebens!«

»Ich rechne darauf,« sprach der König mit jenem majestätischen Ausdrucke, den er in gewissen großen Augenblicken anzunehmen wusste, »und nun vergessen Wir alles Vergangene, verachten Wir die erbärmlichen Intrigen Meiner Mutter, Meines Bruders und der Königin und beschäftigen Wir Uns nur noch mit dem Ruhm unserer Waffen und der Größe Frankreichs!«

---

## XVI.

### **In welchem der Kardinal die Rechnung des Königs ordnet.**

Am andern Tage um zwei Uhr Nachmittags saß der König im Arbeitscabinet des Kardinals, den Stock zwischen seinen Beinen und den großen Hut mit der schwarzen Feder auf den Stock gestülpt, die Augenbrauen etwas weniger zusammengezogen und das Gesicht etwas heiterer als gewöhnlich, und sah dem Kardinal zu, der an seinem Schreibtische arbeitete.

Das Arbeitscabinet war dasselbe in dem Hause des Kardinals auf der Place Royale, in welchem wir den König während der drei Tage seiner Selbstregierung so schlimme Stunden erleben sahen.

Nachdem der Kardinal lange geschrieben hatte, blickte er nach dem Könige.

»Sire, ich habe nach Spanien, Mantua, Venedig und Rom geschrieben und Ew. Majestät die Briefe gezeigt, welche Ihr zubilligen geruhtet. Jetzt habe ich einen Brief an Euren Vetter, den König von Schweden, vollendet. Diese Antwort war schwerer abzufassen, als die anderen. Se. Majestät, der König Gustav Adolf, weiß, da er weit entfernt von uns ist, die Persönlichkeiten nicht zu schätzen, während er die Ereignisse sehr richtig beurtheilt, und sich an den allgemeinen Eindruck, den dieselben machen, nicht im mindesten kehrt.«

»Lest, lest, Herr Kardinal,« sagte Ludwig XIII. »Ich weiß genau, was der Brief Meines lieben Veters Gustav Adolf enthielt.«

Der Kardinal las:

»Sire!

*»Die Vertraulichkeit, mit welcher Ew. Majestät an mich schreiben, ist eine unendliche Ehre für mich; gleichwohl würde mir dieser Ton gegenüber Ew. Majestät schlecht anstehen, und wäre eine Außerachtlassung der Demut, welche die geringe Meinung, die ich von mir habe, und der Titel eines Kirchenfürsten, mit dem Ew. Majestät mich beehren, mir zur Pflicht machen.*

*»Nein, Sire, ich bin weder ein großer Mann, noch ein Mann von Genie. Ich bin aber, wie Ihr ebenfalls anzuerkennen beliebt, ein ehrlicher Mann. Und deshalb schätzt mich mein König, da er nur aus sich selbst bei Fragen zu schöpfen braucht, bei denen die Größe und das Genie eines Menschen in Betracht kommen. Ich werde daher nach Eurem Wunsche unmittelbar mit Euch verhandeln, Sire, aber nur in der Eigenschaft als Minister meines Königs.*

*»Ja, Sire, ich bin meines Königs sicher, heute sicherer, als jemals; denn eben erst hat er mir, indem er mich gegen den Willen der Königin Maria von Medicis, seiner Mutter, der Königin Anna, seiner Gemahlin, des Herzogs von Orleans, seines Bruders, an der Spitze der Staatsgeschäfte beließ, den Beweis gegeben, dass, wenn auch sein Herz manchmal der*



*kindlichen Liebe, der brüderlichen Freundschaft, der ehelichen Zärtlichkeit weicht, welche Gefühle den Stolz und das Glück der übrigen Menschen ausmachen, und welche Gott in das Herz eines Jeden gelegt hat, er doch, wenn es das Interesse des Staates verlangt, diese edlen Regungen seiner Seele zu unterdrücken vermag, denen ja leider nicht selten die Könige widerstehen müssen, wollen sie die höchste Herrschertugend erreichen? welche darin besteht, das Wohl der Untertanen und des Staates selbst den Naturgesetzen unterzuordnen,*

*»Einer der großen Übelstände des Königtums ist es, Sire, dass Gott seine Vertreter auf Erden so hoch gestellt hat, dass die Könige, da sie keine Freunde haben können, gezwungen sind, Günstlinge zu haben. Weit entfernt jedoch, sich von seinen Günstlingen beeinflussen zu lassen, hatte mein Gebieter, dem man den schonen Beinamen »der Gerechte« gegeben hat, die Kraft, sie selbst der richterlichen Strafe zu überliefern — Herr von Chalais ist ein Beweis dafür — sobald sie anfangen, dem Interesse des Staates verderblich zu werden. Mein König hat zugleich einen zu scharfen Blick und eine zu feste Hand, um zu gestatten, dass eine Intrige, sei sie auch noch so geschickt eingefädelt, und seien Diejenigen, welche sie einfädelten, noch so hochgestellte Personen, so weit gedeihe, dass sie einen Mann stürze, der seinen Geist seinem Könige und sein Herz Frankreich geweiht hat. Vielleicht werde ich eines Tages von meiner Stellung herabsteigen, aber ich werde niemals von derselben gestürzt werden.*

*»Ja, Sire, — und mein König, dem ich diesen Brief zeige, da ich vor ihm kein Geheimnis habe, ermächtigt mich, es Euch zu sagen — ja, Sire, ich bin sicher, wenn es anders Gott gefällt (der mich in einem Augenblicke, wo ich es am wenigsten vermute, aus dieser Welt abrufen kann), noch drei Jahre in meiner Stellung zu verbleiben und in meinem, wie im Namen des Königs die Verpflichtungen zu erfüllen, die ich Euch gegenüber auf Befehl des Königs eingehe.*

*»Was den Wunsch Ew. Majestät anbelangt, Euch meinen Freund Gustav zu nennen, so kenne ich im Altertum, wie in der Neuzeit, nur fünf Personen: Alexander, Cäsar, Carl den Großen, Philipp, August und Heinrich IV., welche sich Euch gegenüber ohne Überhebung diese Vertraulichkeit hätten erlauben dürfen. Was mich betrifft, so darf ich mich nur den ergebensten und gehorsamsten Diener Ew. Majestät zu nennen wagen.*

*»Armand Kardinal Richelieu.«*

*»N. S. Wie es Ew. Majestät wünschen und es mein König befohlen hat, wird der Herr Baron von Charnassé Euch diesen Brief überreichen und die Angelegenheit der protestantischen Liga, bezüglich deren er im Besitze aller Vollmachten ist, mit Ew. Majestät festsetzen und ordnen.«*

Während der Kardinal diesen langen Brief las, welcher eine Apologie des von Gustav Adolf in freimütiger Weise angegriffenen Königs war, nickte Ludwig XIII. bei jedem Absatz zum Zeichen des Einverständnisses mit dem Kopfe, Als aber der Kardinal zu Ende war, fragte er ihn:

*»Glauben Ew. Eminenz, dass dieses Bündnis mit einem Ketzler meinem Seelenheile nicht schaden wird?«*

*»Da ich es bin, der dazu geraten hat, Sire, fällt selbstverständlich die Sünde, wenn anders eine darin liegt, auf mein Haupt.«*

*»Unsere Arbeit wäre also zu Ende?«*

»Noch nicht ganz, Sire, und ich bitte, mir noch einige Minuten zu schenken, damit wir über die Verpflichtungen, die Ew. Majestät eingegangen sind, und die Versprechungen, die Ihr gemacht habt, reden.«

»Wollt Ihr von den Summen sprechen, welche meine Mutter, meine Frau und mein Bruder von mir verlangt haben?«

»Ja. Sire!«

»Verräter. Betrüger, Ungetreue! Ihr, der Ihr so gern Sparsamkeit predigt, wollt mir doch nicht etwa den Rat geben, die Untreue, die Lüge und den Verrat zu belohnen?«

»Nein, Sire, aber ich will Ew. Majestät sagen: Ein königliches Wort ist heilig; einmal gegeben, muss es auch gehalten werden. Ew. Majestät haben Eurem Bruder 50,000 Taler versprochen —«

»Wenn er General-Lieutenant des Feldzuges sein würde; da er es nun aber nicht ist —«

»Ein Grund mehr, ihm eine Entschädigung zu geben.«

»Ein Elender, der getan, als ob er die Prinzessin Marie liebte, einzig und allein in der Absicht, um in Verlegenheiten aller Art zu stürzen.«

»Denen wir nun, wie ich hoffe, entgangen sind, da er ja selbst erklärt hat, auf diese Liebe verzichten zu wollen.«

»Ja, indem er auf seine Entsagung einen Preis setzte.«

»Fünfzigtausend Taler!«

»Es ist viel Geld, ich weiß das; aber ein König hat nur ein Wort.«

»Er wird nichtsdestoweniger mit seiner Beute sich sogleich nach Kreta zu dem Könige Minos flüchten, wie er Carl IV. nennt.«

»Desto besser, Sire; denn wird das Geld gut angelegt sein, und wir werden für 50,000 Taler Lothringen erobern.«

»Und Ihr glaubt, dass Kaiser Ferdinand das zugeben wird?«

»Bah! Wozu hätten wir denn Gustav Adolf?«

Der König überlegte einen Augenblick.

»Ihr seid ein kühner Schachspieler, Kardinal,« sagte er dann; »Mein Bruder soll die 50,000 Taler haben. Was aber Meine Mutter anbelangt, so möge sie aus die 60,000 Livres, welche Ich ihr in der ersten Aufwallung versprach, nicht rechnen.«

»Sire, Ihre Majestät, die Königin-Mutter, braucht dieses Geld schon lange, da sie von mir 100,000 Livres begehrte, und ich ihr zu meinem großen Bedauern nur 50,000 geben konnte. Jetzt

sind wir aber reichlich mit Geld versehen, während die Kassen damals fast leer waren.«

»Kardinal, Ihr vergesst also, was Ihr Mir gestern von Meiner Mutter gesagt habt?«

»Habe ich gesagt, dass sie nicht Eure Mutter sei, Sire?«

»Nein, zu Meinem und zu Frankreichs Unglück ist sie«

»Sire, Ihr habt der Königin-Mutter eine Anweisung auf 60.000 Livres gegeben.«

»Ich habe bloß versprochen und nichts unterzeichnet.«

»Ein königliches Versprechen ist viel heiliger, als ein Schriftstück.«

»Dann werdet Ihr das Geld geben, und nicht Ich; vielleicht wird sie dann einige Erkenntlichkeit haben und Uns in Ruhe lassen.«

»Sire, die Königin-Mutter wird uns niemals in Ruhe lassen; der zerstörende Geist der Medicis wohnt in ihr, und sie wird den Rest ihres Lebens damit verbringen, zwei Dinge zu bedauern, die sie nicht wiedererlangen kann: ihre Jugend und ihre alleinige Macht.«

»Ich füge Mich. Aber wie ist's mit der Königin, welche sich ihre Perlenschnur von Emery bezahlen ließ, und das Geld nochmals von Mir verlangte?«

»Das beweist nur Eines, Sire; wenn die Königin zu solchen Mitteln ihre Zuflucht nehmen muss, so ist sie gewiss in ihren Geldmitteln sehr beschränkt. Es ist weder schicklich noch natürlich, dass, wenn der König die Schlüssel zu einer Kasse besitzt, in der sich mehr als vier Millionen befinden, die Königin genöthigt sei, von einem Privatmanne 20.000 Livres zu entleihen. Ew. Majestät werden, wie ich hoffe, der Königin 50,000 statt 30,000 Livres geben, unter der Bedingung, dass sie Herrn von Emery bezahlt. Die Krone Frankreichs ist von reinem Gold, Sire, und muss ebenso strahlend auf der Stirn der Königin, wie auf dem Haupte des Königs, glänzen.«

Der König erhob sich, ging auf den Kardinal zu und reichte ihm die Hand.

»Ihr seid nicht allein ein großer Minister und guter Ratgeber,« sagte er, »sondern auch ein großmütiger Feind. Ich bevollmächtige Euch, die verschiedenen Summen auszuzahlen, die Wir soeben festgesetzt haben.«

»Der König hat die Summen versprochen, es ist an ihm, sein Versprechen einzulösen. Ich bitte Ew. Majestät, die Anweisungen zu unterzeichnen, welche, sobald die betreffenden Personen sie vorweisen, sofort ausgezahlt werden; es will mir jedoch scheinen, als hätten Ew. Majestät eine der bewilligten Gnadengaben vergessen.«

»Welche?«

»Wenn ich nicht irre, haben Ew. Majestät in Eurer Großmut Eurem Narren L'Angely dieselbe Summe wie Eurem Günstlinge Baradas bewilligt.«

Der König erröthete.

»L'Angely hat abgelehnt,« sagte er.

»Ein Grund mehr, Sire, das Versprechen zu halten. L'Angely hat das Geld deshalb zurückgewiesen, damit die Leute, welche davon hören, ihn für einen wahren und vollständigen Narren halten und sich nicht um seine Stelle bewerben. Indes haben Eure Majestät in Eurer Umgebung nur zwei wahre Freunde: Euren Narren und mich. Möchtet Ihr dafür gegen den Einen nicht undankbar sein, nachdem Ihr den Andern so überreich belohnt habt.«

»Sei es, Herr Kardinal; Ihr sollt auch hierin Recht haben. Aber da ist noch ein kleiner Bösewicht, der meinen ganzen Zorn verdient hat; und der soll —«

»Eure Majestät, dürfen nicht vergessen, dass dieser kleine Bösewicht drei Monate lang Euer Günstling war, und dass ein König von Frankreich wohl monatlich 10,000 Livres an einen Menschen geben darf, den er seiner Vertraulichkeit würdigt.«

»Aber er hat das Geld einem Mädchen wie Marion de Lorme angeboten!«

»Das ist eine sehr nützliche Person, Sire, denn sie war es, welche mir meinen Sturz voraus verkündete und mich dadurch in den Stand setzte, ihn mit Fassung zu erwarten. — Gebet Herrn von Baradas eine Compagnie, und er möge dann zeigen, dass er Euer treuer Diener bleib! wie Ihr ihm ein gnädiger Herr und Gebieter geblieben seid.

Der König überlegte.

»Herr Kardinal,« sagte er nach einiger Zeit. »was haltet Ihr von Baradas Gefährten, St. Simon?«

»Sire, er ist mir sehr durch eine Person empfohlen der ich Dank schuldig bin, und ich halte ihn für vollkommen geeignet, die Stelle einzunehmen, welche durch die Undankbarkeit des Herrn von Baradas erledigt wird.«

»Überdies bläst er wunderschön das Waldhorn,« sag Ludwig XIII. »Es freut Mich, dass Ihr ihn Mir empfiehlt, Herr Kardinal, Ich werde sehen, was Ich für ihn tun kann. — Wie steht es aber mit dem Staatsrat?«

»Geruhen Eure Majestät, ihn für morgen Mittag in den Louvre berufen zu lassen; ich werde meinen Plan zu de Feldzuge vorlegen, und wir werden trachten, zu der Überschreitung von Flüssen andere Mittel ausfindig zu mache, als die Finger Seiner königlichen Hoheit, des Herzogs von Orleans.«

Der König blickte den Kardinal mit jenem Erstaunen an, welches er stets empfand, wenn er den Kardinal Richelieu von Dingen unterrichtet sah, die ihm hätten verborgen, bleiben sollen.

»Mein lieber Kardinal,« sagte er lächelnd, »Ihr habt zuverlässig einen Dämon in Eurem Dienst, wenn Ihr nicht etwa — wie ich schon oft gedacht habe, — selbst eine Art Dämon seid.«

---

# Vierter Teil

## I.

### Die Lawine.

In eben dem Augenblick, als in dem Louvre der Rat gehalten wurde, den diesmal der Kardinal Richelieu berufen hatte, das heißt gegen elf Uhr Morgens, erschien eine kleine Karawane, welche mit Tagesanbruch von Doulx ausgezogen war, am äußersten Ende der kleinen Stadt Exilles, welche an der Grenze Frankreichs liegt und zwischen sich und den piemontesischen Staaten nur noch den Flecken Chaumont hat.

Die Karawane bestand aus vier Personen, welche auf Maultieren ritten.

Es waren zwei Männer und zwei Frauen.

In den zwei Männern, welche mit unverhüllten Gesichtern und in baskischer Tracht reisten, konnte man leicht zwei junge Leute erkennen, von denen der Ältere 23, der Jüngere 18 Jahre zählen mochte.

Das Alter der beiden Frauen war schwerer zu bestimmen, da sie Kleider mit großen Capuzen trugen, welche ihr Gesicht vollkommen verhüllten, eine Vorsichtsmaßregel, die man eben so gut der Kälte zuschreiben konnte, als dem Wunsche, nicht erkannt zu werden.

In jener Zeit waren die Alpen nicht wie heute wegsam gemacht durch die prachtvollen Kunststraßen über den Simplon, den Moni Cenis, den St. Gotthart, und man gelangte nach Italien nur auf schmalen Stegen, auf denen kaum zwei Menschen nebeneinander gehen konnten, und man sich auf den sicheren Tritt der Maultiere verlassen musste.

Für den Augenblick war einer der beiden Reiter abgestiegen, und führte das Maultier der jüngeren Dame am Zügel; da sie Niemand auf der Straße sah, als eine Art Hausierer, welcher der Karawane etwa um 500 Schritte voraus war, und ein mageres, mit Packen beladenes Pferd vor sich hertrieb, hatte sie die Capuze ihres Kleides zurückgeschlagen und zeigte ihr reiches blondes Haar und den herrlichen Teint eines Gesichts, dessen Frische ein Alter von kaum 18 Jahren verriet.

Die andere Frau folgte, das Gesicht vollkommen in ihre Capuze eingehüllt, das Haupt gebeugt unter der Last der Gedanken und der Ermüdung. Sie schien auf ihr Maultier nicht im Mindesten zu achten. Dieses Maultier, welches auf einem schmalen Felsenrande dahinging und zu einer Seite die steil ansteigende, mit ewigem Schnee gekrönte Felsenwand, und zu der andern Seite den gähnenden Abgrund hatte, senkte von Zeit zu Zeit den Kopf und schien, wie es so vorsichtig einen Fuß vor den andern setzte, die Gefahr vollkommen zu begreifen, in die ein Fehltritt es bringen musste.

Diese Gefahr war so drohend, dass der vierte Reisende, um sie nicht zu sehen, und vielleicht um jenem Dämon der Leere nicht zu verfallen, den man den Schwindel nennt und dem es so schwer ist, zu widerstehen, dem Abgrund den Rücken zuwendete. Der vierte Reisende war ein junger Mensch mit blonden Haaren, schlanker Taille, blitzenden Augen und einem von Jugend strahlenden Gesicht, hatte sich nach Weiberart auf sein Maultier gesetzt.

Um sich und die Gesellschaft zu zerstreuen, tat er noch mehr. Er sang ein lustiges Liedchen und begleitete sich dazu auf einer Mandoline, die an einem blauen Bande um seinen Hals hing.

Der Ältere spielte weder die Laute, noch sang er; er war mit anderen Dingen beschäftigt. Alle seine Sorgfalt wandte sich der jungen Dame zu, deren Führer er war, und allen Gefahren, welche ihr und ihrem Reittiere auf dem schmalen und holperigen Wege drohten, während sie ihn mit jenem feuchten, sanften Blicke ansah, mit welchem die Frauen jene Männer betrachten, die sie nicht allein lieben und von denen sie geliebt werden, sondern welche sich auch für ihre Ehre, für ihre Sicherheit oder für eine Laune aufopfern.

An einer Wendung des gefährvollen Steges machte die Karawane Halt.

Dieses Halt wurde durch eine wichtige, erst noch zu lösende Frage hervorgerufen.

Man näherte sich, wie wir bereits gesagt haben, dem Orte Chaumont, das heißt, dem letzten französischen Flecken; man war also kaum eine halbe Meile von der Grenze entfernt, welche die Dauphins von Piemont schied.

Jenseits dieser Grenze befand man sich schon in Feindesland. Carl Emanuel wusste nicht allein um die großen Kriegsvorbereitungen, welche man in Frankreich traf, er war auch offiziell durch die französische Regierung benachrichtigt, dass, wenn er nicht den Truppen freien Durchzug gewähre, welche zum Entsatz von Casale abgesendet waren, ja wenn er sich nicht denselben anschliesse, ihm der Krieg förmlich erklärt sei.

Die große Frage, um die es sich nun handelte, war die: Sollte man frank und frei durch den Pass von Susa ziehen, auf die Gefahr hin, erkannt und von den Truppen Carl Emanuels angehalten zu werden, oder sollte man einen Führer nehmen und auf Seitenwegen mit Vermeidung des Passes von Susa und der Stadt Turin nach der Lombardei zu kommen suchen?

Das junge Mädchen überließ sich mit dem unbegrenzten Vertrauen, welches das liebende Weib in den geliebten Mann zu setzen pflegt, ganz der Klugheit und dem Mute ihres Führers. Sie begnügte sich, ihn mit ihren großen schwarzen Augen, mit einem Lächeln auf den Lippen anzusehen und sagte:

»Ihr wisst besser als ich, was zu tun ist, tut daher was Ihr wollt.«

Der junge Mann, erschreckt über eine so große Verantwortlichkeit in Bezug auf das Wesen, das er liebte, wandte sich gegen die andere Dame, welche ihr Gesicht noch immer in den Falten ihrer Capuze verborgen hatte; »und Ihr, Madame?« fragte er, »was ist Eure Ansicht?«

Die, an welche das Wort gerichtet war, hob jetzt die Capuze in die Höhe, und man konnte das Gesicht einer Frau von 45 bis 50 Jahren erblicken, ein gealtertes, runzliges und dem Anscheine

nach von vielen und großen Leiden durchfurchtes Gesicht; die Augen allein schienen in diesem Gesicht zu leben.

»Was beliebt?« fragte sie.

Sie hatte nichts gehört, nichts gesehen; sie hatte kaum bemerkt, dass angehalten worden war.

Der junge Mann erhob seine Stimme, um sich ihr besser verständlich zu machen, denn das Getöse, welches die in der Tiefe des Abgrundes rollende Dora verursachte, war so gewaltig, dass es die Worte zu hören verhinderte, welche leise oder mit gewöhnlicher Stimme gesprochen wurden. Er setzte ihr auseinander, um was es sich handle.

»Meine Ansicht,« sagte sie, »da Ihr mich um dieselbe fragt, ist, dass wir in der benachbarten Grenzstadt anhalten, und wenn wir einen Führer bewirten, ihn dort nehmen. Einige Stunden mehr oder weniger auf der Reise zugebracht, sind von keinem Belange; wichtig aber ist für uns, dass wir nicht erkannt werden.«

»Teure Gräfin,« erwiderte der junge Mann, »die Weisheit selbst hat aus Eurem Munde gesprochen und wir Werden Euren Rat genau befolgen.«

»Nun?« fragte das junge Mädchen.

»Es ist Alles in Ordnung; aber wohin blickt Ihr so starr?«

»Seht jene Blume,« sagte das Mädchen, »in dieser Jahreszeit ist das doch eine merkwürdige Erscheinung.«

Die Augen des jungen Mannes folgten der bezeichneten Richtung.

In der Tat sah man hart unter der Linie, wo der Schnee aufhörte, einige Büsche roter Blüten.

»Hier, teure Isabella,« sagte der junge Mann, »gibt es keine verschiedenen Jahreszeiten; der Schnee ist fast ewig, nur hin und wieder lässt eine wohlthätige Fee eine Handvoll Samen fallen, aus welchem dann jene wunderbaren Blüten entsprossen, die man die Alpenrosen nennt.«

»Ah, welche reizende Blumen!« sagte Isabella.

»Wünscht Ihr einige derselben?« rief rasch der junge Mann.

Und ehe das Mädchen antworten konnte, war er schon davon gesprungen und kletterte die Felsenwand hinan, welche ihn von dem Plateau trennte, auf dem die Alpenrosen wuchsen.

»Graf, Graf,« rief das junge Mädchen, »im Namen des Himmels, versucht doch keine solchen Wagstücke, oder ich werde mich nicht mehr getrauen, irgend einen Gegenstand anzublicken.«

Aber Derjenige, welchem der Titel Graf gegeben worden war und in welchem wir den Grafen von Moret erkennen, war bereits auf dem Plateau angelangt, hatte die Blumen gepflückt und ließ sich jetzt wie ein echter Bergbewohner von der Felswand herabgleiten, obgleich er, wie seine Gefährten, Stricke und Bergstöcke bei sich trugen, die ihnen bei ähnlichen Gelegenheiten als

Stützpunkte zu dienen vermochten.

Er überreichte die Alpenrosen dem jungen Mädchen, welches, vor Vergnügen errötend, das Sträußchen an die Lippen drückte und dann das Kleid ein wenig öffnete, um es an ihrem Busen zu bewahren.

In diesem Augenblicke ließ sich von der Spitze des Berges ein donnerähnliches Geräusch vernehmen. Eine Schneewolke verdunkelte die Atmosphäre und man sah an dem Felsenabhänge eine weiße Masse mit der Schnelligkeit des Blitzes herabgleiten, welche an Macht und Schnelligkeit zunahm, je weiter sie herankam.

»Hütet Euch vor der Lawine!« schrie der jüngere der beiden Reisenden und sprang von seinem Maultier herab, während sein Gefährte Isabella in seine Arme nahm und mit ihr an der überhängenden Felsenwand Schutz suchte.

Die bleiche Reisende warf ihre Capuze zurück und betrachtete ruhig, was um sie her vorging.

Plötzlich jedoch stieß sie einen Schrei aus.

Die Lawine war bloß eine teilweise; sie umfasste eine Fläche von etwa 500 Fuß und fiel 200 Schritt vor der kleinen Karawane nieder, die den Boden unter den Füßen zittern fühlte, und welcher der Hauch des Todes ins Antlitz wehte.

Aber der Schrei, welchen die bleiche Frau ausgestoßen hatte, war nicht ein Zeichen der persönlichen Furcht.

Sie allein hatte gesehen, was weder der Page Galaor, der mit sich selbst, noch der Graf von Moret, der mit Isabella beschäftigt war, bemerkten; sie hatte gesehen, wie die niederstürzende Lawine den Mann und das Pferd einhüllte, welcher 300 Schritt vor der Karawane einhergezogen war.

Auf diesen Schrei kehrten sich der Graf von Moret und sein Page voll Angst um. Aber sie sahen nichts als die bleiche Frau, welche, den Arm nach einer entfernten Richtung ausgestreckt, rief:

»Dort! Dort! Dort!«

Da wandten sich erst ihre Blicke auf den vor ihnen liegenden Weg.

Der Hausirer und sein Pferd, welche sie bis jetzt immer vor sich gesehen hatten, waren verschwunden, der Weg war leer.

Der Graf von Moret begriff sogleich Allee.

»Kommt langsam nach,« sagte er zu Isabella, »indem Ihr Euch stets an den Felsen lehnt; Ihr, meine teure

Frau von Coëtman, folgt dem Fräulein, und wir, Galador, wollen laufen; vielleicht gelingt es uns, diesen Unglücklichen zu retten.«



Und mit der Leichtigkeit eines Gebirgsbewohners vorwärts springend, eilte der Graf von Moret, von seinem Pagen gefolgt, zu der Stelle, welche der ausgestreckte Arm jener Frau bezeichnete, die, wie wir es so eben verraten haben, keine Andere war, als die unglückliche Coëtman, welche der Kardinal, so sehr er auch in die Ehrenhaftigkeit des Grafen von Moret und die Sittenreinheit des Fräuleins Isabella von Loutrec Vertrauen setzte, doch aus Convenienzrücksichten den Reisenden als Begleiterin begeben zu müssen geglaubt hatte.

---

## II.

### Wilhelm Coutet.

An der bezeichneten Stelle angekommen, warfen die beiden jungen Leute, sich Einer an den Anderen lehrend, mit Schrecken ihre Blicke in den Abgrund.

Sie sahen zuerst nichts, da ihre Augen in zu weiter Ferne suchten.

Aber sie hörten hart unter sich die ziemlich verständlichen Worte:

»Wenn Ihr Christen seid, so rettet mich um der Liebe Gottes willen!«

Nun suchten sie in der Richtung, aus welcher die Stimme ertönte und sahen etwa zehn Fuß unter ihrem Standpunkt einen Mann, der sich an eine Fichte geklammert hielt, die durch seine Last schon halb entwurzelt war, und der so über dem Abgrund schwebte, welcher etwa tausend Fuß Tiefe hatte.

Die Füße des Mannes stemmten sich gegen eine Unebenheit des Felsens, welche ihm wohl für den Augenblick helfen konnte, sich in seiner gefährlichen Lage zu erhalten, die ihm aber völlig unnütz wurde, wenn die Fichte sich vollends aus ihren Wurzeln löste. In dem Augenblicke, wo dies geschah, und dieser Augenblick konnte nicht lange mehr ausbleiben, musste der Mann unfehlbar in den Abgrund stürzen.

Der Graf von Moret erkannte mit einem raschen Blicke die ganze Größe der Gefahr.

»Schneide einen Stock von ungefähr 18 Zoll Länge ab, Galaor, und trachte, dass er stark genug ist, um daran einen Menschen zu halten.«

Galaor begriff im Augenblicke die Absicht des Grafen von Moret.

Er zog aus seinem Gürtel eine Art Dolch mit breiter scharfer Klinge, lief nach einem vom Sturme gebrochenen Baum und hatte in einigen Augenblicken das herbeigeschafft, was der Graf wünschte, nämlich eine Art starker Leitersprosse.

Während dieser Zeit hatte der Graf den Strick aufgerollt, den er um seine Schultern trug und der die doppelte Länge der Entfernung hatte, die den Unglücklichen, dessen Rettung er unternehmen wollte, von ihm trennte.

In wenigen Sekunden war die Sprosse an dem Ende des Strickes befestigt, und nachdem man dem Unglücklichen, der zwischen Leben und Tod schwebte, einige Worte der Ermutigung zugerufen hatte, warf man ihm das Querholz an dem Strick hinab. Er erfasste es, und hing sich in dem Augenblicke daran, als die entwurzelte Fichte in den Abgrund rollte.

Noch eine Ungewissheit blieb übrig; der Felsen, über den der Strick hinabließ, hatte scharfe Kanten, welche den Strick während des Hinaufziehens durchschneiden konnten.

Glücklicherweise kamen in diesem Augenblicke die Frauen mit den Maultieren heran.

Man ließ eines der Maultiere an den Rand des Abgrundes treten, so viel Raum lassend, dass der Hinan ziehende oben festen Fuß fassen konnte, legte dann den Strick über den Sattel, und während Isabella inbrünstig betete, und Frau von Coëtman mit einer fast männlichen Kraft das Maultier am Zügel hielt, zogen die beiden Männer mit vereinten Kräften an dem Seil. Das Seil lief über den Sattel so leicht wie über eine Rolle, und nach wenigen Augenblicken sah man am Rande des Abgrundes das bleiche Haupt des Unglücklichen erscheinen, der auf so wunderbare Weise dem Tode entronnen war.

An Freudenschrei begrüßte diese Erscheinung und Isabella vereinte ihre Stimme mit der ihrer Reisegefährten, um dem Manne zuzurufen:

»Mut. Mut! Ihr seid gerettet!«

In der Tat setzte der Mann den Fuß auf den Felsen und den Strick loslassend, klammerte er sich an den Sattel des Maultieres.

Man ließ das Maultier einen Schritt zurücktreten und der Mann, welcher am Ende seiner Kräfte angelangt war, und nun der Stütze entbehrte, fiel ohnmächtig in die Arme des Grafen von Moret.

Der Graf näherte dem Munde des Ohnmächtigen eine Phiole, welche mit einem jener belebenden Säfte gefüllt war, die der Erfindung des Alkohols um hundert Jahre vorausgingen, und noch jetzt in den Alpen bereitet werden; er ließ ihn einige Tropfen davon schlürfen.

Offenbar hatte die Kraft ihn nur so lange aufrecht gehalten, als die Gefahr ihn bedrohte, ihn aber in eben dem Augenblick verlassen, als er erkannte, dass er gerettet sei.

Dann legte er ihn, mit dem Rücken an die Felsenwand gelehnt, nieder, und während Isabella den Ohnmächtigen mit flüchtigen Salzen labte, knüpfte er das Querseil von dem Stricke und hing den letzteren wieder um seine Schulter.

Galaor steckte mit der Sorglosigkeit der Jugend, welche weder an zukünftige noch an bestandene Gefahren besonders viel denkt, sein Jagdmesser wieder in die Scheide.

Nach einiger Zeit machte der Mann krampfartige Bewegungen und schlug die Augen auf.

Der Ausdruck seines Gesichts zeigte, dass er sich nicht an das erinnere, was ihm zugestoßen war, aber nach und nach kehrte ihm das Gedächtnis zurück, und er begriff, welche Verpflichtungen er gegen Die hatte, die ihn umstanden; die ersten Worte, die er sprach, waren daher Worte des Dankes.

Da erzählte ihm der Graf von Moret, welchen er für einen einfachen Bergbewohner hielt, Alles, was geschehen war.

»Ich heiße Wilhelm Coutet,« erwiderte der Mann; »ich habe eine Frau, welche es Euch verdankt, dass sie nicht Witwe geworden ist, und drei Kinder, welche ohne Euch jetzt bedauernswerte Waisen wären. Bei welcher Gelegenheit es auch sei, könnt Ihr mein Leben fordern, wenn Ihr

dessen bedürft.«

Dann näherte er sich, auf den Grafen gestützt, dem Abgrund, betrachtete zitternd die zerbrochene Fichte, warf dann einen Blick auf das schreckliche Chaos von geballtem Schnee, Eisstücken, entwurzelten Bäumen, abgerissenen Felsbrocken, welches unten im Tal lag, und teilweise das Bett der rasch fließenden Dom verlegte, so dass die Wasser vor dem ungewohnten Hindernis hoch aufschäumten, ehe sie darüber hinweg schnellten.

Bei dem Gedanken an sein Pferd und dessen Ladung, aller Wahrscheinlichkeit nach sein einziges Vermögen, welches jetzt unwiederbringlich verloren war, stieß er einen tiefen Seufzer aus.

Aber sich auf die Gefahr besinnend, in der sein Leben geschwebt hatte, sagte er:

»Das Leben ist das höchste Gut des Menschen, und da es mir erhalten ist, danke ich Dir, o Gott, und nächst Dir meinen Rettern!«

Als er sich aber auf den Weg machen wollte, gewahrte er, dass es ihm unmöglich sei, auch nur einen Schritt zu tun.

»Ihr habt schon zu viel für mich getan,« sagte er zu dem Grafen und Isabella, »und ich kann Euch vor der Hand nicht anders danken, als indem ich Euch nicht länger aufhalte. Nur bitte ich Euch, die Güte zu haben, den Wirt »zum goldenen Wachholderbaum« in dem nächsten Städtchen zu benachrichtigen, dass seinem Verwandten, Wilhelm Coutet, ein Unfall zugestoßen sei, der ihn gezwungen habe, auf der Straße zu bleiben, und dass ich ihn bitten lasse, mir so schleunig als möglich Hilfe zu senden.«

Der Graf von Moret wechselte flüsternd einige Worte mit Isabella, die ihm mit einem bejahenden Kopfnicken antwortete.

Dann wandte er sich an den armen Teufel.

»Mein lieber Freund,« sagte er, »wir werden Euch nicht verlassen, da es Gott zugegeben hat, dass wir Eure Retter geworden sind. Wir sind nur noch eine halbe Stunde von der Stadt entfernt; Ihr werdet Euch auf mein Maultier setzen, und ich werde, wie ich es bisher getan habe, das Maultier dieser Dame am Zügel führen.«

Wilhelm Coutet wollte einige Einwendungen machen, aber der Graf von Moret verschloss ihm den Mund, indem er sagte:

»Ich habe Euch nöthig, mein Freund, und möglicherweise könnt Ihr in 24 Stunden mir den Dienst, den ich Euch erwiesen habe, vergelten, indem Ihr mir einen noch größeren leistet.«

»Ist das auch wahr?« fragte Wilhelm Coutet.

»Auf Edelmannswort!« antwortete der Graf von Moret, indem er vergaß, dass er sich durch diese Worte verriet.

»Entschuldigt mich,« sagte der Krämer, sich verbeugend, »aber ich sehe schon, dass ich Euch

aus zweifachem Grunde gehorchen muss; erstens weil Ihr mir das Leben gerettet habt; zweitens weil Euch Euer Rang das Recht gibt, einem armen Bauer, wie ich bin, zu befehlen.«

Mit Hilfe des Grafen und Galaors stieg Wilhelm Coutet auf das Tier des Grafen, welcher wieder zu Isabella trat, die glücklich darüber war, dass der Mann, den sie liebte, Gelegenheit gehabt hatte, vor ihren Augen seine Gewandtheit, seinen Mut und seine Menschlichkeit zu entfalten.

Eine Viertelstunde später ritt die kleine Karawane in dem Flecken Chaumont ein und machte vor der Tür des Wirtshauses »zum goldenen Wachholderbaum« Halt.

Bei dem ersten Worte, welches Wilhelm Coutet nicht etwa von dem Range seines Lebensretters, sondern von dem Dienste sagte, den ihm dieser geleistet hatte, stellte Meister Germain das ganze Haus zu dessen Verfügung.

Der Graf von Moret beanspruchte jedoch nur zwei Zimmer; eines für Isabella und Frau von Coëtman, das andere für sich und Galaor. Wilhelm Coutet erhielt das eigene Zimmer und Bett seines Veters.

Der Arzt, der herbeigeholt worden war, untersuchte ihn vom Kopf bis zu den Füßen und erklärte, dass kein einziger der 282 Knochen, welche die Natur zur Konstitution eines Menschen notwendig hält, gebrochen sei; er verordnete ihm ein Bad von aromatischen Kräutern, in welche eine Hand voll Salz geworfen werden sollte, und ließ ihm dann den ganzen Körper mit Campher einreiben.

Durch diese Cur und einige Gläser warmen reich gewürzten Wein, welchen man ihn trinken ließ, hoffte man, dass der Patient am Tage darauf, längstens aber am zweitfolgenden Tage, so weit hergestellt sein werde, um seinen Weg fortsetzen zu können.

Nachdem der Graf von Moret sich mit Allem beschäftigt hatte, was zur Bequemlichkeit der beiden reisenden Damen beitragen konnte, wachte er in Person darüber, dass die Vorschriften des Arztes genau erfüllt wurden. Als die Einreibungen gemacht worden waren und der Kranke erklärt hatte, dass er sich besser befinde, setzte sich der Graf von Moret an das Kopfende seines Lagers.

Wilhelm Coutet erneuerte ihm seine Ergebenheitsbetheuerungen.

Der Graf von Moret ließ ihn reden; dann sagte er: »Möglicherweise hatte Gott, als er zur rechten Zeit mich aus Euren Weg führte, die doppelte Absicht, Euch zu retten und mir durch Euch zu helfen.«

»Wenn das der Fall wäre, würde ich mich für den glücklichsten Menschen halten.«

»Ich bin von dem Herrn Kardinal Richelieu beauftragt — Ihr seht, dass ich kein Geheimnis vor Euch haben will, und Eurer Erkenntlichkeit völlig vertraue — ich bin von dem Herrn Kardinal von Richelieu beauftragt, die junge Dame, welche Ihr gesehen habt, und an welcher der Kardinal großes Interesse nimmt, ihrem Vater, der sich in Mantua befindet, zuzuführen.«

»Gott geleite und beschütze Euch auf Eurer Reise.«

»Aber in Exilles erfuhren wir, dass der Pass von Susa streng bewacht und von Festungswerken beherrscht wird; wenn man uns erkennt, möchte man uns verhaften, da der Herzog von Savoyen uns als Geißeln wird zurückbehalten wollen.«

»Man müsste Susa umgehen.«

»Kann man das?«

»Ja, wenn Ihr Euch mir anvertrauen wollt.«

»Seid Ihr aus der Gegend?«

»Ich bin aus Gravière.«

»Kennt Ihr die Wege?«

»Ich bin schon auf allen Bergsteigen umher geklettert.«

»Und Ihr übernehmt es, unser Führer zu sein?«

»Der Weg ist rau.«

»Wir fürchten weder Gefahr noch Anstrengung.«

»Dann ist es gut und ich stehe für Alles.«

Der Gras von Moret nickte mit dem Kopfe, zum Zeichen, dass dies Versprechen ihm genüge.

»Doch.« sagte er, »ist dies nicht Alles.«

»Was wünscht Ihr noch?« fragte Wilhelm Coutet.

»Ich wünschte etwas über die Arbeiten zu erfahren, welche im Passe von Susa gemacht werden.«

»Nichts leichter als das; mein Bruder ist dort als Schanzarbeiter beschäftigt.«

»Und wo wohnt Euer Bruder?«

»In Gravière, so wie ich.«

»Kann ich ihn aufsuchen und eine Empfehlung von Euch ausrichten?«

»Warum sollte im Gegenteil nicht er her kommen. Euch aufzusuchen?«

»Ist das möglich?«

»Es ist sogar sehr leicht. Gravière ist kaum eine Stunde von hier entfernt; mein Vetter wird ihn holen und auf seinem Pferde mitbringen.«

»Wie alt ist Euer Bruder?«

»Er mag um zwei oder drei Jahre älter sein, als Eure Exzellenz.«

»Was für eine Gestalt hat er?«

»Genau die Eurer Exzellenz.«

»Sind viele Leute aus Gravière bei den Arbeiten beschäftigt?«

»Er ist der Einzige.«

»Glaubt Ihr, das, Euer Bruder mir einen Dienst wird leisten wollen?«

»Sobald er erfährt, was Ihr für mich getan habt, wird er für Euch durchs Feuer gehen.«

»Es ist gut, lasset ihn holen. Es ist überflüssig, zu sagen, dass ein guter Lohn für ihn abfallen wird.«

»Es ist wirklich überflüssig, wie Euer Exzellenz sagen, da mein Bruder bereits hinreichend belohnt ist.«

»So mag denn unser Wirt ihn holen. Habt die Güte, ihn zu rufen und mit mir allein zu lassen.«

Der Graf von Moret entfernte sich; eine Viertelstunde später spornte Meister Germain sein Pferd auf der Straße, die nach Gravière führte.

Nach einer Stunde kam er in das Wirtshaus »zum goldenen Wachholderbaum« zurück und auf der Croupe seines Pferdes saß Johann Coutet, der Bruder des Krämers Wilhelm Coutet.

---

### III.

#### **Johann Coutet.**

Johann Coutet war ein junger Mann von 26 Jahren, und von der männlichen Schönheit und Stärke der echten Gebirgsbewohner. Seine breiten Schultern, seine gewölbte Brust, die kräftigen Verhältnisse seiner Arme und Beine verrieten einen nervigen Körper, während seine offenen, freundlichen Gesichtszüge Zeugnis von einem redlichen Herzen gaben.

Er war auf dem Wege mit den statt gehabten Vorgängen bekannt gemacht worden.

Er wusste, dass sein Bruder, von einer Lawine erfasst, das Glück gehabt hatte, sich im Fallen an eine Fichte zu klammern, und dass er dann von einem vorbeikommenden Reisenden gerettet worden war.

Warum aber ließ sein Bruder, der nun außer Gefahr war, ihn holen? Das war es, was er nicht wusste.

Nichtsdestoweniger eilte er, so rasch es ihm möglich war, herbei, was seine Ergebenheit für seinen Bruder in das beste Licht stellte.

Kaum angekommen, begab er sich in das Zimmer Wilhelms, plauderte mit demselben etwa zehn Minuten und ersuchte dann den Wirt, er möge ihnen den Edelmann schicken.

Der Graf von Moret zögerte nicht, der Einladung Folge zu leisten.

»Exzellenz,« sagte Wilhelm, »hier ist mein Bruder Johann, welcher weiß, dass ich Euch das Leben verdanke, und sich Euch, gleich mir, zur Verfügung stellt.«

Der Graf von Moret warf einen raschen Blick auf den jungen Bergbewohner, und glaubte sogleich, sich von seinem Mute und seiner Ehrlichkeit überzeugt halten zu können.

»Euer Name,« sagte er zu ihm, »ist französisch.«

»In der Tat, Exzellenz,« erwiderte Johann Coutet. »sind mein Bruder und ich von französischer Abstammung. Unsere Eltern waren aus Phenioux; sie ließen sich in Gravière nieder und daselbst sind wir geboren worden.«

»Ihr seid also Franzosen geblieben?«

»Dem Herzen wie dem Namen nach.«

»Und doch arbeitet Ihr an den Befestigungen von Susa?«

»Man gibt mir zwölf Sous täglich, damit ich die Erde aufwühle; ich tue dies vom Morgen bis zum Abend und kümmere mich nicht darum, weshalb ich das tue und wem das Stück Erde, das



ich aufwühle, gehört.«

»Aber Ihr dient ja gegen Euer Vaterland!«

Der junge Mann zuckte die Achseln.

»Warum,« sagte er, »nimmt mein Vaterland nicht meine Dienste für sich in Anspruch?«

»Wenn ich Euch um Einzelheiten über die Arbeiten frage, die Ihr ausführt, werdet Ihr sie mir geben?«

»Man hat die Geheimhaltung nicht von mir verlangt, ich bin also auch nicht verpflichtet, das Geheimnis zu bewahren.«

»Versteht Ihr etwas von den bei Festungsbauten gebräuchlichen Ausdrücken?«

»Ich höre unsere Ingenieure von Redouten, Lunetten, Laufgräben reden, aber ich weiß nicht, was diese Ausdrücke bedeuten.«

»Könntet Ihr mir vielleicht die Festungswerke von Susa aufzeichnen?«

»Ich kann nicht lesen, nicht schreiben, und, habe nie einen Zeichenstift gehalten.«

»Gestattet man Fremden, in dem Bereich der Arbeit zu kommen?«

»Nein; eine Kette von Schildwachen ist ringsherum ausgestellt.«

»Könnt Ihr mich als Arbeiter mit Euch nehmen? Man hat mir gesagt, dass man allenthalben Arbeiter sucht.«

»Für wie viel Tage?«

»Nur für einen einzigen Tag.«

»Wenn Ihr dann am andern Tage nicht kämt, würde man Verdacht schöpfen.«

»Könntet Ihr Euch für vierundzwanzig Stunden krank stellen?«

Ja«

»Und könnte ich mich dann nicht an Eurer Statt vorstellen?«

»Ohne Zweifel. Mein Bruder wird Euch einen Zettel für den Aufseher der Arbeiter, Johann Miroux, mitgeben; des andern Tags geht es mir besser; ich nehme meine Arbeit wieder auf, und es hat nichts zu sagen.«

»Habt Ihr das verstanden, Wilhelm?«

»Ja, Exzellenz!«

»Um wie viel Uhr beginnen die Arbeiten?«

»Um 7 Uhr des Morgens.«

»Dann ist keine Zeit zu verlieren; lasset Euren Bruder den Zettel schreiben, kehrt nach Gravière zurück und um 7 Uhr des Morgens werde ich an der Arbeit sein.«

»Haben Eure Exzellenz schon an die Kleider gedacht?«

»Habt Ihr mir keine zu leihen?«

»Meine Garderobe ist nicht sehr reichhaltig.«

»Könnte ich nicht bei einem Schneider fertige Kleider bekommen?«

»Sie würden zu neu aussehen.«

»Man könnte sie beschmutzen.«

»Wenn man Eure Exzellenz Einkäufe machen sähe, so würde man Verdacht schöpfen; der Herzog von Savoyen hat überall seine Spione.«

»Da Ihr ungefähr von meiner Größe seid, könntet Ihr die Kleider kaufen; hier ist Geld.«

Der Graf reichte Johann Coutet eine gefüllte Börse,

»Aber das ist ja zu viel.«

»Ihr werdet mir das zurückgeben, was Ihr nicht braucht.«

Nachdem die Sachen beschlossen waren, ging Johann aus, um die Einkäufe zu machen; Wilhelm verlangte Feder und Tinte, um den Zettel für Johann Miroux zu schreiben, und der Graf von Moret begab sich zu Isabella, um ihr seine morgende Abwesenheit anzuzeigen, als deren Grund er angab, er wollte sich mit dem Wege bekannt machen, den man am zweitnächsten Tag zu verfolgen hätte.

Die Annäherungen, welche bei einer gemeinschaftlichen Reise unvermeidlich sind, das doppelte Geständnis! ihrer Liebe, die Eigentümlichkeit ihrer Lage, hatten die beiden jungen Leute in eine ausnahmsweise Stellung zu einander gebracht.

Die offizielle Mission des Grafen von Moret, über seine Verlobte zu wachen, hatte seiner Leidenschaft einen sanften und brüderlichen Charakter verliehen; es gab auch nichts Anziehenderes, als die Stunden der Vertraulichkeit, in welchen die Beiden einander auf den Grund ihres Herzens blickten und auf demselben die Worte lasen: »Ich liebe Dich.«

Isabella, welche unter der Obhut der Frau von Coëtman und Galaors diesseits der französischen Grenze blieb, hatte durchaus nichts zu fürchten. Anders war es mit dem Grafen von Moret, der sich in Feindesland wagte. Die Stunde, welche der Graf von Moret jetzt zu den Füßen seiner Geliebten zubrachte und die er dazu anwendete, die Besorgnisse der Liebenden zu

beschwichtigen, war bald verflossen, und Meister Germain kam anzuzeigen, dass Johann Coutet den Grafen mit den von ihm erkauften Kleidern erwarte.

Isabella nahm ihm das Versprechen ab, nicht fortzugehen, bis er ihr Lebewohl gesagt haben würde, was eigentlich überflüssig war, denn er hätte es ohnehin nicht getan, und eine Viertelstunde später stand er vor ihr in der Tracht eines piemontesischen Bauern.

Einige Minuten wurden von dem jungen Mädchen dazu verwendet, Stück für Stück die neuen Kleider zu prüfen, in die sich der Graf gesteckt hatte, und sie fand, dass ihn Alles sehr gute kleidete. Es gibt eine aufsteigende Periode der Liebe, wo Alles, und wäre es auch ein Kleid von Sackleinwand, den geliebten Mann oder die geliebte Frau verschönert; unglücklicherweise aber gibt es auch eine andere Periode, in welcher selbst das kostbarste Kleidungsstück den verlorenen Reiz nicht zu ersetzen vermag.

Man musste scheiden. Es war eben zehn Uhr; zwei Stunden brauchte man, um Gravière zu erreichen, wo man folglich erst um Mitternacht ankommen konnte, und um sieben Uhr des Morgens sollte der Graf schon an der Arbeit sein.

Bevor er wegging, versah er sich mit dem Briefe, der von Wilhelm Coutet geschrieben, und in folgenden Worten abgefasst war:

»Mein lieber Johann Miroux!

*»Der, welcher Euch diesen Brief überbringt, wird Euch zugleich meine Rückkunft aus Lyon anzeigen, wohin ich gegangen bin, um Waren einzukaufen; er wird Euch auch mit dem Unfall bekannt machen, der mir zwischen St. Laurent und Chaumont zugestoßen ist. In Folge dessen ist mein Bruder Johann genöthigt, mich zu pflegen. Da er aber nicht will, dass die Arbeit unter seiner Abwesenheit leide, schickt er an seiner Stelle seinen Kameraden Jacquolino. Morgen wird er wieder seinen Dienst eintreten und ich kehre zu meinen Geschäften zurück.*

»Es grüßt Euch Euer Vetter

»Wilhelm Coutet.«

Der Graf Moret lächelte, während er den Brief las. Er war so, wie er ihn wollte, obgleich er sich gestehen musste, dass er nicht so ausgefallen wäre, wenn er ihn selbst geschrieben hätte.

Da dieser Brief das Einzige war, worauf er noch gewartet hatte, und das Pferd Meister Germain's gesattelt vor der Tür stand, küsste der Graf noch einmal die Hand Isabellas, sprang in den Sattel, lud Johann ein, hinten auf die Croupe des Pferdes zu steigen und sprengte sorglos auf dem Harttraber davon.

Zwei Stunden später waren die beiden jungen Leute in dem Dorfe Gravière und am andern Morgen, pünktlich um sieben Uhr, übergab der Graf von Moret dem Aufseher Miroux den Brief Wilhelms und wurde ohne Widerrede als Stellvertreter Coutet's unter die Arbeiter aufgenommen.

Wie Wilhelm Coutet es vorausgesehen hatte, fragte Johann Miroux nach den näheren Umständen des Unfalles, der seinen Vetter getroffen hatte, und Jacquolino war vollkommen im Stande, ihm

diese Mitteilungen zu machen.

---

## IV.

### **Warum der Graf von Moret an den Befestigungswerken von Susa arbeitete.**

Wie man wohl erraten haben wird, legte der Graf von Moret nicht zu seiner eigenen Befriedigung für einen Tag die Kleidung eines Schanzarbeiters an und übernahm die Arbeit eines solchen.

In dem Gespräche, welches der Graf vor seiner Abreise mit dem Kardinal von Richelieu gehabt hatte, nannte ihn dieser einen echten Sohn Heinrichs IV. und der Sohn Heinrichs IV. hatte beschlossen, das Vertrauen des Kardinals zu erwerben.

Er nahm sich daher vor, da der Gedanke in ihm aufstieg, er könnte dem Kardinal und seinem Bruder, dem Könige, einen großen Dienst erweisen, selbst auf die Gefahr hin, erkannt und als Spion behandelt zu werden, sich durch den Augenschein ein Bild der im Passe von Susa aufgeführten Befestigungswerke zu verschaffen und hierüber dem Kardinal einen genauen Bericht zu erstatten.

Nachdem er also nach seiner Rückkunft von der Tagarbeit in dem Passe, welche für ihn ohne Unfall ablief, sich kaum Zeit genommen hatte, seiner geliebten Isabella eine gute Nacht zu wünschen, zog er sich auf sein Zimmer zurück und schrieb folgenden Brief an Richelieu:

»Monseigneur!

*»Erlaubt mir, in dem Augenblicke, wo ich im Begriffe stehe, die Grenze Frankreichs zu überschreiten, Euch anzuzeigen, dass bis jetzt unsere Reise ohne irgend einen bemerkenswerten Vorfall abgelaufen ist.*

*»Indem ich mich jedoch der Grenze näherte, habe ich Nachrichten vernommen, welche mir für Ew. Eminenz von besonderer Wichtigkeit scheinen, da Ihr Euch zu einem Feldzuge nach Piemont vorbereitet.*

*»Der Herzog von Savoyen, welcher Zeit zu gewinnen sucht, indem er den Truppen den Durchzug durch sein Land gestattet, lässt gleichwohl den Pass von Susa befestigen. Ich habe mich daher entschlossen, mich persönlich von dem Fortgang und der Art dieser Befestigungsarbeiten zu überzeugen.*

*»Die Vorsehung hat es zugegeben, dass ich einem Bauer aus Gravière das Leben rettete, dessen Bruder bei diesen Arbeiten beschäftigt ist; ich fand Mittel, dessen Stelle einzunehmen, und habe einen Tag mitten unter den Arbeitern verbracht.*

*»Bevor ich jedoch Ew. Eminenz mitteile, was ich an diesem Tage gehört und getan habe, will ich einen genauen Bericht über die natürlichen Hindernisse ablegen, welche das Heer auf dem Marsche finden wird, damit Ew. Eminenz sich klar darüber werden können, welche Wege*

*einzuschlagen und welche zu vermeiden sind.*

*»Chaumont, der Ort, aus welchem ich die Ehre habe, Ew. Eminenz zu schreiben, ist der letzte Flecken auf königlichem Gebiete. Eine Viertelmeile jenseits befindet sich die Grenze, welche die Dauphinée von Piemont trennt. Ein wenig weiter, auf dem Gebiete des Herzogs von Savoyen, befindet sich ein auf allen Seiten steiler Felsen, der nur auf einem einzigen, an tiefen Abgründen hinführenden Pfade zu besteigen ist. Carl Emanuel betrachtet diesen Felsen als ein natürliches Festungswerk gegen den Einmarsch der Franzosen, und hält hier eine Garnison als Besatzung. Dieser Felsen heißt Gelane und wenn man ihn vermeiden will, gelangt man in ein enges Tal, welches sich zwischen den Felsenrücken Montabon und Montmoron hinzieht.*

*»Dieses Tal ist der Pass von Susa, die einzige Pforte Italiens, und hier werden Befestigungen aufgeführt, von deren Beschaffenheit ich mich überzeugen und darüber an Ew. Eminenz berichten wollte.*

*»Der Herzog von Savoyen lässt diesen Pass durch eine halbmondförmige Lunette schließen, vor der ein tiefer Graben sich befindet, zu dessen Schutz wieder in der Entfernung von zweihundert Schritten zwei Batterien aufgeworfen sind, deren Feuer sich kreuzt.*

*»Außerdem werden an den beiden Bergrücken einzelne Forts gebaut, welche Garnisonen von hundert Mann fassen und zahlreiche Redouten, hinter denen zwanzig bis fünfundzwanzig Soldaten ein Musketenfeuer unterhalten können.*

*»Das Tal ist bei einer Länge von einer Viertelmeile an manchen Stellen achtzehn bis zwanzig Fuß breit und überall von steilen Felswänden begrenzt.*

*»Als ich am Morgen zur Arbeit kam, hörte ich, dass der Herzog von Savoyen und dessen Sohn im Laufe des Tages von Turin kommen sollten, um die Arbeiten zu beschleunigen; in der Tat kamen sie gegen Mittag an und begaben sich sofort mitten unter die Arbeiter, um dieselben durch Versprechungen höheren Lohnes anzufeuern. Zugleich mit ihnen erschienen Truppen in der Stärke von 3000 Mann, und andere 5000 wurden für den zweitnächsten Tag angekündigt.*

*»Nach dem Abhange des Montmoron hinauf geschickt, um daselbst die Ankunft des Herzogs anzukündigen, sah ich in der Nähe die zweite Redoute, welche mit der des Montabon in Wechselwirkung steht; ihr Anblick hat mich in der Ansicht bestärkt, dass der Pass von Susa nicht forciert werden kann, sondern umgangen werden muss.*

*»Diese Nacht noch, gegen drei Uhr Morgens, werden wir bei Mondschein aufbrechen, mit dem Manne als Führer, dem ich das Leben gerettet habe, und welcher mir mit seinem Kopfe dafür bürgt, dass er uns auf ihm bekannten Wegen ungefährdet durch das Land des Herzogs von Savoyen bringen wird.*

*»Sobald ich Fräulein von Lautrec ihrem Vater übergeben habe, verlasse ich Mailand und suche auf dem kürzesten Wege zu Ew. Eminenz zu gelangen, um meinen Platz in den Reihen der Armee, einzunehmen und Ew. Eminenz persönlich meiner vollkommensten Ergebenheit zu versichern.*

*»Anton von Bourbon. Graf von Moret.«*

In der Tat setzte sich die kleine Karawane um drei Uhr des Morgens in Bewegung und verließ Chaumont in derselben Ordnung, in welcher sie dahin gekommen war, mit dem einzigen Unterschiede, dass Wilhelm Coutet diesmal als Führer voran ritt.

Alle fünf Personen ritten auf Maultieren, obwohl Coutet ihnen sagte, dass sie an gewissen Strecken absteigen und zu Fuße gehen müssten.

Man ging gerade auf den Felsen Gelane zu, der sich in der Dunkelheit wie ein gespenstiger Riese vom Horizonte abhob; aber fünfhundert Schritte vor diesem Felsen bog Coutet links in einen kaum bemerkbaren Seitenpfad vom Wege ab. Nachdem man eine Viertelstunde geritten war, hörte man das Brausen eines Bergstromes.

Dieser Bergstrom, einer der tausend Zuflüsse des Po, war durch heftige Regengüsse bedeutend angeschwollen, und bot ein unvorhergesehenes Hindernis.

Coutet hielt am Ufer an, blickte aufwärts und abwärts und schien eine Stelle zu suchen, wo der Übergang leicht zu bewerkstelligen wäre; aber ohne ihm Zeit zur Überlegung zu lassen, lenkte der Graf von Moret mit dem sprudelnden Mute, welcher den Verliebten eigen ist und sie drängt, sich in Gefahren zu stürzen, wenn zwei schöne Augen auf ihnen haften, sein Tier in den Fluss.

Doch Coutet fiel mit der Schnelligkeit des Blitzes dem Tiere in die Zügel und mit jenem befehlenden Tone, welchen gewissenhafte Führer, denen man sich anvertraut, in Augenblicken der Gefahr anzunehmen pflegen, sagte er:

»Bleibt an Eurem Platze; hier ist es meine Sache, den Weg zu zeigen!«

Der Graf gehorchte.

Isabella ritt den Uferabhang hinab, und lenkte ihr Tier an die Seite des Grafen, Frau von Coëtman und Galaor blieben auf der Höhe des Ufers zurück.

Frau von Coëtman, die bei dem Scheine des Mondes noch bleicher aussah, als bei Tageslicht, betrachtete den tosenden Bergstrom mit derselben Gleichgültigkeit, mit welcher sie Tags vorher den Lawinensturz betrachtet hatte, d. h. mit der Gleichgültigkeit einer Person, welche zehn lange Jahre hindurch in der Nachbarschaft des Todes gelebt hatte.

Das Maultier Wilhelms watete nun in gerader Linie in den Strom hinein, und war etwa bis auf ein Drittel der Breite des Bettes vorgedrungen, als die starke Strömung es zwang, von seiner Richtung abzuweichen; einen Augenblick lang verlor das kräftige Tier sogar den Boden unter den Hufen und war gezwungen, zu schwimmen, so dass sein Reiter die Herrschaft über dasselbe verloren hatte; aber Wilhelm Coutet, welcher auf seinen Schmuggelnden schon mehrere ähnliche Abenteuer bestanden hatte, verlor die Geistesgegenwart nicht; er wusste den Kopf seines Tieres über dem Wasser zu erhalten, und dieses, welches noch eine Weile schwamm und gegen die Strömung ankämpfte, fasste endlich festen Fuß und gelangte schnaufend und prustend an das andere Ufer.

Isabella hatte bei diesem Anblicke die Hand des Grafen von Moret erfaßt und drückte sie mit einer Kraft, welche geeignet war, den Grad ihrer Angst anzudeuten, und doch war es nicht die

Angst wegen der Gefahr, welche der Führer lief, oder welcher ihr selbst bevorstand, wenn sie auf diesem Wege den Fluss durchreiten musste, sondern die Angst, die ihr der Gedanke erpresste, dass der geliebte Mann unrettbar verloren gewesen wäre, wenn er seinen Entschluss ausgeführt und zuerst den Fluss durchritten hätte.

Auf dem entgegengesetzten Ufer angelangt, machte Wilhelm den Reisenden ein Zeichen, zu warten, ritt dann fünfzig Schritte nach aufwärts und lenkte sein Tier wieder in den Strom; diesmal war er glücklicher; obwohl das Wasser dem Maultier bis an die Hüften ging, war doch ziemlich ebener Boden unter ihm.

Kaum hatte er das diesseitige Ufer erklommen, so rief er die Karawane heran; er wollte den Ort nicht verlassen, aus Furcht, die Richtung zu verlieren und dann auf Untiefen zu stoßen.

Die Anordnungen zum Überschreiten des Stromes wurden folgendermaßen getroffen: Zuerst wollte man das Maultier Isabella's zwischen die Tiere des Grafen und Wilhelms nehmen, damit sie an jeder Seite Jemand habe, der bereit wäre, sie augenblicklich zu unterstützen, im Falle ihr Tier einen Fehltritt tun sollte; dann würde Wilhelm zurückreiten und Frau von Coëtman holen, welche zwischen ihm und Galaor durch das Wasser reiten sollte.

Frau von Coëtman hörte diese Anordnungen mit ihrer gewöhnlichen Teilnahmslosigkeit an, und nickte zum Zeichen des Einverständnisses mit dem Kopfe.

Wilhelm, Isabella und der Graf ritten in der verabredeten Ordnung in den Strom hinein und erreichten ohne irgend einen Unfall das andere Ufer. Aber als sie sich umwandten, sahen sie, dass Frau von Coëtman aus den zurückkehrenden Führer nicht gewartet hatte und sich bereits mitten in der Flut befand; auch Galaor wollte nicht zurückbleiben und ritt wacker neben ihr her.

Der Graf von Moret spürte trotz seiner hohen Lederstiefel die Frische des Wassers an seinem Körper; er, zweifelte nicht, dass Isabella, gleich ihm, durchnässt sei, und er fürchtete für ihre Gesundheit die Folgen einer heftigen Erkältung.

Er fragte daher Wilhelm, ob man in der Nähe eine Herberge und ein Feuer finden könnte. Wilhelm kannte in der Entfernung von etwa einer halben Stunde eine Hütte, in welcher sich gewöhnlich die Schmuggler auf ihren nächtlichen Wanderungen aufhielten; hier musste man nach seiner Ansicht Feuer und Alles, was sonst noch nöthig wäre, finden.

Da der Weg es erlaubte, setzte man die Maultiere in Trab und legte so eine halbe Meile zurück; dann verengte sich der Pfad so, dass man nur einzeln reiten konnte. Wilhelm ritt als Führer voran, dann folgten Isabella, der Graf, Frau von Coëtman und zuletzt der Page Galaor.

Der Regen, welcher den Schnee etwas aufgeweicht hatte, erleichterte übrigens den Maultieren ihren Weg, und zu der von Coutet bezeichneten Stunde langte man an der Tür der Hütte an.

Isabella zögerte, hier einzutreten und verlangte, man solle den Weg weiter fortsetzen. Die halbgeöffnete Tür ließ im Innern eine zahlreiche Gesellschaft sehen, und diese schien eine sehr gemischte zu sein. Aber Wilhelm beruhigte die Dame, indem er ihr einen abgesonderten Winkel versprach, wo sie mit keinem der Männer in Berührung kommen würde, deren Gesichter und Trachten ihr Unruhe einflößten.



Übrigens waren unsere Reisenden gut bewaffnet; Jeder von ihnen hatte außer seinem Jagdmesser in den Halftern seines Maultieres ein Paar jener langen Pistolen mit Radschlössern, wie sie damals gebräuchlich waren. Wilhelm trug in seinem Gürtel ein Dolchmesser und im Bandelier um seine Schulter hing ein schwerfälliges Jagdgewehr.

Man machte vor der Tür halt; Wilhelm stieg ab und trat allein in die Hütte.

---

## V.

### Ein Aufenthalt in den Bergen.

Wilhelm trat nach einem Augenblicke wieder heraus, legte die Finger an den Mund, um den Reisenden Stillschweigen anzuempfehlen, nahm sein Maultier am Zügel und gab der Gesellschaft ein Zeichen, ihm zu folgen.

Man ritt um die Hütte herum und gelangte auf der Rückseite derselben in einen Hof, wo die Maultiere unter einem Schuppen untergebracht wurden, unter dessen Dach bereits ein Dutzend Pferde und Maultiere standen.

Wilhelm ließ die beiden Frauen absteigen, und bat sie dann, ihm zu folgen.

Isabella wandte sich zu dem Grafen.

»Ich fürchte mich!« sagte sie.

»Fürchtet nichts!« antwortete er; »ich wache über Euch.«

»Wenn wir etwas fürchten müssen,« sagte Wilhelm Coutet, welcher es gehört hatte, »so ist es gewiss nicht an diesem Orte, wo ich sehr viele Freunde habe.«

»Und wir?« fragte der Graf.

»Steckt Eure Pistolen in den Gürtel; ein solcher Schmuck ist in diesem Land, und zu der Zeit, in welcher wir reisen, kein bloßer Luxus. Dann erwartet mich hier.«

Er lud von den Packsatteln der Tiere das den Damen gehörende Gepäck, und schritt diesen in die Hütte voran,

Eine Frau erwartete sie daselbst, führte sie in eine Art Backstube, und zündete auf dem Herde ein großes knisterndes Feuer an.

»Bleibt hier, Madame,« sagte Wilhelm Coutet zu Isabella, »Ihr seid hier ebenso sicher wie im Gasthaus »zum goldenen Wachholderbaum«; ich werde jetzt hinausgehen, mich mit den Herren zu beschäftigen.«

Der Graf von Moret und Galaor hatten die Weisungen Wilhelm Coutet's befolgt, waren abgestiegen, hatten ihre Pistolen in die Gürtel gesteckt, und ihre Mantelsäcke, welche ihre Effekten enthielten, von den Tieren abgeschnallt.

Die Sicherheit, welche Coutet bot, erstreckte sich nicht auch auf die Habseligkeiten der Reisenden; er bürgte nur für die Personen.

Alle Drei machten sich nun auf den Weg, gingen wieder um die Hütte herum und betraten sie

durch den Haupteingang, nachdem sie einen Augenblick an der Schwelle stehen geblieben waren.

Isabella erschrak nicht ohne Grund über die Gesellschaft, welche hier versammelt war. Weniger schüchtern als sie, zögerten die zwei jungen Männer zwar nicht, sich unter dieselbe zu mischen, aber der Blick, den sie mit einander wechselten, das Lächeln, das auf ihre Lippen trat, die fast gleichzeitige Bewegung ihrer Hände gegen die Kolben ihrer Pistolen, Alles zeigte, dass sie den Versicherungen Coutet's nicht unbedingten Glauben schenkten.

Dieser hingegen, der von seiner Kindheit an das Schmugglerhandwerk und Wildddieberei trieb, war ganz in seinem Elemente; er bahnte sich mit Ellbogen und Schultern einen Weg nach dem ungeheuren Camine, an welchem etwa zwölf Individuen von zweifelhaftem Aussehen sich wärmten.

Er sagte darauf zweien der Leute einige Worte in das Ohr, worauf diese sich sogleich erhoben und bereitwillig und ohne irgend ein Zeichen des Missvergnügens über die erlittene Störung den neuen Ankömmlingen Platz machten, indem sie ihre Sitze, das heißt die Warenballen, die ihnen Als solche gedient hatten, mit sich fortnahmen.

Die Mantelsacke wurden an die Stelle der Warenballen gelegt, und der Graf von Moret, sowie sein Page Galaor ließen sich auf dieselben nieder.

Der Blick, den setzt die jungen Leute auf ihre Umgebung warfen, rechtfertigte in ihrer Meinung vollkommen die Befürchtungen, welche Fräulein von Lautrec geäußert hatte.

Der größere Teil der Gesellschaft gehörte der ehrsamten Gilde der Schmuggler an, zu welcher auch Wilhelm Coutet zählte, die Anderen aber schienen Wildddiebe oder Wegelagerer, oder Beides zugleich zu sein. Es wurde hier in fast allen Sprachen gesprochen, gescherzt, geflucht, Italiener, Spanier, Deutsche, Franzosen waren in der zusammengewürfelten Sippschaft gleichmäßig vertreten.

Alle Belagerten, welche sich aus Casale hatten retten können, wo man Hungers starb, alle Deserteure, welche aus dem Mailändischen unter dem Vorwand wegliefen, dass man ihnen ihren Sold nicht regelmäßig auszahle, begaben sich zu jener Zeit in die Berge und übten hier jene geheimnisvollen Gewerbe, deren Schauplatz stets die waldigen Grenzgebirge zu sein pflegen.

Alle diese Elemente mischten sich untereinander und bildeten die Zuflüsse eines trüben Stromes, der sich dem Abgrund zu wälzte; über ihren Häuptern schwamm eine Dunstwolke, welche sich aus dem Tabakrauch und dem Dampfe heißer geistiger Getränke bildete; einige stinkende Talglichter, die entweder an der Mauer befestigt waren, oder auf den wackligen Tischplatten standen, verbesserten keineswegs die Atmosphäre, die sie schwach erhellten; die Flammen waren dabei von einem gelben Hofe umgeben, wie der Mond am Vorabende regnerischer Tage.

Von Zeit zu Zeit hörte man ein heftigeres Geschrei und sah in der Dunstwolke die Umrisse der Anwesenden sich heftig bewegen; das geschah, wenn zwischen einem Spanier und einem Deutschen, einem Italiener und einem Franzosen ein Streit ausgebrochen war; dann hielten sich Spanier, Deutsche, Italiener und Franzosen zu ihren Landsleuten; waren die Kräfte der Streitenden ziemlich gleich, dann wurde der Kampf allgemeiner; war aber Einer derselben

bedeutend schwächer als der Andere, dann blieben die Übrigen teilnahmslose Zuschauer, und ließen die Beiden den Streit entweder durch einen Friedenskuß oder durch einen Messerstich beenden.

Kaum hatten die beiden jungen Leute sich niedergesetzt und einigermaßen erwärmt, als eine jener Streitigkeiten, welche immer nur halb einschließen, in einer Ecke des Zimmers wieder ausbrach. Deutsche und spanische Flüche, die man durcheinander hörte, verkündeten die Nationalität der Streitenden. Im Augenblicke sah man etwa ein Dutzend Leute sich erheben, welche die Absicht zu haben schienen, sich in jene Ecke zu stürzen, und an dem Streite teilzunehmen; da sie jedoch bemerkten, dass unter ihnen neun Spanier und nur drei Deutsche waren, sagten die Deutschen: »Es ist nichts!« und die Spanier ließen sich mit der Bemerkung nieder: »Lasst sie nur machen, sie werden schon miteinander fertig werden!«

Diese Freiheit des Handelns machte bald aus den beiden Streitenden zwei Kämpfende. Man sah, wie die Bewegungen den Worten folgten und mit diesen an Heftigkeit zunahmen; dann bemerkte man in dem Kreise, den die Kerzen erhellten, das Blitzen von Messern; Ausrufungen, welche erhaltene Wunden verrieten, wurden ausgestoßen und folgten in immer kürzeren Zwischenräumen; endlich ertönte ein grässlicher Schrei, ein Mann warf alle im Wege stehenden Stühle und Tische über den Haufen und rannte zur, Türe hinaus, und am Boden ließ sich das Röcheln eines Sterbenden vernehmen.

In dem Augenblicke, wo der Graf von Moret die Klingen der Messer funkeln sah, machte er eine Bewegung, sich in den Kampf zu mischen, um dem Schwächeren beizustehen, allein eine Hand von Eisen hielt ihn auf seinem Sitze fest.

Es war Wilhelm Coutet, der ihm diesen eben so klugen, wie menschenfreundlichen Dienst erwies.

»Um Gottes willen,« flüsterte er ihm zu, »rührt Euch nicht von der Stelle!«

»Aber Ihr seht doch, dass Einer den Andern umbringt!«

»Was kümmert das Euch,« antwortete Wilhelm Coutet ruhig; »lasset die Leute nur gewähren!«

Und man ließ sie in der Tat gewähren.

Das Resultat war, dass der Eine, nachdem er den Stich ausgeteilt hatte, entfloh, und der Empfänger dieses Stiches sich erst an die Mauer stützte, dann längs derselben herabglitt und auf dem Fußboden röchelnd den Tod erwartete.

Da es der Deutsche war, welcher den Kürzeren gezogen hatte, überließ man es nun seinen zwei oder drei Landsleuten, den noch leise atmenden Körper vom Boden aufzuheben und auf die Tischplatte zu legen.

Der Stoß war von unten nach oben geführt worden, zwischen der sechsten und siebenten Rippe eingedrungen und hatte das Herz getroffen, was sich ebenso aus der Beschaffenheit der Wunde, wie aus dem schnell eintretenden Tode erkennen ließ; denn kaum lag der Körper des Verwundeten auf dem Tische, als er eine letzte Zuckung machte, und dann sich streckte, um

endlich unbeweglich zu bleiben, weil das Leben aus ihm entflohen war.

Da weder Freunde noch Verwandte zugegen waren, erschien es billig, dass die Landsleute des Verstorbenen ihn beerbten, und Niemand fiel es ein, sich diesem Vorhaben zu widersetzen. Man plünderte den Todten, teilte sein Geld, seine Waffen und seine Kleider, und ging dabei mit einer Ruhe und Genauigkeit zu Werke, als ob man die natürlichste Sache von der Welt täte. Als die Teilung zu Ende war, nahmen die Deutschen den Leichnam, dem sie das Hemd gelassen hatten, auf die Schultern, trugen ihn an eine Stelle des Weges, der sich hart neben einem etwa tausend Fuß tiefen Abgrund befand, und stürzten ihn dort hinab.

Nach einigen Sekunden hörten sie das matte Geräusch des unten auf den Felsen aufschlagenden Körpers, und kehrten dann ruhig in die Schenke zurück, wo sie ihre alten Plätze einnahmen.

Von Vater, Mutter, Familie, Verwandten, Freunden des Ermordeten war nicht die Rede; Niemand dachte auch nur daran. Wie hatte er geheißen, wer war er gewesen, woher war er gekommen? Man beschäftigte sich mit der Beantwortung dieser Fragen nicht im Allgeringsten. Es war eben um ein Atom weniger geworden in der Unendlichkeit und der Blick Gottes allein ist umfassend genug, um die Atome, Menschen genannt, zu zählen und zu übersehen.

Dieser Tod machte in der Schöpfung keine größere Lücke, als die Schwalbe, welche einen Weltteil verlässt, um einen anderen aufzusuchen, oder die Ameise, welche der Fuß des Wanderers zertritt.

Der Graf von Moret war jedoch durch dieses Ereignis um so mehr erschreckt worden, als er daran dachte, welchen Eindruck es auf Isabella, die von dem Schauplatz nur durch eine Bretterwand getrennt war, hätte machen müssen, wenn sie Augenzeugin desselben gewesen wäre.

Er verließ das Zimmer und schritt auf das Versteck zu, in welchem sie sich befand; die Wirtin saß auf der Schwelle.

»Seid nicht unruhig, mein schöner junger Herr,« sagte sie; »ich wache!«

In demselben Augenblicke und als ob sie das Kommen ihres Geliebten geahnt hätte, öffnete Isabella die Tür und sagte mit ihrem süßesten Lächeln:

»Seit willkommen, mein Freund; wir sind zum Aufbruch bereit und warten nur noch auf Euch!«

»Dann schließt die Tür, teure Isabella; ich gehe, Wilhelm Coutet und Galoor zu benachrichtigen; öffnet nur auf den Ruf meiner Stimme.«

Die Tür schloss sich wieder, und als der Graf sich umwandte, stand er seinem Führer gegenüber.

»Die Damen sind bereit,« sagte er ihm; »reisen wir so schnell als möglich ab; diese Atmosphäre schnürt mir die Brust zusammen.«

»Es ist gut; aber kehrt nicht mehr in die Hütte zurück; es ist nicht nöthig, dass man uns miteinander fortgehen sieht; ich werde Euch Euren Pagen ausschicken, und in zehn Minuten

mit den beiden Mantelsäcken nachfolgen.«

»Fürchtet Ihr irgend eine Gefahr'««

»Es gibt Leute von allen Arten; Ihr habt selbst gesehen, was die da drinnen sich aus einem Leben machen.«

»Wie konntet Ihr uns hierher führen, da Ihr wusstet, unter welche Banditen wir geraten würden?«

»Vor zwei Monaten, wo ich diesen Weg machte, gab es noch keinen Krieg; dieser allein hat uns diese Schufte über den Hals gebracht; wenn ich ihre Anwesenheit hätte vorhersehen können, wären wir vorübergezogen.«

»Gut; benachrichtigt Galaor, wir werden dann die Tiere bereit halten, so dass wir, wenn Ihr kommt, nur aufzusitzen brauchen.«

»Ich gehe.«

Fünf Minuten später verließen die Reisenden so geräuschlos als möglich den Schlupfwinkel der Schmuggler und verfolgten wieder ihren Weg.

---

## VI.

### Die Seelen und die Sterne.

Als sie aus dem Hofe hinausritten, machte Wilhelm den Grafen auf eine breite Blutspur aufmerksam, welche auf dem Schnee hinlief, und erst an der Stelle endete, wo der Leichnam über die Felsen hinabgestürzt wurde. Dieser Anblick ersparte jede Erklärung und die Reiter griffen unwillkürlich nach den Kolben ihrer Pistolen.

So wie Isabella früher nichts hörte, so sah sie auch jetzt nichts. Der Graf von Moret hatte ihr gesagt, sie könne ruhig sein, und sie war es.

Der Mond warf sein bleiches Licht über die schneebedeckte Landschaft und verbarg es nur von Zeit zu Zeit hinter mächtigen Wolken, welche am Himmel dahinjagten.

Der Weg war so gut, dass Isabella ihrem Tiere die Zügel lassen, und sich in Betrachtungen der Gegend und des Horizontes versenken konnte.

Man weiß, dass im strengen Winter die Sterne mit besonders hellem Glanz am Firmament funkeln, und namentlich kann man dies auf hohen Bergen sehen, welche die Dünste überragen, die auf den Niederungen lagern.

Von Natur zur Träumerei und Melancholie geneigt, verlor sich Isabella in ihren Betrachtungen.

Unruhig über ihr Stillschweigen — die Liebenden werden über Alles unruhig — sprang der Graf von Moret von seinem Maultiere herab und näherte sich Isabella.

»Woran denkt Ihr, Geliebte meiner Seele?« fragte er sie.

»Woran soll ich bei dem Anblicke dieses herrlichen Firmaments denken, mein Freund, wenn nicht an die unendliche Allmacht Gottes, und an den kleinen Platz, den wir in diesem Weltall einnehmen, das unser Stolz als für uns geschaffen betrachtet?«

»Was wäre es erst, wenn Ihr die wirkliche Größe aller dieser Welten kennt, die da um unsere Erde rollen und ihr unendlich überlegen sind.«

»Und Ihr kennt sie?«

Der Graf lächelte.

»Ich habe,« sagte er, »die Astronomie bei einem großen italienischen Meister studiert, der Professor in Padua war, und der, da er für mich eine besondere Freundschaft fühlte, mir seine Geheimnisse entdeckte, die er vor den Augen der Welt nicht zu enthüllen wagt, weil er für seine Sicherheit fürchtet.«

»Kann die Wissenschaft eine solche Geheimituerei vertragen?«

»Ja, wenn die Geheimnisse im Widerspruch mit der heiligen Schrift stehen.«

»Man muss vor Allem glauben, Graf, und in einem wahrhaft religiösen Herzen geht der Glaube dem Wissen vor.«

»Vergesst nicht, teure Isabella, dass Ihr mit einem Sohne Heinrichs IV. redet, dass ich einen schlecht bekehrten Mann zum Vater habe, und dass dieser mir nicht sterbend — denn sein Tod war, ach, ein so rascher, dass er nicht Zeit hatte, an mich zu denken, — sondern bei seinen Lebzeiten empfahl, zu studieren, zu lernen, und wenn ich wissen würde, meinen Glauben nach freier Prüfung zu wählen.«

»Seid Ihr denn nicht Katholik?« fragte Isabella mit einer gewissen Unruhe.

»O ja! Beruhigt Euch hierüber,« sagte der Graf. »Indes lehrte mich mein Professor, ein alter Calvinist, jeden Glauben der Prüfung meines Verstandes zu unterwerfen und jede religiöse Theorie zurückzuweisen, welche damit anfängt, einen Teil der Vernunft zu Gunsten des Glaubens zu vernichten. Ich glaube daher, aber nur an das, wovon ich mir Rechenschaft geben kann, und es widerstrebt mir, irgend einen finsternen Glauben anzunehmen, welchen der mir nicht zu erklären vermag, welcher mir denselben predigt; das hindert mich übrigens nicht, mich in Gott zu versenken, zu dessen unendlicher Vaterliebe ich mich flüchten würde, wenn mich jemals ein großes Unglück träfe.«

»Ich atme wieder auf,« sagte Isabella lächelnd; »ich glaubte schon es mit einem Heiden zu tun zu haben.«

»Ihr habt es mit einem noch Schlimmeren zu tun, Isabella. Ein Heide lässt sich bekehren; ein Denker dagegen verlangt Aufklärung und indem er diese erlangt, das heißt in dem Grade, in welchem er sich der ewigen Wahrheit nähert, entfernt er sich von dem Dogma. Hätte ich zur Zeit Philipps II. in Spanien gelebt, teure Isabella, so würde ich höchst wahrscheinlich als Ketzer verbrannt worden sein.«

»O mein Gott! Doch aber, um wieder auf die Sterne zu kommen, welche ich betrachtete: was sagte Euer gelehrter Italiener von ihnen?«

»Etwas, was Ihr leugnen werdet, obwohl ich es für die reine Wahrheit halte.«

»Ich werde nichts leugnen, was Ihr mir versichert, mein Freund!«

»Habt Ihr schon am Ufer des Meeres gewohnt?«

»Ich war zweimal in Marseille.«

»Welche Tagesstunde hatte da den größten Reiz für Euch?«

»Die des Sonnenuntergangs.«

»Hättet Ihr nicht darauf geschworen, es sei die Sonne, welche den Himmel durchlaufe und sie sinke am Abend in das Meer?«



»Ich würde noch jetzt darauf schwören.«

»Nun, Ihr würdet irren; die Sonne steht auf einem Punkte und die Erde bewegt sich um dieselbe.«

»Unmöglich!«

»Ich habe Euch im Voraus gesagt, Ihr würdet widersprechen.«

»Wenn aber die Erde sich bewegt, so würde ich dies fühlen.«

»Nein, denn auf ihr bewegt sich auch die Atmosphäre, welche uns umgibt.«

»Wenn die Erde aber sich einfach bewegte, so müssten wir ja immer die Sonne sehen.«

»Ihr habt Recht, Isabella, und ich bewundere Euren scharfen Verstand. Die Erde bewegt sich nicht nur um die Sonne, sondern dreht sich auch um sich selbst; in diesem Augenblicke zum Beispiel beleuchtet die Sonne die uns entgegengesetzte Seite der Erde.«

»Aber wenn das wahr wäre, müssten wir den Kopf unten und die Füße in der Luft haben.«

»Gewissermaßen ist dem auch so, aber die Atmosphäre, von der ich sprach, umgibt und stützt uns.«

»Ich verstehe Euch nicht, Anton, und da ich nicht zweifeln will, reden wir lieber von etwas Anderem.«

»Wovon wollen wir reden?«

»Von dem, woran ich gedacht habe, als Ihr meinen Gedankengang unterbracht.«

»Und woran dachtet Ihr?«

»Ich fragte mich, ob alle diese Welten nicht erschaffen seien, um unsere Seelen aufzunehmen, wenn wir einmal gestorben sind?«

»Ich hätte Euch nicht für so ehrgeizig gehalten, teure Isabella.«

»Ehrgeizig? Und warum?«

»Nur zwei oder drei dieser Welten sind kleiner als unsere Erde: die Venus, der Merkur, der Mond, andere sind achtzig-, siebenhundert-, vierzehnhundert mal größer.«

»Von der Sonne begreife ich es; sie ist das ausgezeichneteste aller Gestirne; wir danken ihr Alles, sogar die Grundbedingung unseres Daseins; ihre Wärme, ihre Kraft, ihr Glanz durchdringen uns; sie macht nicht nur unser Herz, sondern das Herz der Erde schlagen.«

»Ihr habt in Eurer Einbildungskraft und der Euch angeborenen Poesie soeben mehr gesagt, als mein gelehrter italienischer Meister mit all' seinem Wissen sagen konnte.«

»Wie aber kommt es,« fuhr Isabella fort, »dass jene leuchtenden Punkte, welche wir über den Himmel verstreut sehen, größer sind, als unsere Erde?«

»Ich will nicht von jenen Sternen sprechen, die sich durch die allzu große Entfernung unseren Blicken entziehen, wie Uranus und Saturn; aber betrachtet jenen Stern von goldgelbem Glanz.«

»Ich sehe ihn.«

»Das ist der Jupiter; er ist 1414 mal größer als unsere Erde, auch hat er vier Monde, welche ihm ein beständiges Licht und einen ewigen Frühling verleihen.«

»Aber warum erscheint er uns so klein, da die Sonne uns doch viel größer vorkommt?«

»Das kommt daher, weil ihn die Sonne in der Tat fünfmal an Größe übertrifft, und wir von ihr nur 38 Millionen Stunden entfernt sind; von dem Jupiter dagegen 162.000 Millionen Stunden.«

»Aber wer hat Euch das Alles gesagt, Anton?«

»Mein gelehrter Italiener.«

»Und wie heißt er?«

»Galilei.«

»Und glaubt Ihr an das, was er Euch gesagt hat?«

»Ich glaube fest daran.«

»Nun, mein lieber Graf, ich muss gestehen, dass Ihr mich mit Euren Zahlen erschreckt, und ich glaube nicht, dass meine arme Seele sich je zu einer so weiten Reise entschließen wird.«

»Wenn wir eine Seele haben, Isabella!«

»Solltet Ihr daran zweifeln?«

»Es fehlt uns wenigstens der Beweis dafür.«

»Streiten wir hierüber nicht; ich habe das Glück, nicht so gelehrt zu sein, wie Ihr, und glaube daher an meine Seele.«

»Wenn Ihr an Eure Seele glaubt, so werde ich es versuchen, auch an der meinigen nicht zu zweifeln.«

»Nehmen wir also an, Ihr hättet eine Seele, und besäset nach Eurem Tode die Wahl des Aufenthaltes, nach welcher Welt würdet Ihr Euren Flug richten?«

»Und Ihr, teure Isabella?«

»Ich gestehe, dass ich eine Vorliebe für den Mond habe; er ist das Gestirn der Liebenden.«

»In Bezug auf die Entfernung wäre Eure Wahl die beste, denn der Mond ist unser nächster Stern; er ist nur etwa 96.000 Stunden von uns entfernt; sonst aber würde sich Eure Seele auf demselben nicht gut befinden.« »Warum nicht?«

»Weil der Mond unbewohnbar ist, selbst für eine Seele.«

»O, welches Unglück! Seid Ihr dessen gewiss?«

»Urteilt selbst, liebe Isabella; die besten Teleskope von der Welt sind die von Padua und haben, wenn sie auf den Mond gerichtet waren, stets nur Unfruchtbarkeit und Öde gezeigt; keine Flüsse, keine Seen, kein Meer, kein Leben, keine Vegetation. Es ist möglich, dass der Mond auf seiner uns unsichtbaren Hälfte alles das besitzt, was ihm auf der uns zugekehrten Hemisphäre fehlt, aber der Zweifel bleibt und ich würde Euch nicht raten, Eure Seele dahin zu schicken, obwohl die meinige ihr unbedingt folgen würde.«

»Und Ihr, lieber Graf, der Ihr alle diese Welten so genau zu kennen scheint, als ob Ihr sie bewohnt hättet, auf welchen Planeten würdet Ihr meine Seele locken, wenn dieselbe nun eben so eigensinnig wäre, sich nicht von der Eurigen trennen zu wollen?«

»Ah,« sagte der Graf, »da würde ich mich nicht einen Augenblick bedenken, und nach der Venus die geistige Reise antreten.«

»Für einen Mann, welcher behauptet, kein Heide zu sein, wäre das ein sehr kompromittierender Aufenthalt; und wo ist diese Venus, der Planet Eurer Vorliebe?«

»Seht Ihr, teure Isabella, jenes bläuliche Licht, das dort am Himmel glänzt? Das ist die Venus. Sie ist die Vorläuferin der Nacht so wie die der Morgenröte; der am hellsten strahlende Planet unseres ganzen Systems. Sie ist von der Sonne ungefähr 28 Millionen Stunden entfernt und empfängt von derselben zweimal mehr Licht und Wärme, als unsere Erde. Ihre Atmosphäre gleicht der unsrigen und obgleich sie kaum halb so groß ist, wie unser Erdball, hat sie Berge, welche 120.000 Fuß hoch sind. Da nun die Venus, so wie der Merkur, beinahe fortwährend von Wolken bedeckt sind, müssen sie von Flüssen und Bächen, die dem Monde mangeln, durchschnitten sein, welche den an ihren Ufern lustwandelnden Seelen ein liebliches Murmeln und eine erquickende Frische gewähren.«

»Bleibe es also die Venus!« sagte Isabella lachend.

Kaum war dieser Pakt geschlossen, als das Geräusch eilig sich nähernder Schritte vernehmbar wurde; die beiden Lachenden machten unwillkürlich Halt, und wandten sich nach der Seite, von welcher das Geräusch ertönte.

Sie sahen einen Mann, der in vollem Laufe daher kam, und da er nicht zu rufen wagte, mit dem Hut allerhand Zeichen machte, welche bei dem klaren Lichte des Mondes, der eben hinter einer Wolke hervortrat, deutlich sichtbar waren.

Dieser Mann hatte sicherlich der Karawane eine wichtige Mitteilung zu machen.

Als er nur noch hundert Schritte von ihr entfernt war, rief er Wilhelms Namen.

Wilhelm stieg von seinem Maultiere ab und lief dem Manne entgegen, den er für einen der beiden Schmuggler erkannte, die auf sein Zureden ihre Plätze am Feuer dem Grafen von Moret und Galaor abgetreten hatten.

Als die beiden Männer zusammentrafen, wechselten sie rasch einige Worte und eilten dann gemeinschaftlich auf die Reisenden zu.

»Schnell, schnell, Freund Jacquolino!« rief Wilhelm, der dem Grafen gegenüber absichtlich eine gewisse Vertraulichkeit zeigte, um den Schmuggler auf eine falsche Fährte zu bringen, »wir werden verfolgt, und es handelt sich darum, ein Versteck zu finden, in welchem wir uns, verborgen halten könnten, bis unsere Verfolger vorübergezogen sind.«

---

## VII.

### Die Brücke von Giavon.

Folgendes trug sich in der Herberge der Schmuggler zu, nachdem der Graf von Moret, Wilhelm und Galaor die Schankstube verlassen hatten.

Die Tür, welche auf die Gebirgsstraße hinausging, öffnete sich und der Kopf des Spaniers, der sich nach der Ermordung des Deutschen geflüchtet hatte, kam zum Vorschein.

In dem Saale war Alles so ruhig, als ob nicht das Geringste vorgefallen wäre.

»He! Ihr Spanier!« rief der Ankömmling.

Darauf zog er sich zurück, denn er fürchtete die Rache der Deutschen.

Die Spanier erhoben sich von ihren Sitzen und gingen hinaus, dem Rufe ihres Landsmanns folgend.

Der Schmuggler, welcher der Freund Wilhelms war, ahnte irgend ein Komplott; er erreichte durch eine andere Türe den Hof und näherte sich dort unbemerkt der Gruppe.

Er hörte, wie der Spanier seinen Gefährten erzählte, dass er durch eine Lücke im Gartenzaun eine Karawane gesehen habe, in welcher sich Damen, anscheinend von hohem Rang, befanden, und dass diese Karawane von Wilhelm Coutet geführt werde.

Es war ein Streich zu vollbringen, welcher einträglich zu sein versprach.

Die Spanier, ihrer zehn, mussten leicht mit drei Männern fertig werden, wovon der Eine fast noch ein Kind und der Zweite ein Führer war, der keine Ursache hatte, sich für ihm fremde Leute tödten zu lassen.

Der Spanier hatte wenig Mühe, seine Landsleute, Galgenvögel, wie er selbst, zu überreden, und nach wenigen Augenblicken trennte sich die Gruppe; Jeder ging, um seine Waffen zu holen.

Darauf nahm der Schmuggler, wie man im Volke zu sagen pflegt, seine Beine in die Hand, und lief auf der Straße dahin, um vor den Spaniern einen Vorsprung gewinnen und die Reisenden rechtzeitig warnen zu können.

In der Tat kam er vor Jenen an; dennoch war keine Zeit zu verlieren; sie konnten nicht mehr weit sein.

Die beiden Männer hielten Rat; so genau sie auch die Gegend ringsumher kannten, fiel ihnen doch nicht gleich ein Versteck ein, wo sich fünf Personen mit eben so vielen Maultieren verbergen konnten; endlich kamen die Worte: »Die Brücke von Giavon,« fast zu gleicher Zeit aus ihrem Munde.

Die Brücke von Giavon war ein großer steinerner Bogen, der sich über einen Fluss spannte, welcher in den Bergen entsprang und dem Po zufloss. Bei dieser Brücke teilte sich der Weg; eine Straße führte von dort nach Venoux, die andere nach Susa.

Auf diesem Punkte angelangt, mussten die Spanier den einen oder den anderen Weg einschlagen; hatte man das Glück, von ihnen nicht bemerkt zu werden, so konnte man dann auf dem Wege Weiterreisen, den Jene nicht einschlugen.

Da die Spanier nicht wissen konnten, dass die Reisenden benachrichtigt worden waren, schöpften sie auch nicht den Verdacht, dass sie sich versteckt hätten.

Die Wahrscheinlichkeit sprach dafür, dass sie sich ohne Misstrauen für den einen oder den anderen Weg entscheiden würden.

Es mussten noch gegen zehn Minuten verstreichen, ehe man die Brücke von Giavon erreichte.

Wilhelm nahm das Maultier Isabella's, sein Gefährte das der Frau von Coëtman beim Zügel, und nun ging es im raschen Trabe über Stock und Stein.

Die Vorsehung kam unseren Reisenden zu Hilfe; ein Heer schwarzer Wolken verhüllte nicht nur die zahllosen Sterne, welche Isabellen einen so poetischen und dem Grafen einen so gelehrten Stoff der Unterhaltung geboten hatten, sondern drohten auch den licht spendenden Mond mit ihrem Schleier zu bedecken. Noch fünf Minuten und die hell beleuchtete Gegend musste in tiefes Dunkel sinken.

Der Schmuggler, welcher das Maultier der Frau von Coëtman am Zügel hielt, ließ denselben los, blieb etwa fünfzig Schritte hinter den Reisenden zurück, legte das Ohr an die Erde und horchte.

Die Karawane hielt an, damit das durch sie hervorgebrachte Geräusch den Lauscher nicht täusche.

Nachdem er einen Augenblick aufmerksam gehorcht hatte, lief er herbei.

»Man kann sie schon hören,« sagte er, »aber sie sind noch etwa 600 Schritte von uns entfernt; glücklicherweise wird binnen einer Minute der Mond verschwunden sein, doch dürfen wir keine Zeit verlieren.«

Man setzte sich wieder in Bewegung; die Wolken jagten am Himmel daher; das Licht des Mondes verschwand.

Bei den letzten Strahlen, welche der Mond ihnen spendete, konnten die Reisenden den Bogen der Brücke bemerken, der sich ihnen gegenüber spannte, und zu gleicher Zeit das Brausen des Waldstromes hören, der unter derselben dahin stürzte.

Wilhelm lenkte das erste Maultier, welches er am Zügel führte, links von dem bisher verfolgten Wege ab, und leitete es auf einem kaum sichtbaren, dem Anscheine nach in den Felsen gesprengten Pfade dahin.

Dieser Steg, wenn man den schmalen Pfad so nennen konnte, war in der Tat durch die Maultiere ausgetreten worden, welche in heißen Tagen zum Fluss hinabgingen, um zu saufen.

So steil dieser Weg auch war, wurde er ohne den geringsten Unfall zurückgelegt.

Der Schmuggler war auf der Höhe des Felsens geblieben; er lauerte am Boden und horchte.

»Sie kommen näher,« rief er hinab; »ich entferne mich, um sie von der rechten Spur abzubringen; verhindert nur die Maultiere am Wiehern und kümmert Euch nicht weiter um mich.«

Wilhelm führte die Reisenden unter den Bogen der Brücke und umwand die Köpfe der Tiere mit Tüchern, während sein Gefährte sich auf dem Wege nach Venoux entfernte.

Bald konnte man die Tritte der spanischen Banditen vernehmen; die Reisenden waren, sowohl durch die Dunkelheit als durch den sie verdeckenden Brückenbogen unsichtbar gemacht, in vollkommener Sicherheit; wenn nicht ein verdächtiges Geräusch oder sonst ein Zufall sie verriet, konnten sie unmöglich entdeckt werden.

Die Spanier hielten auf der Brücke selbst still und berieten, welchen der beiden Wege sie einschlagen sollten, den nach Susa oder den, welcher gegen Venoux führte. Ihre Beratung war sehr lebhaft, und die von den Reisenden, welche das Spanische verstanden, konnten die einzelnen Gründe vernehmen, welche Jeder für seine Ansicht vorbrachte.

Plötzlich ertönte ein Lied, von einer Männerstimme gesungen. Der Mann, welcher dieses Lied sang, kam von Giavon.

Wilhelm presste krampfhaft die Hand des Grafen von Moret, und legte die Finger an seine Lippen; er hatte die Stimme seines Gefährten erkannt.

Diese Stimme unterbrach augenblicklich das Gespräch der Banditen.

»Gut!« sagte Einer von ihnen nach einer Pause; »wir werden jetzt Aufschlüsse erhalten.«

Vier der Banditen gingen dem Sänger entgegen.

»He, Mann!« fragten sie ihn in italienischer Sprache, »bist Du auf Deinem Wege Reisenden begegnet?«

»Wollt Ihr etwa von zwei Männern und eben so vielen Frauen sprechen, welche von Wilhelm Coutet, dem Krämer aus Graviere, geführt werden?« fragte der Angeredete zurück.

»Richtig; von eben diesen!«

»Nun, die sind nicht ganz fünfhundert Schritte von hier entfernt; wenn Ihr Geschäfte mit ihnen habt, so verlängert ein wenig Eure Schritte und Ihr werdet sie auf der Hälfte des Weges von hier nach Giavon einholen.«

Diese Auskunft hob die Unschlüssigkeit der Banditen und sie schlugen sofort den Weg ein, der nach Venoux führte.

Die Reisenden, welche kaum zu atmen wagten, sahen sie mit einer Eile abziehen, die, wenn sie wirklich auf der rechten Spur gewesen wären, sie bald mit den Opfern ihrer Habgier hätte zusammenführen müssen.

Der Schmuggler setzte seinen Weg nach Susa fort, den Reisenden die Richtung anzeigend, nach welcher sie zu gehen hätten.

Diese ritten nun, von Wilhelm geführt, im Bette des Flusses gegen fünfhundert Schritte fort, und vereinigten sich erst dann mit dem Schmuggler, welcher nicht wagte, in die Herberge zurückzukehren, da er mit Recht die Rache der Banditen wegen der ihnen gemachten falschen Angabe fürchtete und deshalb um die Erlaubnis bat, die Reisenden begleiten zu dürfen. Sie wurde ihm bereitwillig erteilt, und sogar das Versprechen dazu gegeben, dass er eine Belohnung erhalten sollte, wenn man die piemontesische Grenze erreicht haben würde.

Man setzte den Weg eilig fort, was der besser gewordene Weg auch erlaubte, und näherte sich dem Passe von Susa. In dem Maße, als man näher kam, empfahlen die Führer größere Vorsicht. Jedoch war der Fußsteig, dem die kleine Karawane folgte, so unbedeutend und so wenig gekannt, dass man diesen schmalen Weg verfolgte, bis man auf die Wälle gelangte; diese selbst waren verlassen, da die Stadt durch die Festungswerke, welche in dem Passe aufgeführt wurden, hinreichend verteidigt schien.

Nachdem der Weg einige Zeit auf dem Walle selbst dahin geführt hatte, entfernte er sich plötzlich von demselben und nahm die Richtung nach Malavet, wo man übernachtete.

Am anderen Tage hielt man eine Beratung.

Man konnte in die Ebene hinabsteigen und über Rivarolo den Lago Maggiore gewinnen; aber da hätte man eine größere Gefahr laufen und in die Hände der Spanier fallen können.

Es ist wahr, dass der Graf von Moret, der mit einem Briefe des Don Gonzales von Cordova an die Königin Anna nach Frankreich gekommen war, direkt zu ihm, dem Gouverneur von Mailand, hätte gehen und ihm sagen können, er sei mit irgend einer Botschaft der beiden Königinnen nach Rom oder Venedig betraut; aber das wäre eine Lüge gewesen und jede Verstellung widerstrebte dem aufrichtigen Herzen dieses würdigen Sohnes Heinrichs IV.

Übrigens hätte dieses einfache Auskunftsmittel die Reise bedeutend verkürzt, und der Wunsch Antons von Bourbon war, dass sie so lange als möglich dauern sollte.

Sein Entschluss ging also dahin, einen großen Umweg über Aosta und Sonoria nach Verona zu machen, wo man in Sicherheit sein würde. In Verona konnte man sich zwei oder drei Tage erholen, und darauf nach Mantua, dem Ziele der Reise, abgehen.

In Ivrica verließ der Schmuggler, welcher der kleinen Karawane Nachricht von der sie bedrohenden Gefahr gegeben hatte, die Reisenden, und wurde mit einer Belohnung entlassen, deren Größe Wilhelm Coutet mehr als alles Andere überzeugte, dass er die Ehre habe, irgend einem hohen Herrn als Führer zu dienen.

Wir müssen ihm jedoch die Gerechtigkeit widerfahren lassen, dass es nicht diese Überzeugung,



sondern wahre Dankbarkeit war, die ihn darauf bestehen ließ, den Grafen bis an das Ziel der Reise zu begleiten. Er erhielt diese Erlaubnis leicht, denn wenn er in seinem Herzen die Dankbarkeit für seine Lebensretter bewahrte, so hegte der Graf für ihn jene Zuneigung, welche wir stets für ein Wesen empfinden, das uns das Leben verdankt.

Nach verschiedenen Zufällen, welche jedoch nicht die Bedeutung derer hatten, die wir erzählten, nach siebenundzwanzig mühevollen Tagen, kamen endlich der Graf von Moret und seine Schutzbefohlenen in Mantua an.

---

## VIII.

### Der Schwur der Treue.

Kein Brief, kein Courier, keine sonstige Botschaft hatte dem Baron von Lautrec die Ankunft seiner Tochter angezeigt. Selbstverständlich waren daher, obwohl der Baron nicht in dem Rufe eines besonders zärtlichen Vaters stand, die ersten Augenblicke des Wiedersehens ganz dem Austausch väterlicher und kindlicher Liebe geweiht.

Erst nach einiger Zeit kam der Baron dazu, die Reisegefährten seiner Tochter zu betrachten, und den Brief, den Richelieu an ihn geschrieben hatte, zu lesen.

Durch diesen Brief erfuhr er den erhabenen Namen des jungen Mannes, dem die Sorge für seine Tochter während der langen Reise anvertraut worden war, und ersah auch aus demselben das lebhafteste Interesse, welches der Kardinal an Isabella nahm.

Das war ein Grund für ihn, unverzüglich den neuen Herzog von Mantua, Carl von Gonzaga, von der Ankunft seiner Tochter zu benachrichtigen, und ihm dabei mitzuteilen, welcher vornehme Gast mit ihr zugleich die Schwelle seines Hauses überschritten hatte. Man schickte sofort in das Schloss Fé, welches der Herzog bewohnte, um ihm diese Neuigkeit mitzuteilen, welche für ihn um so mehr Interesse haben musste, als er hoffen konnte, durch den Grafen von Moret, d. h. durch den Bruder Ludwigs XIII., die besten Auskünfte über die Absichten des Königs und des Kardinals zu erhalten.

Auf die Nachricht des Barons stieg der Herzog sogleich zu Pferde und besuchte den Mann, den er mit Recht für einen seiner treuesten Diener hielt.

Er traf hier den Grafen von Moret, den er als Sohn Heinrichs IV. behandelte, indem er es ausschlug, sich in seiner Gegenwart zu bedecken oder niederzusetzen.

Übrigens hatte der Herzog durch den Gesandten unmittelbare Nachrichten aus Paris erhalten.

Am 4. Januar 1629, d. h. vier Tage nach der Abreise des Grafen und Isabellas, hatte der Kardinal, stark durch das Versprechen, welches ihm der König gegeben, ihn fortan auf seiner Höhe zu erhalten, Ludwig XIII. buchstäblich entführt, indem er nicht duldete, dass Jemand Sr. Majestät begleite, weder ein Höfling, der ihn hätte umstimmen, noch irgend ein Ratsherr, der ihn hätte von dem Wege abbringen können, auf dem der Kardinal vorzugehen wünschte.

Man wusste, dass Donnerstag den 15. Januar der König in Moulins gespeist und in Varennes geschlafen hatte.

Seit dem 15. Januar wusste man nichts von Sr. Majestät und man hatte bereits 5. Februar.

Was man aber wusste, war, dass die Pest in Italien wüthete, schon über die Gebirge hereingebrochen und bis Lyon vorgedrungen sei.

Würde der König den Mut haben, trotz der tödtlichen Epidemie und der herrschenden schrecklichen Kälte seinen Weg fortzusetzen, der Pest in Lyon und dem Froste in den Bergen zu trotzen?

Wer den wandelbaren und schwankenden König kannte, mochte fürchten, wer aber mit dem unbeugsamen Sinne des Kardinals vertraut war, konnte nur hoffen.

Der Graf von Moret vermochte dem Herzog nur zu wiederholen, was ihm der Kardinal bei seinem Abschiede versichert hatte, nämlich, dass man den Feldzug mit der Entsetzung Casale's beginnen und dann sofort eilen würde, Mantua zu Hilfe zu kommen.

Es war auch keine Zeit zu verlieren; Carl von Nevers wusste aus sicherer Quelle, dass Monsieur sich in dem ersten Zorn über die ihm widerfahrene Zurücksetzung mit Wallenstein in Verbindung gesetzt hatte. Ohne Scham und Gewissensbisse zog er die Horden eines neuen Attila gegen Frankreich, ohne zu wissen, ob es in Chalons einen Aëtius gab, sie zu vernichten; Altringer und Gallas, erfahrene Feldherren und Anführer beutegieriger Rotten, hatten sich nach und nach schon bis Worms und Frankfurt vorgeschoben und hielten Schwaben besetzt.

Der arme Herzog von Mantua sah sie bereits im Geiste auf den Spitzen der Alpen erscheinen, schrecklicher noch als die Cimbern und Teutonen, welche sich ehemals längs der Schneewände hinabgleiten ließen und auf ihren Schilden über die Flüsse setzten.

Alles dies machte dem Grafen von Moret einen langen Aufenthalt in Mantua unmöglich. Er hatte dem Kardinal versprochen, unverzüglich zurückzukehren und Teil an dem Feldzuge zu nehmen; andererseits drängte ihn der Herzog, bald abzureisen und dem Könige seine Lage zu schildern; eine Lage, so schwierig, dass der Baron von Lautrec fast bedauerte, seine Tochter nun bei sich zu haben.

An dem Tage nach ihrer Ankunft hatte Isabella eine längere Unterredung mit ihrem Vater. Dieser machte sie mit den Verpflichtungen bekannt, die er gegenüber dem Baron von Pontis eingegangen war; Isabella aber sprach offen von ihrer Liebe zu dem Grafen von Moret und von den Versprechungen, die zwischen ihm und ihr getauscht worden waren. Von so guter Geburt auch Herr von Pontis sein mochte, so trug in dieser Beziehung Anton von Bourbon nicht nur über ihn, sondern auch über alle Edelleute den Sieg davon, die nicht von königlicher Abstammung waren. Der Baron begnügte sich daher, den Grafen in sein Kabinet zu rufen und ihn über seine Absichten zu befragen, welche ihm dieser mit seiner gewöhnlichen Offenheit darlegte, indem er ihm noch überdies versprach, der Kardinal würde ihm beistehen, sein Wort mit Ehren zurücknehmen zu können.

Doch sagte der Baron dem Grafen, dass er, im Falle dieser getödtet würde oder andere Verbindungen einginge, seine Autorität über seine Tochter geltend machen würde, eine Autorität, auf die er nur zu Gunsten des Kardinals verzichte, und dass er dann von Seite Isabella's seinen Widerstand dulden würde.

Am Abend nach dieser doppelten Erklärung gingen die beiden Liebenden Arm in Arm an dem Ufer des Flusses, den Virgil besingt, spazieren, und erzählten einander die Unterredungen, die sie mit dem Baron gehabt hatten, mit den kleinsten Nebenumständen. Isabella hoffte nicht sehr, aber da ihr der Graf das Versprechen gab, sich nicht tödten zu lassen, auch keine andere Gattin

zu wählen, so gab sie sich endlich zufrieden.

Wir haben uns absichtlich des Wortes Gattin bedient, weil wir annehmen, dass, so sehr Anton von Bourbon der Sohn des geraden Monarchen Heinrich IV. war, sich diesmal in seine Rede eine jener Spitzfindigkeiten eingeschlichen hatte, von welcher Heuchler einen so guten Gebrauch zu machen wissen. In der Verbindlichkeit, die er einging, sich nicht tödten zu lassen, war gewiss kein Hintergedanke; wir wagen jedoch zu behaupten, dass er bei dem Versprechen, nie eine andere Gattin zu haben, die Worte wohl erwogen hatte. Man wird in unserer Erzählung nämlich bald sehen, dass sich dieses Versprechen nicht auch auf Geliebte bezog und in den Augenblicken, wo der Teufel ihn versuchte — und die treuesten Liebenden haben solche Augenblicke, auch wenn sie nicht Söhne des Ketzers Heinrich IV. waren, — dass also in Augenblicken, wo der Teufel ihn versuchte, der junge Baske Jacquelino in einer Feuerwolke seine üppige, begehrlche Cousine Marina an sich vorüber schweben sah, welche sich wie ein Salamander im Feuer behaglich zu befinden schien und ihm aus ihren Feueraugen zwei Strahlen zuwarf, deren einer sein Herz verbrannte, während der andere seine Sinne verwirrte.

Und hatte er nicht auch einst im Vorzimmer Maria's von Gonzaga jener Herzensverbrennerin ein Versprechen gegeben, gleich jenen, welche man dem Satan zu geben pflegt, und welche sich nur auf dem Grunde der Hölle lösen lassen?

Wir wagen nicht zu behaupten, dass in dem Augenblicke, wo der Graf Isabellen das keusche Gelübde ablegte, die profanen Worte jener Venus Astarte in seinen Ohren tönend; was wir aber wissen, ist, dass der Graf den heidnischen Fluss, den man den Mincio nennt, als Zeugen für ungenügend erachtete; dass er zur Befestigung dieses Gelübdes die feierliche Beleuchtung durch die Lampen eines Gotteshauses und nicht durch die mythologischen Sternbilder des Himmels begehrte. Er bat also Isabella, den Eid in einem christlichen Tempel und in Gegenwart Gottes zu erneuern. Die Erinnerung daran sollte zugleich noch lebhafter durch einen Ring erhalten werden, welchem der Tag eingegraben war, an dem sie einander den Schwur leisteten.

Isabella versprach Alles, was ihr Geliebter von ihr begehrte. Wie ihre Landsmännin Julia, deren Grab sie berühren konnte, wenn sie die Hand danach ausstreckte, hatte sie nur einen Wunsch, den, die Wünsche des geliebten Mannes zu erfüllen.

Am anderen Tage um dieselbe Stunde, d. h. um neun Uhr Abends, glitten zwei Schatten, von denen einer dem anderen um mehrere Schritte voranging, durch eine Seitentür in die St. Andreaskirche, und bei dem Scheine der Lampen, die zum Andenken an die von verschiedenen Heiligen verübten Wunder stets vor den Motivaltären brennen, gingen sie zu dem Hauptaltare von unserer lieben Frau der Engel, ein reizender Name, der auf den noch lieblicheren Namen unserer lieben Frau der Liebe folgte, unter dem die heilige Jungfrau zuerst um ihren Beistand angefleht worden war, bis, ein halbes Jahrhundert zuvor, ein Bischof daran Anstoß genommen hatte.

Das junge Mädchen langte zuerst bei den Stufen an, und kniete nieder.

Der junge Mann folgte ihr und ließ sich ihr zur Rechten auf die Knie.

Es war ein herrliches Bild, diese Beiden, strahlend von Jugend und Schönheit, bei dem zitternden Lichte der ewigen Lampen zu sehen, wie sie feuchten Blickes ihr Köpfchen zu Boden senkte,

und er sein Haupt hoch erhoben trug, während das Glück aus seinen glänzenden Augen strahlte.

Beide verrichteten ein stilles Gebet; wenn wir sagen: Beide, so verbürgen wir dies wenigstens in Beziehung auf Isabella von Lautrec. Ohne Zweifel bildeten sich bei ihr die aus dem Herzen strömenden Worte auf ihren Lippen zu einem inbrünstigen Gebete an die Mutter Gottes. Der Mann aber kann nur im Unglück beten; für das Glück hat er nichts als stammelnde Wünsche und heiße Seufzer.

Als diese erste Aufregung ihrer Herzen sich gelegt hatte, suchten sich ihre Hände, und zitternd legten sie sich in einander.

Isabella stieß einen Seufzer aus, in welchem Freude und Wehmut bebten; dann sprach sie, ohne zu bedenken, an welchem Orte sie sich befand:

»Ach, mein Freund, wie sehr, wie sehr liebe ich Dich!«

Der Graf blickte die Madonna an.

»O,« rief er, »die Madonna hat gelächelt; auch ich liebe Dich, meine angebetete Isabella!«

Die Köpfe Beider senkten sich unter der Last ihres Glückes.

Der Graf hielt erst die Hand Isabella's gegen seine Brust gepresst, dann führte er sie an seine Lippen; darauf zog er einen Ring von seinem kleinen Finger und steckte ihn an ihre Hand, indem er sagte:

»Heilige Mutter Gottes, Beschützerin menschlicher und göttlicher Liebe, die Du den reinen Neigungen zulächelst, wie Du der unsrigen zugelächelt hast, sei Zeuge, dass ich mich mit einem Schwure verpflichte, nie eine Andere als Isabella von Lautrec zur Gattin zu nehmen. Wenn ich meinen Eid breche, so strafe mich!«

»O nein, heilige Jungfrau, strafe ihn nicht!« bat Isabella.

»Isabella!« rief der Graf in leidenschaftlicher Erregung und wollte sie in seine Arme schließen.

Aber sie entwand sich im Bewusstsein des heiligen Ortes seiner Umarmung.

»Hochgeehrte und mächtige Madonna,« sagte sie, »höre den Schwur, den ich meinerseits vor Dir ablege; ich schwöre hier zu Deinen Füßen, die ich küsse, dass ich von heute an mit Leib und Seele dem Manne angehöre, der soeben diesen Ring an meinen Finger gesteckt hat, und dass ich, wenn er sterben, oder, was schlimmer wäre, seinen Schwur vergessen sollte, keines Mannes Gattin, sondern die Braut Deines himmlischen Sohnes werde.«

Ein Kuß erstickte diese letzten Worte auf den Lippen Isabellas.

Und die Madonna lächelte über den Kuß des Grafen, wie sie über den Ausruf Isabella's gelächelt hatte, denn sie erinnerte sich daran, dass sie unsere liebe Frau der Liebe geheißten hatte, ehe sie unsere liebe Frau der Engel genannt wurde.

---

---

## IX.

### Das Tagebuch des Marschall van Bassompierre.

Wie der Herzog von Mantua durch Vermittlung des Gesandten erfahren hatte, waren der König und der Kardinal in der Tat am 4. Januar von Paris abgereist und hatten am 15. desselben Monats in Moulins gespeist und in Varennes übernachtet, welcher letztere Ort nicht mit dem Varennes im Departement der Maas zu verwechseln ist, welches durch die Verhaftung eines Königs so berühmt wurde.

Für diesen ganzen Feldzug besitzen wir keine verlässlichere Quelle, als das Tagebuch des Marschalls von Bassompierre und aus diesem werden wir daher den historischen Teil unserer Erzählung dieses Feldzuges schöpfen.

Als der König nach dem mit dem Kardinal geschlossenen Bündnisse aus dem Kabinett Sr. Eminenz trat, fand er im Vorzimmer Herrn von Bassompierre, der gekommen war, dem wieder in Gunst getretenen Minister den Hof zu machen.

Als er ihn bemerkte, blieb der König stehen und wandte sich zu dem ihn begleitenden Kardinal zurück.

»Seht, Herr Kardinal,« sagte er, »da ist Einer, der uns gewiss begleiten und uns gut dienen wird.«

Der Kardinal lächelte und machte ein Zeichen der Zustimmung.

»Es ist das die Gewohnheit des Herrn Marschalls,« sagte er.

»Möge Ew. Majestät mir verzeihen, dass ich die Regeln der Etikette verletze, indem ich frage, wohin ich folgen soll?«

»Nach Italien,« erwiderte der König, »wohin ich mich persönlich begeben, um vorerst Casale zu entsetzen. Haltet Euch zur Abreise bereit, Herr Marschall; ich nehme außer Euch noch den Marschall Créqui mit, welcher jene Gegenden kennt, und ich hoffe, dass wir von uns reden machen werden.«

»Sire,« sagte Bassompierre, sich verbeugend, »ich bin Euer ergebener Diener, und würde Euch bis an das Ende der Welt und selbst in den Mond folgen, falls es Euch belieben sollte, da hinaufzusteigen.«

»Wir werden weder so weit reisen, noch so hoch hinaufsteigen, Herr Marschall. Jedenfalls ist der Ort des Zusammentreffens Grenoble; wenn Euch noch etwas mangelt, um in das Feld zu ziehen, wendet Euch an den Herrn Kardinal.«

»Sire,« entgegnete Bassompierre, »mit Gottes Hilfe wird mir nichts mangeln, besonders wenn Eure Majestät dem alten Schelm Lavieuville den Befehl erteilen. mir meinen Gehalt als Generaloberst der Schweizer auszuzahlen.«

Der König lachte.

»Wenn Lavieuville Euch nicht bezahlt.« sagte er gnädig, »so werdet Ihr Euren Sold aus den Händen des Kardinals empfangen.«

»Wirklich?« sagte Bassompierre mit einer Miene, welche ziemlich deutlich den Zweifel ausdrückte.

»Ja, wirklich!« sagte Se. Eminenz, »und es wäre gut, wenn Ihr mir auf der Stelle Eure Quittung gäbet, da wir keine Zeit zu verlieren haben, und in drei oder vier Tagen abreisen werden. Ihr sollt mit Eurem Gelde in der Tasche von hier weggehen.«

»Herr Kardinal,« sagte Bassompierre mit jener Miene eines großen Herrn, die er so gern annahm, »ich trage niemals Geld bei mir, außer wenn ich mich zum Spiele des Königs begeben werde, wenn es Euch beliebt, die Quittung hier zurücklassen, und einen meiner Leute nach dem Gelde schicken.«

Als der König weggegangen war, schrieb der Marschall die Quittung und ließ des andern Tages das Geld in Empfang nehmen.

Am Abend desselben Tages, an welchem der Kardinal zu Ludwig XIII. gesagt, ein König dürfe nie sein Wort brechen, hatte er den beiden Königinnen und Monsieur alle ihnen vom Könige versprochenen Summen auszahlen lassen.

L'Angely erhielt die dreißigtausend Livres, die ihm der König versprochen hatte, und St. Simon das Dekret als königlicher Stallmeister mit einem Gehalte von fünfzehntausend Livres jährlich.

Nachdem die Rechnungen des Königs dergestalt geordnet waren, hatte der Kardinal auch seine Gnadengaben ausgeteilt; Charpentier, Rossignol und Cavois wurden bedacht, aber so reichlich auch das Geschenk an den Letzteren ausfiel, vermochte es dennoch nicht sein Weib zu trösten, welches die Entlassung des Kardinals als die Hoffnung auf eine lange Reihe ruhiger, ungestörter Nächte erweckt, die das einzige Ziel ihres Strebens waren, und bei der sie, wie wir sahen, durch das Gebet ihrer Kinder unterstützt wurde. Zum Unglück aber wird Gott so mit Bitten bestürmt, dass er selbst bei den Vernünftigsten nicht immer Zeit findet, sie zu erfüllen.

Die arme Frau Cavois litt unter einem solchen Augenblick der Überhäufung Gottes mit Geschäften, und Cavois sollte sie, indem er dem Kardinal folgte, abermals zur Strohwitwe machen; zum Glück befand sie sich indes guter Hoffnung.

Der König hatte seinem Bruder den Titel eines General-Lieutenants gelassen, aber von dem Augenblicke an, wo es beschlossen war, dass der Kardinal den König begleiten sollte, galt es als ausgemachte Sache, dass Richelieu die Leitung des Krieges übernehmen werde und die General-Lieutenantsstelle eine bloße Sinecure sei.

Obwohl daher Monsieur sein Gefolge nach Montargis vorausgeschickt hatte, sagte er in Chavagnes dem Marschall Bassompierre, er wolle nicht, dass es den Anschein haben solle, als sei er gefühllos gegen die ihm von seinem Bruder zugefügte Beleidigung und er werde sich daher in sein Fürstentum Dombes zurückziehen und dort die weiteren Befehle des Königs



erwarten,

Bassompierre drang sehr in ihn, um ihn von diesem Entschlusse abzubringen, aber er vermochte dagegen nichts auszurichten.

Niemand täuschte sich übrigens über diesen Entschluss Monsieur's und Jeder schrieb ihn seiner Feigheit zu, die sich unter der Maske beleidigten Stolzes verbarg.

Der König war in Eile durch Lyon gereist, wo die Pest wütete, und hatte erst in Grenoble angehalten.

Montag den 19. Februar schickte er den Marquis von Thoiras nach Vienne, wo er zu der Armee stoßen und die Wege für die Artillerie ausforschen sollte.

Der Herzog von Montmorency hatte seinerseits dem Könige mitteilen lassen, dass er sich in Briancon mit ihm vereinigen werde.

Hier fingen aber ernste Verlegenheiten an.

Die beiden Königinnen waren unter dem Vorwand, dass ihnen die Gesundheit des Königs Besorgnisse einflöße, in Wirklichkeit aber in der Absicht, den Einfluss des Kardinals zu untergraben, Ludwig XIII. nachgereist, um ihn in Grenoble einzuholen; aber er hatte ihnen sagen lassen, sie mögen in Lyon ihre Reise beenden, und sie wagten nicht, sich seinem Befehle zu widersetzen. Von Lyon aus richteten sie aber alles mögliche Übel an, indem sie die Mitwirkung Créqui's und des Herzogs von Guise, von denen der Erste den Übergang über die Gebirge unterstützen, der Letztere die Flotte herbeiführen sollte, lähmten.

Nichts entmutigte indes den Kardinal; so lange er den König unter seinem Einfluss hatte, bildete dieser seine Stärke. Er hoffte, dass die Gegenwart des Königs und die persönliche Gefahr, der er sich dadurch aussetzte, dass er selbst die Alpen im Winter überschritt, aus den benachbarten Provinzen die nöthigen Verstärkungen herbeiziehen würde, und es wäre das auch ohne die hindernden Einwirkungen der beiden Königinnen der Fall gewesen.

In Briancon erwies es sich, dass die Umtriebe der Königinnen nur zu wirksam gewesen waren. Nichts von alle dem, was sich hier hätte vorfinden sollen, war eingetroffen, weder Lebensmittel, noch Maultiere, noch Munitio; von der Artillerie waren nur 12 Kanonen zur Stelle.

In der Kasse befand sich im Ganzen die Summe von 200,000 Livres, so sehr waren die durch den Kardinal aufgenommenen Millionen durch allerhand Ansprüche und unnöthige Ausgaben zusammengeschmolzen.

Gegenüber hatte man den listigsten und gewissenlosesten Fürsten als Feind.

Alle diese Hindernisse vermochten nicht den Kardinal auch nur einen einzigen Augenblick aufzuhalten. Er versammelte die besten Ingenieure und suchte mit ihnen die Mittel, Kriegsgeräte und Lebensmittel durch Menschenkräfte über die Gebirge tragen zu lassen.

Carl VIII. hatte zuerst Geschütze über die Alpen transportiert, aber das geschah in der guten

Jahreszeit. Man musste zwischen Bergen manövrieren, die im Sommer beinahe unzugänglich waren, um so mehr aber im Winter. Man band die Kanonen mit Stricken an Winden, welche an den Lafetten befestigt waren; dann wurden die Winden gedreht und die Soldaten mussten an den Stricken ziehen. Die Kugeln wurden in Tragkörben fortgeschafft; die Munition, das Pulver und das übrige Kriegsgerät verwahrte man in kleinen Fässern, mit denen man die Maultiere beläd, die man sich um schweres Geld verschafft hatte.

Innerhalb sechs Tagen war das Alles über die Berge bis nach Oulx geschafft; der Kardinal selbst war bis nach Chaumont vorgedrungen, wo er in Eile Nachrichten sammelte, und Erkundigungen über die Genauigkeit der ihm durch den Grafen von Moret gewordenen Mitteilungen einzog.

Als die Munition revidiert wurde, fand es sich, dass jeder Mann nur sieben Patronen hatte.

»Was liegt daran,« sagte er, »da Susa schon bei dem fünften Schuss fallen wird?«

Mittlerweile war das Gerücht aller dieser Rüstungen zu Carl Emanuel gedrungen, aber der König und der Kardinal befanden sich bereits in Briancon, während Jener sie noch in Lyon glaubte. Er schickte seinen Sohn Victor Amadeus nach Grenoble, um den König daselbst zu erwarten; als der Prinz aber dort ankam, war der König schon nach dem Süden weitergereist.

Victor Amadeus begann nun eine förmliche Jagd auf den König und holte ihn erst in Oulx ein, wo er in dem Augenblicke ankam, als die letzten Kanonen von den Berghängen heruntergeschleift wurden.

Er bat um Audienz; der König bewilligte dieselbe; er empfing ihn, wollte aber von Geschäften nicht mit ihm reden und, wies ihn an den Kardinal.

Victor Amadeus reiste augenblicklich nach Chaumont ab.

Dieser Prinz, in der Schule der List erzogen, wollte dieselbe auch gegenüber dem Kardinal anwenden; zum Unglück für ihn befand sich diesmal die List dem Genie, die Schlange dem Löwen gegenüber.

Bei den ersten Worten, die der Prinz sprach, begriff Richelieu, dass der Herzog von Savoyen, als er ihm seinen Sohn sandte, die einzige Absicht hatte, Zeit zu gewinnen, aber in jener Angelegenheit, wo der König sich vielleicht hätte überlisten lassen, blieb der Kardinal vollkommen Herr des Termins.

Victor Amadeus fragte im Namen seines Vaters, ob man ihm Zeit lassen wollte, sein dem Gouverneur von Mailand gegebenes Wort: dass er den französischen Truppen den Durchzug verwehren würde, auf gütlichem Wege zurückzunehmen.

Bevor er aber noch ausgesprochen hatte, unterbrach ihn der Kardinal.

»Verzeihung, mein Prinz,« sagte er, »aber der Herr Herzog verlangt da Zeit, um ein Wort zurückzunehmen, das er nie hätte geben sollen.«

»Wieso?« fragte der Prinz.

»Weil er sich bei Gelegenheit seines letzten Vertrages mit Frankreich gegen den König, meinen Gebieter, mündlich verbindlich gemacht hat, ihm freien Durchzug durch seine Staaten zu gewähren, im Falle Se. Majestät für nöthig halten sollten, seinen Verbündeten in Italien Unterstützung zuzuführen.«

»Ich habe aber,« erwiderte der Prinz zögernd, »diese Klausel in dem Vertrage zwischen Frankreich und Piemont nicht bemerkt.«

»Wisst Ihr, warum man sie nicht in den Vertrag aufgenommen, sondern sich mit dem Ehrenworte Eures Vaters begnügt hat? Es geschah das aus Rücksicht für ihn, weil er uns begreiflich zu machen suchte, der König von Spanien würde auf ein solches Frankreich zugestandenes Privilegium eifersüchtig sein, und es gleichfalls für sich in Anspruch nehmen wollen.«

»Aber,« bemerkte Victor Amadeus, »der Herzog, mein Vater, verweigert ja dem Könige von Frankreich den Durchzug nicht.«

»Dann,« sagte der Kardinal lächelnd, denn er erinnerte sich an alle Details des ihm vom Grafen von Moret gesandten Schreibens, »dann geschah es wahrscheinlich nur zur Ehrenbezeugung für uns, dass Se. Hoheit der Herzog von Piemont den Pass von Susa befestigen und fast sperren ließ; dann wollte er wahrscheinlich unsere Wege dadurch erleichtern, dass er, nicht zufrieden mit den Schwierigkeiten, welche das Terrain an und für sich bietet, noch Felsstücke von außergewöhnlicher Größe auf den schmalen Pfad rollen ließ; dann beschäftigt er auch wohl in der Absicht, Blumen auf unsere Wege zu pflanzen, dreihundert Arbeiter mit Hacke und Schaufel, die er selbst und sein erhabener Sohn von Zeit zu Zeit durch Versprechungen und Drohungen zur größeren Eile aneifern? Mein Prinz, verstellen wir uns nicht; reden wir offen miteinander! Ihr verlangt Zeit, damit Don Gonzales seinerseits Zeit gewinne, Casale zu nehmen, dessen Besatzung heldenmütig Hungers stirbt; wir aber, deren Pflicht und deren Interesse es ist, dieser Besatzung zu Hilfe zu kommen, wir sagen Euch: Monseigneur, der Herzog, Euer Vater, ist uns den freien Durchzug schuldig und er wird ihn uns gewähren. Es bedarf zweier Tage, bis unser Kriegsgerät von Oulx hierher gelangt; es ist jetzt elf Uhr Morgens; übermorgen um dieselbe Stunde werden wir die piemontesische Grenze überschreiten und auf Susa marschieren; einen Tag später werden wir die dortigen Festungswerke angreifen; haltet das für abgemacht. — Und nun, mein Prinz, da Ihr keine Zeit zu verlieren habt, um Euch zu entschließen, ob Ihr uns den Durchzug frei lassen wollt, oder um Vorbereitungen zu treffen, falls Ihr die Absicht habt, Euch demselben zu widersetzen, halte ich Euch nicht mehr zurück. Einen ehrlichen Frieden oder einen ehrlichen Krieg!«

»Ich fürchte, dass das kein guter Krieg ist, Monseigneur!« sagte Victor Amadeus, sich erhebend.

»Als guter Christ und Priester des Herrn verabscheue ich den Krieg, aber als Politiker und Minister Frankreichs halte ich ihn zuweilen, wenn auch nicht für eine gute, so doch für eine notwendige Sache. Frankreich ist in seinem Rechte, und wird dasselbe zu wahren wissen; wehe dem Staate, der sich zum Kämpfer für die Lüge und Hinterlist herabwürdigt. Gott sieht uns, er wird uns richten.«

Der Kardinal machte eine Verbeugung gegen den Prinzen, ihm andeutend, dass eine längere

Unterredung nutzlos wäre und dass sein Entschluss, Casale zu entsetzen, unwiderruflich sei, welche Hindernisse sich auch auf seinem Wege dahin anhäufen möchten.

---

## X

### Zu welchem der Leser einem alten Bekannten begegnet.

Kaum hatte Victor Amadeus sich entfernt, als der Kardinal zu einem Tische ging, und folgenden Brief niederschrieb:

»Sire!

*»Wenn Ew. Majestät, wie ich zu Gott hoffe, ohne Unfall die Transportirung unserer Armee über die Berge überwacht haben, ersuche ich Euch, anzuordnen, dass die Kanonen, die Pulverwagen und sämtliches Kriegsgerät sofort nach Chaumont abgehe, und lege die demütige Bitte bei, Ew. Majestät wolle sich gleichfalls schleunigst hierher begeben, da der Tag des Angriffes, wenn Ew. Majestät nicht anders befiehlt, auf Mittwoch den 6. März festgesetzt ist. Ich habe in meiner Unterredung mit dem Prinzen von Piemont in dieser Beziehung das Wort Ew. Majestät verpfändet und ich hoffe, dass Ew. Majestät, wenn nicht besonders triftige Gründe Euch zum Gegenteile zwingen, dieses Wort einlösen werden.*

*»Ich erwarte daher mit Ungeduld eine Antwort Ew. Majestät, noch sehnlicher aber Ew. Majestät selbst.*

*»Ich schicke Euch einen Menschen, Sire, auf den Ihr Euch in allen Dingen verlassen könnt, sogar als Reisegefährten, für den Fall, als Ew. Majestät beisteht und inkognito reisen wollten. Ich verbleibe*

»Ew. Majestät

»getreuester Unterthan und ergebenster Diener

»Armand Kardinal Richelieu.«

Als dieser Brief gefaltet und gesiegelt war, rief der Kardinal:

»Stephan!«

Sogleich öffnete sich die Tür des Zimmers und unser alter Bekannter aus dem Gasthaus »zum gefärbten Barte« erschien auf der Schwelle. Doch glich er nicht jenem Stephan, den wir in das Kabinett des Kardinals in Chaliot bleich, mit schlotternden Beinen, eintreten sahen, wie er sich an der Mauer halten musste, um nicht zu fallen. Stephan hielt jetzt den Kopf hoch, den Körper stramm, sein mächtiger Schnurrbart war aufgedreht, seinen Hut hielt er in der rechten Hand, und die Linke ruhte aus dem Knauf seines mächtigen Raufdegens.

Es waren aber auch vier Monate seit dem Augenblicke verstrichen, wo er, zu gleicher Zeit von den Degen Pisani's und Souscarières getroffen, auf die Dielen Meister Soleil's ohnmächtig niedersank — und Stephan Latil besaß eine gute Natur.

Die Aussicht auf die baldige Eröffnung der Feindseligkeiten hatte seinem Gesicht den Ausdruck

einer erhöhten Fröhlichkeit gegeben, welche dem Kardinal nicht entging.

»Stephan,« sagte er, »es handelt sich darum, sofort zu Pferde zu steigen, wenn Du es nicht vorziehst, zu Fuße zu gehen; aber mache das wie Du willst, nur Sorge dafür, dass dieser Brief, welcher von der höchsten Wichtigkeit ist, sich vor zehn Uhr Abends in den Händen des Königs befinde.«

»Wollen Ew. Eminenz mir sagen, wie spät es jetzt ist?«

Der Kardinal zog seine Uhr.

»Es ist nahe an Mittag.«

»Und der König ist in Oulx?«

»Ja.«

»Um acht Uhr wird der König den Brief in Händen haben, oder ich bin in die Dora gestürzt.«

»Trachte, nicht in den Fluss zu fallen, was mir Kummer machen würde, und sieh zu, dass der König den Brief rechtzeitig bekommt, was mir im Gegenteil Freude bereiten würde.«

»Ich hoffe Ew. Eminenz zufriedenzustellen.«

Der Kardinal kannte Latil als einen Mann von Wort; er fügte daher seinen Weisungen nichts hinzu, und machte dem Manne ein Zeichen, dass er entlassen sei.

Latil lief sogleich in den Stall, wählte ein gutes Pferd, schwang sich hinauf, ließ es bei dem Hufschmied schärfen und jagte auf dem Wege nach Oulx dahin.

Er fand den Weg übrigens besser, als er sich vorgestellt hatte, da er durch die Pioniere ein wenig ausgebessert worden war, um ihn für die Artillerie, die in Kurzem auf demselben passieren sollte, minder beschwerlich zu machen.

Um vier Uhr war er in St. Laurent, um halb acht Uhr in Oulx.

Der König speiste und wurde dabei von St. Simon bedient, welcher Baradas in seinen Funktionen und in der Gunst des Königs nachgefolgt war. L'Angely stand am anderen Ende der Tafel; er war von Kopf bis zu Fuß neu gekleidet.

Kaum hatte man dem Könige einen Boten des Kardinals gemeldet, als er befahl, denselben sogleich zu ihm zu führen.

Latil war, obwohl er die Formen der Etikette streng zu beobachten wusste, doch nicht der Mann, sich von der königlichen Majestät einschüchtern zu lassen.

Er trat also mutig in den Saal ein, näherte sich dem Könige, ließ sich auf ein Knie nieder, und reichte Sr. Majestät den Brief des Kardinals, den er auf den Rand seines Filzhutes gelegt hatte.

Ludwig XIII. sah ihm mit einer Art Erstaunen zu, denn Latil befolgte die strenge ehemalige Hofetikette.

»Aber,« fragte er, indem er den Brief nahm, »wer hat Euch dieses feine Benehmen gelehrt?«

»Wurden nicht auf diese Weise die Briefe Eurem erhabenen Vater, glorreichen Andenkens, gereicht, Sire?«

»In der Tat, aber die Mode ist doch schon etwas veraltet.«

»Da die Achtung vor der Majestät dieselbe geblieben ist, hätte es auch die Etikette bleiben sollen.«

»Du scheinst mir für einen Soldaten etwas zu streng auf Etikette zu halten.«

»Ich war in meiner Jugend Page des Herzogs von Epernon und zu jener Zeit hatte ich oft die Ehre, Sr. Majestät Heinrich IV. Briefe überreichen zu dürfen.«

»Page des Herzogs von Epernon?« wiederholte der König.

»Als solcher stand ich auf dem Tritt von dem Wagen des Königs in jener unseligen Stunde, als ihn der Stahl des Mörders traf. Haben Ew. Majestät nicht von einem Pagen erzählen hören, der den Mörder aufhielt, indem er ihn bei seinem Mantel erfasst hatte und diesen nicht losließ trotz der Messerstiche, mit denen der Mörder seine Hände zerfleischte?«

»Ja. Solltest Du zufällig dieser Page gewesen sein?«

Latil zog seine Handschuhe von Dammhirschleder ab und zeigte dem Könige seine mit Narben bedeckten Hände.

»Betrachtet meine Hände, Sire,« sagte er.

Der König blickte den Mann eine Weile mit sichtlicher Erregung an.

»Diese Hände,« sagte er dann, »können nur die eines ehrlichen Mannes sein; reiche mir sie, mein Braver!«

Und er drückte dem Manne die rauen Hände,

»Und nun,« sagte er, »erhebe Dich!«

Latil stand auf.

»Das war ein großer König, Sire, Euer Herr Vater,« sagte er.

»Ja,« sagte Ludwig XIII., »und Gott möge mir die Gnade erweisen, dass ich ihm gleiche.«

»Die Gelegenheit dazu ist da, Sire,« sagte Latil, indem er auf den Brief zeigte, dessen Überbringer er war.

Der König öffnete den Brief.

»Ah,« sagte er, nachdem er gelesen hatte, »der Herr Kardinal meldet uns, dass er unsere Ehre verpfändet habe, und dass wir uns beeilen sollen, dieselbe auszulösen. Lassen wir ihn nicht lange warten. St. Simon, benachrichtige die Herren von Créqui und von Bassompierre, dass ich sofort mit ihnen zu sprechen wünsche.«

Die beiden Marschälle wohnten in einem Nachbarhaus; in wenigen Minuten waren sie benachrichtigt. Schomberg hielt sich in Exilles auf; Montmorency war in Saint-Lauret,

Der König zeigte ihnen den Brief des Kardinals und gab ihnen den Befehl, so schnell als möglich die Artillerie und die Munition nach Chaumont zu befördern, so dass am zweitfolgenden Tage Alles an Ort und Stelle sein sollte.

Er selbst würde sie am Dienstag Abend zu einem Kriegsrate erwarten, in welchem die Art des Angriffs für den folgenden Tag besprochen werden sollte.

Um zehn Uhr Abends, in einer finsternen, sternlosen, schneedurchwehten Nacht, reiste der König zu Pferde ab, begleitet von St. Simon und L'Angely. Da man nicht die Vorsicht gebraucht hatte, die Pferde des Glatteises wegen scharf beschlagen zu lassen, bot Latil sein eigenes Pferd dem Könige an, welcher es auch annahm; Latil selbst, welcher den Weg kannte, wollte zu Fuß gehen.

Niemals hatte der König sich wohler befunden und war mit sich selbst zufriedener gewesen, als gerade jetzt; er besaß, wie wir bereits erwähnten, wenn auch nicht die Kraft, doch wenigstens das Bewusstsein der Größe. Weshalb sollte nicht Susa das Seitenstück zu Ivry werden, wenn er statt des schwarzen Federbusches einen weißen nahm?

Latil ging dem Pferde des Königs voran, und untersuchte den Weg mit einem eisenbeschlagenen Stocke. Von Zeit zu Zeit blieb er stehen, eine gefahrlosere Stelle zu suchen, nahm dann, wenn er sie gefunden, das Pferd des Königs am Zügel und leitete es auf den ebenen Weg.

Bei jedem Posten gab der König sich zu erkennen und hinterließ für die Truppen den Befehl, nach Chaumont aufzubrechen und er genoss eines der süßesten Vorrechte der Macht, indem er sah, wie man ihm gehorchte.

Einige Zeit, bevor man nach St. Lauret kam, erriet Latil an der Scharfe der Windstöße, dass einer jener Wirbelwinde bevorstehe, welche die Gebirgsbewohner »Schneejäger« nennen. Er ersuchte den König, abzusteigen und sich zwischen St. Simon, L'Angely und ihn zu stellen; der König beharrte jedoch darauf, zu Pferde zu bleiben, indem er sagte, da er einmal Soldat geworden sei, müsse er sich auch als sicher benehmen.

Er hüllte sich indes dichter in seinen Mantel und wartete.

Der Wirbelwind trat bald ein; er piff gleich darauf um die Köpfe der Reisenden. St. Simon und L'Angely drängten sich zu beiden Seiten an den König. Latil ergriff mit beiden Händen den Zaum von dessen Pferd, wendete es mit dem Rücken gegen den Sturm und zwang es, stille zu stehen.



Der Sturm war schrecklich; die Reiter fühlten, wie die Pferde unter ihnen zitterten; bei großen Naturerscheinungen ist es, als ob die Tiere die Gefühle der Menschen teilten.

Die Seidenschnur, welche den Hut des Königs hielt, zerriss, und der schwarze Filzhut mit den wallenden Federn flog, einem Nachtvogel gleich, durch die Lüfte davon.

Bald bedeckte sich der Weg mit einer zwei Fuß hohen Schneelage.

In St. Lauret angekommen, fragte der König nach der Wohnung des Herzogs von Montmorency. Es war ein Uhr Morgens; der Herzog hatte sich völlig angekleidet auf sein Bett geworfen.

Als er hörte, der König sei angekommen, stürzte er aus dem Zimmer und empfing den König auf der Schwelle der Hütte, in welcher er Quartier genommen hatte.

Diese Eile gefiel dem Könige, und obwohl er dem Herzog sonst nicht sehr geneigt war, begrüßte er ihn freundlich.

Der Herzog bot dem Könige an, ihn durch eine Eskorte begleiten zu lassen.

Aber Ludwig XIII. erwiderte, dass er sich auf französischem Boden sicher glaube, dass er seine Begleitung von ihm ergebenen Leuten für genügend erachte, und dass er bloß den Herzog einlade, sich zur Stunde des Kriegsrates in Chaumont einzufinden. Das Einzige, was er annahm, war ein Hut. Als er ihn aufsetzen wollte, bemerkte er, dass drei weiße Federn daran befestigt waren. Dies erinnerte ihn an die Schlacht von Ivry.

»Das ist ein Glückszeichen!« sagte er.

Als man St. Lauret verließ, lag der Schnee so hoch, dass Latil den König bat, vom Pferde zu steigen.

Der König folgte dieser Aufforderung.

Latil schritt voran, das Pferd des Königs am Zügel führend, dann kamen St. Simon und L'Angely; zuletzt schritt der König auf dem Wege, den die drei Männer und die drei Pferde einigermaßen ausgetreten hatten.

Saint-Simon, welcher durch Dankbarkeit die Gunstbezeugungen vergelten wollte, welche er von dem Kardinal empfangen hatte, rühmte gegen den König alle diese Vorbereitungen und pries die weise Vorsicht dessen, welcher dieselben getroffen hatte.

»Ja, ja,« sagte Ludwig XIII. »der Herr Kardinal ist ein guter Diener. Ich bezweifle, dass mein Bruder an des Kardinals Stelle so für mich gesorgt haben würde.«

Nach zwei Stunden kam der König ohne irgend einen Zwischenfall, eben so stolz auf den Verlust seines Hutes, wie ein Soldat auf seine Wunde, an der Tür des Gasthauses »zum goldenen Wachholderbaum« an und befahl, den Kardinal nicht zu wecken.

»Se. Eminenz schlafen nicht,« antwortete Meister Germain.

»Und was macht er zu dieser Stunde?« fragte der König.

»Ich arbeite an der Größe Frankreichs,« sagte der Kardinal, die Tür seines Kabinetts öffnend,  
»und Herr von Pontis hilft mir bei diesem ehrenvollen Werke.«

Und der Kardinal geleitete den König in sein Arbeitszimmer, wo ein ungeheures Feuer brannte  
und eine vortreffliche Karte der Gegend auf dem Tische ausgebreitet lag.

---

## XI.

### **In welchem der Kardinal den Führer findet, dessen er bedarf.**

Eines der großen Verdienste des Kardinals war, dass er den König Ludwig XIII., wenn er ihm auch nicht die Eigenschaften geben konnte, die diesem fehlten, wenigstens glauben machte, dass er dieselben besitze.

Der träge und lässige König fing durch Richelieu's Einfluss an zu glauben, er sei ein Muster von Tätigkeit; er, der schüchtern und misstrauisch war, hielt sich für mutig; seine Grausamkeit und Sein Jähzorn verwandelten sich in seinen Augen in Gerechtigkeitsliebe.

Auch jetzt erging sich der Kardinal in Lobsprüchen über die Sorge, die der König seinem Ruhme und dem Frankreichs zuwende, eine Sorge, die ihn veranlasst hätte, in einer solchen Nacht und bei solchen Wegen die Entfernung von Oulx nach Chaumont zurückzulegen. Doch bestand Richelieu darauf, dass der König sich augenblicklich zur Ruhe begeben, da man noch den ganzen folgenden und einen Teil des zweitnächsten Tages vor sich habe.

Beim Anbruch des Tages wurde übrigens längs des ganzen Weges der Befehl bekannt gemacht, dass die in St. Lauret, Exilles und Sehault befindlichen Truppen sich nach Chaumont in Marsch setzen sollten.

Diese Truppen standen unter dem Befehle des Grafen von Soissons, der Herzog Longueville, La Tremouille, Halliun und Lavalette, der Grafen Harcourt, Sault, der Marquis von Canaples, Mortemar, Tavanne, Valence und Thoyras, die vier Oberkommando's lagen in den Händen der Marschälle Bassompierre, Créqui, Schomberg und des Herzogs von Montmorency.

Das Genie des Kardinals wachte über Alles; er dachte, der König befahl.

Da die Tat, welche wir erzählen wollen, zusammengenommen mit der Belagerung von La Rochelle, deren wir in unserem Buche: »Die drei Musquetiere,« Erwähnung getan, den Glanzpunkt der Regierung Ludwigs XIII. bildet, wird man uns erlauben, in einige Details über die Erstürmung des berühmten Passes von Susa einzugehen, von welchem die Geschichtsschreiber so Großes zu rühmen wissen.

Richelieu verlassend, hatte Victor Amadeus, um sich einen »Abgang« zu sichern, wie man auf dem Theater zu sagen pflegt, erklärt, er wolle nach Rivoli gehen, wo ihn sein Vater erwarte, und er werde binnen 24 Stunden ein Ultimatum überbringen. In Rivoli angekommen, fand er jedoch den Herzog nicht, der in seinem Bestreben, die Dinge in die Länge zu ziehen, nach Turin abgereist war.<sup>1</sup>

Gegen fünf Uhr Abends ließ sich statt des Prinzen sein erster Minister, der Graf von Verrue, bei dem Kardinal melden.

Bei dieser Meldung wandte sich der Kardinal an den König.

»Wollen Ew. Majestät,« fragte er, »dem Grafen von Verrue die Ehre erzeigen, ihn zu empfangen, oder soll ich die Audienz erteilen?«

»Wenn Prinz Victor Amadeus selbst seinem Versprechen zufolge zurückgekehrt wäre, so hätte ich ihn empfangen; da der Herzog von Savoyen es aber für geeignet hielt, mir seinen Minister zu senden, ist es billig, dass mein erster Minister ihm antwortet.«

»Geben mir also Ew. Majestät Vollmacht zu handeln?«

»Eine unbeschränkte.«

»Übrigens,« sagte Richelieu, »können Ew. Majestät, da ich diese Tür offen lasse, jedes Wort unseres Gespräches hören, und wenn Euch etwas in meinen Worten nicht gefällt, Sire, so könnt Ihr erscheinen, um mir zu widersprechen.«

Ludwig XIII. nickte zustimmend; Richelieu ging in das anstoßende Zimmer, wo ihn der Graf erwartete, und dessen Tür er nicht ganz schloss.

Der Graf von Verrue, den man nicht mit seinem Enkel verwechseln darf, welcher der Gemahl der berüchtigten Johanna d'Albret von Luynes war, der Geliebten Victor Amadeus II., die in der Geschichte unter dem Namen »Dame der Wollust« bekannt ist, — der Graf von Verrue, sagen wir, dessen die Geschichte kaum Erwähnung tut, war ein Mann von 40 Jahren, von geradem Sinn, bemerkenswertem Verstand, erprobtem Mute. Mit einer schwierigen Mission beauftragt, verwendete er zu derselben allen Freimut, der sich mit einer von Carl Emanuel herrührenden Botschaft vereinigen ließ.

Als er die ernste Gestalt des Kardinals sah, als er in dieses, die Herzen durchdringende Auge blickte, als er diesem ungeheueren Genie gegenüberstand, das für sich allein allen anderen Souveränen Europas- das Gleichgewicht hielt, verbeugte er sich tief und ehrfurchtsvoll.

»Monseigneur,« sagte er, »ich komme statt des Prinzen Victor Amadeus, der gezwungen ist, in der Nähe des Herrn Herzogs zu bleiben, welcher von einem so bedeutenden Unwohlsein befallen ist. dass er genöthigt war, sich nach Turin bringen zu lassen, weshalb ihn der Prinz auch in Rivoli nicht antraf.«

»Ihr kommt also versehen mit der Vollmacht des Herzogs von Savoyen, Herr Graf?«

»Ich komme, Euch seine nahe Ankunft anzuzeigen, Monseigneur. So krank er auch ist, will er seine Sache bei Sr. Majestät selbst vertreten; er lässt sich in einer Sänfte hierher bringen.«

»Und wann glaubt Ihr, dass er eintreffen kann?« fragte der Kardinal.

»Die Schwäche, von der Se. Hoheit befallen sind, und die Langsamkeit des Bewegungsmittels, dessen er sich bedienen muss, berechtigen mich zu der Ansicht, dass er nicht vor übermorgen hier eintreffen kann.«

»Und um welche Stunde?«

»Ich würde seine Ankunft vor Mittag nicht versprechen können.«

»Ich bin in Verzweiflung, Herr Graf; aber ich habe dem Prinzen Victor Amadeus gesagt, dass wir bei Tagesanbruch die Verschanzungen vor Susa angreifen würden, und der Angriff wird auch mit dem Anbruche des Tages erfolgen.«

»Ich hoffe, dass Ew. Eminenz von dieser Strenge abgehen werden,« sagte der Graf von Verrue, »wenn Ihr erfahrt, dass der Herzog von Savoyen den französischen Truppen den Durchzug nicht verweigert.«

»Wenn wir also über diesen Punkt einig sind,« antwortete der Kardinal, »so bedarf es zwischen Sr. Majestät und Seiner Hoheit keiner weiteren Unterredung.«

»Freilich,« bemerkte der Graf in sichtlicher Verlegenheit, »stellt Se. Hoheit eine Bedingung.«

»O, o!« sagte lächelnd der Kardinal; »und die wäre?«

»Oder vielmehr, er spricht eine Hoffnung aus,« verbesserte sich der Graf.

»Redet!«

»Nun, Se. Hoheit der Herzog hoffen, dass die Belohnung dieser Nachgiebigkeit und des großen Opfers, welches er bringt, Se. allerchristlichste Majestät ihm vom Herzog von Mantua jenen Teil des Montferrat abtreten lassen wird, welchen der König von Spanien ihm für den Fall der Teilung zugestand, oder dass der König, wenn er ihm selbst dieses Land nicht schenken will, damit Madame, seiner Schwester, ein Geschenk machen würde, und unter dieser Bedingung werden die Wege frei sein.«

Der Kardinal heftete einen Moment seinen Blick auf den Grafen; dieser konnte den Blick nicht ertragen und senkte das Haupt.

»Herr Graf,« sagte der Kardinal, »ganz Europa hat eine so gute Meinung von der Gerechtigkeitsliebe meines Gebieters, des Königs von Frankreich, dass ich nicht begreifen kann, wie Se. Hoheit der Herzog nur einen Augenblick lang glauben konnte, Ludwig XIII. würde auf seinen Vorschlag eingehen. Der König von Spanien konnte wohl einen Teil von den versprechen, was ihm nicht gehörte, um Se. Hoheit zu verpflichten, dass er ihm in seiner ungerechten Usurpation beistehe; Gott möge es jedoch nicht gefallen, dass der König, mein Herr, der zur Winterzeit über die Alpen geht, um einem unterdrückten Fürsten Hilfe zu bringen, so über das Gut seiner Verbündeten verfüge; — wenn Se. Hoheit sich nicht mehr erinnern sollten, was ein König von Frankreich im Stande ist. so wäre es ihm übermorgen ins Gedächtnis zurückgerufen worden.«

»Aber darf ich zum mindesten bitten, dass Ew. Eminenz diese Vorschläge Sr. Majestät dem König unterbreiten?«

»Das ist unnöthig,« sagte eine Stimme hinter dem Kardinal, »der König hat Alles gehört und erstaunt darüber, dass ein Mann, der ihn kennt, ihm einen solchen Vorschlag machen kann, bei dem seine Ehre und die Ehre Frankreichs kompromittiert wären. — Hört somit Mein letztes

Wort, welches eine Bestätigung der Worte des Herrn Kardinals ist. Wenn morgen die Wege nicht offen sind, so wird übermorgen der Angriff stattfinden.«

Der König richtete sich bei diesen Worten auf und nahm eine wahrhaft majestätische Haltung an.

»Ich werde in Person bei dem Angriffe sein,« sagte er, »und man wird Mich an den weißen Federn Meines Hutes erkennen, wie man Meinen erhabenen Vater in der glorreichen Schlacht bei Ivry an demselben Zeichen erkannt hat. Ich hoffe, der Herr Herzog wird ein ähnliches Abzeichen wählen, damit die Entscheidung der Schlacht sich dorthin verlege, wo Wir Beide uns befinden. Bringet ihm diese Meine Worte; es sind die einzigen, die Ich ihm erwidern kann und muss.«

Und er entließ mit einer Handbewegung den Grafen, der sich unter tiefen Verbeugungen zurückzog.

Während des Abends und der ganzen Nacht konzentrierte sich die Armee um Chaumont, Der König kommandierte tatsächlich eine Armee von 23,000 Mann Fußvolk und 4000 Reitern.

Gegen zehn Uhr Abends stellten sich Artillerie und Armee in der Umgebung von Chaumont auf; die Kanonen waren der feindlichen Gegend zugewandt. Der König befahl, die Munitionswagen zu untersuchen und ihm zu berichten, wie viele Schüsse man hätte. Damals, wo das Bajonnet noch nicht erfunden war, entschieden die Kanonen und die Musketen fast Alles.

Heutzutage hat das Schießgewehr in den Gefechten einer kriegerischen Nation den zweiten Rang eingenommen.

Es wurde bloß, wie der Marschall von Sachsen es vorhergesagt hatte, zum Handgriffe des Bajonnets.

Um Mitternacht begann der Kriegsrat.

Er war zusammengesetzt aus dem Könige, dem Kardinal, dem Herzog von Montmorency und den Marschällen Bassompierre, Schomberg und Créqui.

Bassompierre, der Älteste von ihnen, hatte zuerst das Wort. Er warf den Blick auf die Karte und studierte die Stellungen des Feindes, welche man genau kannte, da der Graf von Moret so vortreffliche Nachrichten gegeben hatte.

»Folgendes,« sagte er, indem er sich vor dem Könige und dem Kardinal verbeugte, »ist mein Vorschlag.«

»Ich schlage vor, dass die Regimenter der französischen und der Schweizer Garde die Tête bilden; das Regiment Navarra den linken und das Regiment d'Estillac den rechten Flügel. Jeder der beiden Flügel lässt durch zweihundert Musketiere die Höhen der Berge von Montmoron und von Montabon ersteigen. Haben sie die Gipfel erreicht, dann wird es ihnen ein Leichtes sein, die Barrikaden zu beherrschen. Sobald wir die ersten Schüsse von den Höhen hören, greifen wir an und während die Musketiere ihre Schüsse von der Rückseite auf die Barrikaden richten, stürmen wir dieselben von vorne mit den besten Garderegimentern. Tretet zu der Karte, meine Herren,

seht Euch die Stellung des Feindes an und wenn Ihr einen bessern Vorschlag zu machen habt, als ich, so sprecht ihn dreist aus.«

Die Marschälle Schomberg und Créqui besichtigten die Karte und schlossen sich dann diesem Plane unbedingt an.

Es blieb nun noch die Ansicht des Herzogs von Montmorency zu vernehmen.

Der Herzog war mehr wegen seines feurigen Mutes bekannt, den er oft bis zur Verwegenheit steigerte, als durch seine strategischen Kenntnisse und seine Umsicht und Klugheit auf dem Schlachtfelde überdies sprach er mit einer gewissen Schwierigkeit, so dass er zu Anfang beinahe stotterte; dies verlor sich jedoch um so mehr, je länger er sprach.

Indes ergriff er entschlossen das Wort, als der König ihn dazu aufforderte.

»Sire,« sagte er, »ich bin der Ansicht des Marschalls von Bassompierre und der Herren von Créqui und von Schomberg, welche wissen, wie sehr ich ihren Mut und ihre Erfahrung schätze; aber wenn die Barrikaden und die Redouten genommen sind — und ich zweifle nicht daran, dass wir sie nehmen werden — dann bleibt noch immer die schwierigste Aufgabe zu erfüllen, das heißt, wir müssen die Schanze stürmen, die den Pass vollständig versperrt. Sollte es kein Mittel geben, hinsichtlich dieses Teiles der Verschanzungen eben das zu tun, was Herr von Bassompierre so richtig hinsichtlich der Redouten vorgeschlagen hat? Sollte man nicht auf irgend einem Bergpfade, so schwierig und gefahrvoll er auch sei, die Stellung umgehen, zwischen dem halben Monde und Susa von der Höhe hinabsteigen und den Feind von hinten angreifen können, während wir unsern Angriff von vorne auf ihn richten? Nur müsste man hierzu einen treuen und erfahrenen Führer, sowie einen unerschrockenen Offizier haben.«

»Ihr hört den Vorschlag des Herrn Herzogs von Montmorency,« sagte der König, »was haltet Ihr davon?«

»Vortrefflich!« sagten die Marschälle; »doch ist keine Zeit zu verlieren, um sich diesen treuen Führer und diesen - tapferen Offizier zu verschaffen.«

In diesem Augenblicke trat Stephan Latil ein und flüsterte dem Kardinal einige Worte ins Ohr, die dieser freudestrahlend anhörte.

»Messieurs,« sagte er, »ich glaube, dass uns da soeben die Vorsehung einen treuen Führer und einen tapferen Offizier in einer und derselben Person sendet.«

Und sich zu Latil wendend, welcher seine Befehle erwartete, sagte er:

»Kapitän Latil, lasset den Grafen von Moret eintreten.«

Latil verbeugte sich und ging hinaus.

Fünf Minuten später trat der Graf von Moret ein und unter dem unscheinbaren Gewand eines Gebirgsbewohners konnte Jedermann an der Ähnlichkeit, die er mit seinem Vater hatte — eine Ähnlichkeit, um die ihn Ludwig XIII. nicht wenig beneidete — den Sohn des erhabenen Königs

Heinrich IV. erkennen, welcher in diesem Augenblicke von seiner Reise nach Mantua zurückkehrte, und zwar zu so gelegener Zeit, dass es schien, als ob, wie der Kardinal bemerkt hatte, die Vorsehung selbst ihn sende.

---



## **XII.**

### **Der Pass von Susa.**

Der Graf von Moret, der den Gebirgspfad, welchen wir ihn einschlagen sahen, um ungefährdet durch Piemont zu kommen, genau studiert hatte, konnte wirklich zu gleicher Zeit den Führer und den Anführer der Truppen abgeben, welche zur Umgehung des Feindes bestimmt waren.

In der Tat hatte man ihm kaum dargelegt, um was es sich handle, als er einen Bleistift nahm, und auf der von Herrn von Pontis gezeichneten Karte einen Strich führte, der zuerst den Gebirgsweg von Chaumont nach der Schmugglerhütte, und von dort nach der Brücke von Giavon andeutete, dann aber jenen Steig bezeichnete, der unmittelbar zu den Wällen von Susa hinlief, auf die man mit Hilfe desselben gelangen konnte.

Er wurde bevollmächtigt, fünfhundert Mann mit sich zu nehmen. Eine größere Truppenzahl auf diesem engen und steilen Wege zu führen, wäre unmöglich gewesen.

Der Kardinal wollte, dass der junge Mann einige Stunden der Ruhe pflege, aber dieser weigerte sich standhaft. Wenn er zur rechten Zeit ankommen wollte, um im Momente des Angriffes eine Diversion zu machen, hatte er in der Tat nicht eine Minute zu verlieren.

Er bat den Kardinal, ihm auf dieser Expedition Stephan Latil mitzugeben, an dessen Ergebenheit und Mut er nicht zweifelte.

Latil war außer sich vor Freude, als diese Bitte gewährt wurde.

Um drei Uhr ging die kleine Truppe geräuschlos ab. Jeder Mann trug für einen Tag Lebensmittel bei sich.

Keiner der fünfhundert Männer, die unter dem Befehle des Grafen von Moret standen, kannte seinen jugendlichen Anführer, aber als man ihnen gesagt hatte, er sei ein Sohn Heinrichs IV., drängten sie sich mit Freudenrufen um ihn, und er musste bei dem Scheine zweier Fackeln sein Gesicht zeigen, dessen Ähnlichkeit mit dem Heinrichs IV. den Enthusiasmus verdoppelte.

Kaum waren die fünfhundert Mann des Grafen von Moret, begünstigt von dem Dunkel der Nacht, welche nicht zehn Schritte weit zu sehen erlaubte, abgezogen, als sich der Rest der Armee in Bewegung setzte.

Das Wetter war schrecklich, und die Erde mit einer zwei Fuß hohen Schneedecke überzogen.

Fünfhundert Schritte von dem Felsen Gelane entfernt machte man Halt.

Sechs Sechspfünder wurden aufgeföhren, um die Barrikaden zu forcieren und fünfzig Mann zur Bewachung derselben beordert.

Die zu dem Angriff bestimmten Truppen waren sieben Compagnien der Garde, sechs der

Schweizer, neunzehn des Regiments Navarra, vierzehn des Regiments d'Estillac und fünfzehn des Regiments Saulx.

Ferner die berittenen Musketiere des Königs.

Jedes Corps sollte fünfzig Tirailleure voraus senden, welche einen Soutien von hundert Mann hatten, und dieser sollte wieder durch fünfhundert Mann unterstützt werden.

Gegen sechs Uhr Morgens standen die Truppen in Schlachtordnung.

Der König, welcher die Vorbereitungen überwacht hatte, befahl nun dem Herrn von Comminges, von einem Trompeter gefolgt, über die Grenze zu reiten, und freien Durchzug für die Person des Königs und die Armee zu verlangen.

Herr von Comminges tat, wie ihm befohlen. Hundert Schritte vor der ersten Verschanzung wurde er angehalten.

Der Graf von Verrue kam ihm entgegen.

»Was wollt Ihr, mein Herr?« fragte der Graf von Verrue den Parlamentär.

»Wir wollen durch Euer Land ziehen.«

»Als Freunde oder als Feinde?«

»Als, Freunde, wenn Ihr uns freien Durchzug gewährt, als Feinde, wenn Ihr Euch widersetzt; ich habe Auftrag, nach Susa zu reiten, um dort für den König, meinen Herrn, eine Wohnung zu bestellen, denn er denkt daselbst einen Ruhetag zu halten.«

»Der Herzog, mein Gebieter,« antwortete der Graf von Verrue, »wird es sich zur Ehre rechnen, den König von Frankreich als Gast zu beherbergen, aber Se. Majestät kommt in so großer Gesellschaft, dass ich nichts bestimmen kann, ehe ich die Befehle Sr. Hoheit eingeholt habe.«

»Gut,« sagte Comminges, »solltet Ihr zufällig die Absicht haben, uns den Durchzug zu verweigern?«

»Ich hatte die Ehre, zu bemerken,« sagte der Graf von Verrue kalt, »dass ich hierüber zuerst die Ansicht Sr. Hoheit hören muss.«

»Mein Herr,« entgegnete Comminges, »ich benachrichtige Euch, dass ich meinen Bericht dem Könige erstatten werde.«

»Ihr könnt tun, was Euch beliebt,« sagte der Graf; »Ihr seid Herr Eurer Handlungen.«

Darauf grüßten Beide einander höflich, der Graf ritt nach den Verschanzungen und Comminges zu dem Könige zurück.

»Nun, mein Herr?« fragte Ludwig XIII.

Comminges erzählte seine Unterredung: der König verlor kein Wort davon und sagte, als der Erzähler geendigt hatte:

»Der Graf hat nicht nur als ein treuer Diener seines Herrn, sondern auch als ein Mann von Geist geantwortet, der seinen Beruf versteht.«

In diesem Augenblicke befand sich der König auf der Grenzlinie zwischen Frankreich und Piemont, inmitten der ersten Reihen seiner Truppen.

Bassompierre näherte sich ihm lächelnd, den Hut in der Hand.

»Sire,« sagte er, »Alles ist bereit; die Violinen sind gestimmt, die Masken vor der Tür, und sobald es Ew. Majestät beliebt, können wir mit dem Ballet beginnen.«

Der König runzelte die Stirn und blickte den Marschall durchdringend an.

»Herr Marschall,« sagte er, »wisst Ihr wohl, das; man mir soeben Bericht erstattete, wir haben nur fünfhundert Pfund Blei zu verschießen?«

»Sire,« antwortete Bassompierre, »daran zudenken ist jetzt keine Zeit; soll etwa, weil eine Tänzerin fehlt, das Ballet nicht aufgeführt werden? Lasset uns nur machen, Sire, es wird Alles gut gehen.«

»Bürgt Ihr dafür, Herr Marschall?«

»Sire, es wäre kühn von mir, eine so zweifelhafte Sache, wie ein Sieg ist, zu verbürgen, aber ich büрге Euch dafür, dass wir Ehre einlegen, oder dass ich entweder todt oder gefangen sein werde.«

»Nehmt Euch in Acht! Sollten wir geschlagen werden, so halte ich mich an Euch.

»Was kann mir Schlimmeres begegnen, als dass Eure Majestät mich Marquis von Uxelle nennen?<sup>2</sup> Aber seid unbesorgt, Sire. Ich werde trachten, eine solche Beschimpfung nicht zu verdienen; nur lasset uns gewähren.«

»Sei es,« sagte der Kardinal, der neben dem Könige hielt; »ich schöpfe schon aus der frohen Miene des Marschalls große Hoffnungen. Geht denn, Herr Marschall, und tut Euer Bestes!«

Bassompierre ritt zu Créqui, der ihn erwartete. Dann stiegen Beide, so wie Montmorency, von den Pferden, um die Angriffskolonnen zu ordnen, und sich an deren Spitze zu stellen. Schomberg allein blieb zu Pferde, weil er die Gicht in dem Knie hatte.

Man schritt auf den Felsen von Gelane zu, an dessen Fuß man vorüber musste. Die Feinde hatten diese feste Position unbegreiflicher Weise aufgegeben und verlassen.

Kaum waren jedoch die französischen Truppen an dem Felsen vorbei, als sie sich dem feindlichen Feuer preisgegeben sahen, welches zugleich von dem andern Abhange des Berges und aus der ersten Verschanzung mit großer Heftigkeit eröffnet wurde.

Schon bei der ersten Salve wurde Herr von Schomberg durch eine Kartätschenkugel in der Seite verwundet.

Bassompierre drang durch das Tal gerade auf die Lunette zu, welche den Pass versperrte; Créqui blieb an seiner Seite; ihnen folgten die Truppen.

Herr von Montmorency kletterte, wie ein einfacher Plänkler, die linke Felsenwand, welche zu dem Gipfel Montmoron führte, hinauf.

Schomberg ließ sich auf seinem Pferde festbinden, welches wegen der Unebenheit des Bodens am Zügel geführt werden musste, und ritt mitten in den vordersten Reihen.

Man stürmte die erste Barrikade, und während man sie von vorn angriff, schossen, nach dem Plane Bassompierre's, die Tirailleure von den Gebirgsabhängen herab gar manchen ihrer Verteidiger nieder.

Die Piomentesen kämpften tapfer, Victor Amadeus und sein Vater befanden sich in der Redoute, welche den Hügel Montabon krönte.

Montmorency hatte mit seinem gewöhnlichen Ungestüm die Barrikade auf dem linken Flügel angegriffen und genommen. Da ihn seine Rüstung in seinen Bewegungen beengte, hatte er alle Stücke derselben auf seinem Wege verstreut; den Sturm leitete er, bloß mit einem Wams von Büffelleider bekleidet.

Bassompierre drang in der Talsohle vor und hatte das ganze Feuer aus der Lunette auszuhalten.

Dann folgte der König mit seinem weißen Federbusch; neben ihm ritt der Kardinal in einem Anzug von hellbraunem Samt, mit Gold gestickt.

Dreimal wurde auf die Redouten Sturm gelaufen, und dreimal wurde derselbe abgeschlagen; die Kugeln prallten von den Felsen ab und eine tödtete einen Pagen des Herrn von Créqui, welcher neben dem Pferde des Königs stand.

Bassompierre und Créqui beschloßen nun, jeder mit fünfhundert Mann, an den Bergabhängen hinaufzuklettern, Ersterer um Montmorency, Letzterer um Schomberg zu unterstützen.

Zweitausendfünfhundert Mann blieben im Tal, um grade auf die Lunette vorzurücken.

Bassompierre, der etwas wohlbeleibt und fünfzig Jahre alt war, stützte sich auf einen Gardesoldaten, um leichter den steilen Abhang hinanklimmen zu können; plötzlich fühlte er, dass seine Stütze ihm fehle; der Gardesoldat hatte einen Schuß mitten in die Brust bekommen.

Er kam in dem Augenblicke auf dem Gipfel des Hügels an, in welchem Montmorency in das Innere der Redoute sprang; er folgte ihm ohne Aufenthalt.

Montmorency wurde am Arme leicht verwundet; Bassompierre's Kleider waren von Kugeln durchbohrt. Die Redoute der linken Seite war genommen; die piemontesische Besatzung flüchtete sich in die Lunette.

Die beiden Befehlshaber warfen nun ihren Blick nach der Redoute auf der rechten Seite.

Man kämpfte dort mit derselben Erbitterung.

Endlich sah man zwei Reiter aus derselben hervorkommen, und im schnellsten Galopp abwärts nach der Lunette von Susa jagen.

Diese Reiter waren der Herzog von Savoyen, Carl Emanuel und sein Sohn, Victor Amadeus.

Eine Menge Flüchtiger folgte; auch die zweite Redoute war genommen.

Es blieb nur noch die Lunette, der gefährlichste Punkt.

Ludwig XIII. ließ den Herzog von Montmorency und die Marschälle wegen ihrer Erfolge beglückwünschen, empfahl ihnen aber zugleich, sich zu schonen.

Bassompierre ließ dem Könige in seinem Namen und dem der Anderen antworten:

»Sire, wir sind Euch für das wohlwollende Interesse sehr dankbar, welches Ihr an unserer Person nehmt, aber es gibt Augenblicke, in denen das Blut eines Prinzen oder eines Marschalls von Frankreich nicht kostbarer ist, als das des letzten Soldaten; wir verlangen zehn Minuten Ruhe für unsere Leute, dann wird der Ball wieder beginnen!«

Und in der Tat schmetterten nach einer Pause von zehn Minuten wieder die Trompeten, wirbelten die Trommeln, und die Kolonne marschierte im Sturmschritte auf die verhängnisvolle Lunette zu.

---

### XIII.

#### **In welchem bewiesen wird, dass Niemand sicher ist. aufgehängt zu werden, selbst dann nicht, wenn er schon den Strick um den Hals hat.**

Die Außenwerke waren in den Händen der Franzosen, es blieb aber noch das Hauptfestungswerk zu nehmen, welches gefüllt mit Soldaten war, gespickt mit Kanonen, bestrichen durch das Fort Montabon, erbaut auf einer unzugänglichen Felsenkuppe. Jenes Fort war nur auf einem Stege zu erreichen, auf welchem ein Mann hinter dem andern gehen musste.

Man hatte die Kanonen zurücklassen müssen, weil man sie weder aus der engen Talsohle, noch an den steilen Bergabhängen fortbringen konnte.

Es galt also, die Lunette ohne andere Unterstützung, als jene wohlbekannte französische »Furia« anzugreifen, die schon damals ein Schrecken der Italiener war.

Die Feldherren und die Blüte des Adels, stolz darauf, unter den Augen des Königs zu sterben, welcher der Schlacht an der Seite des Kardinals von einer kleinen Erhöhung herab zusah, die nicht außerhalb des Bereichs der feindlichen Geschütze lag; die Feldherren und die Blüte des Adels, sagen wir, marschierten, ihre Hüte auf der Spitze ihrer Degen, vor den Truppen einher.

Die Soldaten folgten; sie fragten nicht, ob man sie zur Schlachtbank führe; ihre Offiziere gingen voran und das genügte ihnen.

Der König sah die Lücken, welche in den Reihen der Truppen durch die feindlichen Kugeln gerissen wurden; er rief den Mutigen Beifall zu, aber gleichzeitig erwachte in ihm der Instinct der Grausamkeit, wie er in dein Tiger bei dem Anblicke des Blutes erwacht.

Als er den Marschall d'Ancre tödten ließ, mussten ihn seine Gardien emporheben, damit er die blutende Leiche betrachten könne; denn er war zu klein, um ohne diese Hilfe zu dem Fenster hinaussehen zu können.

Man gelangte an die Schanzen; Sturmleitern wurden angelegt und der Sturm begann.

Montmorency ergriff eine Fahne und stieg zuerst auf die Mauer; zu alt, um ihm zu folgen, blieb Bassompierre im Kugelregen mitten unter den Truppen, und feuerte sie durch begeisterte Worte an.

Einige Leitern brachen unter der Last der Stürmenden, so sehr drängte Jeder vorwärts, um der Erste zu sein, der den Fuß auf die Zinne des Walles setzte.

Die Belagerten hatten sich aus Allem Waffen gemacht. Die Einen gaben auf Armeslänge Feuer auf die Stürmenden, die Anderen stachen mit Piken zwischen die Rüstungen hinein, und hin und wieder zeigte ein empor springender Blutstrahl oder ein von der Leiter hinabstürzender Mann,

dass sie gut getroffen hatten; noch Andere warfen Pflastersteine auf die Köpfe der Feinde hinab.

Plötzlich bemerkte man eine große Verwirrung unter den Verschanzten, und gleich darauf hörte man weit hinter dem Festungswerke Gewehrfeuer und lautes Geschrei.

»Mut, Freunde,« rief Montmorency, indem er zum dritten Male den Versuch machte, den Wall zu erklimmen, »es ist der Graf von Moret, der uns zu Hilfe kommt.«

Und von Neuem begann er, blutend und verwundet, wie er war, den Sturm und riß Alle, die ihn sehen und hören konnten, mit sich fort.

Der Herzog hatte sich nicht getäuscht; es war wirklich der Graf von Moret, der seine Diversion machte.

Der Graf war, wie wir erzählt haben, um drei Uhr Morgens abmarschiert, und hatte Latil als Kapitän und Galaor als Adjutanten zur Seite.

Sie kamen an den Bergstrom, in welchem Wilhelm Coutet beinahe ertrunken wäre, aber das Wasser war jetzt gesunken und außerdem mit einer Eisdecke überzogen, so dass der Strom mit leichter Mühe überschritten werden konnte, wenn man von Klippe zu Klippe sprang.

An dem andern Ufer angekommen, durcheilten sie rasch den Raum, der sie von den Bergen trennte; hier fand der Graf den Fußsteig, den er schon einmal gegangen war, und er und seine Leute verfolgten denselben.

Die Nacht war finster, aber der frischgefallene Schnee erhellte den Weg.

Der Graf, welcher die Beschwerlichkeiten desselben kannte, hatte sich mit langen und starken Stricken versehen. Jeden dieser Stricke hielten vierundzwanzig Mann, die am Rande des steilen Abhanges marschierten; glitt Einer von ihnen aus, so wurde er von den anderen Dreiundzwanzig gehalten, und wenn er den Strick nicht losließ, konnte er bald wieder festen Fuß fassen.

Daneben marschierten andere Vierundzwanzig, denen die Ersteren gewissermaßen als Geländer dienten.

Als man sich der Schmugglerhütte näherte, befahl der Graf von Moret das tiefste Stillschweigen. Ohne dass man wusste, weswegen dieser Befehl gegeben wurde, schwiegen Alle.

Der Graf berief nun zwölf Mann zu sich, teilte ihnen mit, von was für Leuten die Hütte, die sie vor sich sähen, bewohnt sei und trug ihnen auf, ihren Gefährten leise den Befehl mitzuteilen, die Hütte zu umzingeln. Ein einziger dieser Banditen, den man entschlüpfen ließ, konnte Alarm im feindlichen Lager schlagen und den Zweck der ganzen Unternehmung vereiteln.

Galaor, der die Örtlichkeit kannte, nahm zwanzig Mann, um den Hof zu umzingeln, mit zwanzig anderen bewachte Latil den Eingang und mit einer gleichen Anzahl stand der Graf von Moret vor dem Fenster, welches in die Stube ging und aus dem die Banditen sich hätten flüchten können. Das Fenster war beleuchtet, ein sicheres Zeichen, dass Gäste in der Hütte waren.

Der Rest der Truppe erhielt den Auftrag, sich längs des Weges aufzustellen, um keinem der Banditen die Möglichkeit der Flucht zu lassen.

Das Thor des Hofes war geschlossen; Galaor kletterte mit der Schlaueit und Gewandtheit eines Affen hinüber und öffnete es von innen.

In einem Nu war der Hof von Soldaten angefüllt, welche, die Muskete bei Fuß, warteten. Latil ordnete seine Leute in zwei Glieder vor der Tür, und befahl ihnen, auf jeden Fliehenden zu feuern.

Der Graf hatte sich vorsichtig dem Fenster genähert, um zu sehen, was im Innern der Hütte vorgehe; aber die Hitze, die darinnen herrschte, hatte die Scheiben mit einer Dunstschichte überzogen, die sie undurchsichtig machte.

Eine der Scheiben, die während einer der zahlreichen Raufereien zerbrochen worden sein mochte, war durch ein Stück Papier ersetzt.

Der Graf von Moret kletterte auf den Fenstersims, durchlöcherte das Papier mit der Spitze seines Dolches und wurde hierdurch zum Zuschauer einer sonderbaren Szene.

Drinne lag der Schmuggler, welcher Wilhelm Coutet damals benachrichtigt hatte, dass die Banditen den Reisenden auf der Spur seien, gebunden und geknebelt auf einem Tische, und die Banditen hatten ihn nach Art eines Gerichtshofes soeben verurteilt; da diese Urteile ohne Appellation waren, so handelte es sich nur noch darum, ob der Unglückliche erschossen oder aufgehängt werden sollte.

Die Meinungen hierüber waren so ziemlich geteilt, aber, wie man wissen wird, sind die Spanier ökonomische Leute. Einer von ihnen machte geltend, dass man unmöglich den Mann durch Pulver und Blei hinrichten könne, ohne fünf bis sechs Musketenschüsse daran zu wenden; das sein aber ebenso viele verlorene Ladungen, die man bei Gelegenheit besser brauchen könne, während, wenn man einen Menschen aufhänge, man nichts weiter brauche, als einen Strick, welcher noch überdies nach der Exemption, als der Strick eines Gehängten, drei- und vierfach im Werte steige.

Diese weise Ansicht trug den Sieg davon.

Der arme Teufel, der gebunden auf dem Tische lag, begriff so gut die Hoffnungslosigkeit seiner Lage, dass er auf das Beifallsgeschrei, welches die Wahl des Strickes begleitete, nur die Worte aller christlichen Sterbenden murmelte: »Herr, in Deine Hände empfehle ich meinen Geist!«

Ein Strick ist ein Ding, das man nirgendwo lange zu suchen braucht, namentlich nicht in einer Herberge, bei welcher Ställe sind.

Nach fünf Minuten gab ein Maultiertreiber, der nicht böse darüber war, ohne besondere Unkosten dem Schauspieler einer Hinrichtung beizuwohnen, einen Strick her.

Man knüpfte die Laterne, welche von der Zimmerdecke herabhing, von ihrem Haken los; der Bandit, welcher die ökonomische Idee des Strickes gehabt hatte, nahm diesen aus den Händen



des Maultiertreibers, zog ihn durch den Haken, gab das eine Ende einem seiner Kameraden in die Hand und machte an dem anderen Ende eine Schlinge mit einem laufenden Knoten.

Nun wurde der Verurteilte vom Tische gehoben, seine Banden teilweise gelöst und man legte ihm die Schlinge um den Hals, ohne dass er besonderen Widerstand leistete, so sehr war er überzeugt, dass ihm ein solcher nichts nützen würde.

Dann hörte man inmitten eines unheimlichen Schweigens den eintönigen Befehl:

»Zieht an!«

Aber kaum war dieser Befehl ausgesprochen, als sich von der Seite des Fensters ein Geräusch wie von zerreißendem Papier hören ließ, sich durch die in der Papierscheibe gemachte Öffnung ein mit einer Pistole bewaffneter Arm in das Zimmer streckte, ein Schuss aus dieser Pistole fiel, und der Mann, welcher beschäftigt war, die Schlinge um den Hals des Verurteilten zu befestigen, zum Tode getroffen niederstürzte.

In demselben Augenblick wurden die Fensterflügel durch einen kräftigen Fußtritt aufgestoßen und der Graf von Moret, gefolgt von seinen Leuten, sprang in das Zimmer, während zu gleicher Zeit die Türe, die nach der Gasse und jene, welche nach dem Hofe führte, sich öffneten und vor beiden Öffnungen die Flintenläufe der Soldaten blitzten.

In einem Nu war der Verurteilte seiner Bande entledigt, und sank aus der Ohnmacht des Todeskampfes in die der Sinne bewältigende Freude.

»Dass es Niemand versuche, sich von hierzu entfernen!« rief der Graf von Moret; »wer es versucht, zu fliehen, ist dem Tode verfallen!«

Niemand wagte es, sich zu rühren. .

»Freund,« fuhr der Graf fort, indem er sich an den Schmuggler wendete, dem er soeben das Leben gerettet hatte, »ich bin der Reisende, den Du vor etwa zwei Monaten so großmütig von der Gefahr benachrichtigt hast, welche ihm drohte, und für den Du dadurch Dein Leben wagtest. Es ist nur gerecht, dass jetzt die Rollen wechseln und dass die Tragödie zu Ende gespielt werde; zeige mir die Elenden, welche uns damals verfolgt haben; der Prozess wird nicht lange Zeit in Anspruch nehmen.«

Der Schmuggler ließ sich das nicht zweimal sagen; er bezeichnete acht Spanier; dem neunten war eben durch die Kugel das Gehirn zerschmettert worden.

Die Banditen, welche sich verurteilt sahen, und auf Rettung nicht hoffen durften, tauschten rasch einen Blick des Einverständnisses mit einander aus und warfen sich mit dem Entschlusse der Verzweiflung, den Dolch in der Hand, auf die Soldaten, welche die Tür bewachten.

Aber sie hatten es mit einer überlegenen Macht zu tun; wie man weiß, leitete Latil die kleine Schar, welche an der Außentür aufgestellt war, und er selbst stand, eine Pistole in jeder Hand, auf der Schwelle.

Mit zwei Schüssen, die fast zu gleicher Zeit abgefeuert wurden, tödtete er zwei Mann; die sechs anderen kämpften eine Weile mit den Leuten Latil's und denen des Grafen von Moret; man hörte durch einige Minuten das Klirren des Eisens, unartikulierte Schreie, Flüche, noch zwei Schüsse, dann den dumpfen Fall mehrerer menschlicher Körper und Alles war zu Ende.

Sechs Banditen lagen in ihrem Blute und die drei, welche lebten, befanden sich, an Händen und Füßen gebunden, in der Gewalt der Soldaten.

»Man hat diesen Strick aufgetrieben, um einen ehrlichen Menschen zu hängen; man schaffe noch zwei andere herbei, damit diese Schurken aufgeknüpft werden,« gebot der Graf von Moret.

Die Maultiertreiber, denen sich die Ausficht eröffnete, drei Menschen daran hängen zu lassen, was jedenfalls ein aufregenderes Schauspiel war, als einen einzigen hängen zu sehen, boten bereitwillig ihre Stricke an.

»Latil,« sagte der Graf. »Euch beauftrage ich damit, diese drei Herren aufhängen zu lassen. Was die andere ehrenwerte Gesellschaft betrifft, so lasset zehn Mann hier zurück, um sie zu bewachen; es soll Niemand ein Leid geschehen, es darf aber auch Niemand vor morgen Mittag die Hütte verlassen.«

»Und wo werde ich wieder mit Euch zusammentreffen?« fragte Latil.

»Dieser brave Mann,« sagte der Graf, auf den Schmuggler zeigend, der auf so wunderbare Weise dem Stricke entgangen war, »wird Euch führen, nur müsst Ihr eilen, um uns einzuholen.«

Dann wandte er sich zu dem Schmuggler.

»Es ist derselbe Weg, mein Freund,« sagte er, »den wir in jener Nacht zogen; sind wir in Susa, dann erhaltet Ihr zwanzig Pistolen. — Latil, Ihr habt zehn Minuten für Euer Geschäft.«

Latil verbeugte sich.

»Vorwärts!« befahl Moret seinen Soldaten; »wir haben hier eine halbe Stunde verloren und müssen sie nun wieder einbringen.«

Die Truppe marschierte ab.

Nach zehn Minuten wurde sie von Latil wieder eingeholt, der sein »Geschäft« besorgt hatte.

Auf der Brücke von Giavon stieß er zu dem Grafen; der Schmuggler wollte sich hier seinem Lebensretter zu Füßen werfen, dieser hielt ihn jedoch zurück.

»Es ist gut.« sagte er; »es ist gut! Jetzt ist keine Zeit mit Redensarten zu verlieren; wir müssen trachten, in einer Stunde in Susa zu sein.«

Und die Soldaten verdoppelten ihre Schritte.

---

## XIV.

### **Die weiße Feder.**

Man kennt den Weg, welchen der Graf von Moret zu verfolgen hatte; es war derselbe, den er schon einmal mit Isabella von Lautrec und der Frau von Coëtman gereist war.

Das strengste Schweigen war befohlen, und man hörte kein anderes Geräusch, als das des Schnees, welcher unter den Füßen der Soldaten knirschte.

Um einen Felsen biegend, bekam man Susa zu Gesicht; die Umrisse seiner Türme zeichneten sich im roten Scheine der Morgendämmerung am Himmel ab.

Die Position auf dem Walle, der sich an das Gebirge lehnte, war aufgegeben und der Weg, wenn man den schmalen Streif, auf welchem nicht zwei Mann neben einander gehen konnten, so nennen will, führte etwa zehn Fuß über den Wallmauern dahin.

Man konnte sich mit leichter Mühe auf den Wall hinabgleiten lassen.

Die Lunette, welche die französische Armee angreifen musste, nachdem sie die beiden Redouten genommen hatte, war ungefähr drei Meilen von Susa entfernt, und da man an einen Angriff von der Gebirgsseite durchaus nicht dachte, war der Punkt, auf welchem der Graf von Moret jetzt anlangte, unbewacht.

Doch erblickten bei Tagesanbruch einige Schildwachen die kleine Truppe auf den Bergabhängen und schlugen Lärm.

Der Graf von Moret hörte ihr Geschrei, sah ihre hastigen Bewegungen und begriff, dass keine Zeit zu verlieren sei; er sprang eilig von der Klippe und ließ sich auf den Wall hinabgleiten.

Sich umwendend, sah er Latil dicht hinter sich.

Auf die Rufe der Schildwachen waren die piemontesischen Soldaten, welche zunächst ihre Stellungen hatten, herbeigelaufen, und bildeten eine Schar von etwa hundert Mann, der man nicht Zeit lassen durfte, sich zu verstärken.

Kaum sah der Graf zwanzig Mann um sich, als er sich mit denselben gegen das Thor von Susa warf.

Die Soldaten Carl Emanuels, welche eine lange Reihe französischer Soldaten über die Felsen daher ziehen sahen, und die Anzahl ihrer wie vom Himmel gefallenen Feinde nicht schätzen konnten, leisteten nur schwachen Widerstand, da sie jedoch erwogen, wie wichtig es sei, dass der Herzog und sein Sohn, die im Passe kämpften, von der Gefahr benachrichtigt würden, schickten sie einen Reiter ab, um diese Botschaft zu überbringen.

Der Graf von Moret erblickte den Boten, wie er sich von der Stadtmauer ablöste und in der

Richtung des Passes entfernte; er erkannte augenblicklich die Absicht des im sausenden Galopp dahin sprengenden, aber er vermochte es nicht, sich derselben zu widersetzen.

Es war dies für ihn nur ein Grund mehr, sich des Thores von Susa zu bemächtigen, durch welches Ludwig XIII., wenn die Festungsvorwerke erstürmt sein würden, seinen Einzug halten musste.

Er warf sich also, wie wir bereits mitteilten, mit den wenigen Soldaten, die schon von den Felsen niedergestiegen waren, auf die Verteidiger dieses Thores.

Der Kampf währte nicht lange.

In dem Momente, wo sie es am wenigsten erwarteten, überrascht, die Zahl ihrer Feinde nicht kennend, an einen Verrat glaubend, flohen die Picmontesen, so gute Soldaten sie auch sein mochten, unter Alarmgeschrei theils in die Stadt, theils in die Berge.

Der Graf von Moret bemächtigte sich des Thores, versammelte daselbst seine ganze Truppe, ließ vier Kanonen gegen die Stadt richten, beorderte fünfzig Mann zur Bewachung des Thores und zur Bedienung der Geschütze und ging mit den vier hundertfünfzig Mann, die ihm blieben, ab, um nach der getroffenen Verabredung die Befestigungswerke im Rücken anzugreifen.

Bald hörte man die Kanonen donnern und sah die Pulverwolken über dem Gipfel von Montabon aufsteigen.

Die beiden Armeen waren also handgemein.

Der Graf von Moret befahl seinen Leuten, ihre Schritte zu verdoppeln; als er sich den Verschanzungen auf eine kurze Entfernung genähert hatte, sah er, wie eine ziemlich beträchtliche Truppe sich von der piemontesischen Armee loslöste und ihm entgegenging.

An der Spitze dieser Truppe ritt der Oberst, welcher sie kommandierte.

Die Truppe zählte beinahe eben soviel Soldaten, als der Graf unter seinen Befehlen hatte.

Latil näherte sich dem Grafen.

»Ich erkenne,« sagte er, »den Offizier, welcher die Soldaten führt; es ist der Oberst Belon, ein sehr tapferer Mann«

.»Nun?« fragte der Gras.

»Ich wünschte, dass der Herr Graf mir erlauben mögen, ihn zum Gefangenen zu machen.«

»Das, ich Dir dies erlaube? Ventre-Saint-Gris! Ich wünsche nichts sehnlicher; aber wie willst Du es anfangen?«

»Nichts ist leichter als das, Monseigneur! Wenn Ihr ihn mit seinem Pferde stürzen seht, greift heftig an; seine Soldaten werden ihn für todt halten und auseinander stieben. Eilt dann auf die Fahne zu, und sucht Euch derselben zu bemächtigen. Ich nehme den Obersten auf mich, da er

drei- bis viertausend Pistolen Lösegeld in Aussicht stellt, während die Eroberung der Fahne nur Ruhm bringt, und daher Euch besser ansteht, Monseigneur!«

»Mir also die Fahne,« rief der Graf von Moret, »und Dir der Oberst!«

»Es bleibt dabei! Lasset jetzt die Trommeln rühren und die Trompeten blasen.«

Der Graf von Moret erhob seinen Degen und sogleich wirbelten die Trommeln und die Trompeten schmetterten in die Lüfte.

Latil nahm vier Mann mit sich, welche geladene Musketen in der Hand hielten und bereit waren, ihm dieselben zu reichen, sobald er einen Schuss abgefeuert hatte, und dann wieder zu laden, was damals ein sehr zeitraubendes Geschäft war.

Übrigens schien sich die savoyardische Truppe bei den Tönen der französischen Trommeln und Hörner zu beleben. Der Oberst Belon hatte einige Worte an sie gerichtet, welche sie mit Vivatrufen erwiderten, worauf sie sich zum Angriffe in Bewegung setzten.

Die zwei Truppen waren nur noch fünfzig Schritte von einander entfernt.

Die piemontesische hielt an, um Feuer zu geben.

»Das ist der Augenblick, Monseigneur,« sagte Latil zu dem Grafen, »gehet nur gerade auf die Fahne los.«

Er hatte noch nicht ausgesprochen, als ein Kugelregen über den Köpfen der Franzosen dahinsauerte, die unbeweglich in guter Ordnung stehen blieben.

»Schießt niedrig!« rief Latil. - Und selbst das gute Beispiel gebend, nahm er das Pferd des Obersten auf's Korn. Er feuerte in dem Augenblicke, wo der Oberst die Zügel seines Pferdes nachließ, um anzugreifen.

Das Pferd erhielt die Kugel in die Schulter; der Schmerz trieb es in wilden Sätzen vorwärts, und zwanzig Schritte von der französischen Linie entfernt stürzte es zusammen.

»Mir der Oberst, Euch die Fahne!« rief Latil noch einmal, und stürzte mit erhobenem Degen auf den Obrist zu.

Die französischen Soldaten hatten Feuer gegeben und nach der Anweisung Latil's tief gezielt, so dass beinahe alle Schüsse trafen. Der Graf benützte die Unordnung in den feindlichen Reihen, um sich mitten in dieselben zu stürzen.

In wenigen Sprüngen war Latil an der Seite des Obersten Belon, welcher unter seinem Pferde lag, und von dem Sturz noch ganz betäubt war. Er setzte ihm die Spitze des Degens an die Kehle.

Der Oberst versuchte es, die Hand an seinen Gürtel zu bringen, in welchem er einen Dolch hatte.

»Eine einzige Bewegung, Oberst Belon,« sagte Latil. »und Ihr seid eine Leiche.«

»Ich ergebe mich!« seufzte der Oberst, Latil seinen Degen reichend.

»Auf Gnade und Ungnade?«

»Auf Gnade und Ungnade!«

»Nun, dann, behaltet Euren Degen; man entwaffnet einen so tapferen Offizier nicht! Wir werden uns nach dem Kampfe wieder sehen; sollte ich getötet werden, dann seid Ihr frei!«

Mit diesen Worten half er dem Oberst unter seinem Pferde hervor, und als er ihn aufrecht stehen sah, warf er sich auf die Piemontesen.

Was Latil vorhergesehen, war eingetroffen; die Piemontesen hatten, als sie ihren Anführer fallen sahen, und nicht wussten, ob er oder sein Pferd getötet sei, sich einschüchtern lassen; außerdem griff der Graf von Moret mit einer solchen Heftigkeit an, dass sich die feindlichen Reihen vor ihm öffneten und es ihm gelang, sich der Fahne zu bemächtigen», obwohl eine kleine Schar mutigerer Soldaten sie hartnäckig verteidigte, und um ihren Besitz viel Blut floss.

Latil stürzte sich in das dichteste Handgemenge. Mit donnernder Stimme rief er: »Moret! Moret! Ein guter Degenstoß für den Sohn Heinrichs IV.!« Und jedem so verkündeten Hiebe oder Stiche folgte die Tat, welche ein Piemontese meistens mit dem Leben bezahlte,.

Endlich halte der Graf von Moret die Fahne mit der linken Hand ergriffen, während er mit der rechten den Fahnenträger durchbohrte; er schwang das Siegeszeichen hoch in die Luft und rief:

»Frankreich hat gesiegt! Es lebe der König L u d w i g XIII.!«

Dieser Ruf wurde von allen Franzosen wiederholt, und die Schar, welche ausgeschickt worden war, sich dem Andrang des Grafen von Moret zu widersetzen, eilte in vollem Laufe den Festungswerken zu; sie war jedoch um ein Drittheil verringert.

»Verlieren wir jetzt keine Minute, Monseigneur,« sagte Latil zu dem Grafen; »verfolgen wir sie, indem wir fortwährend schießen; möglich, dass wir keinen Einzigen von ihnen tödten, aber es ist durchaus notwendig, dass unsere Freunde unser Feuer hören.«

Und in der Thai haben wir gesehen, dass das Feuer dieser Truppe den Mut der großen Armee verdoppelte.

Von vorn durch Montmorency, Bassompierre und Créqui, im Rücken durch den Grafen von Moret und Latil angegriffen, fürchteten der Herzog von Savoyen und sein Sohn, umzingelt und gefangen genommen zu werden. Sie warfen sich daher, indem sie dem Grafen von Verrue die Verteidigung der Befestigungswerke übergaben, auf ihre Pferde und sprengten davon.

Zunächst befanden sie sich nun mitten unter den Soldaten des Obersten Belon welche fliehend den Wällen zuliefen, und von den unablässig feuernden und schreienden Franzosen verfolgt wurden.

Die zwei Reiter, welche den Bergen zu lenkten, zogen die Aufmerksamkeit Latil's auf sich, der

in ihnen Personen von Bedeutung zu erkennen glaubte und sich auf die Seite, nach welcher sie die Richtung nahmen, wendete, um ihnen den Weg abzuschneiden. In dem Augenblicke jedoch, als er das Pferd des Herzogs bei dem Zügel fassen wollte, sah er einen Blitz, der ihn blendete, vor seinen Augen vorüber zucken, und fühlte gleich darauf einen heftigen Schmerz an der linken Schulter. Ein spanischer Offizier im Dienste des Herzogs, der seinen Herrn in Gefahr sah, gefangen genommen zu werden, hatte sich auf Latil geworfen und ihm eine ziemlich tiefe Wunde mit dem Degen beigebracht.

Latil stieß, weniger aus Schmerz als aus Zorn, sich seine Beute entgehen zu sehen, einen Schrei aus, und warf sich, den Degen in der Hand, auf den Spanier.

Obwohl der Degen Latil's kürzer war, als der seines Gegners, war Latil doch in wenigen Augenblicken Herr über diesen geworden, und der Spanier stürzte, mit zwei Wunden in der Brust, nieder, indem er rief: »Rettet Euch, mein Fürst!«

Bei diesen Worten sprang Latil, wie von einer Tarantel gestochen, empor, und verfolgte die beiden Reiter, welche jedoch auf ihren schnellen und ausdauernden Gebirgspferden bald einen solchen Vorsprung erlangt hatten, das: Latil jeden Gedanken an eine weitere Verfolgung aufzugeben gezwungen war.

Latil kehrte, wütend darüber, das, er sich eine so schöne Beute hatte entgehen lassen, zurück; aber es blieb ihm noch der spanische Offizier, der sich ihm auch auf Gnade und Ungnade ergab.

Während dieser Zeit war innerhalb der Befestigungswerke große Unordnung entstanden. Der Herzog von Montmorency welcher, der Erste, auf die Wälle gesprungen war, wusste sich da zu behaupten, und scheuchte mit wuchtigen Schwertstreichen Jeden zurück, der es versuchte, sich ihm zu nähern; auf diese Weise hielt er für die ihm Nachfolgenden den Platz frei. — Piemontesen und Savoyarden stürzten sich wie reißende Ströme nach den Ausgangsthoren, welche gegen Susa lagen. Aber auf dieser Seite begegneten sie dem Grafen von Moret. Die Stärke dieser Truppe nicht kennend, machten sie nicht einmal den Versuch, mit ihr zu kämpfen, und flohen, vor jeder Gruppe französischer Soldaten zerstiebend, wie das Wasser des Bergstromes an jeder Felsenklippe zerstiebt.

Der Graf von Moret drang in die Redoute auf der entgegengesetzten Seite, mitten in die Verschanzungen und von dem Feinde noch umgeben, traf er auf den Herzog von Montmorency; die beiden tapferen Männer erkannten und umarmten einander.

Dann, sich noch immer umschlungen haltend, erschienen sie aus der Zinne des Walles, jeder ein Siegeszeichen schwingend; der Herzog die französische Fahne, die er zuerst auf den feindlichen Wällen aufgepflanzt hatte, Moret das erbeutete savoyische Banner, So grüßten sie den König, indem sie die beiden Fahnen vor ihm senkten und mit lauter Stimme riefen:

Es lebe Ludwig XIII.!«

»Dass nun Niemand mehr vor dem Könige die Redoute betrete!« befahl der Kardinal. »Es wird Belohnungen geben für Die, welche sich bereits in derselben befinden!«

Schildwachen wurden sofort an den Eingängen aufgestellt, und Montmorency ging selbst mit

dem Grafen von Moret, um dem Könige und dem Kardinal die Pforte zu öffnen.

Beide hielten zu Pferde ihren Einzug und die Waffen in der Hand, zum Zeichen, dass sie als Eroberer einzogen und die Besiegten nur auf ihre Gnade angewiesen seien.

Der König wandte sich zuerst zu dem Herzog von Montmorency.

»Ich weiß, Herr Herzog,« sagte er, »was das Ziel Eures Ehrgeizes ist; nach Beendigung des Feldzuges werden wir trachten, Euer Schwert gegen ein anderes zu vertauschen, mit welchem Ihr Euch zwar nicht besser schlagen werdet, als Ihr es jetzt tut, das Euch aber, da es die goldenen Lilien aus seiner Klinge trägt, den Vorrang vor den Marschällen von Frankreich geben wird.«

Montmorency verbeugte sich; das Versprechen war ein bestimmtes, und das Schwert des Connetables, wie wir bereits erwähnten, das Einzige, wonach der Herzog strebte.

»Sire,« sagte der Graf von Moret, dem Könige die savoyische Fahne darreichend, welche er dem Regimente des Obersten Belon entrissen hatte, »erlaubt mir, zu den Füßen Ew. Majestät dieses Feldzeichen niederzulegen, welches ich erobert habe.«

»Ich nehme es an,« sagte Ludwig XIII., »und gebe Euch dafür diese weiße Feder von meinem Hut, welche Ihr zum Andenken an Euren Bruder, und als Erinnerung an unsern Vater, tragen möget, dessen Hut in der glorreichen Schlacht bei Ivry durch drei solche Federn geschmückt war.«

Der Graf von Noret wollte ehrfurchtsvoll die Hand des Königs küssen, aber Ludwig XIII. breitete seine Arme aus und die beiden Brüder umarmten einander herzlich.

Dann nahm der König von seinem Hut, demselben, den, ihm der Herzog von Montmorency gegeben hatte, eine der drei weißen Federn und reichte sie dem Grafen von Moret samt der Diamantagraffe, an der sie befestigt war.

Am selben Tage um fünf Uhr Abends hielt Ludwig XIII. seinen Einzug in Susa, nachdem ihm die Behörden der Stadt die Schlüssel der Thore auf einer silbernen Platte entgegengebracht hatten.

---



## XV.

### **Was L'Angely von den Complimenten des Herzogs von Savoyen hält.**

Der König Ludwig XIII. war trunken vor Freude; innerhalb eines Jahres verdiente er schon das zweite Mal den Titel eines Siegers, und zog triumphierend in eine Stadt ein, die durch die Gewalt seiner Waffen unterworfen worden war.

So hatte sich vollständig Alles erfüllt, was ihm der Kardinal versprochen, denn Richelieu hatte ihm gesagt, er werde am 7. März in Susa schlafen, — und so war es auch gekommen.

Der Kardinal aber, gewohnt, weiter zu sehen, als der König, war nicht so ruhig, wie dieser.

Er wusste, dass der Kampf dieses Tages fast die ganze Munition erschöpft hatte.

Er wusste, was dem Könige unbekannt war, dass der Armee auch Lebensmittel fehlten, und dass das schlechte Wetter und die grundlosen Wege die Kommunikation äußerst schwierig machten.

Er wusste, dass Casale durch die Spanier hart bedrängt wurde, und dass, wenn der Herzog von Savoyen in seinen Feindseligkeiten fortführe und die französischen Truppen noch acht Tage von Casale fernhielte, diese Festung, trotz des Heldenmutes der Besatzung und der Entbehrungsfreudigkeit der Einwohner, leicht in die Lage kommen würde, ihre Thore dem Feinde öffnen zu müssen.

Die letzten Nachrichten aus Casale verkündeten in der That, dass alle Pferde, Hunde und Katzen bereits getödtet wären und dass man sich gezwungen gesehen hätte, Jagd auf jene schmutzigen Tiere zu machen, die man nur dort zu genießen vermag, wo die Hungersnot ihre furchtbare Geißel schwingt.

Während des Abends, wo bei Ludwig XIII, große Gesellschaft war, näherte er sich dem Könige und fragte ihn, ob die Ermüdung des Tages ihn nicht zu sehr erschöpft habe, um noch eine kurze Unterredung mit ihm haben zu können.

Der König, welcher eben so gut aufgelegt schien, als an dem Tage, an welchem er den Marschall d'Ancre hatte ermorden lassen, antwortete:

»Da es sich jedesmal, wenn Ew. Eminenz mit mir sprechen, um die Ehre Frankreichs und den Glanz der Krone handelt, werde ich immer Zeit haben, Euch anzuhören,«

Als die Abendgesellschaft beendet war, trat der König, den man mit Schmeicheleien überschüttet hatte, zu dem Kardinal.

»Jetzt, Eminenz,« sagte er. »sind wir Beide allein.« Dabei setzte er sich und deutete gegen den Kardinal auf einen Stuhl.

Richelieu nahm auf den Befehl des Königs an dessen Seite Platz.

»Nun sprecht, Herr Kardinal!«

»Sire, ich glaube, Ew. Majestät haben durch den Erfolg des heutigen Tages Genugtuung für die angetane Beleidigung erhalten, und der Wunsch nach überflüssigem Ruhm wird Ew. Majestät nicht veranlassen, einen Krieg fortzusetzen, welchen ein vorteilhafter Friede sogleich zu beenden vermag.«

»Mein lieber Kardinal,« sagte der König, »ich verstehe Euch nicht mehr; zuerst wolltet Ihr gegen die Meinung aller Anderen den Krieg, und kaum sind wir im Felde, schlagt Ihr einen Friedensschluss vor!«

»Was liegt daran, ob der Friede früher oder später kommt, wenn er uns nur die erwünschten Vorteile bietet?«

»Was aber wird Europa sagen, welches hörte, wie wir so großen Lärm machten, wenn wir nun nach dem ersten Kampfe innehalten —?«

»Europa wird sagen, Sire, und das wird die Wahrheit sein, — dieser einzige Kampf sei so glorreich und so entscheidend gewesen, dass er genüge, um den Erfolg des ganzen Feldzuges zu sichern.«

»Um aber den Frieden zu gewähren, ist es nöthig, dass er verlangt wird.«

»Es ziemt sich für den Sieger, ihn anzubieten.«

»Wie, Herr Kardinal, Ihr wartet nicht einmal, bis man den Frieden von mir erbittet?«

»Sire, Ihr habt einen guten Vorwand, den ersten Schritt zu tun.«

»Welchen?«

»Sagt, es geschehe in Berücksichtigung der Prinzess Christine, Eurer Schwester.«

»Es ist wahr,« sagte der König, »ich vergesse immer, dass ich eine Familie habe; freilich tut dieselbe alles Mögliche, um mir dieses Vergessen leicht zu machen. — Ihr glaubt also —?«

»Ich glaube, Sire, dass der Krieg eine grausame Notwendigkeit ist, und dass, da ich einer Religion angehöre, welche das Blutvergießen verabscheut, es meine Pflicht ist, dasselbe, so viel in meiner Kraft steht, zu verhindern. Nach einem so glorreichen Tage ist Euch Alles erlaubt, Sire, und der Gott der Schlachten ist auch der Gott der Gnade und Barmherzigkeit!«

»Wie würdet Ihr die Sache dem Könige der Murmeltiere vorstellen?« fragte der König, indem er sich jenes Spottnamens bediente, den sein Vater, Heinrich IV., nach der gewonnenen Schlacht bei Brest, zuerst angewandt hatte.

»Das wäre sehr leicht. Ich würde im Namen Ew. Majestät dem Herzog von Savoyen schreiben, dass Ihr ihm die Wahl zwischen Krieg und Frieden lasset, dass wir, wenn er dm Krieg vorzieht, fortfahren werden, ihn zu schlagen, wie wir es heute getan haben und wie es Euer Vater

glorreichen Angedenkens oft getan hatte, dass wir aber, wenn er den Frieden will, mit ihm auf denselben Grundlagen verhandeln wollen, wie vor der Schlacht und unserem Siege. Er habe dann den französischen Truppen freien Durchzug, Quartiere und Lebensmittel zu gewähren, welche zu den landesüblichen Preisen bezahlt werden sollen. Diesen freien Durchzug der französischen Truppen und Kriegsgeräte müsse der Herzog jedoch für alle Zeiten und in allen Teilen seines Landes gewähren. Zur Sicherstellung für die Erhaltung dieser Bedingungen soll der Herzog die Zitadelle von Susa und das Felsenschloss Gelane in die Hände des Königs übergeben, welcher daselbst eine Garnison von Schweizern unter dem Kommando eines von ihm gewählten Offiziers belassen würde.«

»Aber er wird natürlich etwas im Austausch für das Alles verlangen.«

»Wir werden ihm, wenn es Euch beliebt, Sire, sogar zuvorkommen. Wir werden ihm anbieten, zu bewirken, dass der Herzog von Mantua als Entschädigung für die Abtretung die Ansprüche des Hauses Savoyen auf das Montferrat und das Eigentumsrecht der Stadt Trino anerkenne und ihm 15.000 Gulden sichere Einkünfte überlasse.«

»Das haben wir ihm schon angeboten und er schlug es aus.«

»Damals waren wir noch nicht in Susa, Sire, und jetzt sind wir darin.«

»Ihr habt Recht, Herr Kardinal, wir sind jetzt darin und haben dies Euch zu verdanken, was ich niemals vergessen werde.«

»Sire, was niemals vergessen werden darf, das ist keineswegs meine gefahrlose Ergebenheit für Ew. Majestät, sondern der Mut der Soldaten, die so wacker gekämpft haben.«

»Wenn ich das Unglück haben sollte, dies zu vergessen, so werden Ew. Eminenz mich daran erinnern.«

»Ist also mein Vorschlag angenommen?«

»Aber wen soll man mit der Botschaft senden?«

»Scheint der Marschall von Bassompierre Ew. Majestät nicht der beste Botschafter für eine solche Angelegenheit zu sein?«

»Vortrefflich!«

»Er wird also morgen abreisen, Sire, um dem Herzog den Vertrag vorzulegen — was die geheimen Artikel desselben betrifft —«

»Wie? Es wird auch geheime Artikel geben?«

»Es gibt keinen Vertrag ohne solche; diese werden jedoch direkt zwischen uns, dem Herzog und seinem Sohne verhandelt werden.«

»Es ist also Alles beschlossen?«

»Ja, Sire, und ehe drei Tage vergehen, werdet Ihr den Besuch des Prinzen, Eures Schwagers, oder des Herzogs, Eures Oheims, erhalten.«

»Es ist wahr,« sagte der König, »auch diese gehören ja zu meiner Familie, aber sie haben vor meinen übrigen Verwandten den großen Vorzug, dass sie mir öffentlich den Krieg erklären. — Gute Nacht, Herr Kardinal; Ihr müsst sehr ermüdet sein und der Ruhe bedürfen.«

Drei Tage nach diesem Gespräche kam, wie es der Kardinal vorhergesagt, Victor Amadeus wirklich in Susa an und unterhandelte mit Richelieu, welcher jeden einzelnen Punkt des von ihm entworfenen Vertrages durchsetzte.

Auch über die geheimen Artikel wurde eine Vereinbarung erzielt.

Der Herzog von Savoyen verpflichtete sich, binnen vier Tagen 1000 Wagenladungen Getreide und 500 Faß Wein nach Casale einzulassen; unter der Bedingung, dass diese Verpflichtungen erfüllt würden, versprach der König von Frankreich seinerseits, dass seine Truppen nicht über Bonalunga vordringen sollten, einen kleinen Ort, der zwischen Susa und Turin lag. Der Vertrag sagte ausdrücklich: Sr. Majestät gewährten dies auf die Bitte des Herzogs von Savoyen, um den Spaniern Zeit zu gewähren, die Belagerung Casale's von selbst aufzuheben.

Acht Tage nach dem Abschlusse dieses Vertrages gab Don Gonzales von Cordova »aus eigenem Antriebe« die Belagerung von Casale auf und die castilian'sche Ehre war gerettet.

Am 31. März und 1. April wurde der Vertrag durch den König von Frankreich und den Herzog von Savoyen ratifiziert. »

Es sollte freilich mit diesem Verträge eben so gehen, wie mit dem des Herzogs von Lothringen.

Eines Tages erzählte Wilhelm III., als er sich mit Carl IV., Herzog von Lothringen, über die Ehrlichkeit unterhielt, die man bei Abfassung eines Vertrages beobachten müsse, hätte dieser ihm erwidert:

»Baut Ihr vielleicht auf einen Vertrag?«

»Natürlich!« antwortete naiv Se. britannische Majestät.

»Nun, ich kann Euch einen ganzen Kasten voll Verträge zeigen,« sagte Carl IV., »die ich geschlossen habe, ohne auch nur einen einzigen zu halten.«

Carl Emanuel bewahrte ungefähr eben so viele auf, wie Carl von Lothringen und es war nur einer mehr, den er denselben jetzt in der Absicht hinzufügte, ihn eben so wenig zu halten, wie die anderen.

Gleichwohl äußerte er das lebhafteste Verlangen, seinen Neffen, Ludwig XIII., zu umarmen, obgleich schon festgesetzt war, dass der Herzog und der König eine Zusammenkunft mit einander haben sollten.

Der Kardinal und der Prinz von Savoyen gingen unmittelbar nach der Schließung des Vertrages,

den König zu begrüßen. Victor Amadeus kam mit seiner Gemahlin Christine, der Schwester König Ludwigs XIII.; dieser erzeigte ihr alle möglichen Aufmerksamkeiten und schien es ganz zu vergessen, dass er eben Krieg gegen ihren Gemahl und gegen ihren Schwiegervater geführt habe, ohne Zweifel entzückt darüber, zu beweisen, dass die Prinzessin von Piemont, welche offen gegen ihn Krieg geführt hatte, ihm noch lieber sei, als die Königin von England und die Königin von Spanien, welche sich für den Augenblick damit begnügten»heimlich gegen ihn zu intrigieren.

Der Herzog von Savoyen erschien zuletzt und wurde mit offenen Armen von seinem Neffen Ludwig XIII. empfangen, welcher noch an demselben Tage beschloss, ihn durch die Erwidlung des Besuches zu überraschen. Aber Carl Emanuel war zur rechten Zeit benachrichtigt worden; er eilte die Treppe hinab und erwartete den König auf der Schwelle des Hauses.

»Mein Oheim,« sagte Ludwig XIII., ihn umarmend, »ich hatte die Absicht, bis in Euer Zimmer vorzudringen, ohne dass Ihr davon hattet eine Ahnung haben sollen.«

»Ihr vergeht, mein Neffe,« sagte der Herzog, »dass man sich nicht so leicht verstecken kann, wenn man das Glück hat, König von Frankreich zu sein.«

Der König stieg an der Seite des Herzogs die Treppe hinan. Um aber in die Wohngemächer zu gelangen, musste man eine etwas schadhafte und schwankende Gallerie passieren.

»Beeilen wir uns, mein Oheim,« sagte der König; »ich weiß nicht, ob wir hier in Sicherheit sind.«

»Ah, Sire,« erwiderte der Herzog, »ich sehe wohl, dass Alles unter den Füßen Ew. Majestät zittert, dass sich Alles vor Ew. Majestät beugt.«

»Nun, Du Narr?« sagte der König, indem er sich, strahlend vor Wonne, nach L'Angely umwandte, der ihm auf dem Fuße folgte, »was denkst Du von dem Komplimente unseres Oheims?«

»Das dürft Ihr mich nicht fragen, Sire.«

»Wen denn?«

»Die zwei- bis dreitausend Narren, welche sich umbringen ließen, damit Ew. Majestät von Eurem erhabenen Oheim diese Schmeicheleien gesagt werden.«

---

## XVI.

### Ein Capitel aus der Geschichte.

L'Angely hatte in der Antwort, die er dem Könige gab, die Lage vortrefflich gekennzeichnet. Nach jedem Kriege, und dauerte er noch so lange, selbst dreißig Jahre, wird endlich der Friede geschlossen, Ist der Friede unterzeichnet, dann umarmen sich die Könige, welche den Krieg mit einander geführt haben, ohne dass im Geringsten von den Tausenden die Rede wäre, welche als Opfer einer verderblichen Politik oder einer königlichen Laune auf dem Schlachtfelde verbluteten, oder von den tausend Witwen, welche weinen, von den tausend Müttern, welche verzweifelnd die Hände ringen, von den tausend Kindern, welche Trauerkleider anlegen müssen.

Man konnte, wenn man Carl Emmanuel's Charakter kannte, sicher sein, dass dieser Friede bei der ersten Gelegenheit gebrochen werden würde, welche der Herzog als günstig zu betrachten veranlasst wäre.

Ein oder zwei Monate vergingen unter Festlichkeiten und während dieser Zeit schickte der Herzog seine Emissäre nach Wien und Madrid.

Der Gesandte, welcher nach Wien ging, hatte den Auftrag, dort geltend zu machen, dass die Schlappe, die der König von Frankreich dem Herzog in Susa beibrachte, nicht so schmachvoll und nachteilig für Savoyen als für Österreich sei, da der Herzog den französischen Truppen bloß deshalb den Durchzug durch sein Land verweigert habe, um die Herrschaft des Kaisers in Italien wirksam zu unterstützen,

Der Beistand, den Frankreich den Bewohnern Casale's geleistet hätte, sei ein entschiedener Angriff auf die Autorität des Kaisers, da die Stadt durch die Spanier nur in der Absicht belagert wurde, den Herzog von Nevers, der sich ohne Zustimmung des Kaisers in einem kaiserlichen Lehen festgesetzt hätte, zu zwingen, Sr. Majestät den Gehorsam zu beweisen, zu dem er verpflichtet wäre.

Der Gesandte, dessen Bestimmungsort Madrid war, musste dem König Philipp IV. begreiflich machen, dass der Schimpf, welcher der spanischen Armee, die Castle belagerte, angetan wurde, geeignet wäre, die Autorität Sr. katholischen Majestät in Italien sehr zu schwächen, falls er ungestraft bliebe; dass ferner Ludwig XIII., gedrängt von Richelieu, danach trachte, die Spanier aus Mailand zu verjagen, und dass das Kabinett von Madrid erwarten könne, dass die Spanier, falls sie aus Mailand verjagt würden, sich auch in Neapel nicht mehr lange halten könnten.

Auch Philipp IV. und der Kaiser Ferdinand sandten einander außerordentliche Botschafter.

Folgendes wurde zwischen ihnen beschlossen:

Der Kaiser wollte von den Schweizer Cantonen freien Durchzug verlangen; wenn ihn die Graubünden verweigerten, würde man ihn erzwingen und direct auf Mantua marschieren.

König Philipp wird Don Gonzales von Cordova abberufen und an seine Stelle an die Spitze der in Italien befindlichen spanischen Truppen den berühmten Ambrosio Spinola mit dem Befehle stellen, Lasale zu belagern und einzunehmen, während die kaiserlichen Truppen Mantua belagern und nehmen würden.

Der moralische Andruck, den der kurze Feldzug auf Ludwig XIII. machte, war ein mächtiger.

Der glückliche Ausgang desselben überraschte Europa und brachte dem König von Frankreich viel Ehre, da er von seinen fürstlichen Zeitgenossen außer Gustav Adolf der Einzige war, der den Degen in der Faust sein Land verlassen hatte, um Krieg zu führen.

Auch Philipp IV. und Ferdinand II. überzogen die Welt mit blutigen und grausamen Kriegen, aber sie führten sie vor ihren Betpulten kniend.

Wenn der König mit seiner Armee hätte in Piemont bleiben können, wäre Alles gerettet gewesen, aber der Kardinal hatte sich verpflichtet, noch vor Anfang des Sommers die aufrührerischen Protestanten zu unterwerfen, und von diesen war die Abwesenheit des Königs und des Kardinals benutze worden, um sich unter Anführung des Prinzen Rohan, 15.000 Mann stark, in Languedoc zu vereinigen.

Der König sagte also seinem guten Oheim Lebewohl, und hatte von allen den Intrigen, welche während seiner Anwesenheit in Piemont gesponnen wurden, nicht die geringste Kenntnis.

Am 22. April ging er wieder über die Grenze Frankreichs und marschierte mit seinem Heere auf Privas zu.

Er vermied Lyon, aus welcher Stadt die beiden Königinnen längst wegen der daselbst herrschenden Pest geflohen waren.

Monsieur hatte, wie wir bereits erwähnten, in seiner Unzufriedenheit nicht allein Paris, sondern auch Frankreich verlassen, und nahm die Gastfreundschaft, welche ihm Herzog Carl von Lothringen in Nancy angeboten, in Anspruch.

Frankreich verlassend, gab er auch seine Ansprüche auf die Prinzess Marie auf, und wendete seine Aufmerksamkeit der Prinzess Margarethe, Schwester des Herzogs, zu.

Gedrängt durch vierzigtausend Mann, welche von den Marschällen Frankreichs und dem Herzog von Montmorency angeführt wurden, welchen Letzteren der Kardinal hinschickte, wohin er wollte, indem er ihm das Schwert des Connetables am Ziele zeigte, beging der Prinz Rohan, das Haupt der Protestanten, denselben Fehler, welchen ein Jahrhundert vor ihm die katholischen Anführer begangen hatten.

Er schloss mit Spanien, seinem persönlichen Todfeinde, und dem Todfeinde Frankreichs, einen Geldvertrag ab, den Spanien nicht hielt. Endlich wurde Privas, seine letzte Festung, genommen; man hängte ein Drittheil der Einwohner, plünderte die Übrigen, und endlich musste er am 24. Juni 1627 in der Aussicht auf einen neuen Feldzug in Italien, wo die Sachen sich wieder zu verwickeln anfangen, einen Frieden unterzeichnen, dessen Hauptbedingung war, alle Befestigungen der Protestanten zu schleifen.

Noch vor Privas erfuhr man im französischen Lager, dass Kaiser Ferdinand die Absicht habe, Truppen nach Italien zu senden; man sagte, dass Wallenstein selbst mit 50.000 Mann die Graubündener Alpen überschreiten werde.

Endlich erhielt man auch noch Kenntnis von einer Erklärung, welche Kaiser Ferdinand am 5. Juni abgegeben hatte, und welche dahin lautete, dass seine Truppen nach Italien zögen, nicht um daselbst den Krieg anzufachen, sondern um den Frieden zu erhalten und die legitime Oberhoheit des kaiserlichen Banners zu wahren, und indem sie die Lehen des Kaisers verteidigten, über welche Fremde mit Beeinträchtigung Seiner Rechte verfügen wollten.

In derselben Erklärung forderte der Kaiser den König von Spanien freundschaftlich auf, die kaiserlichen Truppen mit Lebensmitteln und der nöthigen Munition zu unterstützen.

Es stand also in Italien auf dem Punkte, abermals loszubrechen, und für Ludwig XIII. wäre der Zeitpunkt gekommen gewesen, abermals die Initiative zu ergreifen; unglücklicherweise war er dazu nicht gerüstet, und es konnten Monate vergehen, ehe er es sein würde.

Als es nach der Einnahme von Privas an Geld fehlte, war Richelieu genöthigt gewesen, dreißig Regimenter aufzulösen. Man sandte Herrn von Sabran an den Wiener Hof, um das Ultimatum des Kaisers zu holen.

Marschall Créqui wurde nach Turin geschickt, um den Herzog von Savoyen aufzufordern, er möge sich offen erklären, zu welcher Fahne er im Falle eines ausbrechenden Krieges stehen wolle.

Der Kaiser Ferdinand antwortete:

»Der König von Frankreich ist ohne irgend eine an den Kaiser oder an den König von Spanien erlassene Erklärung mit einer starken Armee in Italien eingedrungen, und hat sich daselbst durch die Gewalt der Waffen mehrerer Städte bemächtigt, welche unter der Oberhoheit des Kaisers stehen. Wenn der König von Frankreich seine Truppen aus Italien zurückzieht, so wird der Kaiser es zugeben, dass die Angelegenheit nach dem allgemeinen Völkerrecht geschlichtet werde.«

Der Herzog von Savoyen antwortete:

»Der Marsch der Kaiserlichen gegen die Graubündener Alpen steht mit den Bestimmungen des Vertrags von Susa weder im Widerspruch noch im Zusammenhang. Der König von Spanien jedoch wünscht, dass die Franzosen aus Italien abziehen, und dass Susa sofort zurückgegeben werde. Wenn der König von Frankreich diesen Wunsch seines Schwagers Philipp IV. erfüllt, dann wird der Herzog von Savoyen es von dem Kaiser Ferdinand zu erlangen suchen, dass er seine Truppen in ihrem Marsch aufhalte.«

Herr von Créqui überbrachte diese Antwort dem König, welcher dieselbe dem Kardinal übermittelte und ihn mit der Erwidern beauftragte.

Der Kardinal antwortete:



»Sage dem Herzog von Savoyen, dass es sich nicht darum handle, was der Kaiser und der König von Spanien wünschen, sondern einfach darum, zu wissen, ob Se. Hoheit gesonnen sei, das gegebene Wort zu halten, und im Falle eines Krieges die savoyischen Truppen mit denen des Königs von Frankreich zu vereinigen.«

Als der König nach Paris zurückkam, war er wütend über Monsieur, dessen Güter er konfiszieren wollte, aber die Königin-Mutter wusste es so anzustellen, dass die beiden Brüder sich versöhnten, nachdem Monsieur sich wie immer dem Könige demütig unterworfen hatte; er stellte seine Bedingung für die Rückkehr und statt durch sein Ausreißen zu verlieren, gewann er noch dadurch das Herzogtum Valois; eine jährliche Apanage von hunderttausend Livres; das Gouvernement von Orleans, Blois, Vendôme und Chartres; das Schloss Amboise; das Armeekommando in der Champagne und für den Fall der Abwesenheit des Königs die Stellvertretung desselben in Paris und den benachbarten Provinzen.

Folgende sonderbare Klausel wurde noch bei Gelegenheit dieser Versöhnung gestellt:

»Indem er sich mit dem Könige versöhnt, verpflichtet sich Monsieur nicht, die ihm vom Kardinal angetanen Beleidigungen zu vergessen, für die er denselben früher oder später noch bestrafen wird.«

Der Kardinal erfuhr erst von diesem Vertrage, als es bereits zu spät war, ihn zu verhindern.

Er ging sogleich zu dem Könige und zeigte ihm das bezügliche Schriftstück.

Ludwig XIII. senkte den Blick; er fühlte, welche unbegrenzte Undankbarkeit er sich aus Schwäche habe zu Schulden kommen lassen, indem er die Forderungen seines Bruders bewilligte.

»Wenn Ew. Majestät das für Eure Feinde tun,« sagte der Kardinal, »was würdet Ihr dann für einen Mann tun, der Euch schon unzählige und entschiedene Beweise seiner Ergebenheit gegeben hat?«

»Alles, was dieser Mann von mir verlangen würde, wenn Ihr, Herr Kardinal, dieser Mann wäret.«

Und in der Tat ernannte ihn der König auf der Stelle zum Generalvikar in Italien und zum Generalissimus der ganzen Armee.

Als Maria von Medicis diese Zugeständnisse erfuhr, die ihrem Feinde gemacht worden waren, eilte sie herbei, nahm Einsicht von dem Artenstücke und sagte dann zu ihrem Sohne, indem sie ihre Worte mit einem spöttischen Lächeln begleitete:

»Und welche Rechte bewahren Eure Majestät denn uns?«

»Das Recht, die Scropheln zu heilen!« sagte L'Angely, welcher zugegen war.

Mit unerhörten Anstrengungen und einem bewundernswerten Organisationstalent setzte der Kardinal einen neuen Feldzug in Szene.

Ein Feind aber versperrte den Weg nach Piemont und grub auf demselben einen Abgrund, der Taufende verschlingen konnte.

Dieser Abgrund war die Pest, welche die beiden Königinnen gezwungen hatte, nach Paris zurückzukommen, und den König, über Briancon zu reisen.

Sie war über Mailand hereingebrochen, und dieselbe, welche Manzoni in den »Promessi Sposi« schildert; sie zeigte sich auch in Lyon, wo sie furchtbare Verheerungen anrichtete; man sagte, sie sei durch einige Soldaten über die Alpen geschleppt worden. Sie brach an den Thoren von Lyon in dem Dorfe Vaux aus. Es wurde ein Gesundheitscordon um das Dorf gezogen, aber die Pest hat gleich jeder Geißel ihre Verbündeten in den niederen Leidenschaften der Menschen. Sie wendete sich an die Habgier. Einige Kleidungsstücke an der Pest Verstorbener wurden in der Nähe der Kirche von Saint-Nizier verkauft und verbreiteten die Ansteckung in dem Herzen von Lyon.

Man war in den letzten Tagen des Monats September.

Sah man in den volkreichen Stadtvierteln Saint-Nizier, Saint-Jean und Saint-Georges die Arbeiter niederstürzen, wie vom Blitze getroffen, dann hätte man glauben können, die Natur treibe ihren Spott, Das Wetter war herrlich; nie hatte die Sonne an einem heitereren reineren Himmel gestrahlt; nie war die Luft so rein und so erquickend gewesen; nie schmückte eine üppigere Vegetation die reizenden Landschaften des lyonesischen; es gab keinen plötzlichen Wechsel in der Temperatur, keine übermäßige Hitze, keine Gewitter, keine jener atmosphärischen Erscheinungen, denen man einen so verderblichen Einfluss auf ansteckende Krankheiten zuschreibt. Strahlend und lächelnd sah die Natur den Tod an die Türen der Häuser klopfen.

Übrigens erschienen die eigentümlichen Launen der Geißel ganz unbegreiflich. Sie verheerte die eine Seite der Straßen und verschonte die andere. Eine Häuserinsel blieb unberührt, und die Häuser, welche diese Insel umgaben, wurden sämtlich von dem flüsternden Gaste heimgesucht. Sie übersprang ungesunde und mit Einwohnern überfüllte Viertel der Stadt und richtete ihre Angriffe auf die großen und schönen Plätze Bellecourt und Terreaux, die Quais, die glänzendsten, dem Lichte und der Luft zugänglichsten Teile der Stadt, deren ganze untere Gegend verheert wurde. Sie machte plötzlich, ohne dass man zu ergründen vermochte, weshalb, bei der Rue Neyret Halt, gegenüber einem kleinen Hause, an dessen Front man noch lange eine kleine Bildsäule sah und darunter eine lateinische Inschrift, welche sagte, dass die Pest von 1628 aus eigenem Antriebe nicht über dies Haus hinaus vorgedrungen sei.

In dem Stadtviertel Croix-Rousse gab es nicht einen einzigen Pestkranken.

Als ob es an der Pest noch nicht genug sei, rief diese, indem sie auftrat, aus dem Boden auch noch den Mord herauf. Wie in Marseille 1720, wie in Paris noch 1832. schrie das stets misstrauische und leichtgläubige Volk über Vergiftung. Es waren nicht, wie in Paris, Missetäter, welche das Wasser der Brunnen besudelten, es waren auch nicht, wie in Marseille, die Galeerensträflinge, welche das Wasser des Hafens verunreinigten; — es waren Fettschmierer, welche mit einer tödtlichen Salbe die Griffe der Türen bestrichen. Es waren die Chirurgen, sagte das Volk, welche diese Pestsalbe fabrizierten. Ein Jesuit, der Pater Grillot, hat die Fettfabrikanten, so wie ihre Salbe gesehen. »Gegen die Mitte des September,« sagt er, »fing man

an die Türgriffe einzureiben; der Sacristan der Jesuitenkirche fand hinter einer Bank eine Büchse mit diesem Fett; er ließ es verbrennen, aber der Qualm davon war so stinkend, dass man sich beeilte, das zu vergraben, was von dem Gifte noch übrig war.«

Das vortreffliche Werk des Herrn von Montfalcon, dem wir diese Angabe entlehnen, sagt nicht, ob der Pater Grillot es vermochte, Denen die Absolution zu erteilen, welche in Folge der oben angegebenen Zeilen ermordet wurden; aber am Tage danach wurde ein unglücklicher Mensch, welcher ein angezündetes Licht trug, von welchem das Talg auf seine Kleider tropfte, durch das Volk gesteinigt; ein Arzt, welcher einem seiner Kranken in der Guillotiére einen beruhigenden Trank eingeben wollte, kam in den Verdacht, ihn zu vergiften und musste den Trank selbst genießen, um dem Tode zu entgehen. Jeder Unbekannte, der aus Versehen oder Unachtsamkeit, wenn er an einem Hause vorüberging, die Hand nach dem Türgriffe oder dem Klingelzuge ausstreckte, wurde unter dem Geschrei verfolgt: »In die Rhone mit dem Giftmischer!«

Als die Pest in Marseille ausbrach, antwortete Chirac, der Arzt des Regenten, den Schöppen der Stadt, die seinen Rat erbat: »Sucht Euch lustig zu machen!«

Es war aber schwer lustig zu sein, besonders in Lyon, wo das Erste, was die Priester und die Mönche taten, war, dass sie, um selbst jede Hoffnung zu vernichten, es laut verkündeten, die Geißel, sei ganz einfach ein Bote des göttlichen Zornes, Von dem Augenblicke an war die Pest nicht mehr eine Epidemie, von der man genesen konnte, sondern der Vernichtungengel mit dem Flammenschwerte, vor dem es kein Entrinnen gab.

Alle Welt weiß es auch — und die französischen Ärzte haben es nach ihrer Rückkehr aus Ägypten bestätigt — dass die Pest ihre Vorliebe für die Schwachen und die Furchtsamen äußert. Die Pest fürchten heißt bereits krank sein. Und wie hatte man nicht Furcht hegen sollen, wenn man sah, wie zwei Franziskanermönche zur allgemeinen Sühnung nach der Kirche unserer lieben Frau von Lorette eine silberne Ampel trugen, auf welcher die Namen aller Schöppen eingegraben waren? Wie hatte man nicht Furcht hegen sollen, wenn man überall die Predigten der Mönche hörte, welche auf den öffentlichen Plätzen, an allen Straßenecken, auf allen Kreuzwegen das Ende der Welt verkündeten; — wenn man von den Altären, die so hoch als möglich errichtet wurden, Priester die sterbende Stadt segnen sah?

Wenn ein Mönch oder ein Priester durch die Straße ging, kniete das Volk vor ihm nieder und bat um seine Absolution; Viele aber sanken um, noch ehe sie dieselbe erhalten hatten. — Büsser durchzogen die Stadt, gehüllt in Säcke, bestreut mit Asche, einen Strick um den Leib geschlungen, eine brennende Fackel in der Hand und ohne zu wissen, ob diese Büsser geweihte Priester waren, ob sie die Macht der Absolution besaßen, streckten die Sterbenden, am Boden liegend, oder mit dem Rücken an die Häuser gelehnt auf dem Straßenpflaster sitzend, die Hände gegen sie aus, beichteten ihre Sünden und flehten zum Heile ihrer Seele um die Freisprechung.

Da konnte man sehen, wie leicht die Bande der Natur reißen, wenn der Schrecken verzweiflungsvoll die Arme ringt. Es gab keine Freundschaft, keine Liebe mehr. Die nächsten Verwandten vermieden einander; die Frau verließ ihren Mann, der Vater, die Mutter ihre Kinder; die Keuschsten kannten keine Schadhafte mehr und überließen sich Jedem, der sie haben wollte. Eine Frau erzählte mit wahnsinnigem Lachen, sie hatte ihre vier Kinder, ihren Vater, ihre Mutter und ihren Mann in das Leichentuch gehüllt. Eine Andere wurde in sechs Monaten

sechsmal Witwe, indem sie eben so oft den Gatten wechselte. Die meisten Einwohner schlossen sich in ihre Häuser ein und hörten mit gespanntem Ohr, sahen mit starrem Blick auf Die, welche an ihren Fenstern vorübergingen, hinter denen sie selbst sich zeigten, bleich wie Gespenster. Die Vorübergehenden waren indes selten; Die, welche gezwungen waren, auszugehen, liefen so schnell sie konnten und wechselten mit den ihnen Begegnenden wenige flüchtige Worte, ohne dazu stehen zu bleiben. Die Menschen aus der Umgegend von Lyon, welche genöthigt waren, die Stadt zu besuchen, kamen geritten und hüllten sich so dicht in ihre Mäntel, dass man nichts sehen konnte, als die Augen. Die finstersten und abschreckendsten Gestalten waren die Ärzte in dem eigentümlichen Kostüme, welches sie für sich erfunden hatten. Sie waren in Wachsleinwand gezwängt, gingen auf Stelzen, bedeckten sich den Mund und die Nasenlöcher mit Tüchern, welche in Weinessig getaucht waren, und würden in gewöhnlichen Zeiten zum Gelächter gereizt haben; in dieser tödtlichen Zeit erregten sie Entsetzen. Nach Verlauf von acht Tagen war die Stadt übrigens noch mehr entvölkert durch die Flucht, als durch den Tod. Es gab in ihr keine Reichen mehr und folglich auch kein Geld; keine Richter und folglich auch kein Gericht und keine Gerechtigkeit. Die Frauen kamen ohne Beistand nieder, denn die Hebammen waren ebenfalls entflohen und die Pest beschäftigte alle Ärzte. — Es gab keinen Lärm mehr in den Werkstätten, keinen Gesang der Arbeiter, kein Geschrei auf den Straßen; überall herrschte Regungslosigkeit, überall das Schweigen des Todes, nur unterbrochen und noch unheimlicher gemacht durch das Schellen der Glocken, die an den langen Reihen der Wagen befestigt waren, welche die Leichen fortschafften, so wie durch das Läuten der großen Glocke von Samt-Johann, welche täglich um die Mittagsstunde ertönte. Diese beiden Grabesklänge übten besonders auf die reizbaren Nerven der Frauen einen verhängnisvollen Einfluss; man sah mehrere derselben, welche mit gesenktem Haupt, mit gebrochenem Körper, den Rosenkranz in der Hand, die Luft mit ihrem Klagegeheul erfüllten. Andere fielen bei dem Schalle des Todtenglöckchens leblos zu Boden, wie vom Blitze getroffen. Wieder Andere wurden bei dem Schalle der großen Kirchenglocke von einem solchen Schrecken erfasst, dass sie erkrankten, sich nach Haus schlepten und starben. Eine Frau stürzte sich, von Raserei ergriffen, in einen Brunnen; ein junges Mädchen, das aus ihrem Hause vertrieben wurde, sprang aus Verzweiflung in die Rhone.

Es galt drei große Maßregeln zu treffen und man traf sie: die reichen Kranken in ihre Häuser einzusperren; — die armen Kranken in die Hospitäler zu tragen; — die Leichen fortzuschaffen.

Es gab aber noch eine vierte und man war gezwungen, sie sogar noch eher anzuwenden, als man die drei anderen getroffen hatte.

Diese war, Gerechtigkeit an den Elenden zu üben, welche unter dem Vorwand, die Kranken zu pflegen oder die Leichen fortzuschaffen, sich in die Häuser einschlichen, die Schreibtische erbrachen, die Schlösser sprengten, den Sterbenden mit Gewalt Ringe und Schmuck raubten.

Es wurden an verschiedenen Punkten der Stadt Galgen errichtet und die Banditen, die man bei der Tat erwischte, wurden ohne weitere Prozedur daran gehenkt.

Um die Kranken einzusperren, vermauerte man die Türen und reichte die Lebensmittel und die Arzneien zu den Fenstern hinein.

Die Hospitäler waren bald unzureichend; man errichtete ein neues in der Quarantäne, auf dem rechten Ufer der Saone. Es konnte zum Unglück nur zweihundert Betten enthalten, aber

viertausend Kranke wurden darin angehäuft; es gab überall Pestkranke, nicht nur in den Sälen, sondern auf den Gängen, in den Kellern, auf den Boden. Man warf zwei Tote übereinander, um Platz für einen Kranken oder einen Sterbenden zu schaffen. Die Ärzte, so wie die Aufseher und Wärter mussten sorgfältig den Platz wählen, wohin sie ihren Fuß setzten. Zwischen den starren Leichen, die beinahe unmittelbar in Verwesung übergingen, sah man die Sterbenden sich winden, welche von einem verzehrenden Durste gequält wurden und mit lautem Geschrei nach Wasser riefen. Andere erhoben sich unter den letzten Zuckungen des Todes von ihrem Lager, ihrem Stroh oder dem nackten Fußboden, taumelten mit erdfahlen Gesichtern, eingefallenen, stieren Augen, einige Schritte weit, fochten mit den Armen in der Luft umher, stießen gellendes Geschrei aus und stürzten todt nieder. Andere gerieten außer sich, ergriffen, wie vor einer fürchterlichen Vision, die Flucht, strauchelten über ihre Nachbarn und schlepten sich das Bettuch nach, das ihr Leichentuch werden sollte.

Dies entsetzliche Hospital beneideten gleichwohl die Elenden, welche an den Straßenecken und an den Grabenrändern starben.

Man raffte Alles, was es von dem niedrigsten Pöbel und von beschäftigungslosen Menschen gab, zusammen, um Leichenbestatter daraus zu machen. Man gab ihnen täglich drei Livres Lohn und wendete die Augen ab, wenn sie die Taschen der Leichen durchsuchten. Sie trugen eiserne Haken, mit denen sie die Todten fortzogen und in den Leichenwagen übereinander häuften. Aus dem ersten Stockwerke, so wie aus den höheren, warfen sie die Leichen auf die Straße hinab. Alle wurden in großen Gruben beerdigt, aber diese waren bald gefüllt und wie die Vulkane-Feuer, so spien sie den Dunst menschlicher Verwesung aus.

Ein Greis, der Vater Raynard genannt, hatte seine ganze Familie sterben sehen und war allein übrig geblieben. Er fühlte sich endlich ebenfalls von der Ansteckung ergriffen; er fürchtete die gemeinschaftlichen Gruben, und hatte Niemand mehr, der ihn pflegen, ihm im Tode Beistand leisten und ihn christlich begraben konnte. Er ergriff ein Grabscheit und verwendete seine letzten Kräfte dazu, eine Grube zu graben. Als die Arbeit beendet war, stieß er sein Grabscheit am Kopfende des Grabes in die Erde, befestigte daran ein Stück Holz in Gestalt eines Kreuzes und legte sich am Rande der Grube nieder, indem er auf die letzten Zuckungen rechnete, um hinabzustürzen und auf das Mitleid eines Vorübergehenden, um ihn mit Erde zu bedecken.

Etwas Entsetzliches war inmitten dieser Todesqualen eines ganzen Volkes die Lustigkeit, die Freude, der Jubel der Menschen, welche die Todten zusammentrugen, und denen man den bezeichnenden Namen der Raben gegeben hatte. Sie waren die guten Freunde des Todes, die Vettern der Pest. Sie priesen sie, luden sie ein, die bisher noch verschonten Häuser zu besuchen und sich für längere Zeit als Gast in der Stadt einzuquartieren. Sie hatten ihre Vergnügungen von der grässlichen Art, welche der Marquis von Sade rühmt und die sich der Scharfrichter Maria Stuarts gewährte, und wenn eine Sterbende hübsch war, sah man sie die nichtswürdige Vermählung des Lebens mit dem Tode feiern.

Nachdem die Pest, wie wir erwähnten, im September nach Lyon gekommen war, steigerte sie hier fünfunddreißig Tage lang ihre Heftigkeit und blieb dann zwei Monate auf gleicher Stufe stehen. Gegen das Ende Dezember vertrieb eine strenge Kälte den Südwind und die Heftigkeit der Geißel ließ nach. Man glaubte, sie sei geschieden und feierte ihren Abzug durch Freudengeschrei und Freudenfeuer.

Die Pest wurde dadurch gereizt; sie benutzte einen Wechsel der Temperatur, um zurückzukehren; ein heftiger Regen löschte die Freudenfeuer aus und brachte die Pest wieder mit sich.

Sie wütete abermals und mit der größten Heftigkeit während der Monate Januar und Februar, nahm dann mit dem Frühling ab, zeigte sich im August noch einmal und verschwand endlich im Dezember gänzlich.

Diese Pest dauerte über ein Jahr und tödtete mehr als 60,000 Menschen.

Der Erzbischof Carl von Méron war einer der Ersten, welche starben, und an seine Stelle kam der Erzbischof von Aix, Alphons von Richelieu, ein Bruder des Kardinals.

An diesen seinen Bruder hatte sich der Kardinal mit der Frage gewendet, ob es möglich sei, im Augenblicke der Gefahr einen zweiten Feldzug zu eröffnen und mit 30,000 Mann Lyon und dessen Gebiet zu passiren?

Der Erzbischof antwortete, dass der Gesundheitszustand nun nichts mehr zu wünschen übrig ließe, und dass - es den Truppen nicht an leeren Quartieren fehlen würde, dass sogar der ganze Hofstaat untergebracht werden könnte, wenn der Hof der Armee diesmal wieder folgen wollte.

An dem Tage, an welchem der Kardinal diese Botschaft erhielt, schickte er Herrn von Pontis nach Mantua, um dem Herzog zu melden, dass er von Frankreich die Hilfe erhalten würde, die er erwarte.

Herr von Pontis sollte sich dem Herzog Carl von Nevers zur Verfügung stellen und die Leitung der Platzverteidigung übernehmen.

---

## XVII.

### Ein Jahr später.

Ein Jahr war ungefähr vergangen, seit Richelieu, auf den Vertrag von Susa bauend, oder wenigstens sich so stellend, als ob er darauf baue, Italien verlassen musste, da er genöthigt war, die Hugonotten des Languedoc zu bekämpfen.

Während dieses Jahres hielt er, was er dem Könige Ludwig XIII. versprochen hatte; er vernichtete die Festungen der Protestanten, denen er schon bei La Rochelle einen grausamen Schlag beigebracht hatte.

Er hatte eine neue Armee organisiert, Geld in die Kassen des Staates zurückgeführt, seinen berüchtigten Vertrag mit Gustav Adolf unterzeichnet und schlug die Protestanten in Frankreich durch die Katholiken, während er seine Vorbereitungen traf, die Katholiken in Deutschland durch die Protestanten schlagen zu lassen. Er hatte auf den Reichstag von Solothurn den Marschall von Bassompierre geschickt, den General-Oberst der Schweizer, um sich über den Durchzug der Deutschen durch Graubünden zu beschweren, sich demselben zu widersetzen, wenn es möglich wäre, und fünf- bis sechstausend Schweizer als Hilfstruppen von seiner Sendung zurückzubringen.

Da er Mantua nicht unmittelbar unterstützen konnte, hatte er aus Frankreich seinen besten Ingenieur, Herrn von Pontis, hin gesandt, und nach Venedig den Marschall d'Etrées.

Als die Pest in Lyon endete, hatte er sich dann mit seiner Armee wieder in Marsch gesetzt und, — wie wir erwähnten — befand er sich ein Jahr darauf, nachdem er den Pass von Susa forciert und Carl Emanuel zum Frieden gezwungen hatte, wieder in derselben Lage, nur mit dem Unterschiede, dass der Pass von Susa genommen, die Feste Gelasse in den Händen der Franzosen und Piemont denselben geöffnet war. Er konnte daher leicht dem Marquis von Thayras Hilfe bringen, der in Casale durch Spinola belagert wurde, welcher im Kommando der spanischen Truppen auf Don Gonzales von Cordova gefolgt war.

Diesmal, wo der Kardinal des Königs sicher war; Dank den mit so vieler Mühe gesammelten Beweisen des Verrates gegen Maria von Medicis, Anna von Österreich und Monsieur, hatte er es nicht für ratsam gehalten, ihn mit sich zu führen; übrigens fühlte sich seine Eigenliebe dadurch geschmeichelt, dass er den Krieg beginnen könnte, denn er zweifelte nicht daran, dass es einen neuen Feldzug geben würde. Er wollte in Abwesenheit des Königs irgend einen großen Schlag führen, dessen Ruhm und Ehre auf ihn allein zurückfallen sollten. Jeder Mensch von Genie hat eine Schwäche; Richelieu hatte deren zwei: er wollte nicht nur ein großer Minister sein, welches Verdienst ihm Niemand bestritt, sondern auch ein großer Feldherr, was Créqui, Bassompierre, Montmorency, Schomberg, der Herzog von Guise — kurz alle Männer des Schwertes, bestritten, und endlich auch ein ausgezeichnete Dichter, was ihm mit noch größerem Rechte die Nachwelt streitig gemacht hat.

Der Kardinal befand sich also am Anfange des Monats März 1630 in Susa; er unterhandelte

bereits einen Monat lang mit jener gekrönten Schlange, Carl Emanuel, die sich ihm immer entwand, wenn er sie am festesten zu halten glaubte. Er faßte Geduld, denn er fürchtete, dass der Herzog von Savoyen ihn hindern möchte, Lebensmittel und Munition nach Casale zu werfen, welches schon anfang, an beiden Mangel zu leiden; der Herzog von Savoyen konnte ohne die Unterstützung Österreichs und Spaniens den französischen Truppen nichts anhaben, allein er hoffte eben auf diese Unterstützung. Aber den Beistand Spaniens hatte er bereits in Mailand, und den Beistand des Kaisers sollte er durch Wallenstein erhalten, den man durch Graubünden ziehen ließ. Er konnte auch den Weg nach Montferrat vielleicht mit größerem Glücke verteidigen, als er den Pass von Susa verteidigt hatte.

Ungeduldig über diese Verzögerungen ließ der Kardinal den Herzog von Montmorency zu sich kommen, und wandte sich mit Freimut an ihn.

»Herr Herzog,« sagte er, »Ihr wisst, was zwischen uns abgemacht wurde: — ist der Feldzug in Italien beendet, so ist Euch das Schwert des Connetables gewiss, aber wie Ihr selbst einsehen müsset, wird der Feldzug in Italien nicht eher beendet sein, als bis ein fester Friede dem Herzog von Nevers Mantua sichert.«

Der Herzog stimmte dieser Ansicht vollkommen bei.

»Nun,« sagte der Kardinal, »wir werden mit diesem aalglatten Gegner nicht fertig, so lange wir durch Briefe oder Vermittler mit ihm unterhandeln. Reist also nach Turin; die Sache zwischen uns und dem Herzog von Savoyen steht noch nicht so schlecht, dass Ihr nicht eine Vergnügungsreise in die Hauptstadt seines Landes solltet unternehmen können. Die Damen an dem dortigen Hofe sind schön, Ihr seid galant und indem ich Euch eine Reise nach Turin vorschlage, glaube ich gegen Euch nicht als Tyrann zu handeln. Lasset mich nun mit dem Freimut, der sich zwischen Männern ziemt, den delikaten Punkt der Angelegenheit berühren. Ihr seid durch Eure Gemahlin mit der Königin-Mutter verwandt, Ihr habt auch der Königin Anna gedient, und zwar in einem Grade, der, ohne dem Könige Misstrauen einzufloßen, doch seinen Feinden Vertrauen zu Euch geben kann. Benützt die vortreffliche Situation, welche Euch Euer Rang und der Zufall gibt, und bringt während der Festlichkeiten und Vergnügen eine direkte Unterredung zwischen dem Herzog von Savoyen, oder wenigstens seinem Sohne und mir zu Stande. Während dieser Zeit will ich, der ich nicht durch die Schönheit der Damen und den Klang der Instrumente gestört sein werde, alle Punkte des Horizontes sorgfältig prüfen, und nach Eurer Rückkehr werden wir, je nach der Antwort, die Ihr bringt, unseren Entschluss fassen. Nur trachtet, entweder den Frieden oder den Krieg in einer Falte Eures Mantels mitzubringen.«

Es war dies eine jener Missionen, wie sie der prachtliebende, galante und schöne Herzog von Montmorency liebte. Er hatte in der Tat die Tochter des Herzogs Bracciano, d. h. jenes Vittorio Orsini, zur Frau genommen, welcher mehr als der Freund Marias von Medicis war, ehe sie sich vermählt hatte, und es vielleicht auch nachher blieb, so dass, wenn die Gerüchte über die Abstammung Ludwigs XIII. wahr sein sollten, der Herzog von Montmorency ganz einfach der Schwager des Königs von Frankreich war. Er hatte sich auch als ein ergebener Diener Annas gezeigt und war vielleicht mehr als das gewesen, aber der Herzog von Buckingham war der entstehenden Liebschaft in den Weg getreten und man weiß, dass der glückliche Gesandte Carls I., indem er seine Perlen auf dem Parquet des Louvre verstreute, in den Gärten von Amiens die köstlichsten von allen Perlen wiederfand.



Ein Mann wie der Herzog konnte also an dem Hofe des Herzogs von Savoyen kein Misstrauen erregen, wenn man nicht von dem sprechen will, welches er den Ehemännern der schönen Piemontesinnen einflößen musste.

Der Herzog nahm also die Botschaft an, welche nur zur Hälfte eine politische, zur andern Hälfte aber eine galante war, reiste nach Turin und überließ es dem Kardinal, den politischen Horizont zu studieren, der, wie nicht zu leugnen ist, durch einen herannahenden Sturm verfinstert war.

In Deutschland, d. h. im Norden, nahm Wallenstein von Augenblick zu Augenblick an Macht und Größe zu; er langte schon auf dem Gipfel derselben an.. Zum Herzog von Friedland ernannt, durch die ungeheuren Güter bereichert, die man den sogenannten Rebellen weggenommen hatte, war es ihm gelungen, auf seine Kosten eine Arme von 50.000 Mann zusammenzubringen; er hatte die Dänen zurückgedrängt, Mansfeld bei der Dessauer Brücke aufs Haupt geschlagen, Brandenburg wiedergewonnen, Holstein, Schleswig, Pommern, Mecklenburg erobert und zur Erinnerung an diese Siege außer dem Titel eines Herzogs von Friedland auch noch den eines Herzogs von Mecklenburg angenommen.

Hier aber machte das wachsende Glück wenigstens für einen Augenblick Halt. Ferdinand, der von allen Seiten mit Klagen über die Willkür dieses Feldherrn bestürmt wurde, suchte ihn so weit als möglich von Österreich zu entfernen. Aus Dänemark, aus allen Orten Deutschlands, aus Ungarn, liefen ihm Rekruten zu; er hatte ein Corps nach Italien, ein anderes nach Polen geschickt und noch blieb eine gewaltige Truppenmasse am baltischen Meere zurück, die Mittel eines bereits zu Grunde gerichteten Landes vollends verzehrend; er musste erobern oder zu Grunde gehen, er musste vor Allem sich auf die reichen kaiserlichen Städte Worms, Frankfurt, hauptsächlich Straßburg werfen und das tat er. Seine Avantgarde hatte ein Fort im Bistum Metz besetzt und Richelieu wusste genau, dass Monsieur, welcher sich in Lothringen befand, von da aus mit Wallenstein in Verbindung getreten war, und im Ernste daran dachte, die fremden Truppen nach Frankreich, angeblich gegen Richelieu, in Wahrheit aber gegen Ludwig XIII. zu berufen. Ein italienischer General und zwei Bandenführer, Gallas und Altringer, kommandierten die Truppen, welche nach Italien abgesendet wurden, Um Mantua zu belagern und Carl Emanuel Beistand zu bringen.

Im Osten zogen Rom und Venedig die Blicke des Kardinals auf sich.

Venedig hatte versprochen, eine Diversion zu machen, indem es Mailand angriff, aber der Republik gelangen nicht mehr jene kühnen Handstreich wie die, welche ihr Konstantinopel, Zypern und einen Teil von Morea unterworfen hatten. Andererseits hielten die Venezianer ihr Versprechen jedoch bei Mantua, dessen Herzog sie auf jede Art unterstützten, während sie seinem Gegner die Zufuhr der Lebensmittel abschnitten.

Ohne Nahrungsmittel, ohne Erfrischungen, ohne Futter für die Pferde, nicht in der Lage, Mantua anders als durch Kanonenschüsse anzugreifen, dezimiert von Krankheiten, die sich stets zu Gefährten der Entbehrungen machen, waren die Deutschen eben im Begriffe, die Belagerung Mantua s aufzuheben, als ihnen Hilfe von einer Seite kam, wo sie sie am wenigsten erwartet hatten.

Der Papst gestattete ihnen nämlich, sich in den Kirchenstaaten zu verproviantieren, unter der

Bedingung, dass einer seiner Neffen zum Brot-, Wein- und Strohlieferanten der Armee gewählt werde. Dieser Papst war ein Barberini und Italien war gewohnt, von den Barberini verraten zu werden.

Dem Kardinal nahe, aber in derselben Richtung, befand sich Spinola, der in spanischen Diensten stehende genuesische Condottiere, welcher zur selben Zeit die Grenze des Montserrat überschritt, als die Kaiserlichen in das Herzogtum Mantua einbrachen, und welcher, ohne Casale zu belagern, sich damit begnügte, die Stadt zu blockieren. Er hatte 6000 Mann Fußvolk und 3000 Reiter bei sich, und sollte mit diesen verhindern, dass die Franzosen Mantua zu Hilfe eilten. Wenn die Kaiserlichen es genommen haben würden, dachten sie mit ihren 25- bis 30,000 Mann zu ihm zu stoßen, um sich vereint mit ihm auch Casales zu bemächtigen und die Franzosen aus Italien zu jagen.

Noch finsterer war der politische Horizont im Westen.

Colalto und Spinola waren sichtbare Feinde; sie führten den Krieg am hellen Tage, in offener Schlacht, mit aufgeschlagenem Visier, Nicht so war es im Herzen Frankreichs mit den Feinden des Kardinals; diese minirten im Finstern, um sein Glück und sein Dasein zu untergraben, und erschienen im Sonnenlicht nicht anders, als mit einer heuchlerischen Maske vor dem Gesicht.

Ludwig XIII., welcher fühlte, dass sein Leben und sein Ruhm mit dem seines Ministers zusammenhängen, und welcher der ewigen Intrigen kämpfe müde war, zeigte sich melancholischer als je; er fand an nichts mehr Vergnügen, nicht einmal an der Jagd, und lebte zurückgezogen und in steter Unruhe und Besorgnis.

Aber jene, welche den König umgaben, Mutter, Gattin, Bruder, lebten in der einzigen Hoffnung auf den Sturz des Kardinals, und jedes Wort, das sie sprachen, jede Handlung, die sie begingen, war auf eine neue Erschütterung jener Überzeugung gerichtet, die in dem Herzen des Königs Wurzel gefasst hatte, der Überzeugung nämlich, dass es ohne den Kardinal für ihn keine Größe, kein Königtum, keinen Einfluss auf Europa gebe.

Er begann übrigens einzusehen, dass der Premierminister nur ein vorgeschobenes Werk war, welches man mit List oder Gewalt erobern müsse, um in der Bresche gegen ihn selbst kämpfen zu können. Ludwig war daher entschlossen, mit aller seiner Macht den Kardinal zu verteidigen, denn er war überzeugt, dass er dadurch zugleich sich selbst verteidige.

Nach der Flucht des Herzogs von Orleans nach Nancy, welche schon in jenem in Chiffren geschriebenen Briefe vorhergesehen war, den Rossignol dem Könige übersetzt hatte, besonders aber seit jenen unlauteren Unterhandlungen zwischen dem Prinzen und Wallenstein begriff der König, dass ein Augenblick kommen müsse, wo Gaston, der von außen durch Österreich, Spanien und Savoyen, im Innern durch die Königin-Mutter, die Königin Anna und die Unzufriedenen aller Parteien unterstützt wurde, die Fahne des Aufruhrs erheben werde.

Und in der Tat gab es in Frankreich viele Unzufriedene.

Der Herzog von Guise war unzufrieden, weil er das Kommando in der Armee, welches er erwartete, nicht erhalten hatte; er hörte daher nicht auf, im Vereine mit der Prinzessin von Conti und der Herzogin von Elboeuf Ränke gegen den Kardinal zu schmieden.

Die Richter des Câtelet, von denen in diesem Jahre eine Steuer erhoben wurde, waren Unzufriedene und horten in ihrer Unzufriedenheit auf, unparteiisch Recht zu sprechen.

Endlich war das Parlament selbst so unzufrieden, dass es insgeheim dem Herzog von Orleans unter gewissen Bedingungen seinen Beistand anbot.

Wir haben uns in unserer Erzählung zu sehr mit der Polizei des Kardinals beschäftigt, um noch besonders erwähnen zu müssen, dass er von allen Machinationen wohl unterrichtet war und die Unzufriedenen gut kannte.

Er lebte aber in der sicheren Überzeugung, dass der König sein Versprechen halten und zu ihm kommen würde. Aus zwei Ursachen hielt er an dieser Überzeugung fest; erstens glaubte er, die Langweile werde Se. Majestät zur Armee treiben, und zweitens, dass Gaston, der durch die Entfernung des Königs General-Statthalter von Paris geworden wäre, seinen gekränkten Bruder zur Abreise bewegen würde.

Es war zwar die Möglichkeit vorhanden, dass Gaston in Abwesenheit des Königs gegen Richelieu, und vielleicht auch gegen den König selbst, allerhand Cavalen anzettelte, aber hatte der Kardinal einmal den König in seiner Nähe, dann fürchtete er nichts, denn er kannte Gaston zu gut, um nicht zu wissen, dass er einer durch den Kardinal und den König befehligten Armee nicht Stand halten, vielmehr eher seine Mitschuldigen und Bundesgenossen verraten und überliefern würde.

Die Rundschau über den ganzen politischen Horizont war nicht geeignet, einen Mann wie Richelieu zu erschrecken, und er wandte ruhig sein nächstes Augenmerk auf Turin, wohin er den Herzog von Moutmorency geschickt hatte, und wo Alles gut gehen musste, wenn sein Gesandter seine Weisungen befolgte.

Darüber wollen wir selbst urteilen.

---

## XVIII.

### Ein Liebespaar.

Der Herzog von Montmorency hatte seinem Freunde, dem Grafen von Moret, den Vorschlag gemacht, ihn nach Turin zu begleiten, ohne ihm jedoch den wahren Zweck seiner Reise anzuvertrauen; Moret nahm den Vorschlag mit Vergnügen an, da er sich davon eine angenehme Zerstreung versprach.

Die Wichtigkeit der Ereignisse, welche wir erzählen, und die großartige historische Ereignisse sind, hindert uns zuweilen, bis aus den Grund der Herzen unserer Personen den heitern oder trüben Rückwirkungen zu folgen, welche aus der Vollbringung dieser Ereignisse entstehen. So haben wir die Berennung Mantua's durch die Kaiserlichen erwähnt, ohne uns mit der Unruhe zu beschäftigen, welche dieses Ereignis in dem Herzen des Sohnes Heinrichs IV. hervorrief.

In der Tat musste Isabella an der Seite ihres Vaters allen verderblichen Folgen dieser feindlichen Einschließung ausgesetzt sein: Entbehrungen, Noth, Hunger, Gefahren, welche von den verschiedenen Perioden einer Belagerung unzertrennlich sind, die von solchen Banditen ausgeführt wird, wie die waren, aus denen die kaiserlichen Banden bestanden.

Als der Graf Moret erfuhr, dass Herr von Pontis durch den Herzog von Richelieu als Ingenieur noch Mantua geschickt würde, hatte er daher auch gebeten, denselben als Volontär begleiten zu dürfen, wenn auch nicht, um in der Nähe Isabellens zu fechten, so doch um bei dem Herrn von Lautrec den Einfluss des Mannes zu bekämpfen, den er als seinen Nebenbuhler kannte.

Aber der Kardinal hatte in seiner Nähe nicht genug entschlossene Männer und treue Herzen, deren er gewiss sein durfte, um sich eines Mannes zu berauben, der schon zunächst seines Ranges wegen da bleiben musste, wo der König und der Kardinal waren. Außerdem aber hatte dieser Mann ihm auch schon durch seinen Mut und seine Gewandtheit große Dienste geleistet, und er konnte bei der schwierigen Lage, in welcher man sich befand, auch noch fernere leisten. Um übrigens seinen jungen Schützling zu beruhigen, gab er ihm, der Wahrheit gemäß, die Versicherung, er hätte an Herrn von Lautrec geschrieben, derselbe möchte sich innerhalb der Grenzen, des Versprechens halten, welches er den beiden jungen Leuten gegeben, besonders aber der Neigung Isabellens, so lange der Graf lebte, keinen Zwang antun.

Wir wollen unsern Helden nicht besser machen, als er war, und schreiben seine Untreue, oder vielmehr seine Unbeständigkeit, auf Rechnung von dem Blute Heinrichs IV., welches in seinen Adern rollte. Wir würden daher ein Unrecht begehen, wenn wir nicht eingeständen, dass der Graf von Moret, während er gewissenhaft an seinem Eide hing, keine andere Gattin zu nehmen, als Isabella, in eben dem Grade, in welchem er sich in Begleitung des Kardinals und des Königs Paris näherte, durch eine anfangs dunkle, allmähig aber immer durchsichtiger werdende Wolke einen gewissen brünetten, mit einem roten Tuche umwundenen Kopf erscheinen sah, von dessen Mund er in dem »gefärbten Barte« zwei Küsse empfangen hatte, von welchen ihm noch jetzt die Lippen brannten, so oft er daran dachte. Das war noch nicht Alles. Man wird sich auch erinnern, dass eines Abends, als er aus der Gesellschaft bei der Prinzeß Maria von Gonzaga kam, jene

herausfordernde Person, welche sich zu seiner Cousine improvisiert hatte, gewisse Versprechungen eines Zusammentreffens mit ihm austauschte. Die Umstände verhinderten zwar damals das Rendezvous, aber er nahm sich vor, die Person an ihr Versprechen zu erinnern und sie zu dessen Erfüllung aufzufordern. Auch diesmal wieder verschob der Zufall die Ausführung des reizenden Planes auf spätere Zeiten. Bei der Ankunft des Grafen Moret in Paris war Frau von Fargis, — denn die Leser werden nicht vergessen haben, dass von ihr die Rede ist — zu einer geheimen Mission der Königin Anna bei ihrem Geniale, vielleicht auch bei einer viel höheren Person, abwesend. Als der Graf Paris verlassen musste, war die schöne Gesandtin noch nicht nach der Hauptstadt zurückgekehrt; Jacquolino konnte daher zu seinem lebhaften Bedauern die Bekanntschaft mit seiner reizenden Cousine Marina nicht erneuern.

Aber an dem eleganten Hofe des Herzogs von Savoyen, an welchem er einen Monat geblieben war, als wir ihn aus Italien zurückkehren sahen, betraut mit der dreifachen Sendung an die beiden Königinnen und an Monsieur, hatte er einige galante Erinnerungen zurückgelassen, die er aufzufrischen gedachte, sobald sich keine Gelegenheit bieten würde, neue Liebschaften anzuknüpfen und neue Früchte der Liebe zu pflücken.

In der Tat gab es wenige Höfe, die so galant und vergnügungssüchtig waren, wie der Hof des Herzogs von Savoyen. Carl Emanuel war außerordentlich ausschweifend und durch Eleganz verstand er es, der Ausschweifung ein Ansehen der Liebenswürdigkeit zu verleihen, durch welches sie Verzeihung gewann. Wenn wir es nach dem, was wir bereits von ihm sagten, noch versuchen müssten, seinen Charakter zu schildern, würden wir hinzufügen, dass er mutig, eigensinnig, ehrgeizig und verschwenderisch war. Das Alles aber gewann bei ihm das Ansehen der Größe und verbarg sich unter einer so gewandten Heuchelei, dass seine Verschwendungssucht als Freigebigkeit erschien, sein Ehrgeiz als Ruhmsucht, seine Hartnäckigkeit als Beständigkeit. Treulos gegen seine Verbündeten, begierig nach dem Gute Anderer, verschwenderisch mit seinem eigenen, stets arm und doch nie an etwas Mangel leidend, hatte er nach und nach Handel mit Österreich, Spanien und Frankreich, war stets der Verbündete dessen, welcher ihm die größten Vorteile gewährte, führte beständig gegen die Macht, welche ihm das Wenigste geboten hatte, Krieg mit dem Gelde derjenigen, die ihm am meisten zahlte. Gequält durch die Leidenschaft, sich zu vergrößern, führte er gegen seine Nachbarn Krieg, so oft sich dazu die Gelegenheit zeigte; beinahe jederzeit gezwungen, Frieden zuzuschließen, war es für ihn ein Bedürfnis, in seinen Verträgen irgend eine zweideutige Klausel anzubringen, welche ihm einen Vorwand bot, dieselben zu brechen. Als arglistiger Zauderer war er der Fabius der Diplomatie.

Er hatte Katharina, die Tochter des Königs Philipp, geheiratet und seinen Sohn mit Christine, der Tochter Heinrichs IV., vermählt; aber diese beiden Verwandtschaften waren wegen seiner ewigen Wankelmüthigkeit ungenügend, ihn zu schützen. Diesmal stieß er auf seinen furchtbarsten Feind, Richelieu, und sollte an demselben zerschellen.

Der Herzog von Savoyen empfing mit großer Auszeichnung und Liebenswürdigkeit seine beiden Gäste; Montmorency, welchem der höchste Ruf der Tapferkeit, Eleganz und Freigebigkeit voranging; Moret, dem die Erinnerung an seine Galanterien vor achtzehn Monaten folgte. Madame Christine besonders empfing sehr freundlich den jungen Mann, welcher durch Heinrich IV. anerkannt worden war, und daher bei ihr die Vorrechte eines Bruders genoss.

Tu Carl Emanuel die galanten Neigungen Montmorency's kannte, vereinigte er in der Hoffnung, denselben für sein Interesse zu gewinnen, an seinem Hofe alle schönen Frauen Turins und dessen nächster Umgegend. Aber in der Mitte aller dieser Schönheiten suchte Anton von Bourbon vergebens die, wegen welcher er gekommen war: die Gräfin Urbano von Espalomba.

Das Leben dieser schönen Gräfin ist eine ganze Geschichte; da diese Geschichte sich aber vor dem zutrug, womit wir das erste Blatt unseres Buches eröffneten, und da sie überdies nur als Detail aus dem Leben unseres Helden interessiert, hielten wir es nicht für nöthig, unsere Leser damit zu unterhalten.

Plötzlich sah Carl Emanuel an dem Hofe von Turin ein ihm noch unbekanntes aber glänzendes Gestirn erscheinen, Welches zum Satelliten eines ziemlich matt schimmernden Sternes geworden war, wie dies Jeder ist, der nicht durch sich selbst leuchtet. Obgleich der Graf Urbano von Espalomba zu dem vornehmsten Adel des Landes gehörte, hatte er Mathilde von Cisterna geheiratet, eine der schönsten Blumen des Tales von Aosta.

Carl Emanuel war zwar, wie bereits erwähnt, achtundsechzig Jahre alt, aber er hatte seine Gewohnheiten der Galanterie bewahrt, welche ihn während seiner langen Regierung seinen Hof als einen Harem betrachten ließen, in welchem er nur sein herzogliches Taschentuch auszuwerfen brauchte. Geblendet durch die Schönheit der Gräfin von Espalomba gab er ihr daher zu verstehen, dass sie nur ein Wort zu sagen brauchte, um die wahre Herzogin von Savoyen zu sein; aber die schöne Gräfin sagte dies Wort nicht. Ihre Augen und ihr Herz waren nicht dem gemeinen Pharus des Ehrgeizes zugewendet, sondern der strahlenden Sonne der Liebe.

Sie hatte den Grafen von Moret gesehen; ihre achtzehn Jahre waren durch die zweiundzwanzig Jahre des jungen Prinzen angezogen worden; April und Mai flogen einander entgegen und verschmolzen in einem Kusse mit einander.

Der Graf von Espalomba hegte nur gegen den Herzog Argwohn; das Auge beständig auf Carl Emanuel gerichtet, sah er nichts, ahnte er nichts und unter dem Schutze der Eifersucht des betagten Gatten waren die beiden Liebenden glücklich.

Aber das Auge des Herrschers war scharfsichtiger als das des Ehemannes. Er erriet zwar nicht das, was war, aber er fürchtete das, was werden konnte, und da der Graf Urbano, welcher nicht reich, aber habgierig war, sich an den Hof begeben hatte, um die Gunstbezeigungen des Herzogs zu gewinnen, ernannte dieser ihn zum Gouverneur der Festung Pignerol und ertheilte ihm den Befehl, sich ohne Zögern auf seinen Posten zu begeben.

Dort verwahrte er die Gräfin wie einen reichen Edelstein in einem Schmuckkästchen, zu welchem er den Schlüssel besaß, so dass er gewiss sein konnte, den Diamant wiederzufinden, wann er wollte.

Die beiden Liebenden hatten bei ihrer Trennung viel geweint und sich gegenseitig ewige Treue geschworen; wie der Graf von Moret diesen Schwur hielt, haben wir gesehen.

Die schöne Mathilde war freilich gezwungen gewesen, ihren Eid zu halten; die Gelegenheiten, zu lieben, besonders nachdem sie den jungen und schönen Königssohn geliebt hatte, waren in Pignerol nicht leicht zu finden.

Mathilde hatte erfahren, dass der Graf sogleich nach ihrer Entfernung ebenfalls abgereist war; sie wusste es ihrem Geliebten Dank, dass er nicht an einem Hofe bleiben mochte, an welchem sie nicht mehr war, und seit achtzehn Monaten träumte sie nur von seiner Rückkehr.

Sie erfuhr daher auch mit der lebhaftesten Freude, dass zu den Festen, welche der Hof von Turin den beiden Prinzen geben wollte, ihr Gemahl eingeladen wurde, Pignerol zu verlassen und einige Tage in der Hauptstadt zuzubringen.

Die beiden Liebenden sahen sich wieder; ob die Freude über das Wiedersehen auf beiden Seiten mit gleicher Liebe gepaart war, wollen wir nicht behaupten, wohl aber brachten Beide das gleiche Jugendfeuer mit und dies gleicht in hohem Grade der Liebe.

Auch diesmal füllte indes dieser Strahl des Glückes nur kurz und flüchtig sein. Die Prinzen konnten nicht länger als einige Tage in Turin bleiben, aber da der Feldzug Monate und selbst Jahre dauern konnte, und da es vielleicht Gelegenheiten gab, sich öffentlich oder heimlich wieder zu sehen, trafen die beiden Zungen Leute ihre Vorkehrungen und in Folge der Andeutungen, welche seine schöne Freundin ihm gab, konnte der Graf von Moret einen genauen Plan von der Wohnung des Gouverneurs von Pignerol entwerfen, und indem er dies tat, bemerkte er mit unaussprechlicher Freude, dass das Schlafzimmer der Gräfin von Urbano und das ihres Geniales an den beiden entgegengesetzten Enden des Schlosses lagen.

Die Liebenden hatten sich übrigens auch noch in der Festung ein Einverständnis gesichert. Als nämlich die junge Gräfin das Tal von Aosta verließ, nahm sie ihre Milchschwester, Jacintha, mit sich, die nur einige Monate älter war, wie sie selbst, — eine Vorsichtsmaßregel, welche jede junge Frau treffen sollte, wenn sie einen alten Mann heiratet; denn die Milchschwester sind die natürlichen Feindinnen der Convenienzheiraten und der unverhältnismäßigen Verbindungen.

Jacintha hatte in Selimo einen Bruder zurückgelassen, der zwei oder drei Jahre alter war wie sie, und es wurde verabredet, dass der Graf, wenn die Gelegenheit sich günstig zeigte, unter dem Namen Gaetano als dieser Bruder kommen sollte.

Nichts ist aber natürlicher, als dass ein Bruder, der seine Schwester besucht, in dem Hause bleibt, in welchem sie wohnt, besonders wenn dies Haus ein Schloss ist, in welchem nur zehn bis zwölf Personen sich aufhalten, wenn ganz bequem fünfzig darin Platz hätten,

Waren die beiden Liebenden unter einem Dach, dann müssten sie sehr ungeschickt gewesen sein, hätten sie nicht Mittel ausfindig zu machen gewußt, sich Frei- oder viermal des Tages zu sehen und sich während der Nacht wenigstens einmal zu sagen, wie sehr sie sich liebten.

Dies Alles war an dem ersten Tage besprochen worden, an welchem unsere Liebenden sich wieder trafen, so sehr waren sie Leute der Vorsicht und so sehr dachten sie an die Zukunft, so wenig man sich mich in ihrem Alter für gewöhnlich um dieselbe zu kümmern pflegt.

Fügen wir noch hinzu, dass diese kleinen Verabredungen getroffen wurden, während der Graf Urbano, der — wie bereits erwähnt wurde — nur gegen den Herzog Argwohn hegte, keine Bewegung desselben aus dem Auge verlor. Der Herzog hatte indes entweder die Hoffnung verloren, die Liebe der Gräfin zu gewinnen, oder er verzichtete mit der gewöhnlichen Unbeständigkeit seines Charakters auf seine Wünsche rücksichtlich der Gräfin; genug, er gab

ihrem Gemahle diesmal keine andere Veranlassung zur Unzufriedenheit, als dass er demselben eine Erhöhung des Einkommens unter dem Vorwand verweigerte, seine Finanzen wären furchtbar in Anspruch genommen, so dass er an die Ergebenheit und Aufopferung seiner Untertanen appellieren müsste.

Der Herzog von Montmorency seinerseits war der glücklichste Mensch auf der Erde. Jung, schön, reich, der Träger des schönsten Namens in ganz Frankreich nach dem des königlichen Geschlechtes; wohlgelitten von den Frauen, geliebtest von dem Herrscher eines der glänzendsten und aristokratischsten Höfe Europas, blieb seiner Eitelkeit nichts zu wünschen, besonders nachdem der Herzog, als er nach der Tafel mit ihm in den Ballsaal trat, zu ihm gesagt hatte:

»Herr Herzog, seitdem Ihr hier seid, beschäftigen unsere Damen sich nur damit, in Euren Augen schön zu erscheinen; davon könnt Ihr Euch überzeugen, indem Ihr die Ehemänner so sorgenvoll und so melancholisch sehet.«

Die acht Tage, welche die beiden Abgeordneten theils in Turin, theils in dem Schlosse Ravoli zubrachten, verflossen unter Festmahlen, Bällen, Cavalcaden und Festen aller Art, und das Resultat derselben war, dass der Kardinal und der Prinz Victor Amadeus sich in dem Schlosse Rivoli sehen sollten, oder — wenn dies dem Kardinal lieber wäre, in dem Dorfe Bussolino.

Der Kardinal wählte das Dorf Bussolino; da es nur eine Stunde von Susa entfernt lag, musste der Prinz von Piemont ihm entgegenkommen, nicht aber er dem Prinzen von Piemont.

---



## **XIX.**

### **Der Kardinal beginnt den Feldzug.**

Die Discussion war lebhaft; zwei gleich geschickte und gleich hartnäckige Diplomaten standen dabei einander gegenüber.

Carl Emanuel wünschte weniger den Frieden für sich, als einen blutigen Kampf zwischen Österreich und Frankreich, einen Kampf, bei welchem er so lange neutral geblieben wäre, bis sich eine Gelegenheit gefunden haben würde, einen großen Vortheil durch die Entscheidung für die eine oder die andere Partei zu erlangen.

Aber der Kardinal hatte bereits den Tag, an welchem er den Krieg mit Österreich beginnen wollte, festgesetzt; es war der an welchem Gustav Adolf in Deutschland einbrechen würde.

Der Kardinal stellte daher an Victor Amadeus die Frage:

»Was verlangt Savoyen dafür, dass es auf die Seite Frankreichs tritt, und dem Könige einige feste Plätze und zehntausend Mann zur Verfügung stellt?«

Victor Amadeus war auf diese Frage vorbereitet; er antwortete:

»Der König von Frankreich wird Mailand und Genua angreifen, mit denen Piemont im Kriege ist, und sich verpflichten, einen Frieden mit Österreich nicht eher einzugehen, bis Mailand und Genua unterworfen sind.«

Das war ein neuer Gesichtspunkt, unter welchem sich die Frage darstellte und der mit den Ereignissen im Zusammenhang stand, die sich seit dem Frieden von Susa zugetragen hatten.

Der Kardinal schien über diesen Vorschlag erstaunt zu sein; er zögerte jedoch nicht mit der Antwort.

»Wie, Prinz!« sagte er, »der König entsendet seine Armee, um die Freiheit Italiens sicherzustellen, und der Herzog von Savoyen möchte ihn verpflichten, die Republik Genua, über die uns zu beklagen wir keinen Grund haben, zu zerstören? Das wird nie geschehen! Vielleicht werden uns die Spanier zwingen, Mailand zu erobern, dann aber werden wir es auch für uns behalten und Niemand soll es uns entreißen.«

War die Frage kurz und bündig, so war es die Antwort nicht minder; Victor Amadeus verlangte einige Tage Frist, um dieselbe seinem Vater zu hinterbringen.

Nach drei Tagen kehrte er in der Tat nach Bussolino zurück.

»Mein Vater,« sagte er, »hat Ursache, zu fürchten, dass mein Schwager Ludwig sich mit dem Könige von Spanien verständigt, sobald der Krieg begonnen ist. Die Klugheit gestattet ihm daher nicht, sich für Frankreich zu erklären, man müsste ihm denn ganz entschieden erklären, die

Waffen erst nach der Eroberung Mailands niederzulegen.«

Richelieu antwortete darauf, indem er die Erfüllung des Vertrages von Susa verlangte.

Victor Amadeus erklärte, er müsste dazu seinen Vater befragen, reiste ab und kehrte sogleich zurück, um zu sagen: »Der Herzog von Savoyen ist bereit, den Vertrag unter der Bedingung zu erfüllen, dass man ihn zunächst mit seinen 10.000 Mann Fußvolk und 1000 Mann Reiterei die Republik Genua angreifen und diese Angelegenheit beendigen lässt, bevor man ihn zu einer andern zwingt.«

»Ist das Euer letztes Wort, mein Prinz?« fragte der Kardinal.

»Ja, Monseigneur,« sagte Victor Amadeus, sich erhebend.

Der Kardinal schlug an ein Glöckchen.

Latil erschien.

Der Kardinal machte ihm ein Zeichen, näher zu treten.

Latil gehorchte.

Da sagte ihm der Kardinal leise:

»Der Prinz wird sich gleich von hier entfernen; sorgt dafür, dass ihm keine der Wachen die militärischen Ehrenbezeugungen leiste.«

Latil ging hinaus; der Kardinal hatte ihm den Auftrag gegeben, weil er dabei sicher war, denselben buchstäblich erfüllt zu sehen.

»Prinz,« sagte, der Kardinal Richelieu zu Victor Amadeus, »ich habe für den Herzog von Savoyen, im Namen des Königs, meines Gebieters, alle Rücksichten genommen, die ein König von Frankreich nicht nur für einen regierenden Fürsten, sondern für seinen Oheim nehmen kann; ich habe eben so im Namen des Königs, meines Gebieters, Euch selbst die Rücksicht bewiesen, die ein Schwager dem Gemahl seiner Gattin bezeigen kann; aber ich glaube, dass ich meine doppelte Pflicht als Minister und als Generalissimus verletzen würde, wenn ich noch länger zögerte; ich glaube, dass der Ruhm Seiner Majestät verlangt, mit aller Strenge die Beleidigung zu bestrafen, welche der Herzog von Savoyen ihm zugefügt hat, indem er so oft sein Wort unerfüllt ließ, besonders aber indem er das französische Heer Unannehmlichkeiten und Entbehrungen aussetzte, die dessen Untergang hätten herbeiführen können. Von heute, den 17. März an, der Kardinal zog seine Uhr und sah nach der Stunde, von heute, den 17. März, sechs drei Viertel Uhr Abends an ist daher der Krieg zwischen Frankreich und Savoyen erklärt! — Hütet euch deshalb und wir werden dies ebenfalls tun!

Der Prinz entfernte sich.

Zwei Schildwachen gingen vor der Tür des Kardinals, die Hellebarde auf der Schulter, auf und ab.

Victor Amadeus schritt zwischen ihnen hindurch, ohne dass sie ihn zu beachten schienen; sie blieben weder stehen, noch nahmen sie ihre Hellebarden von der Schulter.

Auf der Stiege saßen Soldaten, welche Würfel spielten; sie rührten sich nicht und setzten ihr Spiel ruhig fort.

»Oho!« murmelte der Prinz, »sollte diesen Leuten der Befehl gegeben worden sein, mich zu beleidigen?«

Er zweifelte noch, aber als er die Schwelle des Hauses überschritten hatte, zweifelte er nicht mehr.

Die Soldaten, die ihn kannten, da sie ihn hineingehen gesehen hatten, beachtetten ihn ebenso wenig, als ob er ein Lakai gewesen wäre.

Kaum hatte der Prinz den Kardinal verlassen, als dieser den Grafen von Moret, den Herzog von Montmorency und die Marschälle Créquy, de la Force und Schomberg zu sich berief, ihnen die Situation klar machte und sie um ihren Rat fragte.

Alle waren der Ansicht, da der Kardinal den Krieg erklärt hatte, müsste derselbe sofort beginnen.

Der Kardinal verabschiedete sie und befahl ihnen, sich für den folgenden Tag bereit zu halten. Den Herzog von Montmorency behielt er bei sich.

»Herzog,« sagte er, »wollt Ihr morgen Connetable sein?«

In den Augen des Herzogs zuckte ein Blitzstrahl der Freude.

»Ich hoffe, Monseigneur,« sagte er, »dass Ihr nur Menschenmögliches von mir verlangen werdet, da Ihr mir den Zielpunkt meines Strebens so nahe vor die Augen rücket.«

»Etwas sehr Leichtes im Gegenteile. Der Krieg zwischen uns und Savoyen ist erklärt. Binnen zwei Stunden wird der Herzog bereits Kenntnis von meiner Kriegserklärung haben. Er befindet sich im Schlosse Rivoli; nehmet fünfzig gut berittene Leute, geht nach Rivoli, umzingelt das Schloss, entführt den Herzog und seinen Sohn und bringt dieselben ins Lager; wenn wir sie hier haben, können wir mit ihnen machen, was wir wollen, und sie werden froh sein, eines billigen Kaufes loszukommen.«

»Monseigneur,« sagte der Herzog, »vor acht Tagen befand ich mich in demselben Schlosse Rivoli als Gast des Herzogs und Euer Abgeordneter; es ist mir daher unmöglich, dasselbe heute verrätherisch als Feind zu überfallen.«

Der Kardinal blickte den Herzog an.

»Ihr habt Recht, Herzog,« sagte er; »man macht einen solchen Vorschlag einem Abenteurer, der sein Glück anstrebt, und nicht einem Montmorency. Ich habe übrigens schon meinen Mann dazu. Ich werde mich an Eure Weigerung erinnern und Euch dieselbe Dank wissen. Ich bitte nur, zu vergessen, dass ich den Vorschlag machte.«

Montmorency verbeugte sich und ging.

»Ich hatte Unrecht,« sagte der Kardinal zu sich selbst; »die Gewohnheit, mich der Menschen zu bedienen, erzeugte in mir für dieselben ein Gefühl von Verachtung, welches zu allgemein war. Jeder Andere wäre vielleicht auf meinen Vorschlag eingegangen, er aber ist ein biederes Herz; und obgleich er mich nicht liebt, würde ich eher seinem Hasse mich anvertrauen als der viel gerühmten Ergebenheit gewisser Leute.«

Dann schlug er zweimal an die Glocke. »Stephan! Stephan!« rief er. Latil erschien.

»Kennst Du das Schloss Rivoli?« fragte der Kardinal.

»Das, welches eine Meile von Turin liegt?«

»Ja. Es ist in diesem Augenblicke von dem Herzog von Savoyen und seinem Sohne bewohnt.«

Latil lächelte.

»Es wird dort ein Handstreich zu verüben sein. Nicht wahr?«

»Welcher? Wenn Du so gut raten kannst.«

»Der, dass man sie Beide gefangen nimmt.«

»Würdest Du das ausführen?«

»Parbleu! Warum nicht?«

»Wie viel Leute wirst Du dazu brauchen?«

»Fünfzig, gut bewaffnet und gut beritten.«

»Suche Dir selbst Leute und Pferde aus. Wenn Ihr glücklich seid, so gibt es bei der Rückkehr 50,000 Livres für die Leute, 25,000 Livres für Dich.«

»Die Ehre, den Streich vollführt zu haben, würde mir allein genügen, wenn aber Ew. Eminenz durchaus irgend eine sichtbare Belohnung beifügen wollen, so werde ich dieselbe als der gehorsame Diener Ew. Eminenz nicht verschmähen.«

»Hast Du noch eine Bemerkung zu machen, Latil?«

»Eine einzige.«

»Welche?«

»Bei solchen kühnen Handstreichern, wie ich ihn ausführen soll, kann ein Zufall das Gelingen vereiteln, ohne dass die Schuld an mir oder an den Leuten läge; in solchem Falle würden wir für unsere Mühe und Gefahr nichts erhalten. Gebt uns im Falle des Gelingens weniger, Herr Kardinal, aber gebt uns auch im Falle des Misslingens eine Kleinigkeit.«

»Du hast Recht, Stephan, und deine Bemerkung zeigt, dass Du kein schlechter Politiker bist; also 1000 Livres für dm Mann und 25.000 für Dich, wenn er gelingt, zwei Louisd'or für den Mann und 25 für Dich, wenn er misslingen sollte.«

»Das heiÙe ich reden, Monseigneur. Es ist jetzt sieben Uhr; man braucht drei Stunden, um nach Rivoli zu gelangen; um zehn Uhr wird das Schloss umzingelt sein und das Übrige von meinem Glücke oder meinem Unstern abhängen.«

»Geh, mein wackerer Latil, und sei überzeugt, dass ich auch im Falle des Misslingens wissen werde, dass es nicht deine Schuld ist.«

Latil machte einige Schritte gegen die Tür, dann wandte er sich um.

»Haben Monseigneur von dem Vorhaben mit Niemand außer mir gesprochen?« fragte er.

»Mit einer einzigen Person.«

»Ventre-Saint-Gris, wie Heinrich IV. zu sagen pflegte, das nimmt uns fünfzig Aussichten von hundert.«

Richelieu zog die Augenbrauen zusammen.

»O,« sagte er halblaut, »dass er es abschlug, war gut, wenn er aber verriete, das wäre schlecht, sehr schlecht,«

Dann wandte er sich zu Latil.

»Für alle Fälle nimm Dich zusammen, und wenn Du den Kürzeren ziehst, werde ich es Dir, wie gesagt, nicht nachtragen.«

Zehn Minuten später ritt ein kleiner, aus etwa fünfzig Reitern bestehender Trupp, der von Stephan Latil geführt wurde, an den Fenstern des Kardinals vorüber, der den Anführer freundlich grüÙte.

---

## XX.

### Ein leeres Nest.

Obwohl der Herzog von Savoyen wusste, dass ihm von einem Augenblick zum andern der Krieg erklärt werden könne, und zwar von einem Feinde, der es ihn schon gelehrt hatte, dass er nicht zu gering geachtet werden dürfe, gab er doch, da er neben seinen anderen schlimmen Eigenschaften auch ein gewaltiger Prahler war, ein großes Fest in seinem Schlosse Rivoli, zu derselben Zeit, in welcher sein Sohn Victor Amadeus mit Richelieu in dem Dorfe Bussolino unterhandelte.

Die schönsten Frauen von Turin, die vornehmsten Edelleute Savoyens und Piemonts waren an jenem Abende des 17. März im Schlosse Rivoli versammelt, dessen hellerleuchtete Fenster blendende Lichtstrahlen in die dunkle Nacht hinaus sandten.

Der Herzog von Savoyen, ein vollendeter Cavalier und trotz seiner 68 Jahre noch Lebemann, und selbst seinen Buckel mit dem gewöhnlichen Geiste Buckliger verspottend und galant wie ein junger Mann, machte seiner reizenden Tochter, zu deren Ehren das Fest gegeben wurde, vor allen Anderen den Hof; nur hin und wieder flog eine düstere Wolke über seine Stirne.

Er erinnerte sich zuweilen, dass die Franzosen nur acht bis neun Meilen von ihm entfernt seien, dieselben Franzosen, welche binnen wenigen Stunden den Pass von Susa genommen hatten, welchen man für uneinnehmbar zu halten gewohnt war. und dass in dem Augenblicke, wo im Schlosse Rivoli Frohsinn und Lust herrschten, sich in Bussolino sein Geschick entschied, ein Umstand, von dem Niemand außer ihm etwas wusste.

Unter irgend einem Vorwand hatte der Herzog die Abwesenheit seines Sohnes entschuldigt, zugleich aber dessen Rückkehr im Verlaufe des Abends angezeigt, und in der Tat erwartete er ihn von einem Augenblicke zum andern.

Gegen neun Uhr erschien endlich der Prinz in reichem Festanzug, mit dem Lächeln auf den Lippen, und nachdem er die Prinzeß Christine, die übrigen Damen und einige Cavaliere, die er seiner besonderen Freundschaft würdigte, begrüßt hatte, ging er auf Carl Emanuel zu, küsste ihm die Hand, und mit unbefangener Miene, als ob er ihn um sein Befinden befragte, sagte er leise zu ihm:

»Der Krieg ist uns von Frankreich erklärt; die Feindseligkeiten können schon morgen beginnen; nehmen wir uns in Acht.«

Der Herzog erwiderte ebenso leise:

»Entferne Dich nach der ersten Quadrille und gib den Befehl, dass die Truppen sich in Turin konzentrieren; ich meinerseits will die Gouverneure von Viellane, Fenestrella und Pignerol auf ihre Posten schicken.«

Dann machte er ein Zeichen mit der Hand, und die Musik, welche bei dem Eintritte des Prinzen

unterbrochen worden war, gab das Signal zum Wiederanfang des Tanzes.

Prinz Victor Amadeus nahm den Arm seiner Gemahlin, der Prinzessin Christine, und führte mit ihr die Ehrenquadrille an, ohne ein Wort von dem Bruch zwischen Savoyen und Frankreich gegen sie zu erwähnen.

Während dieser Zeit ließ Carl Emanuel die Gouverneure der drei wichtigsten Festungen Piemonts zu sich rufen und gab ihnen den Auftrag, sofort mit der möglichsten Eile nach ihren Posten aufzubrechen.

Die Gouverneure von Viellane und Fenestrella waren ohne ihre Frauen gekommen! sie brauchten daher nur ihre Mäntel zu nehmen und ihre Pferde satteln zu lassen, um sogleich den Befehl des Herzogs zu erfüllen.

Nicht eben so war es indes mit dem Grafen Urbano von Espalomba. Er hatte nicht nur seine Frau bei sich, sondern diese tanzte auch die Quadrille mit dem Prinzen Victor Amadeus.

»Monseigneur,« sagte daher der Graf zu dem Herzog, »der Befehl wird schwer zu erfüllen sein,«

»Und weshalb das?« fragte der Herzog.

»Weil die Gräfin und ich nach Turin im Ballanzuge und in einem Mietwagen gekommen sind, der uns nicht bis nach Pignerol wird fahren wollen.«

»Die Garderobe meines Sohnes und meiner Schwiegertochter wird Euch Mäntel liefern, sowie Alles, dessen Ihr bedürft und einen Wagen nehmt Ihr aus meinen Ställen.«

»Ich fürchte, die Gräfin wird die Reise nicht ohne Gefahr für ihre Gesundheit machen können.«

»Wenn das ist, so lasset sie hier und reist allein.«

Der Graf sah Carl Emanuel auf eine eigentümliche Weise an.

»Ja,« sagte er, »ich begreife, dass ein solches Arrangement Euer Hoheit zusagen würde.«

»Alle Arrangements sagen mir zu, Herr Graf, vorausgesetzt, dass Ihr nicht eine Minute verliert, um zugehen.«

»Ist das eine Ungnade, Monseigneur?« fragte der Graf.

»Mein lieber Graf,« entgegnete der Herzog, »wie könnt Ihr eine Ungnade darin erblicken, wenn ich einem Gouverneur befehle, nach seinem Gouvernement aufzubrechen; es ist im Gegenteil ein Beweis des Vertrauens —«

»Welches indes nicht so weit geht, mir die Ursache dieser beschleunigten Abreise mitzuteilen.«

»Ein Herrscher ist nicht verpflichtet, seinen Untertanen Rechenschaft zu geben,« sagte Carl Emanuel, »besonders dann nicht, wenn diese Untertanen in seinem Dienste stehen; er hat ihnen dann nur seine Befehle zu erteilen. Ich gebiete Euch daher, Euch augenblicklich nach Pignerol zu

begeben und die Festung so wie die Zitadelle für den Fall, dass sie angegriffen werden sollten, zu verteidigen, bis kein Stein mehr auf dem andern bleibt. — Ihr, so wie Eure Gemahlin, dürft Alles verlangen, dessen Ihr benöthigt, und Ihr werdet es augenblicklich erhalten.«

»Soll ich die Gräfin mitten aus der Quadrille holen, oder darf ich warten, bis der Tanz beendigt ist?«

»Ihr könnt das Ende abwarten.«

»So werden wir reisen, Eure Hoheit, sobald der Tanz endet.«

»Glückliche Reise, Graf, besonders aber wenn die Gelegenheit sich bietet, — tapfere Verteidigung.«

Der Herzog entfernte sich, ohne auf die übellaunigen Worte zu hören, welche der Graf Urbano murmelte.

Als die Quadrille vorüber war, theilte der Graf seiner Gemahlin zu deren großem Erstaunen den so eben erhaltenen Befehl mit.

Dann gingen sie zu einer Tür hinaus, während Victor Amadeus den Saal durch eine andere verließ.

Die Gouverneure von Viellane und Fenestrella, welche auf keine Quadrille zu warten hatten, waren bereits aufgebrochen.

Der Herzog sagte leise einige Worte zu seiner Schwiegertochter und diese folgte dem Grafen und der Gräfin.

Als sie den Saal verlassen hatte, übergab sie die Gräfin den Händen einer ihrer Kammerfrauen und kehrte dann in die Gesellschaft zurück, um eine neue Quadrille zu arrangieren, an welcher der Prinz Victor Amadeus nicht mehr Teil nahm.

Zehn Minuten darauf kehrte dieser in den Saal zurück, noch immer mit lächelnden Lippen, aber augenscheinlich blässer, als da er gegangen war.

Er ging auf den Herzog zu, schlang seinen Arm in den des Vaters und trat mit ihm in eine Fensternische.

Dort zeigte er ihm ein Billett.

»Lest, mein Vater!« sagte er leise.

»Was soll das bedeuten?« fragte der Herzog.

»Es ist ein Billett, welches mir ein Page, der über und über mit Staub bedeckt war und ein zu Tode gehetztes Pferd ritt, soeben übergab. Ich wollte ihm eine goldgefüllte Börse schenken, und Ihr werdet sehen, dass das für die überbrachte Notschaft nicht zu viel gewesen wäre; aber er wies das Geschenk zurück und antwortete:



»Ich bin im Dienste eines Herrn, welcher nicht erlaubt, dass ein Anderer als er seine Diener bezahlt.«

»Und ohne seinem Pferde Zeit zum Verschnaufen zu lassen, warf er es herum und sprengte im Galopp davon.«

Der Prinz las das kurze aber bündige Schreiben.

Es lautete:

»Ein Mann, der von Sr. Hoheit dem Herzog von Savoyen ausgezeichnet empfangen worden ist, findet die Gelegenheit, die Gastfreundschaft zu vergelten, indem er ihn benachrichtigt, dass er in dieser Nacht im Schlosse Rivoli mit dem Prinzen Victor Amadeus gefangengenommen werden soll. Es ist kein Augenblick zu verlieren. Auf, zu Pferde und nach Turin!«

»Ist keine Unterschrift darunter?« fragte der Herzog.

»Nein, aber zuverlässig kommt die Nachricht von dem Herzog von Montmorency oder von dem Grafen von Moret.«

»Was für Livre trug der Page?«

»Gar keine; aber ich glaube ihn als denselben erkannt zu haben, den der Herzog, als er in Turin war, bei sich hatte.«

»Und den er Galaor nannte?«

»Ich glaube, das war der Name. — Was ist Eure Ansicht, mein Vater?«

»Den uns gegebenen Rat zu befolgen, da uns nichts Schlimmes widerfahren kann, wenn wir nach Turin gehen, während uns hier möglicherweise wirklich Gefahr droht.«

»Machen wir uns also auf den Weg!«

Der Herzog trat mit Lächeln auf den Lippen in die Mitte des Saales.

»Meine Damen und Herren,« sagte er, »ich erhalte so eben einen Brief, welchen ich, seiner großen Wichtigkeit wegen augenblicklich beantworten und wobei ich meinen Sohn zu Rate ziehen muss. Kümmert Euch also nicht um uns, tanzt, unterhaltet Euch, betrachtet das Schloss als das Eurige, und in unserer Abwesenheit wird unsere teure Schwiegertochter, die Prinzeß Christine, die Honneurs machen.«

Die Herren und Damen verneigten sich und bildeten ein Spalier, durch welches der Herzog und der Prinz der Tür zuschritten, lächelnd und nach beiden Seiten grüßend.

Als sie außerhalb des Saales waren, gaben sie alle Verstellung aus, ließen sich die Mäntel überwerfen, die besten Renner des Marstalls vorführen, schwangen sich auf dieselben und sprengten in gestrecktem Galopp nach Turin, welches, wie bereits erwähnt, nur eine Meile von Rivoli entfernt war.

Während dieser Zeit verfolgten Latil und seine fünfzig Reiter im scharfen Trabe den Weg von Susa nach Turin. Da, wo von dem Wege sich eine Kastanienallee abzweigt, welche zum Schlosse Rivoli führt, glaubte Latil vor sich auf dem Wege einen Schatten zu sehen, der sich schnell vorwärts bewegte.

Auch der einsame Reiter — denn es war der Schatten eines Reiters — den Latil bemerkte, hielt sein Pferd an, und musterte die kleine Reiterschar mit mehr Unruhe als Neugier.

Latil stand schon auf dem Punkte, »Wer da!« zu rufen, aber er fürchtete, dass dieser Ruf, den er im reinen Italienisch nicht hervorzubringen wusste, ihn verraten möchte. Er beschloss daher, allein die Rekognoszierung vorzunehmen und trieb sein Pferd in der Richtung vorwärts, wo der Reiter unbeweglich wie eine Statue hielt.

Kaum hatte dieser jedoch erkannt, dass man ihm an den Leib wolle, als er die Zügel seines Pferdes anzog, ihm die Sporen in den Leib drückte, und über einen breiten Graben setzte, um dann querfeldein zu jagen, und die Straße nach Susa zu gewinnen.

Latil verfolgte den Reiter, ihm immerwährend »Halt, Halt!« zurufend. Diese Rufe trugen jedoch nur dazu bei, die Schnelligkeit zu vermehren, mit welcher der Verjagte seine Flucht fortsetzte.

Latil wollte schießen, aber er überlegte, dass der Verfolgte ein Franzose sein und dann der Schuss alarmierend auf die Umgebung wirken könnte.

So jagten Beide hintereinander her; der Verfolgte hatte einen Vorsprung von drei Pferdelängen und da sein Pferd besser war, so hatte er alle Aussicht, einen noch größeren Vorsprung zu gewinnen.

Nach fünf Minuten hatte Latil das Nutzlose seiner Verfolgung eingesehen und gab sie auf, indem n wieder zu seinem Detachement stieß, während der Reiter unerkannt im Dunkel der Nacht verschwand.

Latil schüttelte, während er an der Spitze seiner Schar einher trabte, bedenklich den Kopf; das an und für sich so gewöhnliche Abenteuer schien ihm eine besondere Bedeutung zu haben.

Sein erstes Wort an den Kardinal war gewesen:

»Ich stehe für Alles gut, wenn der Prinz nicht benachrichtigt worden ist.«

Was hatte dieser so gut berittene Mann, der so viel darauf hielt, unerkannt zu bleiben, in Rivoli zu tun gehabt?

Das Misstrauen Latil's mehrte sich noch, als er, selbst, noch in kurzer Entfernung von dem Schlosse, zwei Reiter aus dem Thore desselben hervor sprengen und in der Richtung gegen Turin davon galoppieren sah.

Latil versuchte es diesmal nicht, den Reitern zu folgen, da ihre Pferde frisch aus dem Stall kamen und eine edle Race verrieten. Es war jetzt wirklich nichts Anderes zu tun, als so schnell wie möglich das Schloss zu erreichen, dessen erleuchtete Fenster durch die Nacht glänzten.

In zehn Minuten war er bei dem Schlosse, stellte Wachen an allen Thoren aus, beorderte je zehn Mann die Seitentreppen hinauzusteigen und begab sich selbst an der Spitze weiterer zehn Mann über die Hauptstiege in den Saal, auf dessen Schwelle er mit entblößtem Degen in demselben Augenblicke erschien, wo durch die Seitentüren seine Geführten hereindrangten.

Bei dem Anblick dieser bewaffneten, in französische Uniform gekleideten Männer hörten die erschreckten Musiker auf zu spielen, und die Tänzer blieben wie gelähmt stehen.

Nachdem Latil seinen Leuten befohlen hatte, die Türen sorgfältig zu bewachen, trat, er mit dem Degen in der einen und dem Hut in der andern Hand bis in die Mitte des Saales vor, aber die Prinzeß Christine ersparte ihm die andere Hälfte des Weges und kam ihm entgegen.

»Mein Herr,« sagte sie, »wie ich glaube, habt Ihr an meinen Schwiegervater, den Herzog von Savoyen, oder an meinen Gemahl, den Prinzen Victor Amadeus, irgend einen Auftrag. Zu meinem Bedauern muss ich Euch anzeigen, dass Beide vor kaum einer Viertelstunde nach Turin geritten sind, wo sie bereits, wie ich hoffe, ohne Unfall angekommen sein werden. Wenn Ihr und Eure Leute der Erfrischungen bedürft, das Schloss Rivoli ist seiner Gastfreundschaft wegen bekannt und ich freue mich, einem Offiziere und den Soldaten meines viel geliebten Bruders, Ludwig XIII. die Honneurs machen zu können.«

»Madame!« sagte Latil, alle seine Erinnerungen aus der Periode seines Hoflebens zusammennehmend, um einer Schwester seines Königs passend antworten zu können, »Madame, unser Besuch hatte keinen anderen Zweck, als Euch Nachrichten von Ihren Hoheiten zu bringen, welche wir vor noch nicht zehn Minuten in der Tat auf dem Wege nach Turin begegneten, wohin zu gelangen sie, wie es schien, große Eile hatten. Die Gastfreundschaft, mit der Ihr uns beehren wollt, können wir leider nicht annehmen, da wir so schnell als möglich dem Herrn Kardinal wichtige Neuigkeiten bringen müssen.«

Und er empfahl sich von der Prinzeß mit vollendeter Höflichkeit.

Draußen aber sagte er mit bedeutend minder zartem Ausdrucke:

»Beim Teufel, man ist uns zuvorkommen, wie ich es gefürchtet hatte, und wir haben das Nest leer gefunden!«

---

## XXI.

### **In welchem der Graf von Moret sich verbindlich macht, ein Maultier und eine Million in das Fort Pignerol zu bringen.**

Als Richelieu das Resultat der Expedition Latil's hörte, war er wütend, da Latil nicht den geringsten Zweifel hegte, dass der Herzog von Savoyen benachrichtigt worden sei.

Aber durch wen konnte dies geschehen sein? Der Kardinal hatte sich nur einer einzigen Person anvertraut, dem Herzog von Montmorency.

Sollte er es gewesen sein, der den Herzog gewarnt hatte? Es war dies vielleicht eine Konsequenz seiner etwas übertrieben ritterlichen Charakters gewesen, aber diese Ritterlichkeit gegen einen Feind war fast ein Verrat an seinem Könige.

Ohne etwas von seinem Verdachte gegen Montmorency merken zu lassen, denn er wusste, dass Latil an dem Grafen von Moret, daher auch mittelbar an dem Herzog hänge, legte Richelieu dem Kapitän eine lange Reihe Fragen über den einzelnen Reiter vor, den er gesehen haben wollte.

Latil sagte Alles, was er wusste. Er habe in dem Reiter einen jungen Menschen von etwa achtzehn Jahren erkannt, der einen Filzhut mit farbiger Feder getragen und in einen blauen oder schwarzen Mantel gehüllt gewesen sei. Das Pferd war ein Rappe.

Der Kardinal ließ sich erkundigen, welche Schildwache in der vergangenen Nacht den Dienst gehabt hatte.

Zur Nachtzeit konnte man weder aus Susa hinaus, noch in dasselbe herein, ohne der Wache das Losungswort zu geben.

An jenem Tage war das Losungswort:

»Susa und Savoyen!«

Das Losungswort wussten nur die Befehlshaber, unter denen sich auch Graf von Moret und der Herzog von Montmorency befanden.

Der Kardinal ließ die Schildwachen rufen.

Eine derselben erklärte, einen jungen Menschen passieren gesehen zu haben, der durch das nach Frankreich führende Thor hinaus geritten war und das Losungswort gegeben hatte.

Dass er durch das entgegengesetzte Thor hinaus geritten, brachte den Kardinal auf keine falsche Spur. Er hatte ja die Stadt um reiten und die nach Turin führende Straße gewinnen können.

Das musste man jetzt beim Tageslicht sehen können.

In der Tat fand man die Spuren von Pferdehufen, welche, vom französischen Thor ausgehend, um die Wälle der Stadt herumführten und dann auf der italienischen Straße weiter gingen.

Nichts hielt den Kardinal mehr in Susa zurück. Tags vorher hatte er Victor Amadeus den Krieg erklärt, und schon um zehn Uhr Morgens wirbelten die Trommeln und schmetterten die Trompeten zum Abmärsche des französischen Heeres.

Der Kardinal ließ die vier Armeecorps an sich vorbeidefiliren, welche durch Herrn von Schomberg, Herrn de la Force, Herrn von Créqui und den Herzog von Montmorency kommandiert wurden.

Unter den Offizieren, welche in der Nähe des Kardinals hielten, befand sich auch Latil.

Herr von Montmorency war wie immer von einem großen Gefolge von Edelleuten und Pagen umgeben, unter welchen letzteren sich Galaor befand, der einen Filzhut mit roten Federn aus dem Kopfe trug und einen Rappen ritt.

Als der Kardinal den jungen Menschen vorbeireiten sah, berührte er die Schulter Latil's.

»Es ist möglich,« sagte dieser, »aber ich könnte es nicht behaupten.«

Richelieu runzelte die Stirn, sein Auge schleuderte einen Blitz, auf den Herzog und sein Pferd in Galopp setzend, gewann er die Spitze der Colonne; nur die Plänkler, welche man damals »die verlorenen Kinder« nannte, ließ er sich vorangehen.

Der Kardinal trug sein gewöhnliches Kriegskleid, unter dem Stahlkürasse ein Gewand aus fahlem Samt, mit Goldstickereien besät, auf seinem Kopfe einen breitrandigen Filzhut mit einer schwarzen Feder. Da man aber auf dem Marsch in jedem Augenblicke auf den Feind stoßen konnte, so trugen zwei Pagen, die vor ihm ritten, seinen Helm und seine Streithandschuhe, zwei andere führten in ihrer Mitte ein wertvolles Schlachtross. Cavois und Latil, d. h. der Kapitän und der Lieutenant seiner Garde, ritten hinter ihm.

Nach einer Stunde kam man zu einem kleinen Flusse, welchen der Kardinal Tags vorher hatte untersuchen lassen; er war also der Erste, der ohne die geringste Besorgnis sein Pferd in das Wasser lenkte, und der Erste, der ohne weiteren Unfall das andere Ufer erreichte.

Während die Armee durch das Wasser ging, strömte ein Platzregen herab; ohne sich jedoch deshalb zu beunruhigen, ließ der Kardinal den Marsch fortsetzen; es wäre auch sehr schwer gewesen, die ganze Armee in den vereinzelt Hütten an dem Wege unter Dach zu bringen. Aber die Soldaten, welche nicht viel über Unmöglichkeiten nachzudenken pflegen, fingen an zu murren und den Kardinal zu allen Teufeln zu wünschen. Die Klagen wurden so laut ausgestoßen, dass dem Kardinal kein Wort derselben entging.

»He, Latil,« rief er, sich nach diesem umwendend, »hörst Du es wohl?«

»Was, Monseigneur?«

»Alles, was diese Tölpel hinter uns von mir sagen.«

»Monseigneur,« erwiderte Latil, »es ist die Gewohnheit des Soldaten, seinen Anführer zum Teufel zu wünschen, sobald es ihm schlecht geht, aber der Teufel hat über einen Kardinal keine Macht.«

»Wenn ich meinen roten Rock an habe, vielleicht nicht, wohl aber wenn ich die Uniform des Königs trage, wie ein anderer Soldat. — Reite durch die Reihen und sage den Leuten, sie mögen vernünftig sein.«

Latil tat, wie ihm befohlen, und nahm dann wieder seinen Platz neben dem Kardinal ein. .

»Nun?« fragte dieser.

»Nun, Monseigneur, sie werden sich in Geduld fassen.« .

»Du hast ihnen gesagt, dass ich unzufrieden mit ihnen bin?«

»Ich habe mich wohl gehütet.«

»Was also hast Du ihnen gesagt?«

»Dass Ew. Eminenz ihnen für die Gelassenheit erkenntlich sei, mit der sie die Strapazen des Marsches ertragen, und dass, wenn man nach Rivoli käme, sie eine doppelte Portion Wein erhalten sollten.«

Der Kardinal biß sich in die Lippe.

»Vielleicht hast Du gut daran getan, so zu reden,« sagte er dann.

In der Tat hatte sich das Murren gelegt; freilich war auch das Wetter besser geworden, und in einem durch die Wolken brechenden Sonnenstrahl sah man die weißen Mauern des Schlosses Rivoli und des dasselbe umgebenden Dorfes glänzen.

Man marschierte in einem Zuge bis Rivoli, wo man um drei Uhr ankam.

»Beauftragt mich, Monseigneur, mit der Verteilung des Weines,« sagte Latil.

»Da Du den Leuten eine doppelte Portion versprochen hast, muss man sie ihnen geben; es soll aber sofort der Sold ausgezahlt werden.«

»Ja, aber zum Auszahlen —«

»Braucht man Geld, willst Du sagen.«

Der Kardinal hielt sein Pferd an, zog ein Papier aus der Tasche und schrieb auf dem Sattel:

»Der Schatzmeister wird Herrn Latil die Summe von 1000 Livres auszahlen, von welcher mir dieser Rechnung zu legen hat.«

Und er unterzeichnete.

Latil ritt voraus.

Als die Armee drei Viertelstunden später in Rivoli einzog, sah sie mit einer Befriedigung, welche Anfangs still blieb, bald aber sich in lautem Beifall- und Freudengeschrei äußerte, auf dem Marktplatz des Dorfes von zehn zu zehn Schritt ein mächtiges Weinfass liegen, und eine Unzahl von Bechern rings um jedes Fass aufgestapelt.

Das durch das Regenwetter hervorgebrachte Murren verwandelte sich durch den Wein in Jubel und der Ruf: »Es lebe der Kardinal!« ertönte in allen Reihen.

Während dem kam Latil aus den Kardinal zu.

Nun, Monseigneur?« sagte er mit triumphierender Miene.

»Latil, ich fange an zu glauben, dass Du die Soldaten besser kennst, als ich.«

»Pardieu! Jeder nach seinem Stande; die kenne die Soldaten besser, da ich stets nur unter Soldaten gelebt habe; Ew. Eminenz kennen die Höflinge besser, weil Ihr stets mit diesen umgegangen seid.«

»Latil,« sagte der Kardinal, indem er seine Hand auf die Schulter des Abenteurers legte, »wenn Du so viel mit Höflingen umgegangen wärest, wie mit Soldaten, hättest Du gelernt, dass man die Leute vom Hofe desto weniger kennt, je mehr man mit ihnen umgeht.«

Als man beim Schlosse Rivoli angelangt war, versammelte der Kardinal die Anführer um sich und sagte zu ihnen:

»Ich glaube, meine Herren, das Schloss ist so groß, dass Jeder von Euch in demselben seinen Platz findet; übrigens werden der Herzog von Montmorency und der Graf von Moret, welche bereits während der Anwesenheit des Herzogs von Savoyen hier einige Tage zugebracht haben, näheren Bescheid wissen, und daher so gütig sein, die Quartiermeister zu machen.«

Dann fügte er hinzu:

»In einer Stunde ist Kriegsrat bei mir; richtet es so ein, dass Ihr im Stande seid, Euch pünktlich einzufinden; es handelt sich um eine wichtige EntschlieÙung.«

Die Marschälle und Oberoffiziere, welche, bis auf die Haut durchnässt, ein großes Bedürfnis, fühlten, sich zu erwärmen und zu trocknen, empfahlen sich eilig dem Kardinal, mit dem Versprechen, pünktlich beim Kriegsrat zu erscheinen,

Eine Stunde später saßen die sieben zum Kriegsrat berufenen Anführer in dem Kabinett, welches gestern vom Herzog von Savoyen verlassen worden war, und das der Kardinal zu seinem Arbeitszimmer gewählt hatte.

Diese sieben Anführer waren:

Der Herzog von Montmorency, die Marschälle Schomberg, Créqui, de la Force, der Marquis Toyras, der Graf von Moret und Herr von Auriac.

Der Kardinal erhob sich und hielt folgenden Vortrag:

»Meine Herren! Wir haben einen offenen Weg nach Piemont. Dieser Weg ist der Pass von Susa. Aber wenn man es mit einem so treulosen Gegner zu tun hat, wie Carl Emanuel ist, genügt ein solcher Weg nicht; wir müssen deren zwei haben. Hört nun meinen Feldzugsplan. Bevor wir weiter in Italien vordringen, möchte ich mir eine Kommunikation der Dauphinée mit Piemont eröffnen, und das kann nur durch die Einnahme der Festung Pignerol geschehen. Ihr wisst, meine Herren, dass der schwache Heinrich III. aus diesen Platz zu Gunsten des Herzogs von Savoyen verzichtete. Gonzales, Herzog von Nevers, der Vater eben des Herzogs Carl von Mantua, für dessen Sache wir über die Alpen zogen, war damals Gouverneur von Pignerol und kommandierender General der Heere Frankreichs in Italien; er bot vergebens seinen Geist und seine Beredsamkeit auf, um Heinrich III. von einem Entschluss abzubringen, der für seine Krone so nachteilig war. Sollte man nicht beinahe glauben, dass der kluge und tapfere Herzog es voraussah, sein Sohn würde, Herzog von Mantua geworden, Gefahr laufen, seiner Staaten beraubt zu werden, weil es den französischen Truppen an einem Pfade mangelte, in das Land einzudringen? — Da Gonzales sah, dass der König auf seinem Entschluss beharrte, verlangte er, seines Gouvernements über Pignerol vor dessen Abtretung enthoben zu werden, denn er wollte nicht, dass die Nachwelt den Verdacht haben könnte, er hätte in eine Sache, die für den Staat so nachteilig war, bewilligt, oder gar daran Teil genommen.

»Diese Festung sollt Ihr, meine Herren, jetzt für Frankreich zurückerobern; nur ist die Frage, ob dies durch Gewalt oder durch List geschehen soll. Wollten wir es mit der Gewalt versuchen, so müssten wir viel Zeit und viele Leute opfern, weshalb ich in diesem Falle die List vorziehe. Philipp von Macedonien sagte, es gäbe keinen Platz, der so befestigt und verschanzt wäre, dass nicht ein mit Gold beladenes Maultier hineinkommen könnte. Nun wohl, ich habe das Maultier und das Gold; es fehlt nur der Mann, der Beides nach Pignerol bringt. — Helft mir, meine Herren; eine Million ist mir nicht zu viel, wenn ich die Schlüssel dieser Festung durch dieselbe erlangen kann!«

Wie gewöhnlich erhielt jeder der Anwesenden nach seinem Range das Wort zur Erwiderung. Alle verlangten 24 Stunden Bedenkzeit. An den jüngsten kam zuletzt das Wort, nämlich an den Grafen von Moret. Zum Erstaunen Aller gab er folgende Antwort: »Ew. Eminenz wollen das Maultier und Gold in drei Tagen bereit halten; ich verpflichte mich, Beides nach Pignerol hinein zu bringen.«

---



## XXII.

### Der Bruder.

Es mochte etwa acht Uhr Abends am darauffolgenden Tage sein, als an dem Thore der Festung Pignerol ein junger Mann von 24 bis 25 Jahren in der Kleidung der Bergbewohner von Aosta erschien, und in dem piemontesischen Gebirgsdialekt sagte, er hieße Gaetano.

Er gab sich für den Bruder der Kammerfrau der Gräfin Urbano aus, in deren Hause er während seines Aufenthaltes in Piemont mit dem Herzog von Montmorency Gastfreundschaft genossen hatte, welche er dadurch vergalt, dass er allen weiblichen Wesen des Hauses, also auch der Kammerfrau, die Cour machte.

Er fragte daher nach der Signora Jacintha.

Die Signora Jacintha, welche durch einen Soldaten der Garnison benachrichtigt wurde, stieß einen leisen Schrei der Überraschung aus, den man allenfalls für einen Freudenschrei halten konnte; aber als ob sie, um der Stimme des Blutes, die sie durch den Mund ihres Bruders an das Thor der Festung rief, zu gehorchen, der Erlaubnis ihrer Gebieterin bedürfte, stürzte sie zuerst nach dem Zimmer der Gräfin. Sie verließ dasselbe nach fünf Minuten durch eben die Thür, durch welche sie eingetreten war; die Gräfin aber eilte durch eine entgegengesetzte Thür eine kleine Treppe hinab, welche zu einem reizenden Gärtchen führte, das sie sich zu ihrem alleinigen Gebrauche vorbehalten hatte, und auf welches die Fenster von Jacintha's Stube hinausgingen.

Als sie den Garten erreicht hatte, vertiefte sie sich in den entferntesten Teil desselben, das heißt in eine Ecke, die mit Citronen-, Orangen- und Granatbäumen dicht bepflanzt war.

Während dessen schritt Jacintha über den Hof, mit dem freudigen Ausdrücke einer Schwester, die einen geliebten Bruder nach längerer Trennung wieder sieht. Dabei rief sie mit gerührter Stimme:

»Gaetano! Mein teurer Gaetano!«

Der Graf Urbano, der eben auf den Festungsmauern die Wachen revidierte, war Zeuge der rührenden Szene, welche die Kammerfrau seiner Gemahlin mit ihrem angeblichen Bruder aufführte.

Jacintha machte dem Herrn Grafen einen Knix und bat ihn um die Erlaubnis, ihren Bruder einige Tage bei sich beherbergen zu dürfen, weil derselbe ihr, wie es schiene, Familienangelegenheiten von großer Wichtigkeit mitzuteilen habe.

Der Graf ließ Gaetano zu sich kommen, unterhielt sich eine Weile mit ihm und gab ihm die Erlaubnis, eine Zeit lang in der Festung zu verweilen.

Dieser Aufenthalt sollte jedoch nicht lange dauern, da Gaetano sagte, er habe nur zwei Tage Zeit,

um sie bei seiner Schwester zuzubringen.

Der Graf, der nicht länger mit dem Burschen plaudern mochte, da er fürchtete, sich dadurch in den Augen seiner Soldaten herabzusetzen, verabschiedete ihn mit einer gnädigen Handbewegung und ging in das Haus.

Gaetano hatte leicht bemerken können, dass der Graf übler Laune sei und da ihn dies mehr zu interessieren schien, als man es von einem Bauer hatte vermuten können, für den es keinen Grund gab, sich um die Angelegenheiten der großen Herren zu kümmern, erzählte Jacintha ihm die doppelte Ursache, die der Graf hatte, sich über den Herzog zu beschweren. Zunächst war dies, dass der Herzog der Gemahlin in Gegenwart des Gemahls eben so eifrig als unverschämt den Hof gemacht hatte; — dann der unerwartete Befehl, den der Graf drei Tage zuvor empfangen hatte, sich in die Zitadelle einzuschließen und dieselbe zu verteidigen, bis kein Stein mehr aus dem andern bliebe! — Der Graf Urbano hatte sich überdies nicht gescheut, in Gegenwart seiner Frau und Jacintha's zu äußern, wenn er Gelegenheit fände, mit denselben Vorteilen, wie in Piemont, in den Dienst Spaniens, Österreichs oder Frankreichs zu treten, so würde er sich keinen Augenblick besinnen, es zu tun.

Gaetano schien über diese Mitteilung so erfreut zu sein, dass er in dem dunklen Gange, in welchem er dieselbe erfuhr, von einer gesteigerten Zärtlichkeit für seine Schwester ergriffen wurde, so dass er Jacintha in seine Arme schloss und ihr einen herzhaften Kuß auf jede Wange drückte.

Das Zimmer Jacinthas lag an dem Corridor; sie ließ ihren angeblichen Bruder eintreten und verschloss die Tür.

Gaetano stieß, sobald er im Zimmer war, einen Freudenruf aus.

»Da bin ich endlich!« frohlockte er. »Was macht Deine schöne Gebieterin?«

»Ich glaubte, dass Ihr meinetwegen hierher gekommen wäret!« lachte das junge Mädchen.

»Deinet, und ihretwegen, aber vor Allem ihretwegen; ich habe politische Geschäfte mit Deiner Gebieterin in Ordnung zu bringen und Du weißt, Geschäfte gehen Allem vor.«

»Und wo werdet Ihr diese wichtigen Geschäfte abmachen?«

»In Deinem Zimmer, wenn Du nichts dagegen hast.«

»Vor mir?«

»O nein; so viel Vertrauen wir auch in Dich setzen, sind unsere Geschäfte dennoch zu wichtig, um einen Zeugen zu dulden.«

»Und was soll ich dann tun?«

»Du wirst bei dem Bette Deiner Gebieterin sitzen, dessen Vorhänge zugezogen sein müssen, weil sie sehr leidend ist, und wirst Acht geben, dass ihr Gemahl ihr Zimmer nicht betritt.«

»Ach, Herr Graf,« sagte Jacintha mit einem Seufzer, »ich wusste nicht, dass Ihr ein so großer Diplomat seid.«

»Du irrtest Dich, wie Du siehst; da aber für einen Diplomaten die Zeit das Kostbarste ist, so sage mir schnell, wo Deine Gebieterin sich befindet.«

Jacintha stieß einen zweiten Seufzer aus, öffnete das Fenster und sagte das einzige Wort:

»Sucht!«

Der Graf erinnerte sich jetzt daran, dass Mathilde ihm zwanzigmal von diesem einsamen Garten erzählt hatte, in welchem sie so oft ungestört von ihm träumte. Er erinnerte sich eben so, von dem Granaten, Orangen-, und Citronengebüsch gehört zu haben, das am hellen Tage so dunkel war, um so mehr also am Abend. Kaum hatte er daher das Fenster geöffnet, als er auch schon auf die Brüstung desselben und von der Brüstung hinab in den Garten sprang. Während Jacintha dann eine Träne trocknete, die sie vergebens zurückzuhalten versucht hatte, eilte der Graf von Moret dem dichtesten Teile des Gebüsches zu, indem er rief:

»Mathilde! Mathilde! Mathilde!«

Gleich das erste Mal, als ihr Name gerufen wurde, hatte Mathilde die Stimme erkannt, welche ihn rief und in der Richtung fort stürzend, aus welcher die Stimme ertönte, rief sie ihrerseits:

»Antonio!«

Dann erblickten sich die beiden Liebenden, sanken einander in die Arme und hielten sich innig umschlungen, gestützt an den Stamm eines Orangenbaumes, der sie mit seinen duftenden Blüten überschüttete.

So blieben sie einen Augenblick stehen, und wenn sie nicht stumm waren, so sprachen sie zu einander doch nur in einzelnen, unzusammenhängenden Lauten, wie sie dem Munde Liebender entströmen, und antworteten sich so, indem sie sich ohne ein einziges Wort eine unendliche Menge von Dingen sagten.

Endlich schienen Beide ans dem reizenden Linde, der Träume zurückzukehren und flüsterten von Zeit zu Zeit:

»Bist Du es denn wirklich?«

Und Beide antworteten zugleich in einem einzigen Kusse:

»Ja. ich bin es!«

Die Gräfin, gewann zuerst ihre volle Besinnung wieder und rief erschrocken:

»Aber mein Mann?«

»Alles ist vollkommen so gelungen, wie wir es hofften,« entgegnete der Graf. »Er hat mich für dm Bruder Jacinthas gehalten und mir erlaubt, in dem Schloss zu bleiben.«

Darauf setzten sich Beide neben einander, die Hände verschlungen haltend. Die Stunde der Erklärungen war gekommen.

Die Erklärungen aber sind lang zwischen Liebenden! sie wurden von dem Garten bis in die Stube Jacinths fortgesetzt und die Zofe brachte, wie es verabredet worden war, die Nacht auf einem Sessel vor dem Bette ihrer Gebieterin zu.

— — — — —

Am anderen Morgen um acht Uhr klopfte es leise an die Tür des Festungskommandanten; er war bereits wach und angekleidet, da er um sechs Uhr eines Couriers wegen geweckt wurde, welcher die Nachricht brachte, die Franzosen seien in Rivoli und verrieten die Absicht, Pignerol zu belagern.

Er war sehr besorgt, das ließ sich schon ans dem barschen Tone entnehmen, mit dem er »Herein!« rief.

Die Tür tat sich auf und zu seinem großen Erstaunen sah er seine Gattin auf der Schwelle.

»Ihr seid es. Mathilde? Wisst Ihr schon die Neuigkeit und verdanke ich ihr das Vergnügen dieses unerwarteten Morgenbesuches?«

»Welche Neuigkeit?«

»Dass wir wahrscheinlich belagert werden.«

»Ja, und ich wollte darüber mit Euch sprechen.«

»Aber durch wen erfuhrt Ihr die Sache?«

»Ich werde es sogleich sagen; ich konnte die ganze Nacht darüber nicht schlafen.«

»Man sieht es an Eurer Gesichtsfarbe; Ihr seht blass, und angegriffen aus.«

»Ich erwartete mit Ungeduld den Morgen, um Euch aufzusuchen.«

»Konntet Ihr mich nicht wecken lassen? Die Neuigkeit war doch wichtig genug.«

»Diese Neuigkeit erweckte so viele Erinnerungen und Zweifel in mir, dass ich wollte, Ihr möchtet sie früher erfahren und darüber nachdenken, ehe ich mit Euch davon sprach.«

»Ich verstehe Euch nicht, Madame, und habe Euch auch noch nie über Staatsgeschäfte und Krieg reden hören.«

»Man verachtet unseren schwachen Verstand zu sehr, um uns in solchen Dingen um Rat zu fragen.«

»Und Ihr behauptet, man habe Unrecht?« fragte lächelnd der Graf.

»Ohne Zweifel; denn gewiss könnten wir zuweilen gute Ratschläge geben.«

»Und wenn ich Euch nun in der Lage, in welcher wir uns jetzt befinden, um Rat fragen würde, was wäre Eure Ansicht?«

»Vor Allem würde ich daran erinnern, wie undankbar der Herzog von Savoyen sich gegen Euch gezeigt hat.«

»Das wäre überflüssig, Madame; diese Undankbarkeit wird mir immer erinnerlich bleiben.«

»Ich würde Euch sagen: Gedenkt der Feste in Turin, bei denen mir eben der Fürst, welcher den Gedanken zu unserer Verbindung anregte, Zumutungen machte, welche eben so beleidigend für Eure Ehre waren, wie für die meinige.«

»Ich erinnere mich nur zu gut an diese Zumutungen, Madame.«

»Ich würde Euch sagen, vergesst nicht die harte und rohe Weise, aus welcher er Euch den Befehl erteilte, Rivoli zu verlassen und die Franzosen in Pignerol zu erwarten.«

»Ich habe nichts vergessen und erwarte den Augenblick, in welchem ich von meinem guten Gedächtnisse Beweise geben kann.«

»Wohl an, mein Herr, dieser Augenblick ist gekommen, und Ihr seid in einer jener entscheidenden Lagen, in welchen der Mensch Herr seines Schicksals ist, und zwischen einer Zukunft der Sklaverei und einer Zukunft der Freiheit und des Genusses eines ungeheuren Reichthums die freie Wahl hat.«

Der Graf blickte seine Gattin mit erstaunter Miene an.

»Ich gestehe Euch, Madame,« sagte er, »dass ich vergebens zu erraten suche,«wohin Ihr zielt.«

»Ich will daher auch ohne Umschweife zu der Sache kommen.«

Das Staunen des Grafen verdoppelte sich. »Der Bruder Jacinths ist im Dienste des Grafen von Moret.«

»Des natürlichen Sohnes Heinrichs IV.?«

»Ja, mein Herr!«

»Nun, Madame?«

»Nun, vorgestern äußerte der Kardinal Richelieu in Gegenwart des Grafen von Moret, dass er eine Million Demjenigen gäbe, der ihm die Schlüssel von Pignerol überliefern würde.«

Die Augen des Grafen schossen einen Blitz der Habgier.

»Eine Million?« rief er. »Bei Gott, ich möchte sie sehen.«

»Ihr werdet sie sehen, sobald Ihr es wollt, mein Herr!«

Der Graf schloss krampfhaft seine Fäuste.

»Eine Million, das würde sich der Mühe lohnen, aber woher wisst Ihr, Madame, dass diese Summe zu verdienen ist?«

»Ganz einfach; der Graf von Moret hat seinen Diener Gaetano mit dem Auftrage hergeschickt, das Terrain zu sondieren.«

»Und deshalb kam dieser Gaetano her, um seine Schwester zu besuchen?«

»So ist es; Jacintha bat mich, ihn zu empfangen; so wurde der Vorschlag mir gemacht, und nur ich allein bin kompromittiert, wenn die Sache scheitert.«

»Und warum sollte sie scheitern?«

»Wenn Ihr zum Beispiel den Vorschlag zurückweist?«

»Und welches sind die Bürgschaften, die man uns bietet?«

»Das Gold.«

»Und welche Bürgschaften soll ich bieten?«

»Eine Geißel.«

»Wer soll diese Geißel sein?«

»Ich; es ist doch natürlich, dass Ihr in einem Augenblick der Belagerung Eure Gattin aus der zu belagernden Festung entfernt, die Ihr bis auf das Äußerste zu verteidigen entschlossen seid. Ich schickt mich daher zu meiner Mutter nach Selemo, und dort warte ich, bis Ihr mir sagen lasset, in welcher Stadt Frankreichs ich zu Euch kommen soll; — denn ich erwarte, dass Ihr euch nach irgend einer Stadt Frankreichs zurückziehen werdet.«

»Und die Million wird bezahlt werden?«

»In Gold.«

»Wann?«

»Sobald Ihr die unterzeichnete Kapitulation und die Erlaubnis zu meiner Abreise Gaetano übergeben haben werdet.«

»Gaetano soll am Abende mit der Million kommen, und haltet Ihr Euch bereit, mit ihm abzureisen.«

Am Abend zog der Graf von Moret, noch immer unter dem Namen Gaetano, mit einem Maultiere, welches eine Million Gold trug, in die Festung ein, und verließ dieselbe kurz darauf

mit der Gräfin.

Diese überbrachte dem Kardinal die Kapitulation, welche von dem zweiten Tage darauf datiert war, um dem Kardinal Zeit zu lassen, die Anstalten zur Belagerung der Festung zu treffen.

Die Garnison zog mit allen Kriegsehren frei ab.

---

## XXIII.

### Der Adler und der Fuchs.

Zwei Tage darauf zog der Kardinal in die Festung Pignerol in eben dem Augenblick ein, in welchem Carl Emanuel Turin verließ, um derselben Beistand zu bringen.

Als er aber drei Stunden von Turin entfernt war, meldete ihm seine Avantgarde, dass ein Korps von ungefähr achthundert Mann unter der Fahne Savoyens entgegenkäme.

Er schickte einen seiner Offiziere voraus, um zu Rekognoszieren, was das für ein Corps wäre; zu seinem großen Erstaunen lautete der Rapport, es sei die Garnison von Pignerol, welche nach Turin zurückkehrte, da die Festung übergeben wäre.

Diese Meldung machte auf Carl Emanuel einen fürchterlichen Eindruck. Er hielt einen Augenblick an, wurde leichenblass, fuhr sich dann mit der Hand über die Stirne und rief den Kommandanten seiner Reiterei heran.

»Greift die Canaillen an!« gebot er auf die armen Teufel deutend, welche unschuldig waren; denn nicht die Garnison hatte sich ergeben, sondern der Kommandant. »Und wenn es möglich ist, so haut sie bis auf den letzten Mann nieder!«

Der Befehl wurde buchstäblich erfüllt und drei Viertel der Unglücklichen fanden in dem Gemetzel den Tod.

Die Übergabe der Festung Pignerol, deren Ursachen für den Herzog ein Geheimnis blieben, zeigte ihm seine Lage aus ihrem wahren Gesichtspunkte. Er erkannte, dass sie verhängnisvoll sei. Alle List, alle Intrigen einer Regierung, von beinahe vierzig Jahren — und diese ganze Regierung war von List und Intrigen erfüllt gewesen — hatte also nur dazu gedient, einen furchtbaren Feind in das Herz seiner Staaten zu führen. Sein einziges Hilfsmittel war jetzt, sich den Spaniern und den Österreichern in die Arme zu werfen und Spinola, einen Genueser also einen Feind, um Hilfe anzuflehen, oder Wallenstein, einen Böhmen, das heißt einen Fremden.

Er musste sich unter der eisernen Hand der Notwendigkeit beugen. Der Herzog berief Spinola, den kommandierenden General der Spanier und Colalto, den Führer der in Italien eingedrungenen Deutschen, ihm gegen die Franzosen Beistand zu leisten. Aber Spinola, ein großer Kriegsheld, der, so lange er das Mailändische besetzt hielt, Carl Emanuel nicht aus dem Auge verloren hatte, fühlte nicht die geringste Sympathie für diesen kleinen intrigierenden und ehrgeizigen Fürsten, der ihn schon so oft durch den Wechsel seiner Politik dahin gebracht hatte, den Degen ziehen und wieder in die Scheide stecken zu müssen.

Was Colalto betraf, so hatte derselbe nur einen Zweck vor Augen gehabt, indem er nach Italien kam: seine Armee und sich selbst zu ernähren und zu bereichern und als Krönung des Feldzuges, den er als echter Condottieri für seine eigene Rechnung führte, Mailand zu nehmen und zu plündern. Männer solcher Art lassen sich, wie man einsehen wird, nicht leicht durch die Klagen



eines Herzogs von Savoyen rühren.

Spinola erklärte daher, er dürfte seine Armee durchaus nicht schwächen, sondern müsste sie in ihrer vollen Stärke beisammen halten, um seine Absichten auf Montferrat auszuführen.

Bei Colalto war es etwas Anderes; wie wir sagten, konnte er aus Deutschland so viele Mannschaft ziehen, als er wollte. Wallenstein, der wieder an die Spitze seiner Banden getreten war, kommandierte mehr als hunderttausend Mann oder wurde vielmehr von ihnen kommandiert. Er erschreckte Ferdinand II. durch seine Nacht und wurde zuweilen selbst dadurch erschreckt; nichts war ihm daher erwünschter, als Teile seiner Truppen an alle Fürsten zu überlassen?, die gezeigt wären, sie ihm abzukaufen. Es war daher ganz einfach eine Geldfrage, die es zwischen Carl Emanuel und Colalto zu verhandeln galt, und diese Verhandlungen endeten nach manchen Hin- und Her-reden mit einem tüchtigen Aderlass, welcher der Kasse des Herzogs von Savoyen beigebracht wurde und wofür derselbe zehntausend Mann erhalten sollte. Übrigens war zu dem Abschlusse dieses fürchterlichen Handels der ganze Hass Carl Emanuels gegen Frankreich erforderlich; denn er führte dadurch in sein Land einen Feind, der viel mehr zu fürchten war, als der, welchen er dadurch vertreiben wollte. In dem französischen Lager herrschte die strengste Disziplin. Die Soldaten verlangten nichts Anderes, als mit dem Gelde in der Hand, die Deutschen dagegen streckten die Hand nur aus, um zu plündern.

Der Herzog von Savoyen erkannte daher bald, das Beste was er zu tun hatte, würde sein, noch einen letzten Versuch zumachen, umzusehen, was sich von Richelieu erwarten ließe.

Zwei Tage nach der Einnahme von Pignerol saß der Kardinal arbeitend in eben dem Kabinett des Grafen Urbino von Espalomba, an dessen Tür wir die Gräfin so früh, am Morgen nach der Ankunft Gaetano's klopfen sahen; da meldete man ihm die Ankunft eines jungen Offiziers, der von dem Kardinal Barberini geschickt worden sei, dem Neffen des Papstes und dessen Legaten an dem Hofe Carl Emanuels.

Der Kardinal erriet sogleich, um was es sich handeln würde, und da es Stephan Latil war, welcher ihm die Meldung machte, er aber nicht nur in den Mut, sondern auch in den Scharfsinn seines Gardelieutenants großes Vertrauen setzte, sagte er zu demselben:

„Tritt näher!«

„Hier bin ich, Euer Eminenz,« entgegnete Latil, indem er die Hand an den Hut legte.

„Kennst Du den Abgeordneten des Kardinal Barberini?«

„Ich habe ihn nie gesehen, Monseigneur.«

„Und sein Name?«

„Mir durchaus unbekannt.«

„Dir wohl, aber mir vielleicht nicht.«

Latil schüttelte den Kopf.

»Es gibt wenig bekannte Namen, die ich nicht auch kenne,« sagte er.

»Und wie heißt er?«

»Mazarino Mazarini, Monseigneur.«

»Mazarino Mazarini! — Du hast Recht. Stephan, den Namen kenne ich nicht! Der Teufel! Ich liebe es nicht, zu spielen, wenn ich nicht ein wenig in die Karten meines Gegenspielers sehen kann. — Ist er jung?«

»Kaum sechs- bis achtundzwanzig Jahre.«

»Hübsch oder hässlich?«

.Hübsch.«

»Glück bei den Weibern oder den Prälaten! Aus welchem Teile von Italien?«

»Nach seinem Akzent glaube ich, dass er aus dem Königreich Neapel ist.«

»Verschlagenheit und List! Elegant oder nachlässig in seiner Kleidung?«

»Kokett.«

»Halten wir uns gut, Latil! Achtundzwanzig Jahre, hübsch, kokett, gesendet durch den Kardinal Barberini, den Neffen Urbans VIII. Das muss entweder ein Einfaltspinsel sein, was ich auf den ersten Mick sehen werde, oder ein sehr gewandter Mensch, was schon schwieriger zu erkennen wäre. Lass ihn eintreten. Jedenfalls werde ich, Dank sei Dir, durch ihn nicht überrascht werden.«

Fünf Minuten darauf wurde die Tür wieder geöffnet und Latil meldete:

»Der Kapitän Mazarino Mazarini.«

Der Kardinal richtete die Augen auf den jungen Offizier. Er war ganz so, wie Latil ihn geschildert hatte.

Der junge Offizier, den wir Mazarin nennen wollen, weil er 1639, als er in Frankreich nationalisiert wurde, die beiden letzten Buchstaben seines Namens weg ließ, und weil die Geschichte ihn unter dem Namen Mazarin als einen der größten Schelme eingetragen hat, welche jemals die Geschicke eines Reiches lenkten, — der junge Offizier, sagen wir, grüßte seinerseits mit großer Ehrerbietung den Kardinal, und grüßte denselben dabei so vollständig, wie ein Mann von Geist dies mit einem einzigen durchdringenden Blick zu tun vermag.

Indem wir Sully und Richelieu einander gegenüberstellten, haben wir früher die Vergangenheit und die Gegenwart gezeigt. Der Zufall macht, dass wir, Richelieu und Mazarin einander gegenüberstellend, jetzt die Gegenwart und die Zukunft zeigen können.

Wir durften indes diesmal unserem Capitel nicht wieder die Überschrift geben: »Die beiden Adler,« sondern wir müssen für dasselbe den Titel wählen: »Der Adler und der Fuchs.«

Der Fuchs trat also mit seinem scharfen, und listigen Blicke ein.

Der Adler empfing ihn mit feinem scharfen, durchdringenden Blicke.

»Monseigneur,« sagte Mazarin mit geschickt erheuchelter großer Befangenheit, »verzeiht die Aufregung, in der ich mich so natürlich befinde, indem ich, der einfache, unbedeutende Kapitän der päpstlichen Truppen, der noch so junge Mann, mich dem ersten politischen Genie des Jahrhunderts gegenüber erblicke.«

»In der Tat,« entgegnete der Kardinal, »scheint Ihr kaum sechsundzwanzig Jahre alt zu sein.«

»Ich bin dreißig, Monseigneur.«

Der Kardinal lachte.

»Mein Herr.« sagte er, »als ich mich nach Rom begab, um die bischöfliche Weihe zu empfangen, fragte Papst Paul V. mich nach meinem Alter. Wie soeben Ihr machte ich mich älter, indem ich mich für fünfundzwanzig Jahre ausgab, während ich in der Tat nur dreiundzwanzig zählte. Er gab mir die Weihe als Bischof; nachdem ich sie empfangen, warf ich mich ihm zu Füßen und bat um Absolution für meine Lüge. Wünscht Ihr etwa auch eine Absolution zu empfangen?«

»Ich werde Euch darum bitten, Monseigneur,« entgegnete Mazarin ebenfalls lachend, »sobald ich Bischof zu werden wünsche.«

»Sollte das Eure Absicht sein?«

»Allerdings; wenn ich die Hoffnung hegen dürfte, eines Tages Kardinal zu werden, wie Monseigneur.«

»Bei den Protektionen, die Ihr besitzt, wird Euch das leicht werden.«

»Wer sagte Eurer Eminenz, dass ich Protektionen besitze?«

»Die Sendung, mit der Ihr beauftragt seid, denn man berichtete mir, Ihr wolltet mich im Auftrage des Kardinal Antonio Barberini sprechen.«

»Meine Protektion rührt danach jedenfalls nur von zweiter Hand her, denn ich bin nur ein Schützling von dem Neffen Seiner Heiligkeit selbst.«

»Verschafft mir die Protektion eines Neffen Seiner Heiligkeit, gleichviel eines welchen, und ich überlasse Euch die Seiner Heiligkeit selbst.«

»Ihr wisst gleichwohl, Monseigneur, was Seine Heiligkeit von ihren Neffen denken?«

»Ich glaube, der Papst sagte von ihnen eines Tages, in einem Augenblicke der Aufrichtigkeit, sein erster Neffe, Franz Barberini, den er dem heiligen Collegium zuteilte, sei nur gut dazu, Paternoster zu beten; dessen Bruder Antonio, der Euch zu mir sendet, besäße kein anderes Verdienst, als den Gestank seiner Kutte, und er hätte ihm deshalb auch den Talar des Kardinals gegeben; der jüngere der Brüder, Antonio, mit dem Beinamen »der Demosthenes« — welcher

stottert— wäre zu weiter nichts fähig, als sich dreimal täglich zu berauschen. Der jüngste von Allen endlich, Thadeus, den er zum Generalissimus der päpstlichen Truppen ernannt hatte, eignete sich besser dazu, eine Spindel, als einen Degen zu tragen.«

»Ach, Monseigneur, ich werde meine Fragen nicht weiter treiben; nachdem Ihr mir gesagt habt, was der Oheim von dem Neffen denkt, mochtet Ihr sonst im Stande sein, mir zu wiederholen, was die Neffen von dem Oheim sagen.«

»Nicht wahr, dass die großen Gunstbezeugungen, die sie von Urban VIII. empfingen, nur die wohlverdiente Belohnung für die Mühe sind, die sie sich gegeben haben, um seine Wahl durchzusetzen? Dass der zukünftige Papst bei dem ersten Scrutinium nicht eine Stimme hatte; dass sie sich dann unter den römischen Pöbel mischten und ihn durch Geld aufhetzten, so dass sie unter den Fenstern der Engelsburg, in welcher die Wahl vor sich ging, laut schrien: »Mord und Brand, oder Barberini Papst!« — Bei dem nächsten Scrutinium hatte er fünf Stimmen für sich; das war schon etwas, aber er bedurfte zu seiner Wahl dreizehn. Zwei Kardinäle leiteten die Cabale, welche um keinen Preis von ihm etwas wissen wollte. Binnen drei Tagen verschwanden die beiden Kardinäle; der eine starb, wie man sagte, an einem Schlagflusse; der andere erlag einer Herzerweiterung. Sie wurden durch zwei Anhänger des Kandidaten ersetzt; das machte sieben Stimmen. Zwei Kardinäle, die zu der hartnäckigsten Opposition gehörten, starben plötzlich; man sprach von einer Epidemie und Alle sehnten sich danach, das Conclave zu verlassen; Barberini erhielt daher fünfzehn Stimmen statt der dreizehn, deren er bedurfte.«

»Das hieß nicht zu theuer die Größe der Reformen bezahlen, welche Seine Heiligkeit Urban VIII. sofort nach der Thronbesteigung proclamirte.«

»Ja, in der Tat,« entgegnete Richelieu, »verbot er den Barfüßern, die Sandalen und die spitze Capuze der Kapuziner zu tragen, Ebenso untersagte er es den alten Carmelitem, sich Carmeliter von der verbesserten Regel zu nennen. Er verlangte, dass die Prämonstratenser Spaniens die frühere Kleidung und den Namen Fratres ablegen sollten, die sie aus Stolz angenommen hatten. Er sprach zwei Fanatiker der Theatiner selig, Andreas Avellino und Gaetano von Tiano; einen unbeschuhten Carmeliter, Felix Cantalice; den Florentiner Carmeliter Corsini; zwei extatische Frauen, Maria Magdalena von Pazzi und Elisabeth, Königin von Portugal, und endlich den höchstseligen heiligen Roch und dessen Hund.«

»Ich sehe,« sagte Mazarin, »dass Eure Eminenz über Seine Heiligkeit, dessen Neffen und den Hof von Rom gut unterrichtet sind.«

»Aber wie kommt es,« entgegnete Richelieu, »dass Ihr selbst, der Ihr ein Mann von Geist zu sein scheint, im Dienste solcher Nullen steht?«

»Man beginnt, wie man kann, Monseigneur,« sagte Mazarin mit feinem Lächeln.

»Das ist wahr,« meinte Richelieu; »jetzt aber, da wir genug von Jenen gesprochen haben, lasset uns auch von uns selbst sprechen. Was wollet Ihr von mir?«

»Eine Sache von Euch verlangen, die Ihr mir nicht gewähren werdet.«

»Weshalb nicht?«

»Weil sie einfältig ist.«

»Weshalb habt Ihr sie dann übernommen?«

»Um mich dem Manne gegenüber zu befinden, den ich auf der Welt am meisten verehere.«

»Und was ist das für eine Sache?«

Mozarin zuckte die Achseln.

»Ich bin beauftragt, Eurer Eminenz zu sagen, dass der Herzog von Savoyen seit der Einnahme von Pignerol sanft geworden ist wie ein Lamm, und geschmeidig wie eine Schlange. Er hat daher Seine Eminenz, den Herrn Legaten, gebeten, Euch fragen zu lassen, ob Ihr aus Rücksicht auf die Prinzess von Piemont, die Schwester des Königs, die Großmutter besitzen würdet, die Festung Pignerol zurückzugeben, was sehr zur Beschleunigung des Friedens beitragen würde.«

»Wisst Ihr wohl, mein lieber Kapitän, dass Ihr wohl daran tatet, den Anfang mit der Erklärung zu machen, die Ihr aussprach? Denn sonst würde ich mich gefragt haben, ob Ihr ein Einfaltspinsel wäret, weil Ihr eine solche Botschaft übernahm, oder ob Ihr mich selbst für einen solchen Einfaltspinsel hieltet. — Nein; auf keinen Fall! Die Entäußerung der Feste Pignerol war eine Schmach für die Regierung Heinrichs III.; die Wiedererwerbung derselben wird ein Ruhm für die Regierung Ludwigs XIII. sein.«

»Soll ich Eure Antwort in den Ausdrücken überbringen, die Ihr gebrauchtet?«

»Nicht genau in denselben.«

»So teilt sie mir mit, Monseigneur«

»Seine Majestät haben die Einnahme von Pignerol noch nicht erfahren. Ich kann nichts tun, bevor der König mir erklärt hat, ob er den Platz behalten will, oder ob er geneigt ist, seiner Schwester damit ein Geschenk zu machen. Man schreibt mir, dass der König von Paris abgereist ist und dass er nach Italien kommt; warten wir, bis er Lyon oder Grenoble erreicht hat; dann kann man in eine ernste Unterhandlung treten und eine bestimmte Antwort geben.«

»Ihr dürft überzeugt sein, Monseigneur, dass ich Eure Antwort Wort für Wort überbringe. Wenn Ihr es mir gestattet, werde ich ihnen die Hoffnung lassen.«

»Was werden sie damit anfangen?«

»Sie, nichts; ich aber vielleicht etwas.«

»Denkt Ihr denn in Italien zu bleiben?«

»Nein; aber ehe ich es verlasse, will ich von ihm Alles erlangen, was es mir noch gewähren kann.«

»Glaubt Ihr denn, Italien könne Euch nicht eine Zukunft bieten, die Eurem Ehrgeiz genügt?«

»Italien ist ein für mehrere Jahrhunderte verurteiltes Land, Monseigneur; jeder Italiener, der einem Landsmann begegnet, muss ihm zurufen: »Memento mori!« Das letzte Jahrhundert, Monseigneur, war ein Jahrhundert des Zusammensturzes, das wisst Ihr selbst besser, als ich es Euch sagen kann; es hat Alles zertrümmert, was von den Zeiten des Feudalismus uns noch übriggeblieben war. Die beiden großen Einheiten des Mittelalters, das Kaiserreich und die Kirche, haben sich von einander getrennt. Der Papst und der Kaiser waren die beiden Hälften Gottes; seit Rudolph von Habsburg ist das Kaiserreich eine Dynastie geworden; seit Luther, ist der Papst nur noch der Repräsentant einer Sekte.«,

Mazarin schien sich unterbrechen zu wollen.

»Fahret fort! Fahret fort!« sagte Richelieu. »Ich höre Euch aufmerksam an.«

»Ihr hört mich mit Aufmerksamkeit an, Monseigneur? Bis zu dem heutigen Tage zweifelte ich an mir selbst. Ihr hört mich an; ich zweifle nicht mehr. Es gibt noch Italiener, aber es gibt kein Italien mehr. Spanien besitzt Neapel, Mailand, Florenz und Palermo, vier Hauptstädte; Frankreich hält Savoyen und Mantua besetzt; Venedig verliert täglich mehr von seinem Einfluss; Genua lebt von einem Tage zu dem andern; ein Stirnrunzeln Philipps IV. oder Ferdinands II. macht den Nachfolger Gregors VII. erzittern. Die Autorität hat überall den Sieg über die Freiheit errungen, nur fehlt es der Autorität an Kraft; der Adel hat das Volk vernichtet, aber er ist zu der Klasse der Höflinge herabgesunken. Die monarchische Gewalt hat überall gesiegt und überall wird sie von fürchterlichen und unsichtbaren Feinden umringt, die sie zwingen, sich mit stehenden Heeren zu umgeben, mit Sbirren, mit Brawi, sich gegen das Gift zu sichern, sich mit Panzerhemden zu bekleiden und — was noch schlimmer ist — die Hand dem Concile von Trient, der Inquisition, dem Index zu reichen. Das Fieber der Kämpfer auf den öffentlichen Plätzen und aus den Schlachtfeldern ist verschwunden, mit ihm aber auch das Leben. Die Ordnung herrscht überall; die Ordnung aber ist der Tod der Völker.«

»Und wohin werdet Ihr gehen, wenn Ihr Italien verlasst?«

»Wo es Revolutionen gibt, Monseigneur; vielleicht nach England, wahrscheinlich nach Frankreich.«

»Und wenn Ihr nach Frankreich kämt, würdet Ihr mir dann etwas verdanken wollen?«

»Ich würde mich glücklich und stolz fühlen. Euch Alles zu verdanken, Monseigneur.«

»Herr Mazarin, ich hoffe, wir werden uns wiedersehen.«

»Das ist mein sehnlichster Wunsch.«

Und der geschmeidige Neapolitaner verbeugte sich bis zur Erde, während er sich, rückwärts schreitend, aus dem Zimmer entfernte.

»Ich habe sagen hören,« murmelte Richelieu vor sich hin, »dass die Ratten ein Schiff verlassen, welches scheitern wird; aber ich wusste noch nicht, dass sie es tun, um das zu erklettern, welches dem Sturme die Spitze bieten wird.«

Dann fügte er leise hinzu:

»Dieser junge Kapitän wird es weit bringen, besonders wenn er die Uniform mit dem Priesterrock vertauscht.«

Darauf erhob sich der Kardinal und ging nach dem Vorgemache, welches er in Gedanken versunken durchschritt, so dass er einen aus Frankreich angekommenen Courier nicht bemerkte.

Latil machte ihn auf denselben aufmerksam. . Der Kardinal gab dem Courier ein Zeichen, näher zu treten.

Dieser übergab ihm einen Brief aus Frankreich.

»O! O!« sagte der Kardinal, welcher bemerkte, dass der Bote ganz mit Staub bedeckt war, »wie es scheint, hat der Brief, den Ihr mir bringt, Eile.«

»Er ist sehr wichtig, Monseigneur.«

Richelieu nahm den Brief und öffnete ihn; er enthielt nur wenige Worte, diese waren indes, wie man sehen wird, von einer gewissen Wichtigkeit.

»Fontainebleau, 17. März 1630.

*»Der König reiste nach Lyon ab, kam aber nur bis Troyes.*

*»Kehrt nach Fontainebleau zurück! — Verliebt! — Seht Euch vor!*

*»N. S. Fünfundzwanzig Pistolen dem Überbringer. wenn er vor dem 25. d. M. anlangt.«*

Der Kardinal überlas zwei- oder dreimal den Brief, der mit zwei Anfangsbuchstaben unterzeichnet war, welche ihm sagten, dass er von Saint-Simon sei. Dieser hatte nicht die Gewohnheit, ihm falsche Mitteilungen zu machen; diese jedoch erschienen ihm so unwahrscheinlich, dass er daran zweifelte.,

»Gleichviel!« sagte er. »Hole mir den Grafen Moret!« gebot er dann Latil. »Er ist im Zuge.«

»Monseigneur wissen,« sagte Latil lachend, »dass der Graf von Moret seine schöne Geißel nach Briancon bringt.«

»Suche ihn auf, wo er ist und um ihn zu bewegen, ohne Zögern zurückzukehren, sage ihm, er sei es, dem ich den Auftrag erteilen wollte, die Nachricht von der Einnahme Pignerols nach Paris zu überbringen.«

Latil verbeugte sich und ging.

---

## XXIV.

### Aurora.

Wie wir es in einem unserer vorhergehenden Capitel sagten, war Ludwig XIII. in eine Melancholie versunken, welche durch nichts verbannt werden konnte. Ihn marterte das Drängen seiner Mutter; er zitterte bei dem Gedanken, seinen Bruder durch die demselben zuletzt gewährten Gunstbezeugungen zu mächtig gemacht zu haben; er wusste, dass die Königin Anna, trotz seines ausdrücklichen Verbotes, fortfuhr, den spanischen Gesandten zu sehen; der Kardinal, d. h. seine politische Seele, fehlte ihm und das Alles versetzte ihn in die trübste Laune.

Was ihn bei diesem unablässigen Kampfe ganz besonders entnervte, war der Umstand, dass er mit jener instinktmäßigen geistigen Klarheit, die Gott ihm in gewissen Augenblicken verlieh, einsah, dass Richelieu für den Ruhm Frankreichs notwendiger sei, wie er selbst und dass gleichwohl die ganze Welt, die ihn umgab, nur seinen Narren L'Angely und Saint-Simon, den er zu seinem Oberstallmeister ernannt hatte, ausgenommen, sich entweder offen gegen den Mann erklärte, den er für notwendig hielt, oder feindlich gegen denselben intrigierte.

Es gibt immer und zu allen Zeiten eine Welt, welche sich die Welt der rechtschaffenen Leute nennt, die sich gegen neue oder edle Ideen erhebt und welche die Vergangenheit, das heißt das Gebräuchliche, gegen die Zukunft verteidigt, das heißt gegen den Fortschritt. Diese Welt ist des Status quo, welche die Regungslosigkeit gegen die Bewegung verteidigt, den Tod gegen das Leben, und die in Richelieu einen jener Revolutionäre erblickte, welche das Land freilich läutern, es dabei aber aufregen. Richelieu war nun offenbar nicht nur der Feind dieser rechtschaffenen Leute, sondern auch der der, katholischen Welt. Ohne ihn hätte Europa eines tiefen Friedens genossen; Piemont, Spanien, Österreich und Rom, die an demselben Tische saßen, hätten ruhig, ein Blatt nach dem anderen, die Artischocke verzehrt, welche man Italien nennt. Österreich hätte Mantua und Venedig genommen; Piemont Monferrat und Genua; Spanien das Mailändische, Neapel und Sizilien; Rom Urbino, Toscana und die kleinen Herzogtümer; und das sorglose und ruhige Frankreich hätte von der Höhe der Alpen diesem Löwenmahle zugesehen, zu dem es nicht eingeladen war. Wer widersetzte sich also dem Frieden? Richelieu, Richelieu allein. Das war es, worauf der Papst hindeutete; das war es, was Philipp IV. und der Kaiser laut verkündeten; das war es endlich, was im Chore die Königin Maria von Medicis, die Königin Anna von Österreich und die Königin Elisabeth von England sangen.

Nach diesen großen Stimmen, welche Anathema über den Minister riefen, kamen die geringeren Stimmen, die des Herzogs von Guise, der gehofft hatte, mit bei diesem Kriege zu sein, der aber nicht dabei war, und sich nun in sein Gouvernement der Provence flüchtete; Créqui, Gouverneur der Dauphins, welcher sich für berechtigt hielt, das Connetableschwert von seinem Schwiegervater zu erben; Lesdiguières; Montmorency, dem dieses Schwert versprochen worden war und der es seinen Händen entschlüpfen zu sehen fürchtete, nachdem er sich gegen den Kardinal geweigert hatte, den Herzog von Savoyen zu entführen; endlich alle die großen Herren: die Soissons, die Condé, die Conti, die Elboeuf, die über die Hartnäckigkeit des Kardinals erschranken, alle ersten Häuser des Königreiches zu demütigen und auszuplündern.



Ungeachtet und vielleicht sogar wegen alles Dessen hatte Ludwig XIII. sich entschlossen, Paris zu verlassen und das seinem Minister gegebene Versprechen zu halten, zu ihm nach Italien zu kommen. Es versteht sich von selbst, dass dieser Entschluss, welcher den König wieder unter die unmittelbare Vormundschaft des Kardinals stellte, die beiden Königinnen zu lautem Geschrei brachte und sie erklärten, dass sie dem König nach Italien folgen würden.

Sie hatten dazu einen vortrefflichen Vorwand: ihre Sorge für die Gesundheit des Königs.

Ungeachtet aller Widersprüche hatte der König den Kardinal von seiner Abreise benachrichtigen lassen und war auch in der Tat am 21. Februar nach Lyon aufgebrochen. Der Weg, den er verfolgen wollte, ging durch die Champagne und Burgund; die beiden Königinnen und der Ministerrat sollten in Lyon zu ihm stoßen.

Aber die Sachen waren nicht dazu bestimmt, so ruhig vor sich zu gehen. Am Tage nach dem, an welchem der König Paris verlassen hatte, legte sein Bruder Gaston, der bis dahin nicht wagte, Orleans zu verlassen, die Strecke nach Paris mit Postpferden zurück, zog mit großem Lärm ein in die Hauptstadt und trat gegen neun Uhr Abends plötzlich bei der Königin-Mutter ein, die ihren Cercle hielt.

Maria von Medicis stand ganz verwundert auf, stellte sich zornig, verabschiedete ihre Damen und schloss sich mit Gaston in ihrem Kabinett ein, in welches kurz darauf die Königin Anna durch eine geheime Tür eintrat.

Hier wurde der durch die Königin Maria ewig erneuerte vorgeschlagene Vertrag geschlossen, dass Monsieur, im Falle der König stürbe, die Königin Anna heiraten sollte. Diese Vermutung wäre für die Königin Maria eine verlängerte Regentschaft gewesen und gern hätte sie es Gott verziehen, wenn er ihr ihren ältesten Sohn raubte und ihr dafür diesen Ersatz gewährte. Sie war auch, verblindet durch ihren Vorteil, die Einzige, welche es bei diesem Verträge aufrichtig meinte, denn sie arbeitete dabei ganz entschieden zu ihrem eigenen Nutzen.

Der Herzog von Orleans hatte sein Abkommen mit dem Herzog von Lothringen geschlossen, in dessen Schwester er verliebt war, und hegte keineswegs die Absicht, die Witwe seines Bruders zu heiraten, welche, wie wir wissen, sieben Jahre älter war wie er und bei der er sich überdies an das unangenehme Ereignis mit Buckingham erinnerte. Die Königin Anna ihrerseits verabscheute Monsieur, und da sie ihn noch mehr verabscheute als verachtete, vertraute sie seinem Worte nicht; dessen ungeachtet wurden alle möglichen Versprechungen ausgetauscht und damit Niemand ahnen sollte, was in dem Kabinett vorgegangen sei, man auch überdies die Anwesenheit der Königin Anna in demselben nicht wusste, wurde am nächsten Tage das Gerücht verbreitet, der Herzog von Orleans sei nur nach Paris gekommen, um seiner Mutter zu erklären, dass er bei seiner Liebe für die Tochter des Herzogs von Mantua beharre und dass er fest entschlossen sei, die Abwesenheit seines Bruders zu benutzen, um sich mit der Prinzeß zu vermählen.

Dieses Gerücht wurde dadurch bestätigt, dass Maria von Medicis am nächsten Morgen die junge Prinzeß zu sich nach dem Luxemburg bescheiden ließ und sie beinahe wie eine Gefangene bei sich zurückbehielt.

Gaston seinerseits schlug einen so gewaltigen Lärm über diesen Widerstand gegen seine

teuersten Wünsche, dass alle Unzufriedenen anfangen, sich um ihn zu sammeln und dass man ihm zu verstehen gab, wenn er wollte, so würde man sich während der Abwesenheit des Königs offen gegen Richelieu erklären. Man gab ihm die Versicherung, er werde sich dann bald an der Spitze einer Partei erblicken, welche stark genug wäre, nicht nur gegen Richelieu aufzutreten, sondern auch gegen Ludwig XIII. selbst, dessen Sturz wohl auf den seines Ministers folgen könnte. Eine Tatsache von hoher Wichtigkeit ließ einen Augenblick glauben, Gaston hätte die ihm gemachten Vorschläge angenommen. Der Kardinal von La Valette, Sohn des Herzogs von Epernon, und der Erzbischof von Lyon, Bruder des Herzogs von Richelieu, — eben der, welcher sich während der Pest so mutig benommen, hatten zu gleicher Zeit einen Besuch bei dem Herzog von Orleans gemacht. Dieser empfing den Kardinal von La Valette mit der ausgesuchtesten Artigkeit, den Bruder Richelieus aber ließ er im Vorzimmer, ohne ihn eines Wortes oder nur eines Blickes zu würdigen.

Gleich am Tage nach der Ankunft Gaston's in Paris hatte die Königin-Mutter an Ludwig XIII. geschrieben, um ihm diese Rückkehr anzuzeigen, welche für Alle unerwartet war, für sie selbst aber wahrscheinlich nicht. Von der Unterredung zwischen Gaston und der Königin Anna, so wie von dem, was zwischen beiden abgemacht worden war, sagte sie selbstverständlich kein Wort; dagegen betonte sie ganz besonders die Liebe Gastons für Maria von Gonzaga.

Ludwig, der bereits in Troyes war, verkündete nach dem Empfange des Briefes seiner Mutter, dass er nach Paris zurückkehren würde; in Fontainebleau aber meldete ihm ein Courier, dass Gaston, sobald er die Rückkehr des Königs erfahren hätte, nach seiner Besetzung Limours abgereist sei.

Drei Tage darauf traf die Nachricht ein, dass der König statt nach Paris zurückzukehren, seine Ostern in Fontainebleau halte.

Was hatte den König zu diesem neuen Entschluss bestimmt? Das wollen wir sogleich sagen.

An dem Abend, an welchem im Luxemburg die Beratung zwischen der Königin-Mutter, Gaston von Orleans und der Königin Anna gehalten worden war, fand diese Letztere, als sie in ihre Gemächer zurückkehrte, Frau von Fargis, die eben aus Spanien zurückkehrte, wohin sie, wie wir wissen, geschickt worden war, um die Politik ihres Gemahls zu ermutigen, der zu erschlaffen schien.

Da der Krieg zwischen Piemont und Frankreich entschieden war, bedurfte es dieser Unterstützung in Madrid nicht mehr und zur großen Freude der Königin Anna wurde Frau von Fargis nach Paris zurückberufen.

Die Königin stieß daher einen Freudenschrei aus, als sie Frau von Fargis erblickte, und als dieselbe ein Knie beugte, um ihr die Hand zu küssen, zog sie sie empor, umarmte und küsste sie.

»Ich sehe,« sagte Frau von Fargis lächelnd, »dass ich während meiner langen Abwesenheit nichts von der Gunst Eurer Majestät eingebüßt habe.«

»Im Gegenteil, meine liebe Freundin,« sagte die Königin, »Eure Abwesenheit ließ mich Eure Treue würdigen, und nie bedurfte ich Eurer so sehr, wie diesen Abend.«

»Dann komme ich ja zur glücklichen Stunde und ich hoffe meiner gnädigen Gebieterin zu beweisen, dass ich mich in der Ferne wie in der Nähe nur mit ihr beschäftige. Aber lasset hören, was es so Wichtiges gibt, dass es die Anwesenheit Eurer demütigen Magd notwendig macht?«

Die Königin erzählte ihr die Abreise des Königs, die Ankunft Gastons und die Art von Vertrag, welche die Folge davon gewesen war.

»Und Eure Majestät trauen Eurem Schwager?« fragte Frau von Fargis.

»Nicht im Geringsten; das Versprechen, welches er mir gab, hat keinen anderen Zweck, als meine Besorgnisse einzuschläfern und mich dahin zu bringen, in Geduld zu warten.«

»Ist denn der König kranker?«

»Moralisch, ja; physisch, nein.«

»Das Moralische ist bei dem Könige Alles, wie Ihr wisst.«

»Was ist aber dann zu tun?« fragte die Königin.

Leiser fügte sie hinzu:

»Ihr wisst, meine Liebe, dass die Astrologen versichern, der König werde das Zeichen des Krebses nicht überleben.«

»Ich habe Eurer Majestät ein Mittel vorzuschlagen.«

Die Königin errötete.

»Ihr wisst wohl, dass ich es nicht annehmen kann!« sagte sie.

»Das ist ärgerlich, denn es wäre das beste! der Beweis dafür ist, dass meine Ansicht mit der des Königs von Spanien, Philipp IV., zusammentrifft.«

»Mein Gott!«

»Wollt Ihr Euch lieber auf das Versprechen dieses Menschen verlassen, der noch nie sein Wort gehalten hat?«

Die Königin bewahrte einige Augenblicke das Schweigen.

Ihr Gesicht an dem Busen ihrer Vertrauten bergend, sagte sie endlich:

»Angenommen nun, meine liebe Fargis, dass ich mit der Erlaubnis meines Beichtvaters das Mittel anwenden wollte, zu dem Ihr mir ratet, — ach, ich schäme mich schon, wenn ich nur daran denke — vorausgesetzt also, ich nähme Euer Mittel an, so würde das doch jedenfalls erst in der äußersten Not geschehen. Könnte man nun nicht bis dahin andere versuchen?«

»Wollt Ihr mir gestatten, meine teure Gebieterin,« sagte Frau von Fargis, indem sie die

Hingebung der Königin benützte, um einen Arm um deren Hals zu schlingen, während sie ihre wie Diamanten funkelnden Augen auf sie richtete, »wollt Ihr mir gestatten, Euch von dem Hofe Heinrichs II. eine Legende zu erzählen, welche sich auf die Königin Katharina von Medicis bezieht?«

»Erzählet, meine Teure,« sagte die Königin, indem sie mit einem Seufzer ihren Kopf auf die Schulter der Sirene sinken ließ, deren Stimme anzuhören sie die Unklugheit begangen hatte.

»Nun wohl! Die Legende sagt, dass die Königin Katharina von Medicis, welche in dem Alter von vierzehn Jahren nach Frankreich kam und sogleich mit dem König Heinrich II. vermählt wurde, ebenso wie Eure Majestät elf Jahre verheiratet war, ohne Kinder zu bekommen.«

»Ich bin seit vierzehn Jahren vermählt!« sagte die Königin.

»Das heißt,« sagte Frau von Fargis lachend, »die Vermählung Eurer Majestät rührt vom Jahre 1616 her, die wirkliche Heirat aber erst von 1619.«

»Das ist wahr!« sagte die Königin. »Und woher rührte die Unfruchtbarkeit der Königin Katharina? König Heinrich II. besaß, wie ich glaube, nicht denselben Widerwillen gegen unser Geschlecht wie Ludwig XIII. und Diana von Poitiers ist dafür der Beweis.«

»Gegen die Frauen hegte er allerdings keinen Widerwillen, wohl aber gegen seine Frau.«

»Glaubt Ihr, Fargis, dass der König gegen mich persönlich Widerwillen empfindet?« fragte lebhaft die Königin.

»Ventre-Saint-Gris! Wie der König, sein Vater sagte, und wie noch jetzt der Graf von Moret. auf den Ihr viel zu wenig achtet, sagt; — Widerwillen gegen Eure Majestät? Da müsste er wahrlich schwer zu befriedigen sein!«

Dann sah sie die Königin, welche dieser Zweifel zu reizen schien, mit Blicken an, wie Sappho es getan haben würde, und fuhr fort:

»Wo könnte er solche Augen, einen solchen Mund, solche Haare und —« — sie strich mit der Hand über den gewölbten Hals der Königin — »eine solche Haut finden? Nein, nein, meine Königin, Ihr seid schön unter den Schönsten. Aber zu ihrem Unglück besaß Katharina von Medicis keinen einzigen von allen diesen Vorzügen. Im Gegenteil! Sie war geboren von einem Vater und einer Mutter, die an der abscheulichen Krankheit litten, welche damals allgemein herrschte, und hatte die kalte, feuchte Haut der Schlangen.«

»Was sagt Ihr mir da, meine Liebe?«

»Die Wahrheit. — Wenn daher der junge König, der an die weiße und atlasweiche Haut der Frau von Brézé gewöhnt war, diese lebendige Leiche an seine Seite gleiten fühlte, rief er aus, es sei nicht eine Blume aus dem Garten Pitti, die man ihm geschickt hätte, sondern ein Wurm aus der Gruft der Medicis.«

»Schweig., Fargis! Du machst, dass ich fröstle!«

»Nun wohl, meine schöne Königin, wer besiegte diesem Widerwillen, den König Heinrich gegen seine Gemahlin empfand? Die, welcher daran lag, dass derselbe aufhörte, eben jene Diana von Poitiers, welche, wenn der König ohne Kinder starb, der Macht eines andern Herzogs von Orleans verfiel, der nicht viel mehr wert war, als der unsrige.«

»Wohin willst Du eigentlich kommen?«

»Dahin, dass wenn der König in ein Weib verliebt würde, von dessen Ergebenheit wir vollkommen überzeugt sein könnten, diese Frau den König, Dank seinen religiösen Gefühlen, bald zu Eurer Majestät zurückführen würde, und dass dann—«

»Nun?«

»Nun, dass dann der Herzog von Orleans von uns abhängig wäre, statt dass wir es jetzt von ihm sind.«

»Ach, meine arme Fargis,« sagte die Königin kopfschüttelnd, »König Heinrich II. war ein Mann.«

»Ist denn König Ludwig XIII. das nicht —?«

Die Königin antwortete durch einen Seufzer.

»Und dann —« sagte sie darauf, »wo könntest Du eine Person finden, die ergeben genug wäre?«

»Ich habe sie schon gefunden,« entgegnete Frau von Fargis.

»Und schöner als —«

Die Königin hielt inne. Hingerissen durch ein erstes Gefühl des Unwillens oder des Zweifels hatte sie sagen wollen: »Schöner als ich?«

Die Fargis verstand sie.

»Schöner als Ihr, meine Königin?« sagte sie. »Nein, denn das ist nicht möglich. Aber sie besitzt eine andere Art der Schönheit. Ihr seid die in ihrer ganzen Pracht aufgeblühte Rose; sie ist die Knospe, so dass man sie in ihrer ganzen Familie nicht anders nennt, als die Aurora.«

»Und gehört dieses Wunder wenigstens einem guten Hause an?« fragte die Königin.

»Einem ganz vortrefflichen. Sie ist die Enkelin der Frau von Flotte, der Oberhofmeisterin der Ehrendamen der Königin-Mutter, die Tochter des Herrn von Hautefort.«

»Und Ihr sagt, dass dieses Mädchen mir ergeben sein würde?«

»Sie würde Ihr Leben für Eure Majestät hingeben, und,« fügte sie lächelnd hinzu, »vielleicht auch noch mehr.«

»Ist sie denn auf die Rolle vorbereitet, die man sie spielen lassen will?«

»Und sie nimmt dieselbe mit Ergebung an?«

»Mit Enthusiasmus! — Das Wohl der Kirche, Majestät! Wir haben für Euch ihren Beichtvater und den Leibarzt des Königs —«

»Was hat Bouvard dabei zu tun?«

»Er wird den König überreden, dass er nur durch zu große Enthaltbarkeit krank ist.«

»Einen Mann, der jährlich zweihundertmal zur Ader lässt oder abzuführen einnimmt? — Das wird sehr schwierig sein!«

»Er übernimmt es.«

»So ist also schon Alles geordnet?«

»Es fehlt nur noch die Zustimmung Eurer Majestät.«

»Aber ich müsste wenigstens dieses Wunder, diese Aurora, sehen, kennenlernen, befragen.«

»Nichts ist leichter, Eure Majestät. Sie befindet sich hier.«

»Wie so, hier?«

»In dem Kabinet, in welchem sich auch Fräulein von Lautrec befand, die uns der Herzog von Richelieu gerade in dem Augenblick entführt hat, als der König anfang, sich mit ihr zu beschäftigen. Aber jetzt ist Richelieu nicht mehr hier.«

»Sie ist also wirklich dort?«

»Ja, Madame!«

Die Königin sah Frau von Fargis mit einem Blicke an, in welchem man einen Anflug von Zorn lesen konnte.

»Ihr seid erst seit heute wieder hier, und habt schon das Alles vollbracht?« sagte sie. »Wahrlich. Ihr habt keine Zeit verloren, meine Freundin.«

»Ich bin seit drei Tagen zurück, aber ich wollte Eure Majestät nicht eher sehen, als bis Alles bereit wäre.«

»So! Und jetzt ist Alles bereit?«

»Ja, Madame. Aber wenn Eure Majestät das erste Mittel anwenden wollen, welches ich Euch vorschlug, kann das Alles noch aufgegeben werden.«

»O nein! O nein!« entgegnete lebhaft die Königin. »Sagt Eurer jungen Freundin, dass sie eintreten darf.«

»Nennt sie Eure treue Dienerin.«

»Sie möge eintreten.«

Frau von Fargis ging zu der Tür im Hintergrunde und öffnete sie.

»Kommt, Henriette,« sagte sie. »Unsere teure Königin willigt ein, Eure Huldigungen zu empfangen.«

Das junge Mädchen stieß einen Freudenruf aus und stürzte in das Zimmer.

Als die Königin sie erblickte, brach auch sie in einen Schrei aus, — einen Schrei des Erstaunens und der Bewunderung.

»Findet Ihr sie schön genug?« fragte Frau von Fargis.

»Zu schön vielleicht!« entgegnete die Königin.

---

# Fünfter Teil

## Vorrede

Der Erfolg, welchen wir uns von des berühmten Alexander Dumas historischem Riemann »Der Graf von Moret« versprochen, ist keineswegs hinter unseren Erwartungen zurückgeblieben, er hat dieselben vielmehr weit übertroffen.

Um so unliebsamer empfand die unterzeichnete Verlagshandlung daher die Pause, welche seit Schluss des vierten Bandes in der Veröffentlichung dieses historisch-romantischen Meisterwerkes eingetreten ist. —

Die Ursache der Verzögerung liegt nicht etwa in einem Verschulden unsererseits, sondern ist dem Verfasser des Werkes zur Last zu bringen, welcher — in altbekanntem Launenwechsel — dieses Kind seiner Muse als Bruchstück zur Seite warf, um es vielleicht erst nach Jahren wieder einmal zu protegieren — d. h. zu vollenden. Wir haben keine Mühe versäumt; um diese Entwicklung zu beschleunigen leider vergebens; denn obgleich durch kaufmännische Verträge gebunden und zum Abschluss verpflichtet, lässt Herr Alexander Dumas sich doch nicht herbei, den Schluss des Werkes zu liefern. Nachdem wir nun von unseren Abnehmern gedrängt werden, den Roman unter allen Umständen zu vollendenden, mussten wir bedacht sein, ein Mittel hierzu ausfindig zu machen, welches wir darin fanden, das Werk einem bewährten deutschen Schriftsteller *zur Fortführung als Originalroman* zu übergeben. Wir glauben hierbei eine sehr glückliche Wahl getroffen zu haben und hoffen, dass Herr *Arthur Storch*, welcher schon oft sein glänzendes Talent bewies, historische Stoffe in fesselnde Romanform zu bringen und die beiden Schlussbände genau den in den früheren Teilen ausgedrückten Intentionen Alexander Dumas gemäß vollendet, sich die Zufriedenheit des Lesepublikums in gleich hohem Grade erwerben wird, wie der Verfasser der vier ersten Bände selbst.

Das erste Capitel des fünften Bandes stammt noch aus der Feder des französischen Verfassers, von da ab ist das Werk deutsche Originalarbeit.

Wien im Januar 1867.

**Die Verlagshandlung.**



## I.

### **Das Billett und die Zange.**

In der Tat war Fräulein Henriette von Hautefort ein Wunder an Schönheit. Sie war eine Blondine des Südens, und wie Frau von Fargis gesagt hatte, war sie wegen ihres rosigen Teints und ihrer goldstrahlenden Haare Aurora genannt worden.

Vautiner hatte sie auf einer Reise nach Perigord entdeckt und durch den Erfolg seiner Bemühungen, nach denen der König sich wenigstens einen Tag mit Fräulein von Lautrec beschäftigte, fasste er den Gedanken, den durch Aderlasse erschöpften Kranken, das Phantom von einem Könige, wahrhaft verliebt zu machen.

Er hatte Alles im Voraus geordnet und sich überzeugt, dass sich kein Verwandten kein Liebhaber, kein Freund der Opferwilligkeit des jungen Mädchens widersetzen würde; aber auf den Rat der Königin Maria wartete er die Rückkehr der Frau von Fargis ab, da er meinte, dass Niemand so gut wie sie die Königin bestimmen könnte, den Wermuthsbecher zu trinken, dessen Rand mit Honig bestrichen war.

Man sah, wie die Königin den Becher leerte.

Als sie aber sah, wie das schöne junge Mädchen sich ihr zu Füßen warf und mit ausgebreiteten Armen rief:

»Alles — Alles für Euch, meine Königin!« da sah sie wohl, dass diese frische Schönheit, diese wohlklingende Stimme nicht lügen könnten, und sie hob wohlwollend das liebliche Kind auf.

An eben diesem Abend wurde Alles festgestellt.

Fräulein von Hautefort wollte trachten, die Liebe des Königs zu gewinnen und wenn ihr dies gelang, wollte sie den ganzen Einfluss, den ihr die Liebe des Königs verlieh, dazu verwenden, ihn der Königin zuzuführen und ihn dahin zu bringen, den Kardinal von Richelieu zu entlassen.

Es handelte sich nur noch darum, die schöne Ergebungsvolle Ludwig XIII. unter Umständen vorzuführen, die geeignet wären, ihn zu entzücken.

Die Königinnen verkündeten, da der König in Fontainebleau sei, würden auch sie dorthin gehen, um mit ihm ihre Ostern abzuhalten.

In der Tat trafen sie daselbst am Vorabend des Palmsonntag ein.

Am nächsten Tage hörte der König die Messe in der Schlosskapelle, wohin alle Welt berufen wurde, um der feierlichen Handlung mit den Majestäten beizuwohnen.

Einige Schritte von dem Könige entfernt kniete auf den nackten Quadern ein betendes junges Mädchen, das die Sonnenstrahlen, welche durch die mit Gold und Purpur gefärbten

Fensterscheiben fielen, wie mit einem Heiligenschein umgaben.

Er, der König, kniete auf einem weichen Kissen, welches mit goldenen Quasten geschmückt war.

Sein ritterlicher Instinkt erwachte. Er schämte sich, auf einem Polster zu knien, während das junge Mädchen auf den harten kalten Steinen lag. Er rief einen Pagen und ließ dem Mädchen seinen Polster bringen.

Fräulein von Hautefort errötete; aber sie fühlte sich nicht würdig, ihre Knie auf das Kissen zu drücken, auf welchem die des Königs geruht hatten; sie stand daher auf, verneigte sich ehrerbietig vor dem Könige und legte das Kissen auf einen Sessel. Das Alles geschah mit jenem vornehmen Wesen und jenem jungfräulichen Adel, jener Art von Keckheit, welche den Frauen des Südens eigentümlich sind.

Diese Anmut ergriff den König; schon einmal in seinem Leben war er plötzlich ergriffen worden, aber mit geringerem Rechte als jetzt, und das erklärt hinlänglich den Eindruck welchen das Fräulein von Hautefort auf diesen sonst unerklärlichen Menschen machte.

Auf irgend einer kleinen Reise hatte er die Einladung zu einem Balle in einer kleinen Stadt angenommen; gegen Ende des Abends stieg eine der Tänzerinnen Namens Catin Gau auf einen Stuhl, um von einem Armleuchter ein Stückchen von einer Kerze oder vielmehr von einem Talglicht herunter zu nehmen. Wenn man nun den König mit seinem Widerwillen gegen die Weiber aufzog, erzählte er zu der Zeit das Abenteuer, indem er sagte, die Heldin desselben hätte die Handlung mit einer solchen Anmut verrichtet, dass er in sie verliebt geworden wäre und ihr bei seinem Scheiden aus der Stadt als Lohn für ihre Tugend dreißigtausend Livres hätte auszahlen lassen.

Er sagte indes dabei nicht, ob er Angriffe auf diese Tugend gemacht hätte und ob die Verteidigung derselben dreißigtausend Livres wert gewesen wäre.

Der König wurde also von der schönen Henriette von Hautefort nicht minder plötzlich eingenommen, wie einst von der tugendhaften Catin Gau. Kaum in das Schloss zurückgekehrt, erkundigte er sich, wer die reizende Person sei, die er in der Kirche gesehen hatte und er erfuhr, sie sei die Enkelin einer Frau von Flotte, welche den Tag zuvor als Obersthofmeisterin bei den Hofdamen der Königin Maria von Medecis eingetreten wäre.

Von diesem Tage an war zum allgemeinen Staunen aber zur großen Befriedigung der näher Beteiligten, in dem ganzen Wesen des Königs eine vollständige Veränderung eingetreten. Statt in seinem sonst ersten Zimmer eingeschlossen zu bleiben, wie er es seit einem Monat im Louvre und seit acht Tagen in Fontaineblau zu tun pflegte, fuhr er aus, besuchte die belebtesten Orte des Parkes, als ob er dort Jemand zu finden hoffte, und am Abend erschien er bei den Königinnen, was er seit der Abreise des Fräulein von Lautrec nicht getan hatte. Er plauderte den Abend hindurch mit der schönen Henriette und erkundigte sich bei ihr, ob sie am nächsten Abend wieder zugegen sein werde. Aus ihre bejahende Antwort hatte er den Tag darauf einen Courier an Bois Robert geschickt und denselben aufgefordert« in aller Eile nach Fontainebleau zu kommen.

Bois Robert kam sogleich, ganz verwundert über diesen Beweis königlicher Gunst, den er wohl

von Richelieu hätte erwarten können, keineswegs aber von Ludwig XIII. Aber sein Erstaunen war noch viel größer, als der König ihn in eine Fenstervertiefung führte, ihm von hier aus Fräulein von Hautefort zeigte, die auf einer Terrasse auf und nieder ging, und ihm sagte, er sollte ihm Verse für diese schöne Person machen.

So verwundert Bois Robert auch über den Befehl war, ließ er ihn sich doch nicht wiederholen. Er lobte außerordentlich die Schönheit des Fräulein von Hautefort, und da er erfuhr, dass man ihr den Beinamen Aurora gegeben hätte, erklärte er, dass er, wie sehr er auch gesucht haben möchte, würde er doch keine passendere Bezeichnung für diese jungfräulich-frische Schönheit gefunden haben.

Der König gab ihm überdies den Stoff zu seinen Versen.

Ludwig XIII beschwor unter dem Namen Apollo, Apollo war — wie man weiß, der Gott der Lyra und Ludwig XIII spielte nicht nur die Lyra, sondern war auch selbst Komponist — Ludwig XIII. fleht also unter dem Namen Apollo zu Aurora, nicht so früh auszugehen und nicht so schnell wieder zu verschwinden. Seit dem Beginn der Welt liebe er sie und verfolge sie auf einem mit vier Rossen bespannten Wagen, ohne sie jemals erreichen zu können, da er sie immer in dem Augenblick verschwinden sehe, in welchem er die Hand ausstreckte, um sie zu erfassen.

Der König empfing die Verse, las sie und billigte sie bis auf einen Punkt.

»Sie sind schön, Le Bois, « sagte er, »aber Ihr müsst das Wort Begierde weglassen.«

»Und weshalb Majestät?«

»Weil ich nichts begehre.«

Dagegen ließ sich nichts einwenden; Bois Robert strich also das Wort und Alles war gut.

Der König selbst komponierte die Musik zu den Worten Bois Robert's und Musik und Text wurden durch die beiden königlichen Musikanten Moulinier und Justin gespielt und gesungen. In Erwägung der Festlichkeit waren sie dabei vollständig gekleidet.

Die beiden Königinnen, besonders aber Anna von Österreich, lobten die Poesie Bois Robert's, sowie die Musik des Königs sehr lebhaft.

Ludwig XIII. hielt feine Ostern; sein Beichtvater Suffren, der mit der Lage vertraut gemacht wurde, beseitigte die Gewissenszweifel des Königs. indem er ihm das Beispiel einiger Patriarchen vorhielt, welche ihren Frauen untreu gewesen waren, ohne deshalb den Zorn des Herrn auf sich zu lenken; aber der König antwortete darauf, bei ihm sei nichts der Art zu fürchten, denn er liebe Fräulein von Hautefort ohne einen bösen Gedanken.

Das passte aber nicht zu den Absichten der Cabale Fargis und Compagnie; es waren im Gegenteil eben die bösen Gedanken, welche sie wollten; bei einer so feurigen Einbildungskraft, wie die der Frau von Fargis war, verlor man nicht die Hoffnung, sie zu erregen; als Ostern vorüber war, erwartete man mit einer Art von Unruhe, dass Ludwig XIII. davon sprechen werde, seine Reise fortzusetzen; aber er tat dies nicht, sondern ordnete vielmehr Jagden und Feste an;

aber bei den Jagden, wie bei den Festen blieb er vollkommen ehrerbietig gegen Fräulein von Hautefort, obgleich er sich ausschließlich mit ihr beschäftigte.

Nun blieb nur noch die eine Hoffnung, den König eifersüchtig zu machen.

Es gab auf der Welt einen gewissen Herrn von Ecqueville Bassé, dessen Familie von dem Präsidenten Hénnequir abstammte. Einige Heiratsversprechungen waren zwischen ihm und Fräulein von Hautefort ausgetauscht worden, aber ohne einen oder den andern Teil fest zu binden. Herr von Ecqueville war nach Fontainebleau gekommen und um so leichter eingeladen worden, da Frau von Fargis die Augen auf ihn geworfen hatte, um ihn zu einem Werkzeuge der Eifersucht zu machen. In der Tat wollte auch Ecqueville seine alte Stellung als Bewerber ungeachtet der eigenthümlichen Weise wieder einnehmen, auf welche der König seiner Verlobten den Hof machte.

Aber Ludwig XIII. machte darüber große Augen« befragte Fräulein von Houtefort und erfuhr die unbestimmten Versprechungen, welche die beiden Familien einander gemacht hatten. «

Ludwig XIII war darüber eifersüchtig geworden und zwar eifersüchtig auf ein Mädchen.

Es handelte sich nun darum, ein Mittel ausfindig zu machen, diese Eifersucht zu verwerten.

Frau von Fargis war es, welche ein solches andeutete.

Am Abend sollte die kleine Zwergin Gretchen, welche der König nicht ausstehen konnte, dem Fräulein von Hautefort ein Billett übergeben und zwar mit einer solchen Ungeschicklichkeit, dass der König das Briefchen bemerken musste.

Der König werde wissen wollen, was das Billett enthielte.

Das Übrige ging dann die Königin und Fräulein von Hautefort an.

Am Abend war kleiner Cercle bei der Königin Anna.

Der König saß neben Fräulein von Hautefort und schnitt kleine Landschaften aus Papier aus.

Fräulein von Hautefort war in großer Toilette; die Königin selbst hatte sie ankleiden wollen; sie trug eine weit ausgeschnittene Robe von weißem Atlas; ihre Arme, weißer wie ihre Robe und ihre blendenden Schultern, zogen die Lippen unwiderstehlicher an, wie der Magnet das Eisen.

Der König blickte von Zeit zu Zeit auf diese Arme und diese Schultern; das war aber Alles.

Die Fargis verschlang sie mit ihren Augen.

»Ach, Sire,« flüstert sie dem Könige in das Ohr, »wenn ich ein Mann wäre!«

Der König runzelte die Stirn.

Anna von Österreich spielte mit dem Ansatz der Robe und entblößte dabei noch mehr die schöne Büste von rosig angehauchtem Marmor.

In diesem Augenblicke kroch das kleine Gretchen auf allen Vieren zwischen die Beine des Königs. Ludwig XIII. Glaubte, es wäre Grisette, sein Lieblingshund, und stieß sie bei Seite.

Die Zwergin stieß einen Schrei aus« als hätte der König ihr auf die Finger getreten.

Der König stand auf; Gretchen benutzte diesen Augenblick, um so ungeschickt, wie es ihr befohlen war, dem Fräulein von Hautefort ein Billett in die Hand zu drücken.

Der König verlor nichts von dem ganzen Spiele.

Der Gedanke an die Rolle, die sie spielte, machte, dass das junge Mädchen errötete, und dies diente den Absichten der Verschworenen ganz vortrefflich.

Der König sah das Billett ans den Händen der Zwergin in die Hand Henriettens und aus der Hand Henriettens in deren Tasche gleiten.

»Die Zwergin hat Euch ein Billett übergeben?« fragte Ludwig.

»Glaubt Ihr, Sire?«

»Ich bin davon überzeugt.«

Es entstand eine kleine Pause.

»Von wem?« fragte der König weiter.

»Ich weiß es nicht,« entgegnete Fräulein von Hautefort.

»Lest es und Ihr werdet es wissen.«

»Später, Sire!«

»Weshalb später?«

»Weil ich keine Eile habe.«

»Aber ich habe sie.«

»Jedenfalls,« entgegnete Fräulein von Hautefort, »scheint es mir, Sire, dass es mir frei steht, Billetts zu empfangen, von wem ich will.«

»Nein.«

»Wie so nein?«

»Da —«

»Da — was?«

»Da — da — ich Euch liebe!«

»Schön! Ihr liebt mich!« entgegnete Fräulein von Hautefort lachend.

»Ja.«

»Aber was wird dazu Ihre Majestät die Königin sagen?«

»Ihre Majestät die Königin behauptet, dass ich Niemand liebe; sie wird den Beweis erhalten, dass sie sich irrt.«

»Bravo« Sire!« sagte die Königin; »und ich an eurer Stelle würde wissen wollen, wer an das kleine Mädchen schreibt und was er ihr schreibt.«

»Ich bin in Verzweiflung,« sagte Fräulein von Hautefort, indem sie aufstand, »aber der König wird es nicht erfahren.«

»Das wollen wir sehen!« rief der König.

Und er stand ebenfalls auf.

Fräulein von Hautefort sprang zur Seite; der König Mächte einen Satz, um sie zu erfassen. Die Tür zu dem Boudoir der Königin lag hinter ihr und sie flüchtete sich hinein.

Ludwig XIII. folgte ihr.

Die Königin ging dem Könige nach und trieb ihn an.

»Hüte deine Taschen, Hautefort!« rief ihr die Königin zu.

Und in der Tat streckte der König beide Hände in der offenbaren Absicht aus, das junge Mädchen zu durchsuchen.

Aber sie kannte die Schamhaftigkeit des Königs, zog das Billett aus der Tasche und steckte es in ihren Busen.

»Nehmt es« Sire!« sagte sie.

Und mit der Schamlosigkeit der Unschuld hielt sie ihren halb entblößten Busen dem Könige hin.

Ludwig XIII. zögerte; seine Arme sanken herab.

»Aber so nehmt es doch,« rief die Königin, welche laut über die Verlegenheit ihres Gemahls lachte.

Und um dem jungen Mädchen jede Möglichkeit der Verteidigung zu rauben, ergriff sie dessen beide Hände, hielt sie ihr hinter den Rücken und wiederholte:

»So nehmt doch, Sire; nehmt doch!«

Ludwig XIII. blickte überall umher, bemerkte in einer Zuckerschale eine silberne Zuckerzange, ergriff sie und zog auf die keuschste Weise das Billett aus seinem reizenden Asyl

Die Königin« welche eine solche Entwicklung nicht erwartet hatte, ließ die Hände des Fräulein von Hautefort los und murmelte:

»Ich glaube wirklich, dass uns nichts übrig bleibt, als zu tun, was die Fargis vorschlägt.«

Der Brief war von der Mutter des Fräulein von Hautefort.

Der König las ihn und gab ihn ganz beschämt zurück.

Dann traten Alle mit sehr verschiedenen Gefühlen wieder in den Salon.

Die Königin sprach mit einem Offizier, der eben von der Armee gekommen war und der, wie er sagte, dem Könige höchst wichtige Nachrichten überbrachte.

»Der Graf von Moret!« murmelte die Königin, welche den jungen Mann erkannte, den sie nur zwei- oder dreimal gesehen, von dem aber Frau von Fargis so oft mit ihr gesprochen hatte. »Er ist in der Tat sehr schön!«

Leiser fügte sie dann mit einem Seufzer hinzu:

»Er gleicht dem Herzog von Buckingham!«

Bemerkte sie das erst jetzt, oder war es ihr angenehm, eine Ähnlichkeit zwischen dem Abgeordneten Richelieus und dem Gesandten des Königs von England zu entdecken?

Fortgesetzt  
von  
Arthur Storch

---

## II.

### **Eine Niederlage der grauen Eminenz.**

Im Hotel Rambouillet, diesem uns schon von früheren Gelegenheiten her wohlbekanntem Centralmagnete, nach welchem alle politischen und schöngeistigen Notabilitäten von ganz Paris gravitirten, fand am Abende des 17. April 1630 wieder eine jener pikanten Soiréen statt, deren Pointe auch heute, wie fast immer, in irgend einem denkwürdigen Ereignisse, wo nicht geradezu in einer Frankreichs Geschichte beeinflussenden Coalition von Geistern und Leidenschaften gipfeln zu wollen scheint.

Unter den vielen Anwesenden« welche« obgleich sie sich in mehrere selbstständige Gruppen zertheilt hatten, dennoch, gleich den Planeten, nur im Anziehungskreise ihrer Sonne, nämlich der Marquise von Rambouillet und der schönen Julie, sich zu bewegen vermochten, bemerken wir eine Menge alter Bekannten. Von den Herren z. B. die Grafen von Bétune und von Saule, Herrn Georg von Scudéry, den Bischof von Grasses, die Dichter Jean Chapelain, Gombault und Racan, die von Geist und Witz stets übersprudelnde Madame Cornuel und so viele andere.

Vor Allem fällt uns Voiture auf, denn mit ihm unterhält sich heute Madame Rambouillet schon zum dritten Male, eine Auszeichnung, deren sich seit Jahren nur höchst selten einer ihrer vielen Gäste zu rühmen vermochte.

Diese besondere Gunst, die ihm von Seite der Marquise widerfuhr, galt aber heute nicht dem Dichter Vincent Voiture, sondern dem Einführer der Gesandten bei Seiner königlichen Hoheit. Prinzen Gaston von Orleans, und vor Allem dem Schützlinge der Königin Anna. War er auch noch nicht der Vorleser und Geheimsecretär der Gemalin Ludwigs XIII., eine Stellung, in die er sich erst nach des Königs und des Cardinals Tode unter der Regentin Anna zu bugsiren vermochte, so wußte er doch Alles, Alles, was bei Hofe vorging. Was er nicht selbst sah und hörte, das trugen ihm seine unzertrennliche Gesellschafterin, die Frau Prinzessin Condé oder die Fargis und die Chevreuse zu, welche beiden letzteren, wenn sie auch über den Sohn des Weinhändlers, über das kleine Männchen mit dem naiven, fast ausdruckslosen Gesichte im Stillen lachten, es dennoch nicht mit dem Dichter verderben wollten, welcher es ebenso gut verstand, seine Freundinnen mit lieblichen Versen zu vergöttern, als seine Gegnerinnen mit den dreifach in Gift getauchten Pfeilen seiner satyrischen Epigramme zu vernichten.

Der platonische Liebeshandel zwischen dem Könige und dem Fräulein von Hautefort hatte begonnen Aussehen auch in den weitesten Kreisen zu erregen, welche aber die ganze Affaire nur leichtweg hinnahmen und daraus keine andere Schlußfolgerung zogen, als daß auch der jetzige König endlich in das Stadium der Maitressenwirthschaft getreten sei, eine Wirthschaft, die die guten Franzosen schon hinlänglich seit Jahrhunderten von ihren Monarchen gewohnt waren und



deren nähere Bekanntschaft ihnen die späteren Bourbons noch weit eingehender als bisher verschaffen sollten.

Während also die Massen die ganze Affaire nur vorn so zu sagen rein physischen Standpunkte behandelten, faßten die dem Hofleben näher Stehenden die Sache allmählig von der rein politischen Seite auf und die hunderterlei Daten, die Voiture eben über des Königs gestriges Benehmen, über jedes seiner Worte im Umgange mit Fräulein von Hautefort zum Besten gab, wurden gierig verschlungen und wiedergekaut. Kein Zweifel — die Intrigue, den Cardinal zu stürzen, war bereits im besten Gange. Jeder Tag konnte die Paris und ganz Frankreich in Erstaunen setzende Kunde bringen: »Seine Majestät habe in Anbetracht der Unentbehrlichkeit des Herzogs von Richelieu bei der Armee in Italien, wo der österreichische General Colalto von einem Tage zum andern die Festung Mantua, den eigentlichen Zankapfel des ganzen Krieges, mit Sturm zu nehmen drohte, sich allergnädigst bewogen gefunden, mit Rücksicht auf den noch ganz ungewissen Zeitpunkt der Rückkehr Seiner Eminenz, für dessen Stelle als erster Minister, interimistisch den Bischof von Berulle zu ernennen.«

Wie wir wissen, war Berulle eine bloße Marionette, eine erbärmliche Creatur der Königin Witwe Maria von Medicis. Wurde dieser Schwachkopf heute Minister, so traten morgen La Vieuville, die Gebrüder Marillac, Lorient und Ponant mit ihm an's Ruder und um Richelieus Rückkehr nach Paris zu verhindern, würde man dann den Krieg fortgesetzt haben um jeden Preis. Die Königin Mutter calculirte so: »Ist der Cardinal siegreich, eh bien! dann entfernt er sich ohnehin immer mehr von Paris; wird er aber geschlagen, dringt der Feind bis in das Herz von Frankreich, dann wird es ein Leichtes sein, den rathlosen, eingeschüchterten König zu bestimmen, daß er den unglücklichen Heerführer entlasse, verbanne.«

Und im Solon der Marquise von Rambouillet gab es so Manche, welchen es durchaus nicht gleichgültig sein konnte, ob Richelieu die Seele Frankreichs blieb oder ob seine unversöhnliche Feindin Maria von Medicis die Zügel der Regierung in ihre Hände nahm; der König kam dann wohl noch weniger in Betracht als unter dem Cardinal, der, wie die Geschichte hinlänglich lehrt, nöthigenfalls mit dem Schafott für die äußerliche Wahrung der königlichen Autorität einstand und in seinem persönlichen Umgange mit Ludwig XIII. gerade um so submissiver auftrat je mehr seine Gewalt über den Scheinkönig zuzunehmen begann.

Zu den nicht sehr zahlreichen Personen« welche für den Cardinal im Palais Rambouillet mit Leib und Seele sich interessirten, gehörte unstreitig heute Abend Bois-Robert, der verunglückte Sachwalter aus Rouen, Richelieus Spaßmacher und Morgenzeitung, dabei, wie es seine Stellung wohl nicht anders mit sich brachte, auch etwas Spion für seinen Herrn und Meister in jeder politischen Atmosphäre, in die er eben hineingerieth.

Nach Voiture war Bois-Robert heute unstreitig die zweitwichtigste Person, denn wie wir wissen war er es, den der König vor mehreren Wochen mit der Versemacherei für Fräulein von Hautefort beauftragt hatte; er gehörte also gewissermaßen zu den handelnden Personen der Intrigue. Ein Grund mehr für Bois-Robert, etwas im Dienste seines Cardinals wenigstens mit den Ohren zu leisten, um seine Mitschuld auszugleichen.

Bois-Robert, den man sonst im Hotel Rambouillet absichtlich nicht zu bemerken pflegte, wenn er sich nicht selbst bemerkbar machte, sollte heute, als die Gesellschaft sich endlich müde

politisirt hatte, tüchtig zum Amusement der Uebrigen herhalten; aber wie immer blieb er auch heute nicht die Trümpfe schuldig.

»He, Monsieur Metel!« rief der Bischof von Grasses und faßte ihn am Arme, als der Angeredete Miene machte, sich an ihm ohne Antwort vorbeizuschleichen, denn Metel war sein eigentlicher Familienname, welchen er aber nach seiner Flucht von Rouen abgelegt hatte. »He, Monsieur Metel, wie befinden sich denn Eure Kinderchen?«

Der Bischof spielte damit auf jene scandaleuse Affaire mit einer Dame in Rouen an, welche Bois-Robert die Ehre erwiesen hatte, ihm die Vaterschaft zweier Sprößlinge ist zuzuerkennen.

»Ich werde Bischöfe aus ihnen machen lassen, damit sie ihrer Mama würdig sind,« entgegnete Bois-Robert trocken.

Der Bischof von Grasses wollte die Beleidigung nicht so kurzweg einstecken und sagte: »Dann werden die jungen Herren Metel jedenfalls salbungsvoller zu sprechen wissen als ihr Papa.«

»Ganz gewiß, vielleicht sogar zu salbungsvoll.«

»Wie so?«

»Weil ich wenigstens einen Bischof kenne, der, seit er gesalbt ist, an Gehirnerweichung leidet.«

Der Kirchenfürst ließ den Grobian für lange Zeit ungeschoren. Herr Georg von Scudéry, der heute gleichfalls Lust verspürte, sich an Richelieus Günstling zu reiben, rief ihn an: »Wie sieht es mit Eurer Bibliothek aus, macht Euer Büchertrödler noch immer gute Geschäfte?«

Bois-Robert, der nie Geld besaß, weil er ein leidenschaftlicher und dabei unglücklicher Spieler war, ging nämlich zu allen großen Herren und bettelte sich eine Bibliothek zusammen; doch sagte er stets, welche Bücher man ihm geben möge. Hatte er sie erhalten, so verkaufte er sie allsogleich einem Büchertrödler, der ihn begleitete.

Auf diese Weise erschwandelte er sich gegen sechstausend Thaler.

Er erschien bei dieser Bücherbettelei einmal auch bei Herrn von Candale, dem Sohne des Herzogs von Epernon, und bat diesen, er möchte ihm doch die Kirchenväter schenken.

»Ich habe die Kirchenväter nicht,« antwortete der Angegangene, »wenn Ihr aber meinen Vater annehmen wollten, den würde ich Euch gerne geben.«

Wie schon bei einer früheren Gelegenheit bemerkt wurde, hatte Herr von Scudéry einige Dutzend Theaterstücke geschrieben, welche alle am Durchfalle zu Grunde gingen und dermalen bis aus ihre Titel vollkommen verschollen sind.

Reis-Robert schnitt aus Scudérys obige Frage ein höchst jämmerliches Gesicht und sprach:

»Mein Buchhändler beklagt sich bitter über Euch, Herr von Scudéry!«

»Warum?«

»Weil, seit Ihr Eure Werke drucken lasset, andere Maculatur gar nicht mehr an den Mann zu bringen ist.«

Auch Herr von Scudéry ließ von dieser Stunde auf Monate hinaus des Cardinals Spaßmacher in Ruhe.

Der Dichter Jean Chapelaine, im Stillen wüthend darüber, daß der König nicht an ihn, sondern an Bois-Robert sich gewendet, um die Verse für Fräulein von Hautefort anzufertigen, wollte seine Galle an dem bevorzugten Musensohne auslassen und rief laut, so daß es alle Umstehenden hören mußten:

»Le Bois hat gewiß ein schönes Honorar vom Könige bekommen, ich wette darauf.«

»Wettet immerhin, lieber Freund, daß Ihr ein Narr seid und Ihr werdet nie verlieren,« « antwortete Bois-Robert rasch und eben so laut. Er hatte die Lacher aus seiner Seite.

Voiture, heute noch aufgeblasener als gewöhnlich, mochte Bois-Robert als Anhänger des Cardinals nicht recht leiden; es verdroß ihn daher die Schlappe, die sein Freund Chapelaine erlitten, doppelt. Aber der Liebling der Damen kam nicht dazu, sich mit Bois-Roberts stets schlagfertigen Witzen zu messen, denn eben befahl ihm seine gewöhnliche Kolik, an der er fast das ganze Jahr hindurch litt und die ihn mitunter in sehr komische Situationen brachte, komisch wenigstens für Andere.

»Wenn aber nur kein Schloß vorgehangen ist!« rief Bois-Robert dem plötzlich von fürchterlichen Schmerzen gequälten Voiture nach, der, zusammengekrümmt wie eine Sichel, mit verzerrten Gesichtszügen der Thür zueilte.

Ein homerisches allseitiges Gelächter erscholl. Zum Verständniß von Bois-Roberts Aeußerung müssen wir folgendes damals stadtbekanntes Geschichtchen erzählen.

In einem seiner Anfälle wie der gegenwärtige war Voiture einst in der Rue Honoré in das Haus eines Mannes, den er gar nicht kannte, eingetreten.

Ein gewisses Gemach daselbst gefiel Voiture so wohl, daß er beschloß, es von nun an täglich im Vorbeigehen mit seinem Besuche zu beehren.

Der Hausbesitzer, welcher bisweilen an denselben Ort zu gehen hatte, traf mehrere Male Voiture da, der ruhig sitzen blieb und es sich bequem machte.

Müde auf das Belieben eines Fremden zu warten und noch dazu an einem Orte, wo er unbeschränkter Herr zu sein glaubte, ließ der Eigenthümer ein Schloß vor die Thür legen.

Am andern Tage kam Voiture in noch größerer Eile als gewöhnlich und fand die Thür verschlossen.

Da ging er an die Thür der Wohnung und klingelte.

Ein Diener öffnete. Voiture trat ein. Ohne ein Wort zu sagen, kauerte er sich in eine Ecke nieder

und that — was er nicht länger aufschieben konnte.

»Herr!« rief der Diener, »seid Ihr des Teufels?!«

»Das hat dein Herr davon,« antwortete Voiture ruhig, »daß er ein Schloß an mein Cabinetchen legen läßt.«

Bois-Robert tänzelte, nachdem er Voiture dem allgemeinen Gelächter preisgegeben hatte. ganz ungenirt in den Kreis der Damen hinein. .

Frau von Sauvay, bekannt durch ihre scharfe Zunge, rief ihm schon von weitem zu:

»Ach, Ihr kommt zu gelegener Zeit.«

»Wie so?«

»Ich habe Euch auszuzanken.«

»So erlaubt mir die Absolution zu empfangen, wie es sich für einen guten Christen ziemt,« entgegnete Bois-Robert sich niederkniend.

»Ihr ein guter Christi Ihr geltet ja überall für einen gottlosen, ungläubigen Menschen?

»Das glaubet auch *Ihr*?«

»Nein, gewiß nicht!«

»Daran thut Ihr recht. Ich habe auch überall sagen hören, Frau von Sauvay taue nichts.«

»Herr, was sagt Ihr?« rief Frau von Sauvay.

»Beruhigt Euch, ich mache es gegen Euch gerade so wie Ihr gegen mich, ich glaube nicht, was die Leute sagen.«

Bois-Robert trat absichtlich oder nicht, wir möchten beinahe das Erstere annehmen. Frau von Thoré auf ihre Sammtrode. Frau von Thoré war seit einiger Zeit unter die »Frommen« gegangen, nachdem sie in ihrem sehr bewegten Leben die Abscheulichkeiten des Lasters der Unkeuschheit gründlichst studirt hatte.

Bois-Robert warf, während er eine Entschuldigung stammelte, ihr einen schmach tenden Blick zu.

»Werdet ihr denn nie bereuen?« sagte Frau von Thoré, in docirendem Tone. welchen sie sich seit ihrer Bekehrung angewöhnt hatte; »die Reue ist eine Tugend!«

»Ich wünsche sie Euch von ganzem Herzen!« rief Bois-Robert! der nun vor Frau von Cournuel seine Reverenz machte.

Frau von Cornuel, deren Geist und Witz unter Ludwig XIII. und selbst noch unter Ludwig XIV.

sprichwörtlich gewesen ist. war die Tochter eines gewissen Bigot, den man Guise Bigot nannte, weil er als Intendant beim Herzog Heinrich von Guise gedient hatte.

Ihr Vater, der reich war, verheiratete sie an Herrn Cornuel den Bruder des Präsidenten Cornuel. Sie war hübsch und sehr aufgeweckt ihr Mann aber sehr alt. Es darf also nicht befremden, daß sie sehr bald einen Substituten suchte und einen solchen auch in der Person des Marquis von Saurdes fand.

Zu jener Zeit trug man sehr viele Bänder. Frau von Regnier, Gattin des Polizeilieutenants, groß und hager, stach heute Abends besonders hervor durch den übergroßen Aufwand an Bändern, welche kaum den Stoß ihres Kleides erkennen ließen.

Bois-Robert stieß Frau von Cornuel, von der er ziemlich gut gelitten war, leicht an und sagte: »Die trägt ja heute eine ganze Leiter von Bandschleifen.«

»Ich fürchte sehr, daß ein Galgen darunter ist,« erwiderte die geistreiche Frau; dann zeigte sie aus einen jungen Landedelmann, der das Unglück hatte, nicht nur sehr geistlos zu sein, sondern auch aus dem Munde zu riechen und bereits eine volle Stunde dasaß, ohne ein Wort zu sprechen, und sagte: »Der Mann muß todt sein. Er verwest wenigstens schon!«

Madame Cornuel war aber nicht nur sehr geistreich, sondern auch muthig. Erst vor wenigen Tagen wurde sie, als sie Abends nach-Hause fuhr, von Räufern angefallen; der Anführer derselben stieg in den Wagen zu ihr und griff ihr sofort nach dem Busen. Sie stieß ihm aber den Arm zurück und sagte: »Lieber Mann, hier findet Ihr nichts, ich habe weder Perlen noch Brüste.«

Fräulein von Lalande, welche sehr stark schielte und überdies einen harten Blick hatte, erzählte eben einer Busenfreundin, daß ihr der Herzog Gaston von Orleans verliebte, schmachtende Augen zugeworfen habe.

Madame Cornuel die diese Worte auffing, rief: »Ach, mein Fräulein, die hättet Ihr aufheben und behalten sollen.«

Inzwischen war die Mitternachtsstunde herangerückt. Von den Besuchern des Hotels Rambouillet verlor sich einer nach dem andern.

Auch die Marquise von Rambouillet suchte gegen die zweite Morgenstunde ihre Gemächer aus. Wie gewöhnlich so auch heute setzte sie sich, bevor sie ihr Nachtnegligé anzog, noch zu ihrem Schreibtische und warf mit flüchtigen, aber sicheren, lesbaren Zügen mehrfache Andeutungen auf ein schon bereitliegendes Stückchen Papier hin. Diese Andeutungen waren das Gerippe jener Vorfälle des letzten Abends, welche sie ihrem gewiß interessanten Tagebuche einzuverleiben gedachte.

Henriette, die erste Kammerzofe der Marquise, die Einzige von der ganzen Dienerschaft, welche es wagen durfte ungerufen in dieses Heiligthum des Hotels Rambouillet einzutreten, erschien auf der Schwelle.

Erstaunt sah sich die Marquise um.

»Pater Joseph,« meldete Henriette »bittet dringend um Gehör.«

»Jetzt, zu dieser Stunde?« sprach Frau von Rambouillet kopfschüttelnd und dachte eine Weile nach; »er möge eintreten.«

Ihre Neugierde war gereizt; ein wichtiger Grund mochte den Polizeimeister Richelieus zu ihr führen; was nützte es, ihn heute abzuweisen; morgen konnte er sich ja Gehör ertrouten, wenn er wollte, und wie zahlreiche warnende Beispiele vorlagen, blieb es immer sehr gefährlich, mit den Werkzeugen des Cardinals spielen zu wollen, denn dieser wußte jede Beleidigung seiner Leute so zu rächen. als ob sie ihm persönlich widerfahren wären. Und darin lag eine der Ursachen, warum der Cardinal immer besser bedient war als der König selbst und auf verlässlichere Anhänger zählen konnte.

Der berühmte Capuziner trat geräuschlos ein. Bereits zweimal wurde der »rechte Arm« Richelieus, wie dieser selbst die »graue Eminenz« zuweilen nannte, dem Leser vorgeführt.

Die Marquise erbebte unwillkürlich, als sie diese starren Züge, diese kalten, aber durchbohrenden Augen erblickte. Die vollkommene Leidenschaftlosigkeit konnte man sich wohl nicht besser verkörpert denken, als durch den wandelnden Leichnam des Pater Joseph, der in der That ein Muster der strengsten Nüchternheit war und das Recht, gegen Andere streng zu sein gewissermaßen durch die große Härte, mit derer sich selbst behandelte, erkauft hatte. Und Pater Joseph war keineswegs ein Heuchler, der etwa im Geheimen den Lüsten der Welt fröhnte, nein, er verachtete den Sinnengenuß wirklich, als Fesseln seines Geistes, seines Willens und in der That gründete sich die Herrschaft, die er über Andere, theilweise sogar auf Richelieu ausübte, zumeist auf die unbedingte Herrschaft, die er über sich selbst gewonnen. Dabei war aber die »graue Eminenz« nichts weniger als einer jener albernsten Ascetiker, welche mit dem Fleische zugleich auch den Geist tödten; seine Ascetik war und blieb immer bloßes Mittel zum Zwecke und dieser Zweck seines ganzen Daseins bestand in der maßlosesten stillen Verachtung des ganzen Menschengeschlechtes. Aber eben dieser stumme Haß gegen seinen Nächsten machte ihn, ohne daß er es ahnte, dem Ehrgeize zugänglich, denn dieser Haß bildete sich in ihm ganz unbemerkt nachgerade zur Leidenschaft aus, und von dieser einzigen Schwäche, die über ihn Macht bekommen, immer mehr verblendet, gelangte er endlich dahin, eine Befriedigung jener hoch- und weitgreifenden Wünsche, die er seit Jahren mannhaft niedergekämpft hatte, für eine Pflicht gegen sich, für eine ihm von der Vorsehung zur Strafe der verderbten Menschheit zugeordnete Bestimmung zu halten.

Die Marquise wies stumm auf einen Stuhl; der Capuziner blieb stehen. Die Dame des Hauses machte von dem Vorrechte Gebrauch, welches ihr ihr Geschlecht verlieh, und ließ sich nieder, dann sagte sie:

»Es mag wohl ein sehr wichtiger Grund sein, welcher Ew. Hochwürden zu dieser Stunde hierhergeführt hat?«

»Ich habe mit der Marquise von Rambouillet im Namen des Cardinals zusprechen,« entgegnete Pater Joseph kurz.

»Es wird mir ein Vergnügen sein, Euren Mittheilungen zu lauschen.«

»Die Stellung Eures Herrn Gemahls in Spanien fängt an eine sehr schwierige zu werden,« fuhr die »graue Eminenz« gelassen fort und schien dabei in der Seele der Marquise lesen zu wollen.

Oberst Carl von Augennes. Marquis zu Rambouillet war Gesandter vor Ausbruch des Krieges in Piemont und Spanien; dermalen hatte er in Madrid außerordentliche Regociationen zu leiten. Richelieu hatte ihn seit Kurzem im Verdachte, daß er sich nach der Partei der Königinnen zu neigen begann. Pater Joseph spielte durch seine obigen Worte auf das bekannte Verlangen des Marquis an, so lange als möglich in Madrid zu bleiben, wo er sich viel besser befand als in Paris. denn dort erblaßte er neben seiner Gemalin wie ein Stern vor der Mittagssonne. Auch die Marquise verspürte kein sonderliches Verlangen, den bodenlosen Verschwender wieder in ihrem Palais zu beherbergen, sich von seinen zahllosen Gläubigern überlaufen zu lassen. Dabei gehörte der Marquis zu den größten Disputirern seiner Zeit, besaß aber sehr viel Geist und Witz und machte dem Grafen-Herzog Olivarez sehr viel zu schaffen. Er verstand es den ersten Minister Spaniens stets alsbald derart in Zorn zu bringen, daß er Alles sagte, was ihm auf dem Herzen lag und was gesagt zu haben ihn dann zu spät bitter gereute. Der Marquis war übrigens in der That ein ausgezeichnete Diplomat. Er starb im Alter von fünfundsechzig Jahren nach kurzer Krankheit.

»Ich habe davon sprechen gehört!« erwiderte die Marquise von Rambouillet nach einer längeren Pause, als sie das Mißbehagen niedergekämpft hatte, das ihr der Gedanke an die Möglichkeit einer schnellen Rückkehr ihres Gemahls verursachte, der einmal sogar Lust an den Tag legte, das Beispiel seines erlauchten Großvaters Jakob von Augennes, Günstlings König Franz I. und Capitäns seiner Gardem nachzuahmeen

Einst hatte er nämlich ernsthaften Streit mit seiner Frau gehabt und trug Waffenstillstand an wie einem Feinde auf dem Schlachtfelde.

In dieser Pause begann er:

»Madame, erzeiget mir doch das Vergnügen, mich am Bart zu fassen.«

»Warum?« fragte die Frau erstaunt.

»Fasset nur an.«

Sie that es.

»Nun zerret!« fuhr der Gardecapitän Jacob von Augennes fort.

»Es wird weh thun! «

»Gleichviel. «

Sie zog ihn am Barte

»Stärker!«

»Aber . . .«

»Am stärker, mit aller Kraft, Madame!«

Sie zog und zerrte so stark sie nur konnte.

»Mehr vermag ich nicht,« sagte sie endlich.

»So gebt Ihr es auf. Madame?«

»Ja!«

»Dann ist die Reihe an mir.« Er faßte einige Haare auf ihrem Kopf und zog.

Die Dame schrie. Er aber zog fort, selbst als die Marquise um Hilfe schrie. Endlich ließ er sie los und sprach:

»Ihr sehen Madame, daß ich der Stärkere bin; es liegt also in Eurem Interesse, daß wir nicht handgemein werden.«

Madame merkte sich gar wohl den Sinn dieser Rede und wurde von da an gegen Herrn Jakob von Augennes die Sanftmuth selbst.

»Ihr habet davon schon sprechen gehört?« wiederholte der Capuziner, der durchaus keine Eile zu haben schien, das Endziel seiner Absichten zu demaskiren.«

»Ja sogar heute Abends in meinem Salon!« bestätigte ruhig die Marquise. »Herr von Marillac, der Siegelbewahrer, hat es als eine Neuigkeit vom Hofe ausgeplaudert. «

Wie wir wissen, gehörten dieser Marillac und sein Bruder, der Marschall mit welchen es später ein so übles Ende nahm, zu den vertrautesten Anhängern der beiden Königinnen, das heißt mit anderen Worten zu den größten Feinden des Cardinals.

»Die Partei der »Abgeneigten« scheint sehr wohlgelitten und auch sehr zahlreich vertreten zu sein im Hotel der Marquise Katharina von Rambouillet,« bemerkte Pater Joseph mit eisiger Kälte.

Abgeneigte oder Aversioaäre hieß man Alle, welche als Gegner des ersten Ministers galten.

»Im Hotel Rambouillet,« sprach die Marquise stolz, »kennt man keine Parteien, hier herrscht allein der Geist, der Witz und der Anstand. Uebrigens,« setzte sie rasch bei, »wurde von mir noch keinem Freunde Sr. Eminenz die Thür gewiesen; Bois-Robert zum Beispiel geht hier aus und ein, wie es ihm beliebt, und Eure eigene Gegenwart zur ungewöhnlichsten Stunde ist wohl ein weiterer Beweis hierfür.«

In den zweiten Satz ihrer Rede hatte sie einen ziemlich erzwungenen Ton von Freundlichkeit gelegt; dem allmächtigen Cardinal gegenüber sich als Feindin zu bekennen, wie sie die »graue Eminenz« ganz unverblümt schon bezeichnet hatte, durfte selbst eine Marquise von Rambouillet nicht wagen.



Dieses Anzeichen von Furcht, welches die Marquise wider Willen blicken gelassen, schien der »grauen Eminenz« sehr zu behagen und selbe beschloß rasch die gedämpfte Stimmung der Marquise zu benützen

»Es wird mir ein besonderes Vergnügen sein, dem Cardinal über die wohlwollende Gesinnung zu berichten, welche die Marquise von Rambouillet für ihn hegt,« sagte Pater Joseph und er verbeugte sich leichthin. Dann fuhr er bedächtig fort:

»Ich habe heute Briefe erhalten« worin mich Seine Eminenz beauftragt, gewisse kleine Rechnungen, welche der Herr Marquis vor seiner letzten Abreise nach Spanien zu bezahlen vergaß, durch Charpentier ausgleichen zu lassen —«

»Wie?« rief die Marquise erstaunt, »der sparsame Cardinal, der jetzt selbst mit schweren Sorgen ringen mag, um seine Armee zu erhalten,« wollte für meinen liederlichen Gemahl nicht weniger als 40.000 Pistolen Schulden bezahlen? Unglaublich!«

»Auch das Doppelte, das Dreifache!« sagte Pater Joseph bedeutungsvoll, »würde Sr. Eminenz nicht zu viel sein um der Familie Rambouillet sich gefällig zu beweisen, und da eine Gefälligkeit die andere erfordert — — — « der Capuziner hielt forschend inne.

Die Marquise, welche endlich zu wissen beehrte, wo hinaus Richelieus Vertrauter eigentlich wolle, ergänzte etwas ungeduldig seine Rede mit den Worten:

»— — So erwartet man dafür, daß man meinen Gemahl in Spanien beläst, dafür, daß man seine Schuldner befriedigt, die, ich leugne es nicht, bereits zudringlich, ja unangenehm zu werden beginnen, kurz, man oder wenn Ihr deutlicher wollt, der Cardinal verlangt dafür eine Gegengefälligkeit; heraus damit, worin soll sie bestehen?«

»Ihr wisset,« meine edle Marquise« nahm nun Pater Joseph das Wort und er legte so viel höflichen, fließenden Ton in seine Stimme, als es ihm überhaupt möglich war. » Ihr wisset, daß Seine Eminenz fast ebensoviel Werth darauf legt, als guter Dichter und als Schöngeist denn als Staatsmann zu gelten. Ich meinestheils halte diese Marotte des sonst so großen Mannes für eine kleinliche, seiner unwürdige Schwäche, aber auch ich, der ich mir viel, ich möchte fast sagen Alles dem Cardinal gegenüber erlauben darf, ich würde, bei Gott, Anstand nehmen, über diesen Punkt mit ihm ein zweites Mal rechten zu wollen. Es darf Euch daher durchaus nicht befremden, wenn der Cardinal das lebhafteste Bedauern darüber empfindet, daß es ihm, auch wenn er in Paris ist, die Umstände verwehren, zu den Besuchern des Hotels Rombouillet zu zählen und jene köstlichen Abende mitzugenießen, deren Glanz und Brennpunct eben die Herrin des Hauses selbst bildet. Nun denn — Seine Eminenz wünschte also, daß ihm wenigstens der Nachgenuß dieser olympischen Soiréen vergönnt wäre, und wer, frage ich, vermöchte wohl besser ein klares richtiges und allseitiges Bild des Geschehenen und des Gesprochenen zusammenzustellen, als Ihr, Marquise, Ihr, die Sonne und der belebende Hauch aller jener sich hier versammelnden zahllosen Planeten von Frankreichs poetischem und politischem Himmel.«

Pater Joseph schwieg und fixirte nun scharf die Marquise, welche sich in die Lippen kniff und sagte:

»Wenn ich reitet versteht,« so wünscht Seine Eminenz, daß ich ihm Bericht erstatte über Alles,

was in meinem Hause von meinen Gästen gethan, gesprochen wird.«

»Um die Marquise von Rambouillet nicht allzusehr in Anspruch zu nehmen« würde man sich am Ende begnügen, wenigstens das Ueble zu erfahren. welches über den Cardinal oder seine Freunde gesprochen wird.«

»Ich glaube,« antwortete die Marquise sehr bestimmt, »ich glaube. Jedermann kennt meine Achtung und meine Ehrfurcht vor dem Cardinal zu sehr. als daß sich Jemand erlauben sollte, in meinem Hause übel von ihm zu sprechen.«

»Sol! ich diese Worte als eine Ablehnung meines Antrages auffassen?« frug der Capuziner und sein Blick verfinsterte sich.

»Mein Gott!« lächelte die Marquise und schlug ganz naiv die Hände zusammen. »Ihr sprecht von einem Antrage, von einer Ablehnung. wir sind ja auf so etwas gar nicht zu sprechen gekommen. Seine Eminenz hatte blos die hohe Gnade, mich durch Euch seiner Freundschaft versichern zu lassen und ich, ich kann zur Erwidern nichts Anderes thun, als Euer Hochwürden zu bitten. dem Herrn Cardinal den Ausdruck meiner grüßten, tiefgefühltesten Verehrung zu überbringen und zu Füßen zu legen.«

Die Marquise stand nach diesen Worten auf zum Zeichen. daß sie die Unterredung für beendet halte.

Das Antlitz des Capuziners war starr und eiskalt wie gewöhnlich, obgleich er in seinem Innern vor Wuth tobte, daß die Marquise seinen Antrag, gewissermaßen in die Dienste der »Cardinalspolizei« zu treten, nicht nur ganz bestimmt, sondern sogar mit unverkennbarem Hohne von sich gewiesen hatte.

»Die Frau Marquise dürfte sehr bald das Vergnügen genießen, Ihren Herrn Gemahl wieder in Paris zu umarmen. « sagte die »graue Eminenz« mit Nachdruck.

»Ganz gewiß wird es mir ein Vergnügen sein!«

»Deinen Gläubigern vielleicht ein noch größeres!« spottete der Capuziner. »Es ist sehr möglich, daß der Herr Marquis nach seiner weiten, beschwerlichen Reise recht lange Muße zum Ausruhen finden wird im — Schuldthurme!«

»Ich werde diese Ruhe sicherlich nicht stören oder gar so grausam sein, selbe abzukürzen; mein Vermögen gehört meinen Kindern. Der ehemalige Gesandte Sr. Majestät Ludwigs XIII. am spanischen Hofe wird also in der Lage sein, sich ganz nach eigenem Gutdünken mit seinen Gläubigern auseinanderzusetzen.«

»Ist dies Euer letztes Wort, Marquise?- Und für Euch selbst hättet Ihr wirklich nichts zu wünschen und auch — nichts zu fürchten?«

»Mein Gewissen sagt: nein.«

»Dann gratulire ich der Marquise von Rambouillet aus vollem Herzen, denn in dieser

beneidenswerthen Lage befindet sich außer Euch und meiner Wenigkeit wohl sonst Niemand in allen den weiten Reichen des Königs von Frankreich und Navarra.«

Die »graue Eminenz« schritt nach flüchtigem Gruße zur Thür hinaus.

Die Marquise von Rambouillet kannte sich einer gewissen innern Unruhe nicht erwehren. Von dieser Stunde an hatte sie den Cardinal zum Feinde. Wer nicht für ihn war, war wider ihn; zählte er doch sogar jeden Indifferenten zu letzteren.

»Ich that vielleicht unrecht, den Capuziner so zu behandeln; aber ich, die Marquise von Rambouillet, sollte mich hergeben zu seiner Spionin, mich aus eine Stufe stellen mit der Courtisane Marion Délorme? Nimmermehr, eher will ichs ankommen lassen auf die Folgen des Zornes des allmächtigen Cardinals. Allmächtig?« setzte sie tief nachsinnend bei. »Hm, wer weiß, ob er nach dreimal vierundzwanzig Stunden nach Minister ist. Uebermorgen lassen die beiden Königinnen alle ihre Mienen springen. Der König ist seit Kurzem traut, schwer trank und Richelieu auf dem Kriegsschauplatze. Seine Feinde haben also leichtes Spiel!«

Und ziemlich durch ihre Reflexionen beruhigt, suchte die Marquise endlich gegen die vierte Morgenstunde ihr Lager auf.

---

### III.

#### Die folgen einer Grabschrift.

Von Gefühlen der unangenehmsten Art bestürmt betrat die »graue Eminenz« die Straße. » Es muß bereits schlecht, sehr schlecht um den Cardinal stehen,« murmelte er vor sich hin, »wenn eine sonst so kluge, so weitblickende Dame wie die Marquise kein Bedenken trägt, mit schnödem Hohne einen Antrag zurückzuweisen, der tausend Andere entzücken würde. Ja, ja, schwere Gewitterwolken hängen am Himmel Richelieus; wer weiß, ob sie sich nicht schon in der nächsten Stunde entladen und die zuckenden Blitze, die ihn niederzuschmettern drohen, werden auch seine Anhänger zu Boden werfen. Pah! was liegt mir daran, wenn der Orkan, der auszubrechen droht, auch mich, seinen rechten Arm, hinwegfegt von der Schaubühne des politischen Lebens — bin ich zu ihm gestanden, will ich auch mit ihm fallen! — Wo existirt in ganz Frankreich ein zweiter Geist, der ihm gliche und dem ich mich unterordnen wollte, wie ich es bisher gethan gegenüber dem größten Staatsmanne Europas! Wer nach ihm würde wie er im Stande sein, jene Aristokratie zu bündigem welche gar so gerne den Fuß auf den Nacken des Bürgers setzte und jetzt in ohnmächtiger Wuth anerkennen muß, daß in Richelieus Händen das Gesetz keinen Unterschied kenne zwischen dem Herzoge und dem letzten Ackerknechte. Ha! welche Wollust war es für mich, mitzuhelfen, daß einer nach dem anderen dieser stolzen Köpfe von des Henkers Händen auf das fürchterliche Schaffot niedergezogen wurde und das scheue Geflüster, womit des Cardinals Feinde seinen Namen verfluchen, klang stets wie eine Siegesfanfare in meinen Ohren, und auf Rosen dünke ich zu wandeln, wenn der Haß und die ingrimmigste Verachtung sich fruchtlos abmüht, meinen Pfad mit Dornen zu bestreuen. Wohlan denn, fällt der Cardinal ziehe ich mich zurück in die Mauern meines Klosters; dort und in meinem Herzen ist Raum genug für den Ekel und den Abscheu, den mir diese erbärmliche Welt einflößt, und nimmer will ich sie schauen, kann ich fürder nichts mehr beitragen zu ihrer Bestrafung, zu ihrer Vernichtung.«

Pater Joseph war während seines Monologes in die Nähe des Louvre gekommen; er befand sich von dessen Hauptthore nur mehr etwa fünfhundert Schritte entfernt.

Eine kleine zarte, in einen dunkelblauen Mantel gehüllte Gestalt trat näher an ihn heran und tippte ihn mit der rechten Hand auf die Schulter.

Erstaunt blickte die »graue Eminenz« den jungen Burschen an, der mit feiner silberheller Stimme zu sprechen begann.

»Ehrwürdiger Vaters Wolltet Ihr nicht einem Sterbenden den letzten Trost spenden?«

Bei einer der wenigen und düster brennenden Straßenlaternen, an der man eben vorbeikam, ließ der Capuziner einen scharfen forschenden Blick über die Gestalt des Sprechers gleiten. Der Mantel war vom feinsten Tuche und den Hut, den der Junge tief in die Stirne gedrückt hatte, zierte eine echte Straußenfeder und eine goldene Schnalle. Von dem Gesichte vermochte Pater Joseph blos ein feingeschnittenes, bartloses Kinn und einen kleinen, lieblichen Mund zu gewahren, denn das Uebrige war, wie wir schon bemerkten, durch den überbreiten Rand seines

Hutes bis zur Nasenspitze herab tief beschattet.

Die »graue Eminenz« hielt den jungen Menschen für einen Pagen und sagte: »Wie kamst Du aber dazu, mein Sohn, Dich gerade an mich, hier auf der Straße, mit deinem Anliegen zu wenden? Weißt Du denn nicht den Weg nach dem nahen Kloster der »Brüder vom Calvarienberge?« Komme mit, ich will Dich führen, denn auch meine Schritte lenken dahin.«

Das von Pater Joseph genannte Kloster der »Brüder vom Calvarienberg« war eine von ihm gestiftete päpstliche Congregation und eines jener wenigen Objecte, an denen er wahrhaft persönlichen Antheil nahm. Obwohl das Profeßhaus der »Gesellschaft Jesu« weit näher zur Hand gewesen wäre, wollte er doch lieber einem seiner Brüder den Weg in das Haus eines Sterbenden öffnen, der nach dem Pagen, den er ausgesendet zu urtheilen, dem höheren Staude angehören mochte. Es konnte also dabei die Stiftung von Messen, sowie überdies ein namhaftes Geschenk für die Verabreichung des Viaticums heraussehen, und Pater Josephs neugebildeter Orden benötigte in der That einen kleinen Zufluß an irdischen Gütern weit dringender als die Jesuiten, welche bereits über ein Jahrhundert Zeit gehabt hatten, ihre Existenz zur größeren Ehre Gottes zu sichern und, wie die Geschichte hinlänglich lehrt, in dieser Beziehung sich auch durchaus keine Nachlässigkeit zu Schulden kommen ließen.

Der Page schüttelte verneinend den Kopf und sagte: « »Das würde zu spät werden; wenn Ihr nicht selbst mitkommen wollt, müßte ich mich an die Väter Jesu wenden.«

»Und wohin willst Du mich führen, Bursche?«

»Wir sind zur Stelle. « sprach der Page, vor dem Gitterthore stehen bleibend, innerhalb dessen ein Schweizer, die Hellebarde aus der Schulter, bedächtig auf und ab schritt.

»In den Louvre?« rief Pater Joseph mit ungeheucheltem Erstaunen, »in den Louvres gibt es denn nicht in diesen Mauern Leute genug, welche das Gewand des Priesters tragen?«

»Und wer ist es, der meine Hilfe begehrt?« frug er nach einer kurzen Pause. Die Neugierde des Polizeimeisters war in ihm rege geworden. «

»Der Name thut nichts zur Sache, wo es gilt Unglücklichen beizustehen!« bemerkte der Page rasch und trat auf die Wache zu, der er das Losungswort ins Ohr flüsterte. Die »graue Eminenz« folgte fast unabsichtlich dem Pagen nach, an der Schildwache vorbei; nachdem er jedoch kaum zehn Schritte gethan, faßte er den Jungen an der Schulter und stehen bleibend rief er: »Knabe, dein ganzes Benehmen ist sonderbar, Du willst Dir eine Mystifikation mit mir erlauben, weißt Du wer ich bin, weißt Du, daß dein Scherz Dir theuer zu stehen kommen kann?«

»Fiele mir wahrlich nicht bei,« lachte der Page, »meine schwache Kraft mit der des »rechten Armes« Sr. Eminenz messen zu wollen.«

Pater Josephs Mißtrauen wuchs, er fürchtete eine Schlinge.

»Ja wenigen Stunden werde ich mehr wissen von Dir und deinem Unglücklichen,« drohte er und lenkte nach dem Thore, durch das er eingetreten war, seine Schritte zurück.

Der Page lachte hellauf und ließ den Capuziner gehen.

»Zurück! « donnerte der Schweizer und hielt der »grauen Eminenz« die scharfe Spitze seiner Hellebarde entgegen.

»Was soll das heißen?« schrie Pater Joseph ebenso betroffen als ärgerlich.

»Daß die sämtlichen Thorwachen des Louvre den strengsten Befehl haben, nur in meiner Gesellschaft der »grauen Eminenz« den Ausgang zu gestatten!« erläuterte der Plage und mit einer carikirt devoten Verbeugung zog er seinen Hut ab.

»Teufel!« brummte der Capuziner, der sich nach dem Sprecher umgesehen, »darf ich wirklich meinen Augen trauen?« Und zu dem Pagen zurückeilend rief er: »Wie? wäre es möglich, Madame Fargis?«

»Bst!« entgegnete die demaskirte Vertraute der Königin und ergriff, den Hut wieder aussehend, den Arm des Pater Joseph, der nunmehr jeden weiteren Widerstand aufgab.

»Es wird Euch nicht gereuen,« flüsterte die Fargis dem Capuziner in's Ohr, dabei einen ihrer Blicke, der einen Engel hätte verführen können nutzlos verschwendend, »es wird Euch nicht gereuen; ich hoffe, Ihr werdet heute im Louvre mehr Glück haben. als im Hotel Rambouillet!«

Pater Joseph zog die Stirne in krause Falten und sagte:

»Ihr wüßtet?«

»Daß die »graue Eminenz. « lachte die Fargis mit der ihr zur zweiten Natur gewordenen Frivolität, »den Moment abgepaßt hat, bis der letzte Besucher das Hotel verließ. daß sie dann um zwei Uhr ganz verstohlen sich hineinschlich und daß sie nach einer Stunde erst dasselbe wieder verließ und zwar sichtlich in einer sehr abscheulichen Laune. Für eine Fargis wahrlich mehr als genug. um das Uebrige zu errathen.«

Pater Joseph biß die Zähne aufeinander und sagte nach einer Weile:

»Es mag wohl ein triftiger Grund verhandelt sein, daß Ihre Majestät für gut befand. die Gemahlin eines Gesandten zu solch' ordinärem nächtlichen Spionagedienste zu verwenden.«

»Pah!« lachte Madame Fargis. »es kommt auf eins heraus, ob man solche Dienste in Pagenkleidern oder — in der Kutte leistet.«

Die »graue Eminenz« warf der boshafte Spötterin einen wüthenden Blick zu, hüllte aber schweigend ihr Gesicht tiefer in die Capuze. denn eben betrat sie an der Fargis Seite den großen. hellerleuchteten Gang, der zu den Gemächern der Gemahlin Ludwigs XIII. hinanführte.

Der Capuziner und Madame Fargis gelangten alsbald zur Thür, welche in jenen dunklen Corridor münden, wo vor einigen Monaten die Herzogin von Chevreuse den Grafen von Moret warten gelassen, bevor er durch Isabella von Lautrec in das Gemach der Königin eingeführt worden war.

Die geraume Zwischenzeit welche nun Pater Joseph aus Geheiß der Fargis hier warten mußte. bis Anna von Oesterreichs Appartements auch ihm sich öffnen würden, wollen wir benützen, um rasch zum Thore des Louvre zurückzukehren und den Mann zu beobachten, der in demselben Momente, als die Fargis die »graue Eminenz« auf die Schulter geklopft hatte, in ziemlich weinseliger Laune des Weges querüber gekommen war und schon im Begriffe stand, sich mit dem Kuttenmanne und dem Pagen einen jener Späße zu erlauben, wie sie zu jener Zeit von Seite angetrunkener Landsknechte Wehrlosen gegenüber in der Mode waren.

Aber bei dem ersten Worte, das Pater Joseph auf das gestellte Ersuchen. sich zu einem Sterbenden zu begeben, gesprochen, zuckte der Fremde wie elektrisirt zusammen, blieb in dem Dunkel, worin er sich noch befand, stehen und brummte vor sich, indem er hastig den Hut tiefer setzte und mit dem Mantel das Gesicht verummte, mit echt gascognisem Aecent:

»Sarredieu! Das wäre eine schöne Dummheit gewesen mit dem da anzubinden. Der Teufel hole den Meister Soleil und seine Wirthschaft »zum gefärbten Bart«. War der Schuft richtig so ehrlich sein Wort zu halten und fünfzig Schuppen von dem Weine aufzubewahren, der mir vor sechs Monaten gar so wohl geschmeckt? — Jetzt aber, lieber Freund, ernüchtere Dich etwas und reiße Mund und Ohren auf. Ei, ei!«

Sein letzterer Ausruf wurde ihm durch die Wahrnehmung entlockt, daß Pater Joseph in den Louvre eintrat.

Bald daran war er selbst, von Niemandem gesehen, Augenzeuge, wie die »graue Eminenz« von der Wache ganz ohne Umstände zurückgewiesen wurde.

»Ei, ei!« wiederholte der Lauernde und schritt dann im Dunkel vor dem Thore einige Mal auf und ab. Er lüftete seinen Hut, strich mehrmals seine Stirne und zupfte sich ziemlich heftig am Kinnbarte.

»So!« sagte endlich der Fremde, »der Schreck und die Neugierde haben mir, glaube ich, bereits hinlänglich wieder den Weindunst vertrieben, um zu etwas Vernünftigem fähig zu sein.« Und mit ziemlich sicherer Haltung schritt er auf das Thor zu.

»Halt wer da?« rief ihn die Wache an.

»Officier von der Garde Sr. Eminenz!« Der Fremde entfaltete seinen Mantel und ließ die Uniform sehen, die er darunter trug.

Die Hellebarde des Schweizers senkte sich nicht. Vielmehr rief derselbe noch barscher als zuvor:

»Losung her!«

Wie der Leser gewiß schon hinlänglich aus den »drei Musketieren« erfahren waren die Leibwachen des Königs nicht besonders gut auf die des Cardinals zu sprechen und zahlreiche Scharmützel kamen fortwährend vor ungeachtet der draconischen Duellverbote, die der erste Minister mit so blutiger, unerbittlicher Strenge handhaben ließ, daß selbst ein Herzog Franz von Montmorency, Graf von Bouleville, Vetter Heinrichs II. Herzog von Montmorency, auf dessen tragisches Ende wir später zu sprechen kommen werden, deren Uebertretung auf dem

Gréveplatze mit seinem Kopfe bezahlen mußte.

»Nehmt immerhin bei Fuß!« sagte der Fremde ganz ruhig, »ich habe gar nicht im Sinne einzutreten, auf Ehrenwort. Aber um zwei ganz kleine Gefälligkeiten möchte ich Euch bitten, lieber Freund, erstens und zwar vor Allem, daß Ihr so gütig wäret, dieses Paar Pistolen von mir anzunehmen.«

Der Sprecher spielte mit zwei Goldstücken zwischen den Fingern; der Schweizer warf einen lüsternen Blick auf den Köder, rührte sich aber nicht und sagte:

»Es ist verboten, daß ein Wacheposten Geschenke annimmt.«

»Das sollt Ihr ja auch gar nicht. bei Leibe nicht. Gestattet mir nur, daß ich diese zwei Füchse hier neben Euch auf den Stein lege; wenn ich dann fortgehe, könnt Ihr sie aufheben oder liegen lassen. das gilt mir wahrlich gleich.«

Der Hellebardier entgegnete nichts, aber er nahm bei Fuß und ließ nun geschehen, was der Fremde mündlich angedeutet hatte.«

»Und jetzt« mein wackerer Kriegscammerad, werdet Ihr vielleicht die Gewogenheit haben mir zu sagen, wer der Page gewesen, der mit dem Capuziner eintrat.«

»Madame du Fargis!« erwiderte leisen Tones die Wache, »eine der Hofdamen Ihrer Majestät der Königin. Nun aber sputet Euch hinweg, mein Herr! Der Morgen beginnt zu grauen, es muß bald fünf Uhr sein und dann kommt die Ablösung.«

»Wie? Madame Fargis? Ihr täuscht Euch nicht, mein lieber Friends Wirklich nichts dann erlaubt, daß ich auf den Stein dort noch etwas dazu lege; ein halbes Dutzend nimmt sich besser aus.«

Gesagt« gethan.

Der Fremde schlich davon.

Der Schweizer hob vergnügt schmunzelnd die sechs Goldstücke auf und schob sie in die weiten Taschen seiner Pluderhose.

»Latil« Latil!« sagte der Späher zu sich selbst, indem er nachdenklich die Richtung einschlug, in welcher das Kloster der »Brüder vom Calvarienberge« lag, »Du bist jetzt in einer verdammt Klemme; gibst Du den Brief ab, so kannst Du in die Bastille spazieren, und gibst Du ihn nicht ab, vielleicht um so sicherer. Soll ich, soll ich nicht? Bei allen Höllenteufeln! lieber wollt ich nochmals mithelfen die feuerspeiende Lunette im Engpasse bei Susa zu stürmen, als die nächsten drei Stunden verleben, gefoltert von Zweifeln und Bedenken. Bis acht Uhr muß ich einen Entschluß gefaßt, den Brief übergeben haben oder nicht, aber da liegt eben der Hund begraben — ein Mißgriff und ich kann dem Cardinal heillooses Unglück bereiten. Will mich hier etwas auf die Lauer legen und es dem Zufall überlassen, mir vielleicht aus der Klemme zu helfen, in die er mich durch die sonderbare Begegnung gebracht hat.«



Und Latil, dessen Bekanntschaft der Leser schon zu Anfang dieses Romanes gemacht, zog sich, statt die eingeschlagene Richtung weiter zu verfolgen, unter die nahen Bäume zurück, welche damals zwischen dem heutigen Palais Royal und der Rue des bons enfans ein kleines Wäldchen bildeten.

Kehren wir nun zur » grauen Eminenz« zurück.

Außerlich vollkommen ruhig wie gewöhnlich harrte Pater Joseph geduldig in dem finsternen Orte, wo ihn Madame Fargis zurückgelassen. Nach kaum zehn Minuten erschien jedoch dieselbe wieder. Sie hatte bereits sich eines Theiles ihrer Pagenkleider entledigt und eine weite Damenrobe angelegt. Statt des Hutes trug sie eine Art Coiffure. ein wahres Mittelding zwischen männlicher und weiblicher Kopfbedeckung. Uebrigens paßte ihr das einfache dreieckige Hündchen wunderlieb zu ihrem schelmischen Gesichte.

»Ihre Majestäten,« begann sie, »sind von der Ankunft Ew. Hochwürden bereits unterrichtet; ein kleines halbes Stündchen und deren Toilette wird so weit gediehen sein, daß Allerhöchst dieselben in der kleinen Morgenassemblée zu erscheinen vermögen.«

»Ihr sprecht in der Mehrzahl?« sagte der Cupuziner erstaunt.

»Beide Königinnen werden erscheinen,« entgegnete Madame Fargis kurz, »doch treten wir immerhin ein, wir finden bereits eine kleine Gesellschaft von Herren beisammen, darunter Herr von Bassompierre, der immer etwas Kurzweiliges zu plaudern weiß.«

Madame Fargis faßte nach diesen Worten den Pater Joseph ohne alle Umstände am Arme und zog ihn mit sich fort.

Im drittnächsten Gemache, welches dann beide betraten, fanden sie Herrn von Bassompierre in Gesellschaft der Jesuiten Caussin und Monod, alle drei und insbesondere der Letztere, Todfeinde des Cardinals Richelieu.

Pater Joseph zuckte leicht zusammen« als er die drei genannten Personen gewahrte. Auf die Einladung Bassompierre's, der die Honneurs machte, ließ er sich auf einen Stuhl fallen« Coussin und Monod grüßten ihn sehr freundlich, ja fast vertraulich, hielten sich aber in gewisser Entfernung, wozu ihnen Bassompierre, der sehr gerne, sehr viel und sehr gut aus seinem bewegten Leben erzählte, den gewünschten Vorwand lieh, denn er nahm den Faden seines durch der Fargis und des Pater Joseph Eintritt unterbrochenen Gespräches wieder auf.

Wie die böse Welt sagte, war Bassompierre im Jahre 1606 einer der Liebhaber der Königin Mutter, der Maria von Medicis, gewesen. Bassompierre galt damals, wo er erst siebenundzwanzig Jahre alt war, für einen der schönsten Männer Frankreichs. Er hatte am 12. April 1579 das Licht der Welt erblickt, zählte also gegenwärtig, nämlich im April 1630, einundfünfzig Jahre.

Seine Schönheit hatte in seiner Jugend solches Aufsehen gemacht, daß man alle die, welche schön und galant waren, Bassompierre nannte. Sogar eine bekannte Buhlerin der damaligen Zeit rechnete es sich zur großen Ehre an, daß man sie La Bassompierre zu nennen pflegte.

Seine Galanterie gegen Damen ohne Unterschied des Ranges und des Alters kannte in der That keine Grenzen. So ist es z. B. Verbürgt, daß, als einer seiner Bedienten die bejahrte Gräfin de la Suze über den Hof des Louvre gehen sah, ohne daß ihr Jemand das Kleid trug, er die Schleppe ergriff und nachtrug, indem er sagte:

»Es soll nicht heißen, daß ein Bedienter des Herrn von Bassompierre, der eine Dame in Verlegenheit sah, sie darin gelassen hätte.«

Außerdem war dieser Edelmann sehr freigebig. Eines Abends spielte er im Louvre mit Heinrich IV., der sehr geizig war und im Spiele gern betrog.

Plötzlich schien der König zu bemerken, daß sich halbe Pistolen statt ganzer unter den Einsätzen befänden.

»Wer hat diese halben Pistolen unter die ganzen geschmuggelt?« frug der König Herrn von Bassompierre.

»Ihr, Sire!« erwiderte letzterer ganz keck.

»Ich?«

»Ja« Ihr, Sire!«

»Nein, Du hast es gethan, Bassompierre!«

»Ich habe es gethan?«

»Ja, ich schwöre es Dir!«

»Gut,« sagte Bassompierre, ersetzte die halben Pistolen durch ganze, warf erstere durchs Fenster den Bedienten im Hofe zu und nahm wieder ruhig seinen Platz ein.

»Ei« ei!« sagte Maria von Medici, »der König spielt Bassompierre und Bassompierre spielt den König!«

Bassompierre war, ohne im Spiele zu betrügen, doch sehr glücklich darin. Dem Herrn von Guise allein gewann er im Jahre durchschnittlich 50.000 Livres ab. Frau von Guise bot ihm eine lebenslängliche Rente von 10.000 Livres an, wenn er nicht mehr gegen ihren Gatten spielen wollte.

Bassompierre schlug aber diesen Antrag mit den Worten aus: » Ich würde zu viel dabei verlieren!«

Ueberhaupt führte er eine sehr scharfe, rücksichtslose Zunge.«

Einstens erzählte er dem Könige Heinrich IV., daß er als sein Gesandter in Madrid den Einzug auf einem andalusischen Maulthiere gehalten.

»Ah!« lachte Heinrich IV., »was das für ein schönes Schauspiel gewesen sein muß, einen Esel

auf einem Maulthiere reiten zu sehen.«

»Langsam« Sire!« sagte Bassompierre ruhig, »ich stellte ja Ew. Majestät vor.«

Wir vermöchten noch einige Seiten voll von derlei pikanten Anecdoten aus Bassompierres Leben zu liefern, wir müssen uns jedoch beeilen, auch die beiden Jesuiten Cuassin und Monod dem Leser vorzuführen.

Ersterer war der Beichtvater Ludwigs XIII. Und — was für den Augenblick wenigstens ebensoviel besagen wollte, auch der des Fräuleins von Hautefort. — Richelieu hatte bisher alles Mögliche beigetragen, um ihn in dieser Doppelstellung zu befestigen, da er eigentlich nur seine Creatur und vielleicht der einzige Priester aus der »Gesellschaft Jesu« war, welchen er für verlässlich, sich und seinen Maximen wahrhaft treu ergeben glaubte. Seine Anwesenheit hier an diesem Orte flößte daher dem Pater Joseph gewissermaßen Beruhigung ein, obwohl er im Stillen etwas ungehalten war, daß Caussin seine Anwesenheit ganz und gar zu ignoriren schien, und ein Zeichen der Erkennung, des Einverständnisses nicht einmal verstohlen mit ihm gewechselt hatte.

Caussin spielte aber hier heute eine ganz neue Rolle, denn heute Nacht hatte er aufgehört zu den »Cardinalisten« zu gehören und war ein Ueberläufer in das Lager der beiden Königinnen geworden, eine Veränderung, von der Pater Joseph noch zur Stunde keine Ahnung besitzt.

Wer nur in etwas die Organisation der »Gesellschaft Jesu« kennt und weiß, wie tief und maßgebend deren Organe insbesondere dazumal in Frankreich in die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten eingriffen, müßte es gleich uns als eine absichtliche Täuschung oder als eine Naivetät sondergleichen ansehen, den Pater Caussin als einen Schwachkopf hinstellen zu wollen, der über Nacht plötzlich sein Programm gewechselt und leichtsinnig die viel verheißende Freundschaft des Cardinals Richelieu über Bord geworfen habe, um dafür die vernichtenden Bannstrahlen seines Zornes einzutauschen.

Wir wollen, wir müssen vielmehr und zwar sogar zur Ehre Caussins annehmen, daß er in der heutigen, für sein eigenes Geschick sehr schwer wiegenden Nacht nur einem ausdrücklichen Befehle seines Oberen gehorcht habe und daß Monod, wenn nicht dieser Obere selbst, so doch der Ueberbringer einer diesen plötzlichen Sinneswechsels Caussins auf natürliche Weise erklärenden Ordre gewesen sei.

Diese unsere Auffassung wird, abgesehen von zahllosen Andeutungen, die wir in Memoiren und Geschichtswerken der damaligen Epoche finden, überdies durch eine kurze nähere Betrachtung des Pater Monod bestätigt. — Monod war der Vermittler der Heirat der Prinzessin Christine mit dem Herzog Emanuel von Savoyen, er war dieses Fürsten erster Minister und außerdem stets heimlicher Anhänger jener auf Frankreichs Erniedrigung abzielenden österreichisch-spanischen Cabinetspolitik, welche in Paris die beiden Königinnen zu ihren eifrigsten Verfechtern zählte. Zur Ehre Annas von Oesterreich müssen wir aber hier beifügen, daß sie dabei nur im Interesse des Katholizismus zu handeln glaubte, den sie durch Richelieus Bündniß mit deutschen und schwedischen Ketzern arg compromittirt, ja ernstlich gefährdet wähnte. — Kein Wunder also, daß Monod, der an wilder, niederschmetternder Energie des Charakters Richelieu vielleicht sogar übertraf, obwohl ihm dessen alles durchdringender Geist fehlte, in Rom mehr galt und auf der geheimen Stufenleiter seines Ordens einen weit höheren Rang erklommen haben dürfte, als der

mit nur ganz gewöhnlichen Gaben ausgestattete Caussin, welcher überdies für einen blinden Zeloten in Glaubenssachen galt, obwohl seine Fähigkeiten und seine Kenntnisse dem halb unwissenden, an Leib und Seele dahinsiechenden Ludwig XIII. gegenüber immerhin mehr ausreichend gewesen sein würden.

Richelieu, ein großer Menschenkenner, hatte auch schon vor Jahren die ganze volle Bedeutung des Mannes, der Monod hieß, auf den ersten Blick erkannt und gewürdigt, als der Herzog von Savoyen ihn nach Paris sendete, um die gedachte Heirat einzuleiten.

Richelieu überschickte ihm damals einen kostbaren silbernen Altar mit allen nöthigen Geräthen. Wir können uns einen Begriff von der Pracht und dem Werthe dieses Geschenkes machen, wenn wir erfahren, daß dasselbe nicht weniger als 300.000 Thaler gekostet, also fast mehr als der König in einem Jahre für seinen Hofstaat auszugeben vermochte. — Und dieser Gabe, nach welcher lüstern zu sein selbst für den heiligen Vater keine Schande gewesen wäre, lag ein Brief des Cardinals bei, der ihn ganz unverhüllt um seine Freundschaft bat und als Preis derselben jedes Opfer zu bringen sich bereit erklärte. Einen solchen zweiten Brief hat Richelieu weder früher noch später je wieder an irgend Jemand geschrieben. Und was that Monod? Nach dem wahrhaft königlichen Geschenke griff er mit beiden Händen und den Brief — warf er ins Feuer. Thatsächlich dankte er dann bald darauf durch neue Cabalen in Wien und Madrid, wodurch er Frankreich in den Krieg stürzte, dessen Beginn bereits im IV. Bande weitläufig dargestellt wurde und dessen dauerndes Ende im April 1630 noch gar nicht abzusehen war. Monods Gegenwart in Paris erscheint also gerade jetzt am so wichtiger und hatte jedenfalls einen tieferliegenden Grund, als dem Pater Caussin für sein erlauchtes Beichtkind eine neue Absolutionsformel persönlich zu dirtiren.

Der unermüdliche Bassompierre wollte eben die hundertste Anecdote zum Besten geben, offenbar hatte seine heutige Geschwätzigkeit den Hauptzweck, die Nothwendigkeit eines Gespräches zwischen der »grauen Eminenz« und den Patres Caussin and Monod zu verhindern, als ein Page die Thür aufriß und nach dem Rufe: »Zur Königin« eilends wieder verschwand.

Bassompierre reichte galant der Madame Fargis seinen Arm.

Letztere lud mit einer graziösen Handbewegung den Pater Joseph ein, an ihrer rechten Seite zu bleiben.

Der Capuziner beeilte sich dies zu thun, um jeder näheren Berührung mit Caussin und Monod wenigstens vorläufig enthoben zu sein.

Die beiden Königinnen hatten sich, aus ihren Schlafgemächern kommend, kurz vor dem Eintritte der vor sie beschiedenen obgenannten fünf Personen in große Lehnstühle niedergelassen gehabt.

Hinter denselben standen Donna Estefania, welche die Gemahlin Ludwigs XIII. von Madrid mit sich gebracht, dann ihre anderen Kammerfrauen, Madame de Guitaut, Frau von Chevreuse und Frau von Guémené, letztere ihre Vorleserin.

Die muthwillige Chevreuse gähnte ganz ungenirt hinter dem Stuhle Anna's von Oesterreich und blickte halb ärgerlich, halb spöttisch auf die »graue Eminenz«, als die unfreiwillige Ursache, daß sie noch nicht in den Federn liegen konnte.

Wenn wir Anna von Oesterreich betrachten, wie sie dasaß mit wahrhaft majestätischer Würde, wenn wir den Liebreiz bewundern, der über ihr ganzes Wesen ausgegossen liegt, wäre uns die totale Unempfindlichkeit ihres Gemahls gegen diese mehr als gewöhnliche Schönheit ein unerklärliches Räthsel, wenn wir nicht bereits von gewissen unnatürlichen Neigungen zu seinen männlichen Favoriten wüßten, Neigungen, welche sich gar sonderbar im Vergleiche zu jener prüden Schamhaftigkeit ausnahmen, die er dem weiblichen Geschlechte gegenüber an den Tag zu legen pflegte.

Anna von Oesterreich stand noch in der vollsten Blüthe. Ihre Augen erglänzten in Sanftmuth und Majestät. Ihr Mund war klein und schön geröthet und, obgleich die Unterlippe etwas hervortrat, ein charakteristisches stereotypes Merkmal ihrer Familie, so war er doch ebenso anmuthig im Lächeln als demüthigend in der Verachtung. — Als unvergleichlich besangen die Dichter jener Tage ihre unendlich schönen Arme und ihre Haut war berühmt wegen ihrer Zartheit und ihrer sammtartigen Weichheit. Selbst das etwas allzustark geröthete Gesicht und die nicht tadellos zarte Nase störten den bezaubernden imponirenden Eindruck ihrer Erscheinung keineswegs, da diese beiden einzigen Fehler, wenn sie überhaupt als solche gelten konnten und nicht bloß als eine rein subjektive Ansicht ihrer Feinde anzusehen sind, gerade im Vereine mit ihrem in der Kindheit einst blonden aber nunmehr kastanienbraun gewordenen Haare einen gewissen Ausdruck in diese sonst vielleicht allzukalten, starren Züge brachten.

Sehr unvortheilhaft stach gegen Anna von Oesterreich ihre Schwiegermutter. Maria von Medicis, ab. Obwohl sie erst sechsundfünfzig Jahre zählte, erschien sie doch viel älter. Die Beleibtheit, deren sie sich schon in der Jugend erfreute und wegen welcher Heinrich IV. sie seine »dicke Banquiersfrau« zu nennen pflegte, war mit den Jahren beinahe in Fettsucht ausgeartet. Dazu ihr unheimlicher, unruhiger, wahrhaft dämonischer Blick, ihre fast stets zusammengekniffenen Lippen, ihre gemein-hochmüthigen Manieren in Wort und Miene, durch welche sie das ihr mangelnde Air eines edlen, königlichen Stolzes umsonst zu ersetzen versuchte, endlich die breiten schwarzen Ränder ihrer, ungeachtet ihrer Fleischfülle tief eingefallenen Augen und wir müssen gestehen, daß uns beinahe Abscheu ergreift vor diesem Weibe, das durch seine Herrschsucht so viel Unheil über Frankreich gebracht hat, und welches, selbst wenn wir drei Viertheile alles dessen in Vorhinein streichen. was die Geschichte von ihr zu erzählen weiß, dennoch nicht die mindeste Sympathie zu erwecken, nicht den mindesten Anspruch auf Achtung geltend zu machen im Stande ist.

Die beiden Königinnen haßten sich und dennoch standen sie in letzterer Zeit in fast allen Dingen, die die Angelegenheiten Frankreichs betrafen, zusammen; das gemeinsame Band dieser sonderbaren Allianz war ihr gemeinsamer Haß gegen Richelieu, der nur die Gemahlinnen der Könige von Frankreich gelten lassen wollte, aber keine regierenden Königinnen von Frankreich, so lange eben ein König auf dem Throne saß. Und Maria von Medicis wollte nicht die Königin-Witwe« sondern Frankreichs Beherrscherin sein.

Und von der Stunde an, als der Cardinal, wie sie es jetzt glühender wünschte als je, vom Schauplatze abtrat, war sie es auch. Die Lage Annas von Oesterreich würde dann wohl gar bald eine schlimmere geworden sein, als sie es gegenwärtig war. Starb der König, so mußte sie entweder des Königs Bruder, den ihr so verhaßten Gaston von Orleans, heiraten, oder sie wurde einfach nach Spanien zurückgeschickt, welches letzteres sogar das Wahrscheinlichere war. Der dritte Fall, daß sie Regentin im Namen eines Thronfolgers wurde, gehörte, wenigstens für den

Augenblick, wo ihr Gemahl beinahe mit dem Tode rang, abgesehen von vielen Anderen, zu den Unmöglichkeiten. — Wir wollten hier nur dem Leser die Situation klar machen, woraus sich von selbst ergibt, daß Anna von Oesterreich durch ihre blinde Feindschaft gegen Richelieu sich eigentlich selbst den Stachel immer tiefer ins Fleisch trieb. Freilich war auch der Cardinal bereits in das Stadium des unversöhnlichsten Hasses gegen Anna von Oesterreich getreten. Letzteres konnte also wohl füglich nicht mehr zurücktreten von der gefährlichen, schlüpfrigen Bahn, auf die sie an der Hand der pfiffigen Italienerin unbemerkt gerathen war.

Madame Fargis schlüpfte hinter den Stuhl der Königin Anna zu ihrer Freundin und Genossin, der Herzogin von Chevreuse, während die vier Männer, Bassompierre, Pater Joseph und die beiden Jesuiten Caussin und Monod, in einer Linie stehend, vor den beiden Königinnen sich dreimal verbeugten und dann, wie es die Etiquette vorschrieb, hierauf geräuschlos drei Schritte zurücktraten.

Mit huldvollem Kopfnicken, welches bei Anna von Oesterreich einen bezaubernden, bei Maria von Medicis einen höchst abstoßenden Eindruck auf die Anwesenden wie gewöhnlich hervorbrachte, blickte Ludwigs XIII. Gemahlin etwas verlegen nach ihrer Schwiegermutter zur Seite, als ob sie es ihr überließe, den Reigen zu eröffnen, wobei ihre Miene deutlich zu sagen schien: »Wer diese Sache veranstaltet hat, soll sie auch ausmachen.«

Die Königin-Mutter verstand diese Sprache ohne Worte und indem sie suchte sich in Rede und Miene so angenehm als möglich zu geben, sagte sie zu Pater Joseph:

»Seid herzlichst willkommen, ehrwürdiger Vater!«

Die »graue Eminenz« verbeugte sich stumm.

Maria von Medicis fixirte ihn scharf und fuhr dann fort:

»Abgesehen von der großen persönlichen Achtung, die wir Eurer Person zollen, verpflichtet Uns schon Euer Priestergewand, für die kleine Nothlüge, durch die Ihr veranlaßt wurdet, in das Innere des Louvre einzutreten, Eure Entschuldigung zu erbitten.«

Die »graue Eminenz« verbeugte sich wieder stumm wie zuvor.

»Wir wußten nämlich.« fuhr die Königin-Mutter fort, »daß Ihr wohl Bedenken getragen hättet, einer direkten Einladung hierher zu folgen, daß Ihr, der »rechte Arm« Richelieus, in der Abwesenheit Eures Herrn und Meisters doppelt gefürchtet haben würdet, Euch verdächtig zu machen in seinen Augen, die Alles sehen und,« setzte sie mit Bitterkeit hinzu, »sogar in die Gemächer der Königinnen von Frankreich zu dringen wagen! Doch die Stunde ist nahe, wo wir Frankreich von seinem Tyrannen befreien und ihm seinen König wiedergeben werden!«

»Und um das zu hören, mußte ich hierherkommen, ich, der »rechte Arm« dieses Tyrannen, wie Eure Majestät soeben zu sagen beliebten!« entgegnete ganz ruhig und gelassen die »graue Eminenz«, und des Capuziners Züge schienen aus Marmor gemeißelt zu sein wie immer, als er

sich nach einer abermaligen tiefen Verbeugung wieder aufgerichtet hatte.

»Eben deshalb,« entgegnete Maria von Medicis und ihre Stimme wurde schrill und schneidend, »eben deshalb, weil Wir gewiß sind, daß Ihr Uns behilflich sein werdet, den Cardinal zu stürzen.«

Pater Joseph that als ob er nicht recht gehört hätte und sagte:

»Der Carneval ist doch längst vorüber; ich würde sonst in der That wännen. daß meine niedrige Person ausersehen wurde. Ihrer Majestät zum Amusement zu dienen, eine Ehre, die ich natürlich nicht hoch genug anzuschlagen wüßte!«

Eine noch tiefere Verbeugung als die frühere begleitete seine letzten Worte.

»Nicht doch,« entgegnete rasch Maria von Medicis; »wo es sich um das Wohl des Reiches, um die heiligsten Interessen unserer Religion handelt, wagt die Witwe eines Heinrich IV. keine frivolen Späße, zumal wenn die Königin von Frankreich anwesend ist.« Und mit pathetischer Miene deutete sie dabei auf Anna nun Oesterreich.

Diese dadurch indirekt zum Sprechen aufgefordert und bereits von heimlicher Eifersucht gequält, daß ihre Schwiegermutter die ganze Angelegenheit allein zu Ende führen könnte, erhob sich von ihrem Sitze und trat aus Pater Joseph zu. Nur einen Schritt von ihm entfernt blieb sie stehen und mit dem ganzen Zauber, den sie in Haltung, Miene und Sprache zu legen wußte, wenn sie wollte, sagte sie:

»Ich glaub-, daß wir mit dem Cardinal und Minister Joseph du Tremblay viel leichter sprechen würden. als mit dem Diener eines Richelieu.«

Derselbe Blitz, welcher unter den gesenkten Augenlidern des Mönches gezuckt hatte, als der König ihn durch die Versprechung des Cardinalshutes für seinen Dienst zu gewinnen versucht hatte, leuchtete auch diesmal in Pater Josephs Blicken auf, aber auch diesmal bezwang er sich schnell, streckte wie zur Abwehr beide Hände vor sich hin und sprach:

»Ich habe es stets meinem Herrn und Meister überlassen, den Zeitpunkt zu bestimmen, ob und wann sein »rechter Arm« würdig sein dürfte. nach dem Cardinalshute zu langen.«

»Eure Freundschaft für den Cardinal ist wirklich rührend,« nahm die Königin-Mutter mit herausforderndem Hohne wieder das Wort, »ich wünsche von ganzem Herzen, daß Richelieu sie Euch auch lohnen möge!«

»Selbst der geringste Beweis seiner Freundschaft wird mir vom höchsten Werthe sein,« erwiderte festen Tones der Capuziner, und er verbeugte sich noch tiefer als seither.

»Ich bin überwunden!« sprach nun Maria von Mediris und lehnte, sich wie erschöpft in ihren Stuhl zurück, warf aber dabei einen schadenfrohen Blick dem Jesuiten Monod zu, welcher auf dieses Zeichen hin sich dem Pater Joseph näherte und sagte :

»Eure Seelengröße, mein Bruder, zwingt mir Bewunderung ab. denn ich bin nun fest überzeugt,

selbst die Gewißheit, von Richelieu verlacht, verachtet, verspottet zu sein, würde Eure Anhänglichkeit an diesen Mann nicht zu erschüttern vermögen.«

Pater Joseph sah den Sprecher mit wahrhaft imponirendem Blicke an und eine sehr herbe Antwort saß ihm auf der Zunge, aber die Achtung, die er den anwesenden Königinnen schuldig war, nicht vergessend, begnügte er sich strengen Tones zu erwidern:

»Ihr habt etwas rein Absurdes ausgesprochen und darüber pflege ich keine Worte zu verlieren.«

Monod ließ sich jedoch nicht irre machen. Sondern fuhr fort :

»Ihr kennt doch des Cardinals Handschrift?«

Der Capuziner würdigte den Frager keiner Antwort, griff jedoch unwillkürlich nach dem Blatte Papier, das ihm — Monod entgegenhielt, und entfaltete es.

Pater Joseph hatte, vielleicht zum ersten Male in seinem Leben, sichtliche Mühe, seine äußerliche, stets unverwüstliche Ruhe zu behaupten. Er überlas zweimal, dreimal das Papier, das ihm der Jesuit gegeben. Er prüfte sorgsam jeden Zug von Richelieus so leicht kenntlicher, charakteristischer Handschrift. Der »rechte Arm« Seiner Eminenz hätte jetzt mit tausend Freuden seine fleischlichen Rechte darum gegeben, wäre die Schrift falsch gewesen. Doch nein! Die Schrift war echt, leider, nur der, der es geschrieben, war falsch, war zum Verräth er an seinem Freunde geworden.

Und was hatte Pater Joseph gelesen. daß sein fahles Antlitz noch todtenblässer wurde als gewöhnlich. daß seine Hand zitterte, als er Monod das Papier zurückgab, daß sein sonst so starrer Blick alle Flammen der Hölle zu speien schien und daß sein kühn und stolz über die ganze Welt hinwegsehendes Haupt mit düsterer Verzweiflung auf seine Brust sich niedersenkte und daß dieser Brust, kalt und ehern, dreifach gepanzert gegen alle Leiden und Freuden des menschlichen Daseins, ein Seufzer entstieg, so tief und schwer, als hätte er mit ihm ausgehaucht seine ganze Seele.

Lesen wir also den Inhalt des Quartblattes. das Pater Monod in Händen hält; es lautet:

»Grabschrift für meinen rechten Arm« — ich habe ihm bereits bei den Capuzinern in der Rue St.-Honoré neben dem guten Pater Ange von Joyeuse ein Plätzchen reserviren lassen, vielleicht werden sich die beiden Tröpfe noch nach dem Tode kaufen, wie sie es so oft im Leben gethan, zu meiner und Anderer Erlustigung, denn es bleibt immer ein köstliches Schauspiel, zwei Narren schon bei Lebzeiten um die Heiligsprechung wetteifern zu sehen, und damit sich mein guter Joseph noch im Grabe weidlich ärgert. will ich seinen Rivalen gleich zum » Engel« ernennen.«

Darunter stand weiters:

Cy git au coeur de cette Eglise,  
Sa petite Eminence grinse.  
Passant! n'est-ce pas chose étrange,  
Qu'un Démon soit auprès d'un Ange?



(Hier in dieser Kirche Mitte  
Liegt die kleine graue Eminenz.  
Wunderer! ists nicht ein sonderbares Ding.  
Daß ein Dämon ruht an eines Engels Seite.)

Richelieu hatte es mit diesem Scherze, den er in einem Anfalle seiner bizarren Dichterlaune auf ein Blatt Papier geworfen, gewiß nicht so böse gemeint, als es den Anschein gewann, und nichts lag seinen Wünschen ferner als der baldige Tod des Pater Joseph. der doch so treu und erfolgreich seinen Interessen diente. «

Aber der ehrgeizige Capuziner, der sich für den Cardinal durchaus unentbehrlich hielt, er, der bisher nichts von ihm als Lohn für seine Dienste beansprucht hatte. als seine Achtung und das zeitweise Geständniß, wie hoch er seine Dienste anschlage, sah sich von seinem bisherigen Idole von dem einzigen Manne, dem er das Recht zuerkannte, über ihn zu gebieten, verlacht, verhöhnt, dem Spotte der Nachwelt preisgegeben.

Das war zu viel für einen Charakter wie die »graue Eminenz«. die sich in so vielen Dingen ihrem Herrn und Meister ebenbürtig fühlte und es in der That auch gewesen ist.

Darf es also Wunder nehmen, daß sein ohnehin vergälltes Gemüth von diesem Augenblicke an alle Thüren und Thore dem ingrimmigsten Hasse gegen Richelieu öffnete und ihm Feindschaft und Rache schwur bis zum Grabe?

Wie kamen aber die Feinde des Cardinals zu diesem ominösen Quartblatte, aus welches sie wider ihn eine gefährliche Intrigue so geschickt zu basiren verstanden?

Die Erklärung ist folgende:

Zu jener Zeit und auch noch einige Jahre darnach stand als Untersecretär ein gewisser Cheret in Richelieu's Dienste. Dieser, der alles Wichtige in der Nacht arbeitete und wenig selbst schrieb, sondern fast immer dictirte, verwendete hierzu am allerliebsten Cheret, weil derselbe außerordentlich schnell und dabei doch leserlich schrieb.

Cheret war außerordentlich geldgierig und scharrte alle seine Einkünfte zusammen, so daß er bei der bekannten Generosität des Cardinals gegen jene, die er einmal in sein Vertrauen gezogen, binnen wenigen Jahren ein kleines Vermögen beisammen hatte.

Es ist wohl nichts natürlicher, als daß die Hofpartei sich ganz im Stillen um die Umgebung des Cardinals und deren Privatpassionen ebenso kümmerte, als Richelieu stets jene der Vertrauten der Königinnen für sich auszunützen suchte.

Ein Geschenk von fünfhundert Pistolen und das Versprechen, jeden weiteren Dienst besonders zu honoriren, machten Cheret zum Verräther an seinem Herrn, der ihn mit Vertrauen und Geld überschüttete.

Manchmal hatte Cheret noch einige Minuten mit dem Ordnen von Papieren im Arbeitscabinete des Cardinals zu thun, nachdem dieser bereits in sein Schlafgemach nebenan gegangen war. Cheret benützte immer diese kurzen Augenblicke, um auf dem Tische Papiere, die er nicht

kannte, flüchtig durchzusehen und auch in dem Papierkorbe, der zur rechten Seite von Richelieus Stuhl stand, herumzuwühlen.

Bei dieser Gelegenheit stieß er vor einigen Monaten auf ein ziemlich stark zerknülltes Quartblatt, das er bereits wieder zurückfallen lassen wollte, aber er gewährte den Namen des Pater Joseph darauf und rasch glitt das Papier in seine Tasche.

In einem Anfluge von Reue, hatte nämlich der Cardinal sich selbst der Undankbarkeit und des Mangels an Zartsinn, welche in dem urplötzlichen und unüberlegten Ergüsse seiner satyrischen Laune lagen, geschämt und das Quartblatt in den Papierkorb geworfen.

Rief der Cardinal um einige Stunden später nach Cheret, so war der ganze Inhalt des Papierkorbes bereits in den Kamin gewandert und die Hofpartei wäre nicht in der Lage gewesen, ihm seinen treuesten, unbestechlichen Freund, seinen »rechten Arm«, abwendig zu machen. Ein neuer glänzender Beleg für das in der Weltgeschichte eine so wichtige Rolle spielende Capitel von den kleinen Ursachen und den großen Wirkungen.

Cheret hielt seinen Fund für höchst unbedeutend und war schon öfters nahe daran gewesen, ihn eigenhändig zu vernichten. Die lange Abwesenheit des Cardinals, während welcher er in Paris verblieb, beeinträchtigte seine zeitweiligen Einkünfte, die er durch eine dritte Hand aus dem Louvre bezog, gar sehr, und mehr von der Absicht geleitet, seine geheimen Beziehungen zu Maria von Medicis nicht gänzlich einschlämmern zu lassen, als in der Voraussetzung, ihr einen wichtigen Dienst zu leisten, lieferte er in Ermanglung von etwas Anderen vor einigen Tagen das in Rede stehende Quartblatt aus. — Cheret war höchst erstaunt, als ihm Monod Tags darauf dafür eine Remuneration von nicht weniger als zweihundert Pistolen einhändigte.

Wir aber haben bereits gesehen, daß dieses kleine Stück Papier um diesen Preis nicht zu theuer bezahlt war.

Endlich erholte Pater Joseph von seiner Betäubung und wenige Minuten später stand er wieder da aufrecht in seiner stolzen« ruhigen Haltung.

»Wollt Ihr mir dieses Stück Papier als mein Eigenthum überlassen?« frug er ruhig den Jesuiten Monod und streckte die Hand nach ihm aus.

Monod blickte fragend nach der Königin-Mutter, welche ohne alles Besinnen sagte:

»Ohne Anstand, mein ehrwürdiger Vater, denn ich bin überzeugt, daß Pater Joseph gegen seine neuen Freunde keine Indiscretion begehen wird.«

Maria von Medicis erhob sich nach diesen Worten von ihrem Stuhle und trat auf den Capuziner zu, ihm die Hand zum Kusse reichend. .

Binahe hastig langte dieser darnach, und indem er ein Knie beugte, rief er mit hohler Stimme:

»So wahr Gott lebt! der Cardinal soll nicht gelogen haben in seiner Grabschrift, er soll seinen Dämon kennen lernen!«

»Pater Monod wird des Weiteren mit Euch verhandeln und Euch Unsere Absichten zu wissen machen,« sprach die Königin-Mutter, welche ihre Freude über den gelungenen Coup zu verbergen kaum im Stande war.

Auch Anna von Oesterreich erhob sich jetzt von ihrem Sitze und näherte sich dem Capuziner. Auch sie reichte ihm die Hand zum Kusse und anmuthig lächelnd sagte sie:

»Ich preise glücklich diesen Morgen, der zum Heile Frankreichs angebrochen ist; seid im Voraus der Dankbarkeit und der Hochachtung Eurer Königin versichert.«

Die beiden Königinnen verließen hierauf mit ihrem ganzen weiblichen Gefolge das Gemach, nachdem sie den anwesenden vier Männern huldvoll zugewinkt hatten, wobei ihre Blicke insbesondere auf der »grauen Eminenz« merklich länger als auf den übrigen Dreien haften blieben.

Herr von Bassompierre trat nach Entfernung der Königinnen in seiner chevaleresken Manier auf Pater Joseph zu, legte vertraulich seinen Arm in den des Capuziners und sagte :

»Ich werde die Ehre haben, Ew. Hochwürden bis zum Thore zu begleiten, es könnte die Ordre wegen Eures Austrittes aus dem Louvre noch nicht widerrufen sein. Den Ort unserer weiteren Zusammenkünfte werden wir später bestimmen.«

Bassompierre wandte sich zum Gehen.

Die Jesuiten Caussin und Monod verbeugten sich sehr achtungsvoll, ja fast so devot vor Pater Joseph, als wäre er wirklich bereits von der grauen zur rothen Eminenz avancirt.

Dem Capuziner widerstrebte es, diesen Männern, mit denen er doch von nun an Hand in Hand zu gehen hatte« die Hand zu reichen. Der Eine, Monod, war ja sein bisheriger Todfeind und der Andere, Caussin, der sich jetzt als Verräther entlarvt hatte, blieb als solcher verächtlich in seinen Augen, denn er konnte nicht gleich ihm zu seiner Entschuldigung die Gefühle einer bitteren Enttäuschung geltend machen.

Pater Joseph beschränkte sich also auf eine kurze Verbeugung zum Abschiede und eilte hastig an Bassompierres Seite zu dem Thore hinab, durch welches er mit Madame du Fargis vor etwa zwei Stunden eingetreten war.

Die Sonne schien bereits hell am Himmel. Pater Joseph, von Gefühlen der verschiedensten Art bestürmt, eilte in das Kloster »der Brüder vom Calvarienberge«, wo er eine Zelle inne hatte, nicht geräumiger und nicht besser, als sie der letzte seiner Ordensbrüder besaß.

---

## IV.

### Ein pfiffiger Bote.

»Oho!« rief Latil unwillkürlich aus, als sein scharfes Auge Bassompierre gewahrte, der sich von der »grauen Eminenz« beim Thore des Louvre mit einer so tiefen Verbeugung verabschiedet hatte, daß selbe zu dem einfachen Gewande des Mönches einen gar zu auffallenden Contrast bildete.

»Soll ich ihn verfolgen?« frug sich der Gascogner.

»Nein und zehnmal nein!« war die Antwort, die er sich selbst ganz laut gab.

»Den Capuziner weiß ich zu finden,« fuhr er in seinem Monologe fort, »aber der Teufel soll mich holen, wenn Bassompierre die einzige intime Bekanntschaft ist, die der Pfaffe mit dem steinernen Gesicht heute Morgens du drüben gemacht.«

Der alte Klopffechter rührte sich nicht hinter dem dicken Kastanienbaume, der ihn barg.

Zehn Minuten später erblickte er Caussin und Monod, die durch dasselbe Thor den Louvre verließen.

»Den Ersten kenne ich und den Zweiten glaube ich zu kennen,« murmelte Latil und er rührte sich noch nicht von der Stelle.

Es verstrichen abermals zehn Minuten.

Madame du Fargis am Arme Bassompierre's trat aus dem Thore.

»Der Louvre hat doch so viele Thore,« brummte Latil vor sich, »warum kommen sie Alle gerade da heraus? Die Dame an Bassompierre's Arme ist der Page von früher, oder mein ganzes Leben soll keine Lüge mehr über meine Lippen kommen. Sacredieu! jetzt scheint der Käfig leer. Jetzt, Latil, wird es sich zeigen, ob Du in die Bastille spazirst oder Capitän wirst.«

Der Gascogner schlich Bassompierre und seiner Begleiterin in weiter Ferne nach.

Bassompierre blieb vor der Klosterpforte »der Brüder vom Calvarienberge« stehen und pochte. Nach einer kurzen Unterredung mit dem Pförtner erhielt er Einlaß.

Latil strich mit der Rechten höchst vergnügt seinen Kinnbart und mit der linken Hand, die den Griff seines langen Stoßdegens hielt, schlug er wiederholt dessen untere Scheide an seine dünnen Waden.

Dann ging er gemächlich wieder in der Richtung zur Seine hinab, musterte aber aufmerksam alle die vielen Personen, welche ihm theils entgegenkamen, theils ihm vorauseilten. Es waren dies fast durchgängig Wasserträger, Marktleute, Kaminfeger, Diener, Mägde u. Dgl., welche in dieser

frühen Stunde ihren gewöhnlichen Morgengeschäften nacheilten.

Keine einzige der vielen Physiognomien, die er im Vorbeipassiren gemustert, schien seinem Zwecke zu taugen.

Endlich an der Seine selbst traf er einen Savoyardenknaben, der eben dort mit seiner Morgentoilette zu Ende kam, das heißt er hatte sich einige Hände voll Wasser ins Gesicht geplätschert und dann mit seinen Fingern dass dicke struppige Kopfhaar gekämmt.

Der Bursche sah sehr verwaorlost, aber sehr pfiffig aus.

Latil betrachtete ihn einige Augenblicke und rief dann: »He, Junge, mir scheint, Du hast noch kein Frühstück zu Dir genommen?«

»Bin meinem Magen noch von gestern das Abendessen und die Mittagskost schuldig,« entgegnete lachend der Savoyardenknabe.

»Ich fürchte sehr,« fuhr Latil fort, »Du wirft auch heute den Credit deiner Verdauungswerkzeuge in Anspruch nehmen müssen.«

»Was thut's,« sagte der Junge achselzuckend mit unverwüstlicher Laune; »das Hungern bin ich schon aus der Heimat gewöhnt; — stehlen mag ich nicht, betteln mag ich nicht und Verdienst gibts keinen, warten wir also bis der liebe Gott ein Stück Brot vom Himmel herunterfallen läßt.«

»Wenn aber doch keines herunterfällt, wenn Du darüber zu Grunde gehst, was dann?« rief Latil, den die Lebensphilosophie dieses Kindes unwillkürlich anzog.

»Zu Grunde gehen? Nein, das läßt der liebe Herrgott nicht zu, der selbst die Sperlinge füttert; so sagte meine Mutter, als ich vor zwei Jahren unsere armen Berge verließ, und die Mutter muß es doch wissen!« erwiderte der Knabe eifrig und mit einer Bestimmtheit, die selbst den rohen Latil ergriff.

»Gut,« sagte er, »deine Mutter soll Recht haben; ich will Dir eine Pistole zu verdienen geben.«

»Wie viel Geld ist dass, frug der Knabe und stellte sich von Dienstefier bereits erglühend vor den Gascogner hin.

»Ein Goldstück, da schau her — so sieht es aus, und wenn Du es wechseln läßt, bekommst Du so viel Münze, daß Du nach deiner Art wenigstens einen ganzen Monat hindurch dreimal des Tages gut essen kannst nach Herzenslust.«

»Da werde ich die Hälfte der Mutter schicken und drei Monate davon leben,« erwiderte rasch der Knabe, »aber — «

»Nun« was aber?«

Der Junge machte eine halb traurige, halb zornige Miene und sagte:

»Ihr scherzt entweder blos, oder Ihr verlangt etwas Unrechtes von mir.«

»Und wenn es das Letztere wäre?« forschte der Klopffechter.

»Dann könnt Ihr Euer Geldstück behalten!« entgegnete der Knabe mit der Festigkeit eines Mannes.

Latil blickte mit einer gewissen Bewunderung das Kind an und sagte:

»Mir scheint, Knabe, Du bist selbst von dem Himmel herunter gefallen, von dem Du ein Stück Brot erwartest, — sei ruhig, Du wirst Dir ehrlich das Geld verdienen ; komme mit — da, verzehre indessen diesen Lebkuchen, er ist so gut, als je nur einer aus Meister Soleils Küche hervorging.«

Der arme ausgehungerte Knabe biß gierig in den Leckerbissen, den Latil aus einer seiner geräumigen Taschen gezogen und ihm hingereicht hatte.

Latil lenkte seine Schritte zum Kloster »der Brüder vom Calvarienberge« zurück.

Als er und sein junger Begleiter von demselben noch etwa hundert Schritte entfernt waren, blieb Latil stehen und sagte:

»Kennst Du vielleicht den Pater Monod, deinen Landsmann?«

Der Knabe, der eben an den letzten Bissen des Lebkuchens kaute, würgte aus den vollen Backen ein »Nein« heraus.

»Thut nichts!« erwiderte Latil nach kurzem Besinnen, »poche nur an der Klosterpforte und frage ob nicht Pater Monod vor einer Stunde dort eingetreten ist. Du hättest ihm eine Botschaft auszurichten.«

»Und diese Botschaft lautet?« frug der Knabe

»Esel!« brummte Latil ärgerlich.

»Die Botschaft werde ich Dir schon sagen. wenn Du wieder zurück bist. Sobald Du die Auskunft hast, springst Du hurtig davon; ich erwarte Dich hier bei der Straßenecke.«

Der Junge kam bald mit der vom Pförtner erhaltenen Antwort zurück, daß zwei Väter der Gesellschaft Jesu bei Pater Joseph auf Besuch sich befänden, daß einer derselben möglicher Weise der Gesuchte sei, daß es aber jetzt nicht anginge, Jemanden hinauf zu lassen, weil vor Kurzem auch noch ein Herr und eine Dame vom Hofe dazugekommen wären.

Latil wußte genug, er war sehr zufrieden.

»Ich werde nicht in die Bastille spazieren.« lächelte er vor sich sehr vergnügt hin. »Jetzt ist es noch nicht ganz sieben. Ich werde »der grauen Eminenz« statt um acht erst um neun Uhr meine Aufwartung machen« — nun aber, Knabe da nimm dein Goldstück und komme mit zu Meister Soleil; ich will Dich einführen als Stammgast in sein Wirthshaus »zum gefärbten Bart«. — Pardieu! von nun an sollst Du wenigstens alle Tage einmal zu essen haben — doch, wie ist

dein Name, mein Kind, und in welcher Gegend bist Du geboren, Du kleines Murmelthier?«

»Georges Gruvé, und die Hütte, die meine gute Mutter mit noch drei kleineren Geschwistern bewohnt — der Vater ist vor zwei Jahren im Steinbruche umgekommen — liegt in der Faucigny an der Arve nächst Lallanches.«

»Und wie alt bist Du?«

»Mit heutigen Tage dreizehn Jahre.«

Latil griff in die Tasche und reichte dem kleinen Gruvé ein zweites Goldstück.

»Und was soll ich dafür thun?« frug der Knabe, der sein heutiges Glück gar nicht zu fassen wußte.

»Behalten als Geburtstagsgeschenk,« entgegnete der Gascogner kurz; »wird ohnehin das erste sein, das Du je in deinem Leben bekamst.«

Inzwischen waren der Klopffechter und der kleine Gruvé in die Rue de l'Hhomme zu Meister Soleils Haus gelangt.

Der Wirth beeilte sich die verlangten Speisen aufzutischen und wieder von dem Weine zu bringen, welchem die heutige ganze Nacht hindurch Latil bereits bis zum Uebermaße zugesprochen hatte.

»Und wird dieses zerlumpfte Murmelthier da an Eurem Tische essen?« frag Meister Soleil etwas verwundert, als der Savoyardenknabe auf Latils Geheiß gerade ihm gegenüber Platz genommen.

»Ihr werdet gut thun, Meister Soleil, in Zukunft von meinem jungen Freunde da in gewählteren Ausdrücken zu sprechen; ich habe mich selbst zu seinem Protector ernannt und den kleinen Gruvé bereits angewiesen, sich auf meine Kosten täglich in Eurer Küche zu zeigen; verstanden?«

Der Wirth, der vor dem Klopffechter, wie wir schon von früher her wissen, einen außerordentlichen Respect hatte, weil sein Gast nicht nur ein guter Zecher, sondern auch ein ehrlicher Zahler war, wenn auch zwischen Zeche und Zahlung öfters Monate inzwischen lagen, verbeugte sich.

Nachdem Latil einige Schoppen getrunken hatte, während welcher Zeit der kleine Gruvé eine sehr große kalte Kalbskeule fast ganz verschlang, rief er abermals den Wirth und sagte:

»Sendet mir nach dem Kleidertrödler da drüben, er soll gleich mitbringen, was dem kleinen Kerl da allenfalls passen mag.«

Einen großen Pack unter dem Arme trat fünf Minuten später der Hebräer ein.

Der Handel war bald geschlossen, da Latil heute seine generöse Laune hatte und so ziemlich den ganzen Preis bezahlte, den der Jude gefordert.

Der kleine Savoyarde fühlte sich so glücklich, daß er sich mit Erstaunen fortwährend in seinen

neuen Kleidern betrachtete und selbst betastete.

Als acht Uhr vorüber war, bezahlte Latil seine Wirthshausrechnung, befahl sein Pferd zu satteln und sagte zu seinem Schützling:

»Nun passe auf, mein kleiner Georges; ich gehe jetzt fort und Du wirst mir meine Stute am Zügel nachführen. Du findest doch wieder zur Stelle, wo ich Dich erwartete, als Du zum Pförtner gingst?«

Der Knabe bejahte.

»Nun gut, dort wartest Du.«

Latil mochte sich auf den Weg.

Eine gute Viertelstunde später trat er in das Kloster »der Brüder vom Calvarienberge« ein.

Der Pförtner, welcher ihn schon vor einigen Monaten so oft zur »grauen Eminenz« kommen gesehen, ließ ihn ungehindert ein.

»Ist Pater Joseph zu Hause und allein?« frug Latil.

»Ja.« lautete die kurze Antwort.

»Der Clubb ist also schon auseinander,« dachte der Gascogner; »es war vielleicht gut, daß ich ein Stündchen zugegeben! Latil, Latil, mir scheint, Du bist heute ein verflucht »gescheidter Kerl.«

Wenige Minuten später trat Latil bei Pater Joseph ein, in dessen Auge ein Blitz dämonischer Freude aufleuchtete, als er den Boten des Cardinals erblickte. Ohne ein Wort zu sprechen streckte er mit einer bei ihm ganz ungewöhnlichen Ungeduld dem Gascogner die flache Hand entgegen, als erwarte er, daß Latil ihm sofort einen Brief einhändigen werde.

»Nun?« rief der Capuziner nach einer längeren Pause, als der Gascogner noch immer keine Miene machte, nach seiner Brusttasche zu langen. »Nun, wo sind Eure Briefe?«

»Ich habe Euch, ehrwürdiger Vater, nur eine mündliche Botschaft auszurichten,« entgegnete Latil ganz keck, dann verdrehte er die Augen und setzte tief aufauffzend bei:

»Seine Eminenz sind sehr, sehr krank und werden vielleicht erst in zwei Wochen in Paris einzutreffen »vermögen.«

»Und wo befindet sich der Cardinal?«

»In Fontenay ist er vorgestern Abends angekommen, aber sein Leiden hatte sich plötzlich so verschlimmert, daß er selbst in der Sänfte nicht mehr weiterzureisen vermochte.«

Die Sänfte, von welcher Latil hier sprach, hatte riesige Dimensionen; um dieses Unding zu tragen, waren zwölf Mann erforderlich, welche alle halbe Stunde mit zwölf anderen



abwechselten. — Der Umstand, daß mitunter sogar Stadthore ausgebrochen werden mußten, um mit der Sänfte durchzukommen. mag von deren Breite einen kleinen Begriff geben.«

Besser ging es. wenn man einen schiffbaren Fluß erreicht hatte, da dann die Maschine auf Bote oder Flöße gesetzt wurde.

»Also in Fontenay befindet sich Richelieu? Ist Chicot bei ihm?« forschte der Capuziner weiter.

Chicot war des Cardinals Leibarzt, später wurde er auch der des Königs.

»Ja, und eben er befürchtet das Schlimmste.« erwiderte Latil und heuchelte eine große Traurigkeit.

Die Züge des Pater Joseph überflog ein Schatten des Unmuthes, er dachte an die Möglichkeit, daß der Mann sterben könnte, bevor er sich an ihm gerächt hatte.

»Wünscht Seine Eminenz, daß ich zu ihm eile?« frug er dann weiter.

»Euch davon abzuhalten hat mich Seine Eminenz eben hierher gesandt. Es soll alles Aufsehen vermieden werden, ja gar nicht einmal verlauten, daß es so schlimm um ihn stehe.«

»Reist Ihr nach Fontenay zurück oder bleibt Ihr hier?«

»Mein Pferd ist bereits gesattelt; gebt mir Euren Brief an den Cardinal, in einer halben Stunde später habe ich Paris im Rücken.«

»Wartet einen Augenblick,« gebot die »graue Eminenz«, setzte sich zu seinem Tischchen aus blankem Eichenholze und schrie Folgendes:

»Von Latil den Bericht über Euren Gesundheitszustand vernommen, — für den Augenblick hier keine Gefahr, beunruhigt Euch daher nicht. Der König befindet sich viel besser.«

Diesen mit laconischer Kürze abgefaßten Zettel übergab der Capuziner versiegelt dem Gascogner.

Latil empfahl sich. «

Die »graue Eminenz« grinste ihm höhnisch nach. Er verhoffte sich die beste Wirkung von seinem beruhigenden Rapporte, der aber gerade das Gegentheil von der wahren Sachlage enthielt.

Der kleine Georges wartete bereits an der bezeichneten Stelle mit der braunen Stute Latil's. Dieser stieg in den Sattel und rief dem Knaben dessen sehnsüchtiger Blick auf dem schönen, muthigen und dabei doch so lammfrommen Thiere haften blieben, zu: »He, Junge, willst Du Dir vielleicht auch einmal die Umgegend von Paris besehen?«

»Warum denn nichts« erwiderte der Savoyarde und seine Augen leuchteten vor Vergnügen.

»Dann kannst Du mit mir kommen,« sagte Latil, wandte sein Pferd zur Seite, packte den kleinen

Georges am Kragen seiner Jacke und setzte ihn mit einem einzigen jähen Rucke auf die Croupe der Stute.

Georges machte sich im Nu auf dem Mantelsacke hinter Latil zurecht und hielt sich an seiner Degenkuppel fest.

»Bravo!« rief der Gascogner, »ich sehe jetzt, daß Du nicht nur ein gescheidter, sondern auch ein muthiger Bursche bist. Allons. meine schöne Ninon!« Und die Stute trabte lustig mit ihrer doppelten Last davon, durch welche sie aber nicht mehr belästigt wurde. als hätte sie einen einzigen Reiter von etwas schwererem Caliber zu tragen gehabt, denn das arme »Murmelthier« war zum Skelett ausgehungert und auch, Latils Körper hatte keinen Ueberfluß .von Fleisch aufzuweisen.

Auf dem halben Wege nach Melun hielt der Gascogner sein braves Pferd an, welches der zweistündige ziemlich scharfe Trott etwas in Schweiß gebracht hatte, zumal die Sonne ziemlich heiß brannte, obwohl man erst den 18. April zählte.

Ganz steif und wie gerädert glitt der kleine Gravé auf den Boden herab.

»Jetzt ist es gerade Mittagszeit für uns und die gute Ninon,« sagte Latil, indem er gleichfalls abstieg, das Pferd abzäumte und dasselbe ohne es anzubinden vor eine Futterraufe stellte.

Dann ließ er sich ganz in der Nähe vor dem Gasthofs mit seinem jungen Freunde bei einem Tische nieder. Beide erwiesen dem frugalen Mittagmahle volle Ehre. Dann sagte Latil: »Jetzt passe auf. Junge, daß Niemand der Ninon vom Futter etwas wegstiehlt, oder sich bei meinem Mantelsacke zu thun macht. Ich werde ein Stündchen schlafen, denn seit drei Tagen habe ich kein Auge zugemacht. Sobald es zwei Uhr ist, weckst Du mich.«

Der Gascogner streckte sich der ganzen Länge nach auf die Bank.

Gegen die sechste Abendstunde finden wir Latil und seinen kleinen Begleiter bereits ganz in der Nähe von Melun. Statt aber nach dieser Stadt einzulenken ritt er etwa eine halbe Meile vor derselben zur Fähre hinab, welche damals an jener Stelle den Verkehr zwischen dem linken und rechten Ufer der Seine vermittelte, und ließ sich übersetzen. Dann ritt er noch ein kleines Stündchen lang querfeldein, eine Richtung beobachtend, welche so ziemlich zwischen Fontainebleau und der Straße nach Orleans in der Mitte lag.

vor einem einsamen Gehöfte hielt er endlich stille.

Der Anruf einer Wache, die hinter einem Gebüsch sich ganz versteckt gehalten hatte, erscholl und der Lauf einer Muskete glitzerte in der Abenddämmerung zwischen den Zweigen.

»Frankreich für immer;« gab Latil als Losung zurück.

»Passirt!« erwiderte der Wachtpostern.

Der Gascogner ritt in das Innere des einsamen Meierhofes.

Hier lagerte eine ganze Compagnie Soldaten in lautlosester Stille.

Capitän Cavois, den der Leser als Commandanten von Richelieu's Leibgarde schon von früher kennt, eilte auf Latil zu und sagte:

»Bereits dreimal hat Seine Eminenz nach Euch gefragt.«

»Konnte es nicht geschwinder machen,« entgegnete kurz angebunden der Gascogner und bevor er Cavois, der ins Wohngebäude bereits vorangeeilt war, nachfolgte, trug er dem kleinen Gravé auf, ja keinen Augenblick von Ninon zu weichen.

Richelieu, welchen Latil bei Pater Joseph in demnach zwanzig Lieues entfernten Fontenay beinahe mit dem Tode ringen ließ, schritt hastig im Gemache auf und ab. Gerade seit einigen Tagen befand er sich körperlich ungewöhnlich wohl, obschon er seit vierzehn Tagen die Beute einer noch größeren inneren Aufregung als sonst geworden war.

Die Nachrichten, die er in Turin aus Paris erhielt, lauteten immer eine schlimmer als die andere. Pater Joseph rieth ihm endlich dringend an, die Armee im Stiche zu lassen und nach Paris zu eilen, denn die Intrigue mit Fräulein Hautefort sei im besten Gange zum nahen sicheren Verderben der Cardinalisten und der Gesundheitszustand des Königs flöße bereits die allerernstesten Besorgnisse ein.

Richelieu hatte in der That den Rath der »grauen Eminenz« befolgt und das Commando in Italien dem Feldmarschall von Marillac übergeben, einem seiner ärgsten Todfeinde, wie wir wissen, aber darin lag eben ein großer und gelungener Kunstgriff. Hätte Richelieu einem seiner Anhänger das Commando in Italien abgetreten, so würde die Armee elendiglich zu Grunde gegangen sein, aus Mangel am Nothwendigsten. wie es vor ein paar Jahren unter Créqui schon einmal geschehen; so aber durfte man den den Königinnen unbedingt ergebenen Marillac nicht compromittiren oder gar im Stiche lassen, und wir müssen es also als eine ebenso kluge als großherzige That dem Cardinal anrechnen, daß er seinen ganz gerechtfertigten Haß gegen die Marillac der Existenz der in Feindesland stehenden französischen Armee zum Opfer brachte.

Wie kam aber Richelieu dazu, in diesem einsamen Gehöfte nur wenige Stunden von Paris die Rückkehr Eines Boten von dort zu erwarten, und war Latils Aeüßerung, daß der Cardinal sich in Fontenay befinde, ganz und gar nur eine Erfindung des lügnerischen Gascogners?

Hören wir, wie es eigentlich züchtig

Richelieu war wirklich in Fontenay vorgestern abends angekommen hielt sich aber dort nur bis Mitternacht auf. Als einfacher Mönch gekleidet und blos von Cavois begleitet. ritt er auf einem Maulthier in das Gehöfte, wo wir ihn jetzt treffen. Eine Compagnie Musketiere, auf die er sich sicher verlassen konnte, war schau unter Tags ganz geräuschlos dahin dirigirt worden. In Fontenay jedoch blieb sein ganzer Hofstaat, darunter auch der Arzt Chicot zurück. Das Gerücht, der Cardinal sei plötzlich schwer krank geworden und durchaus unvermögend, die Reise fortzusetzen, wurde absichtlich stark verbreitet.

Es war ein doppelter Zweck, den der Cardinal hierdurch erreichen wollte. Erstens konnte die Intrigue in Paris wider ihn bereits schon so weit gediehen sein, daß man vielleicht sogar daran

dachte, sich seiner Person zu versichern und in diesem Falle würde man in Fontenay das Nest leer gefunden haben, und zweitens war Richelieu, wenn es auch um ihn noch nicht so schlecht stand, durch seine Finte in der Lage, seine Feinde zu überraschen und unter denselben plötzlich wie eine Bombe zu platzen.

Von dieser seiner letzteren Absicht sollte in Paris Niemand eine Ahnung haben, als sein rechter Arm, der Pater Joseph, und der Brief, dessen Inhalt Latil kannte und den nicht abzugeben er für gut befand, enthielt in der That alle Pläne des Cardinals für die nächste Zukunft.

»Ich dachte schon. Dir wäre ein Unfall zugestoßen.« rief Richelieu dem eintretenden Gascogner entgegen, »wo ist die Antwort der » grauen Eminenz«?

»Antwort bekam ich keine von Pater Joseph,« entgegnete Latil in seiner gewohnten Keckheit, die er selbst dem Cardinal gegenüber nicht ganz zu unterdrücken vermochte, »aber einen Brief hat er mir mitgegeben.«

»Kerl, bist Du wieder einmal betrunken?« zürnte der Cardinal und öffnete, den ganz richtigen Sinn von Latils Entgegnung nicht verstehend, hastig des Capuziners Schreiben.

»Das soll Alles sein?« sagte verwundert den Kopf schüttelnd der Cardinal; »wo sind die Listen, die Verzeichnisse, die Rechnungen, die ich in meinem Schreiben gefordert?«

»Pater Joseph ist ganz unschuldig dabei,« bemerkte der Gascogner phlegmatisch.

»Wie so? warum? was weißt Du davon?«

»Weil ich ihm den Brief von Ew. Eminenz gar nicht übergeben habe!«

Richelieu prallte einen Schritt zurück und fixirte scharf den Sprecher, den er für verrückt oder betrunken hielt; als er sich aber überzeugte, daß keines von beiden der Fall sei, sagte er mit fürchterlichem Ernste:

»Ich werde Dich hängen lassen. Du Bestie!«

»Nicht einmal stäupen, Eminenz!« erwiderte rasch Latil, der keinen Augenblick seine ruhige Haltung verlor.

Ein so maßlos freches Benehmen machte sogar den Cardinal stutzig, der doch in seinem Leben an Ueberraschungen von mancherlei Art gewöhnt worden war.

Und nochmals ließ er seine Blicke forschend über den Gascogner gleiten, dann setzte er sich plötzlich ruhig geworden, in den großen Lehnstuhl, der neben dem Camine stand, und sagte:

»Bei Gott! Du bist weder närrisch, noch betrunken und noch weniger ein Verräther; aber, Spitzbube, Du hast irgend einen pfiffigen Streich ausgeführt und willst jetzt dein Verdienst in die Höhe schrauben — also erzähle, Stephan.«

Wie wir schon bei früheren Gelegenheiten bemerkten, pflegte der Cardinal den bei ihm so sehr in

Gnaden gekommenen Abenteurer in der Regel nur bei seinem Taufnamen zu nennen, was als ein besonderer Beweis seiner Gewogenheit gelten konnte.

Und Latil erzählte nun umständlich und aufrichtig Alles, von seiner gestrigen Ankunft in Paris und seiner Schwelgerei bei Meister Soleil angefangen bis zu seiner Bekanntschaft mit dem Savoyardenknaben.

Richelieu hörte ihm mit der gespanntesten Aufmerksamkeit zu. Als der Klopfstecher zu Ende war, sagte der Cardinal kurz:

»Und ich werde Dich doch hängen lassen! «

»Wie, Eminenz?«

»So wahr Gott lebt, Du hängst!«

»Laßt sich daran gar nichts ändern?«

»Nicht ein Haar!«

»Geschieht mir am Ende recht,« brummte Latil düster vor sich, »warum wollte das Ei klüger sein als die Henne; hätte als Soldat einfach Ordre pariren, den Brief abgeben sollen; ja, ja, geschieht mir ganz recht, wozu hatte ich mich in die Intriguen der Kutten und Unterröcke hineinzumischen — Also wann soll ich schon daran?«

»Zwei Stunden nachdem Du geplaudert haben wirst!«

»Wie ?« schrie Latil, »versteh ich recht, so war es nur ein Scherz von Ew. Eminenz mit dem —«

»Der aber zum Ernste wird, zum fürchterlichen Ernste, sobald Du plauderst, gegen irgend Jemand nur mit einer Miene verräthst, was Du mir eben berichtet hast.« entgegnete Richelieu drohend, nahm dann den Brief des Pater Joseph abermals zur Hand, las ihn laut und sagte dann :

»Nun, Stephan, was hältst Du davon?«

»Daß der König sich besser befindet, ist erlogen,« rief Latil. »man sprach allgemein, daß er heute mit der letzten Oelung versehen werden soll und ein Lakei aus dem Louvre der Morgens auch in den »gefärbten Bart« zum Frühstück kam, hat es bestätigt.«

Todtenblässe überzog auf einen Augenblick Richelieu's Antlitz bei den letzten Worten des Gascogners und er murmelte vor sich : »Wenn ich zu spät käme!«

Latil, dessen feines Ohr diese Worte erreichten . That als ob er seine obige Rede noch nicht beendigt hätte, und fuhr fort :

»Doch hat derselbe Lakei ausdrücklich erwähnt , daß es eigentlich nicht gar so pressant wäre, der König liegt ja erst seit ein paar Tagen; aber die Herren Caussin und Monod hätten einmal ihre besonderen Absichten damit.«

Der Gascogner sprach wirklich die Wahrheit, Richelieu sah ihn scharf an und fühlte sich ziemlich beruhigt.

»Stephan!« sagte der Cardinal dann, »wenn Cavois heute oder morgen meinen Dienst verläßt, sollst Du seine Stelle bekleiden.«

»Wollten mir Ew. Eminenz das nicht gleich schriftlich geben?« entgegnete Latil rasch.

Richelieu lächelte und sprach : »Ein neuer Beweis, daß Du ein pfiffiger Spitzbube bist.«

Dann nahm er ein Blatt Papier zur Hand und schrieb:

*»Ich ernenne den Stephan von Latil zum Nachfolger meines Gardecapitäns Cavois. Richelieu.«*

Der Gascogner steckte hastig dieses Papier zu sich.

Der Cardinal griff inzwischen nach einem zweiten Blatte, das er dann gleichfalls Latil hinreichte; es lautete :

*»Herr Charpentier hat meinem Gardelieutenant Latil fünfhundert Pistolen als Geschenk auszubezahlen.*

Richelieu.«

Der Gascogner war wie versteinert. Der Cardinal klopfte ihm lächelnd auf die Schulter und sagte:

»Stephan, in drei Stunden brechen wir Zwei allein, verstehst Du allein nach Paris auf.«

»Darf ich meinen Schützling mitnehmen?«

»Du meinst deinen Savoyardenknaben? Meinetwegen; laß ihm einen leichten Klepper geben, wer weiß zu was der Junge noch zu brauchen ist.«

Latil verbeugte sich und verließ das Gemach.

Richelieu ließ traurig das Haupt auf die Brust sinken, als er allein war, und mit einem wehmüthigen Seufzer hauchte er vor sich hin: »Also auch er, mein Joseph, ein Verräther!«

---

## V.

### **Eine Untreue des Grafen von Moret.**

Wir müssen uns nun wieder einer Persönlichkeit erinnern, aus welche wir anscheinend seit einem vollen Monate ganz vergessen haben.

Es ist dies der Graf von Moret, dessen zum letzten Male Erwähnung geschah , als die Königin Anna durch die Schlange Fargis dahin gebracht wurde, zwischen ihm und dem Herzog von Buckingham eine Vergleichung anzustellen.

Aber nicht hieran, sondern an jene Worte, die Richelieu in der durch eine Million in seinen Besitz gelangten Festung Pignerol in den letzten Tagen des Monats März sprach, haben wir unsere Erinnerung an den natürlichen Sohn Heinrichs IV. wieder angeknüpfen.

»Hole mir den Grafen Moret!« hatte er Latil geboten., als er von St.-Simon, des Königs Stallmeister, ein Warnungsbriefchen aus Fontainebleau mit dem Datum »17. März 1630« erhielt.

»Monseigneur wissen,« sagte Latil lachend , »daß der Graf von »Moret seine schöne Geißel nach Briancon bringt.«

Der Cardinal erwiderte aber hierauf:

»Suche ihn auf, wo er ist , und um ihn zu bewegen, ohne Zögern zurückzukehren, sage ihm, er sei es, dem ich den Auftrag ertheilen wollte, die Nachricht von der Einnahme Pignerols nach Paris zu überbringen.«

Latil sattelte seine Stute Ninon und trottete dem Grafen von Moret, der erst vorgestern Früh Pignerol mit der Gräfin Urbano verlassen hatte, auf der Straße nach Briancon nach.

»Es sollte mich sehr wundern,« schmunzelte der Gascogner, »wenn ein Sohn Heinrichs IV. sich besonders beeilen sollte, eine so prächtige Liaison in zwei oder drei Tagen wieder abubrechen. Der Excommandant von Pignerol dürfte daher hübsch lange in Briancon warten, bis er das Glück genießt, seine treue Gemalin wieder zu sehen. Teufel! ich will morgen an deiner Seite. meine liebe Ninon, sechs Lieues zu Fuß einherlaufen, wenn wir nicht das Vergnügen haben, den Herrn Grafen noch heute Abends einzuholen.«

In dem von Pignerol drei schwache Stunden entfernten Dorfe Perosa machte Latil Halt. Hier erfuhr er zu seiner großen Befriedigung, daß der Graf von Moret und seine reizende Geißel in demselben Wirthshause , wo er jetzt sein Nachmittagsbrot verzehrte, übernachtet und die Dame bei dem erst heute in sehr vorgerückter Morgenstunde erfolgten Aufbruche ein bedeutendes Unwohlsein vorgeschützt hatte.

Der Gascogner rieb sich sehr vergnügt die Hände und zäumte nach zwei Stunden wieder seine braune Stute, zu der er sagte :

»Meine liebe Ninon. in Fenestrelles. vier kleine Stunden von hier, gibt es prächtige Stallungen, wir werden uns nicht weiter zu bemühen brauchen.«

Der Gascogner hatte sich wirklich nicht getäuscht. Auch in Fenestrelles begünstigte ihn der Zufall, daß er unter den fünf Herbergen, die der Ort zählte, gleich in jene gerieth, wo richtig der Graf von Moret und die Gräfin von Urbano eingekehrt waren.

Fenestrelles gilt als Schlüssel des Passes Cluseone, welcher über den Genèvre nach Briancon führt. In der Nähe sind die berühmten Thäler der Waldenser. Die Befestigungen, welche diesen Punkt späterhin besonders wichtig machten, rühren erst aus dem spanischen Erbfolgekriege her. Die Festung bestand aus drei besonderen Forts: delIe Valli, San Carlo und der Redoute San Antonio. Das Fort Mutin (St. · Martin) lag viel tiefer im Thale, denn nicht weniger als 3956 Stufen in einem durchaus bedeckten, bombenfest gewölbten Gange mußte man zu demselben von den obgenannten drei Forts hinabsteigen-. Derzeit wird Fenestrelles als Staatsgefängniß benützt. Ja den Jahren 1813—1814 diente es als Verwahrungsort der Gefangenen von der Cavallerie des Lützowschen Corps.

Als Latil sein Pferd versorgt hatte. ging er gemächlich die Stufen zum ersten Stockwerte hinan.

Er brauchte keinen Wegweiser, um die Gemächer zu finden, wo die beiden hohen Reisenden sich befanden.

Das Unwohlsein der Gräfin Mathilde von Urbano mußte wohl bereits gänzlich behoben sein, denn sie hatte soeben mit bezaubernder kräftiger Stimme eine lange Romanze zu Ende gesungen und lachte jetzt in ausgelassener Fröhlichkeit; in dieses Lachen mischte sich auch jenes des Grafen von Moret.

»Da geht es ja sehr lustig her,« murmelte Latil; »wie packe ich aber die Geschichte nur an, um nicht unartig zu erscheinen? Man könnte vielleicht gerade stören. Der Graf ist am Ende doch der Sohn eines Königs und der Cardinal hm! mir scheint, der hat auch noch große Dinge mit ihm vor. O! Latil, das ist ein ganz verdammt gescheidter Kerl, der bekommt gleich Alles weg.«

Im Gemacht, wo er früher so laut lachen gehört, war es inzwischen ganz still geworden.

Latil blinzelte pfiffig mit den Augen und wandte sich zum Gehen.

»Werde morgen Früh kommen,« sagte er zu sich. »Es ist ja nicht,so eilig und ich brenne durchaus nicht vor Begierde zu meiner Eminenz nach Pignerol zurückzukehren ; da gibt es Tag und Nacht keine Ruhe. Sacredieu! Weiß aber selbst nicht was mir der Mann angethan, daß ich doch gerne bei ihm bin, daß ich nicht acht Tage mehr leben könnte, ohne ihn zu sehen, das heißt mich von ihm schmähen und schelten zu lassen.«

Der Gascogner gelangte mit diesem Selbstgespräche wieder zur Stiege, die durch den Mondschein ziemlich hell beleuchtet war. Er stieß aus eine Frauengestalt, die die Treppe eben hinanstieg; sie trug einen Napf mit Wasser in der einen und — verschiedenes Leinenzeug in der anderen Hand.

»He, mein holdes Dämchen, seid Ihr nicht Jacintha, der Frau Gräfin von Urbano Zoffe? — Ich



sah Euch zwar in Pignerol einen einzigen Augenblick kurz vor der Abreise, aber — ventre-Saint-Gris! wie der selige König, mein Landsmann, sagte« — mehr bedarf es auch nicht für einen Gascogner, um eine Schönheit, wie Ihr seid, je wieder zu vergessen. «

»Ei! ei!« lächelte Jacintha, »galant sind diese Franzosen, das ist wahr, doch wer seid Ihr, woher kommt Ihr?«

»Davon später, meine schöne, liebezende Jacintha; stellt vorerst diese Dinge da, die Eure schönen, vollen Arme verunstalten, an ihren Ort und Latil, Lieutenant bei der Leibgarde Sr. Eminenz des Herrn Cardinals von Richelieu, wird so frei sein, alle möglichen Fragen zu beantworten und auch — einige selbst zu stellen.«

»Ja einem halben Stündchen werde ich wieder hier vorbeikommen,« sagte Jacintha leise.

Doch erwähnt heute meiner nicht bei Eurer Gebieterin oder dem Grafen von Moret, ich will mich letzterem erst morgen vorstellen.

Jacintha nickte zustimmend und verschwand.

Latil rührte sich nicht von der Stelle.

Noch vor der selbst gestellten Frist war Jacintha zurück. Dem scharfen Auge des Gascogners entging es nicht, daß die Zofe diese Zwischenzeit auch etwas zur Verbesserung ihrer eigenen Toilette verwendet hatte.

»Nun, Herr Latil, ich glaube, so nanntet Ihr Euch ja, was habt Ihr mit mir von meiner Gebieterin zu sprechen?« begann die schlaue Italienerin, als ob sie nur aus Diensterücksichten in das Rendezvous gewilligt hätte.

»Lassen wir die jetzt sanft ruhen«r lachte Latil, »und beschäftigen wir uns lieber mit etwas weit Näherem, mit uns selbst nämlich.«

Die Märzluft strich rau und eisig in dieser hochgelegenen Landschaft. Die Nacht war in der That bitter kalt. Jacintha fröstelte. Latil schlug rasch die eine Flanke seines Mantels um ihren Leib, während er die andere Hälfte selbst auf den Schultern behielt.

»Es ist sehr kalt!« lispelte Jacintha.

»Wir werden uns zum Kamine flüchten.« erwiderte rasch der Gascogner und zog die Zofe sanft mit sich fort.

Jacintha öffnete ihr Gemach, in welchem ein lustiges Feuer so hell brannte, daß eine weitere Beleuchtung, als der Kamin ohnehin spendete, ganz unnöthig gewesen wäre.

Latil versuchte Jacintha zu küssen, aber diese entwand sich rasch seinem Arme, und huschte in eine Ecke.

»Teufel!« rief Latil ärgerlich und verfolgte die Fliehende.

Jacintha aber war flink wie eine Gemse; sie entschlüpfte ihm behend stets in dem Momente, wo er sie zu erhaschen glaubte.

Der Gascogner, dem es bereits warm zu werden begann gab endlich die fruchtlose Jagd auf und sagte:

»Gut, wenn Ihr mir keinen Kuß gebt, so soll Graf Urbano erfahren, was es mit eurem guten Bruder Gaetano eigentlich für eine Bewandtniß hatte.«

»Der Graf würde meine Herrin ermorden!«

»Nun, so rettet dieselbe!«

»Wie kann ich aber das?«

»Daß Ihr thut, was ich will.«

»Ihr Grausamer!« lachte Jacintha, »Ihr seid durch nichts zu erweichen?«

»Nein, tausend nein!«

»Dann bin ich ja das Opfer meines Dienstes.«

»Opfert Euch nur immerhin!«

»Ach Gott« ich kann nicht i« rief Jacintha und verhüllte kokett mit der Schürze das Gesicht.

Latil benützte ihre momentane Blindheit, sprang auf sie zu und umschlang sie.

Das Reisig, welches kurz zuvor noch so stark aufgelodert hatte, daß wir die ganze Scene sehr gut beobachten konnten, ist verbrannt ; tiefes Dunkel herrscht plötzlich im Gemache und da wir mit feinen Katzenaugen ausgestattet sind verzichten wir darauf, auch nur mit einiger Bestimmtheit angeben zu wollen, bis zu welchem Grade die arme Dienerin nun für ihre gottlose Herrin sich opfern mußte.

Des andern Morgens finden wir bereits um fünf Uhr den Gascogner im Stalle, aus welchem er nicht früher wich, bis er sich überzeugt, daß sein braves Thier von einem Knechte sorgfältigst geputzt worden war und es auch nicht um ein Körnchen seines Hafers verkürzt sei.

Gegen sieben Uhr pochte er an Jacinthas Kammer. Diese öffnete und lächelte ihm eben so schelmisch als vertraulich zu. Sie war bereits ganz angekleidet und besserte an dem Reitkleide ihrer Gebieterin, für die sie, wie wir wissen, zu allen Leistungen sich fähig fühlte.

»Bis acht Uhr muß ich den Grafen sprechen,« begann Latil, »richte Dir es darnach ein, mein Täubchen!«

»Jetzt dutzt er mich gar, der Schlingel, der garstige!« rief Jacintha und warf den Fingerhut nach ihm; »daß Ihr es wenigstens vor den Leuten bleiben lasset, Herr Latil, was würde man denn von mir denken?«

»Daß Ihr den armen Latil rein verrückt gemacht habt; was sonst?« entgegnete der Gascogner mit schmachtendem Blicke. »Doch, meine schöne Jacintha, jetzt wecket endlich die Zwei da drüben. Wenn wir um neun Uhr aufbrechen, können wir ohnehin erst gegen Abend in Pignerol sein.«

»Was faselt Ihr, Latil? In Pignerol? von dort kamen wir ja eben ; Ihr wolltet Briancon sagen.«

Latil schüttelte verneinend den Kopf, ließ sich aber in keine weiteren Erklärungen ein. Es that ihm bereits leid, daß er sich verschnappt hatte. In Dienstsachen und insbesondere, wenn es einen vom Cardinal selbst gegebenen Befehl betraf, war er in der That stets höchst vorsichtig und verschwiegen.

Jacintha entfernte sich, kam aber nach kaum fünf Minuten wieder zurück und sagte:

»Ihr könnt sogleich eintreten bei Monseigneur!«

Der Graf von Moret war soeben im Begriffe, sich selbst anzukleiden, was er mit der im Felde vor dem Feinde erworbenen Hast und Fertigkeit that.

»Ei« was macht denn Ihr da ?« rief der Graf von Moret beim Anblicke Latil's. » Ich mochte kaum meinen Ohren trauen« als die Zofe mir Euren Namen nannte.«

Der Gascogner, welcher eine straffe militärische Haltung angenommen, langte vor dem Sohne Heinrich IV. respectvoll an den Hut und sagte :

»Bote Seiner Eminenz!«

»Nun« so gebt mir den Brief.«

»Bin blos mündlich beauftragt, Monseigneur zur sogleichen Rückkehr nach Pignerol einzuladen.«

»Nach Pignerol ?«

»Seine Eminenz wünscht Monseigneur noch vor heute Abend zu sprechen.«

»Und warum?«

»Er hält Niemanden für würdiger, die Nachricht von der Einnahme des Schlüssels von Savoyen nach Paris zu bringen, als den Sohn des großen Heinrich, den Grafen von Moret, dessen Umsicht und Klugheit Frankreich diese wichtige Eroberung verdankt.«

Der Graf von Moret fühlte sich zwar sehr geschmeichelt durch diese Auszeichnung, aber fast ärgerlich sagte er nach einer kurzen Pause:

»Was soll es aber mit der Gräfin von Urbano werden?«

»Darüber hat Seine Eminenz keinen neuen Befehl ertheilt, es bleibt also bei dem alten,« erwiderte Latil ruhig.

»Wie meint Ihr das?«

»Daß Monseigneur die Gräfin Urbano nach Briancon zu bringen hat.«

»Wie kann ich aber die Gräfin nach Briancon bringen und doch heute Abend in Pignerol sein?«

»Ich glaube, das Erstere geht ganz gut, wenn Monseigneur die Gräfin vorläufig wieder nach Pignerol retour führt,« bemerkte der Gascogner schmunzelnd.

Der Graf von Moret lachte hell aus und rief:

»Latil, Du bist ein gescheidter Bursche, dein Rath ist fünfzig Pistolen werth, da nimm sie, und er warf dem Klopffechter ein Beutelchen zu.

»Die Gräfin von Urbano wird doch nicht meinem Einfalle zürnen,« sagte Latil, die Börse zu sich steckend, und schnitt eine so dummbesorgte Miene, daß der Graf von Moret neuerdings laut lachen mußte.

»Du sollst in einer Stunde von ihr selbst die Antwort darauf bekommen, jetzt aber gehe, mein lieber Latil, und sage Galaor, daß er Alles zur Abreise bereit mache.«

Die Antwort der Gräfin bestand in einem werthvollen Brillantringe, den sie Latil durch Jacintha übersendete. Der Gascogner war aber so galant, denselben sogleich der Ueberbringerin an den Finger zu stecken. Dann bestieg er seine Stute und trottete voraus nach Pignerol, wo er um fast drei Stunden früher ankam als der Graf von Moret mit seiner Suite.

Richelieu hörte mit Vergnügen dem launigen Berichte des Gascogners zu, der selbst sein Abenteuer mit Jacintha nicht verschwieg.

Als Latil geendet, langte der Cardinal in eine offenstehende Cassette und zog daraus ein kleines Beutelchen hervor.

»Ich kann hinter dem Grafen von Moret wohl nicht zurückbleiben,« sagte er lächelnd und händigte die Börse dem Gascogner ein; »ich fürchtete schon, Du würdest am Ende die Dummheit begehen, die Gräfin selbst nach Briancon zu geleiten, das wäre mir sehr fatal gewesen ; aber ich sehe schon, Du bist ein ganzer Kerl! Noch Eins — gefällt Dir Jacintha?«

Latil verdrehte die Augen und seufzte.

»Auf tausend Pistolen zur Ausstattung soll es mir seiner Zeit nicht ankommen — aber, Stephans ich erwarte, daß Du unter keiner Bedingung mit ihr brichst ohne mein Wissen. Verstehst Du?«

Latil, der begriff, daß der Cardinal die Zofe der Gräfin Urbano als handelnde Person in irgend einer seiner kühnen, feingesponnenen Intriguen zu verwenden gesonnen sei, verbeugte sich.

Zuerst wirft Du den Grafen von Moret bei mir einführen, dann die Gräfin von Urbano und endlich auch ihre Zofe. Es ist nicht nöthig, daß davon Eines um das Andere wisse. Nun geh! sprach der Cardinal nach kurzer Ueberlegung und setzte sich zu seinem Schreibtische.

Als er einen ziemlich langen Brief geendigt, klingelte er Cavois, dem Capitän seiner Garden.

»Kennst Du,« begann Richelieu, als der Gerufene eingetreten war, »einen Cavalier. der alt, häßlich, ehrbar, verheiratet und mir treu ergeben ist? Es gilt einen Begleiter für eine junge und schöne Dame zu finden.«

Cavois kratzte sich verlegen hinter den Ohren und sagte:

»Das ist sehr viel auf einmal verlangt; doch wir wollen suchen; da wäre z. B. der Marquis von Fontaine — «

»Das ist ein Spieler,« der würde das Reisegeld in den ersten drei Tagen verthun —«

»Also Herr von Abrantes —«

»Hm! der taugte wohl, aber dieser geldgierige Mensch wird die Kosten mit fünffacher Kreide ausrechnen —«

»Dann hätten wir den Vicomte von Belleville —«

»Ist ein alberner Tropf« besitzt kein Quentchen Hirn —«

»Nun denn, was meinen Ew. Eminenz zu Rochehaute, zu De Criancon, zu La Bettelier, zu Fonteneuse, zu — «

»Halt ein!« rief der Cardinal »bleiben wir in Gottesnamen bei dem Betrüger Abrantes und der ist noch dazu zur Hand rufe ihn sogleich hierher; er muß im Sattel sitzen, bevor noch der Graf von Moret anlangt.«

Herr von Abrantes, der eine Compagnie in Pignerol commandirte, trat alsbald ein.«

Richelieu hatte inzwischen seinen Brief gesiegelt und einige Röllchen Gold auf den Tisch vor sich hingelegt.

Herr von Abrantes war über sechzig Jahre alt, außerordentlich häßlich, er schielte, er hinkte, er stotterte auch etwas. Durch den letzten Hugonottenkrieg war er um sein ganzes Vermögen gekommen; er lebte seit fünf Jahren von des Cardinals Gnade, dem er, auch seine jetzige Stellung verdankte und dem er in der That unbedingt ergeben war. — Aber die Sucht, sich wieder ein Vermögen zusammenzusparen, ließ ihn manche Thaten begehen, die mitunter sehr übel abgelaufen wären, hätte ihm nicht immer der Cardinal durch einen Machtspruch aus der Klemme geholfen. Erst vor Kurzem hatte er wieder, natürlich aus bloßem Irrthume, die Gelder für seine Campagnie doppelt erhoben und eine flamhafte Brandschatzung, die er von der Stadt Savigliano im höheren Auftrage eingetrieben, war spurlos in seinen weiten Taschen verschwunden. Richelieu, der gegen Abrantes, wie gesagt, außerordentlich nachsichtig zu sein pflegte, stellte sich, als glaube er seiner Entschuldigung, daß ihm das Maulthier, welches die erkleckliche Summe in Silber trug, von einer piemontesischen Streifpatrouille abgejagt worden sei.

»Ihr werdet diesen Brief nach Genf überbringen, in einer halben Stunde müßt Ihr Pignerol im Rücken haben.«

Der Cardinal reichte dem Herrn von Abrantes nach diesen Worten das Schreiben, dessen Adresse an den Baron von Lautrec lautete, der mit seiner Tochter Isabella vor, der feindlichen Belagerung, die Mantua bevorstand, sich nach Genf geflüchtet hatte.

»Und wenn dies geschehen, Eminenz?« .

»Dann werdet Ihr Fräulein Isabella von Lautrec nach Paris geleiten und der Frau von Combalet übergeben, die ich von hier aus direct verständige.«

Herr von Abrantes verbeugte sich abermals und schielte nach den Geldrollen, die auf dem Tische lagen.

»Nehmt das,« sagte der Cardinal und deutete auf den Gegenstand der Begehrlichkeit des Herrn von Abrantes, »es sind fünfhundert Pistolen; wird wohl genug sein?«

Herr von Abrantes zuckte sehr bedenklich mit den Axeln und sagte: »Das Leben fängt an sehr theuer zu werden, auf Ehre; sehr theuer, und da ich doch fast drei Wochen mit einem Gefolge von etwa zehn Personen zu reisen habe, so —«

»Schon gut,« unterbrach ihn Richelieu, »Frau von Combalet wird Euch noch fünfhundert Pistolen ausfolgen, sobald ihr Fräulein Isabella von Lautrec ihr übergeben habt, und bei dieser Pauschalsumme wollen wir es ohne alle Rechnungslegung bewenden lassen.«

Herr von Abrantes schnalzte sehr vergnügt mit der Zunge — sechshundert Pistolen blieben ihm wenigstens übrig. Er hatte aber auch einen weiteren Grund, über seine Entsendung nach Paris sehr erfreut zu sein, denn er trug eine erkleckliche Anzahl guter Wechsel, ausgestellt von den Brüdern Malvasini in Turin und auf Herrn Bullion in Paris lautend, bei sich.

Von zwei Dienern begleitet verließ Herr von Abrantes eine halbe Stunde nach seiner Audienz bei dem Cardinal Pignerol. Den ganzen weiten Weg bis Genf quälte er sich mit der Besorgniß, daß für Fräulein von Lautrec und deren Dienerinnen die erforderlichen Maulthiere am Ende er werde anschaffen müssen. Aber Herr von Lautrec, der für seine Tochter nie eine besondere Zärtlichkeit gefühlt, war so erfreut, daß er der Aufsicht über Isabella wieder enthoben wurde, daß er nicht nur auf das Freigiebigste für alle Bedürfnisse der weiblichen Reisenden sorgte, sondern auch überdies dem Herrn von Abrantes beim Abschiede zum Angedenken einen mit kostbaren Edelsteinen reich verzierten goldenen Becher schenkte.

Auch Isabella schied mit nicht sehr schwerem Herzen von ihrem Vater. Wiesen doch alle Umstände darauf hin, daß der Cardinal bald nach Paris zurückkehren dürfte, und war nicht in seinem Briefe angedeutet, daß der Graf von Moret dahin bereits auf dem Wege sei? — Und ihre reine, makellose Seele schwelgte im Glücke der Erinnerung an jene feierlichen Schwüre der ewigen Liebe und Treue, die sie und der Graf von Moret vor dem Altare von unserer lieben Frau der Engel mit einander gewechselt hatten.

Gegen fünf Uhr Abends trat der Graf von Moret bei dem Cardinal ein; letzterer ging ihm

entgegen und reichte ihm die Hand.

»Eminenz!« sagte der Graf, Latil hat mir bereits mitgeteilt, welcher hohen Ehre Ihr mich zu würdigen gesonnen seid. Ich glaubte, daß der Herzog von Montmorency dazu auserwählt sei, die Nachricht von der Einnahme von Pignerol Seiner Majestät zu Füßen zu legen?«

»Anton von Bourbon, Sohn Heinrichs IV., hat den Vortritt vor allen übrigen Herzogen Frankreichs, in meinen Augen wenigstens,« sagte Richelieu bedeutungsvoll lächelnd.

»Und wann wünschen Ew. Eminenz, daß ich abreise?«

»Morgen, Monseigneur, und ich würde Euch gebeten haben, die Route über Susa, Grenoble, St. Etienne, Nevers und Orleans einzuschlagen; ich ließ bereits Euren ganzen Reiseplan zusammenstellen. Hier ist er. Graf von Moret wird, hoffe ich, die Güte haben, denselben auf das Allergenaueste einzuhalten.«

Graf Moret, der das Papier überflog, rief:

»Aber, Eminenz« das sind ja sehr kleine Tagesmärsche und dann die vielen Rasttage. Ich getraue mich Paris acht Tage früher zu erreichen.«

»Ganz richtig« mein lieber Graf, aber ich mußte ja doch auf Eure Begleitung Rücksicht nehmen,« entgegnete der Cardinal ruhig.

»Auf meine Begleitung?« frug Moret ganz erstaunt.

»Nun ja, ich wollte eben Monseigneur bitten, der Gräfin von Urbano Ihren weiteren Schutz angedeihen zu lassen.«

»Wie! Mathilde soll nach Paris?« rief der Graf freudig, »aber was wird Ihr Gemal in Briancon dazu sagen?«

»Er wird sie dort nicht erwarten.«

»Geht auch er nach Paris?« frag Moret etwas gedämpft.

»Nein,« erwiderte Richelieu ruhig, »seine Million könnte ihm dort gestohlen werden; ich werde ihm rathen lassen, das Geld und seine Person nach Brouage in Sicherheit zu bringen.«

»Der Graf von Urbano wird wohl so vernünftig sein, diesen Rath zu befolgen,« lachte Moret.

»Gewiß,« entgegnete Richelieu, »denn ich werde Latil zu ihm senden, und damit man dem Grafen seine Million ja nicht stehle, nimmt Stephan dreißig Musketiere mit sich.«

»Das heißt so viel, der Graf von Urbano ist Euer Gefangener, Eminenz!«

Brouage war jene kleine feste Stadt, welche einst Ludwig XIII. dem Cardinal mit fast ganz souveränen Rechten geschenkt hatte, denn der König gestattete ihm sogar eine eigene, von der königlichen Armee ganz unabhängige Garnison zu halten.«

Brouage liegt im heutigen Departement Charente inferieure, in dem ehemaligen Aunis, der Insel Oléron gerade gegenüber, unweit von Rochefort, an einem Seearme, in welchem Ebbe und Flut mit großer Heftigkeit eintreten. Es besitzt einen tiefen, sicheren Hafen und seine großen Salinen gehörten auch schon zu jener Zeit zu den wichtigsten und vorzüglichsten Frankreichs. — Das Erträgniß derselben allein deckte dem Cardinal hinlänglich alle Auslagen für die kleine Garnison und die übrige Verwaltung seines halbsouveränen Besitzthums. Es war ihm daher möglich, die Lasten seiner Unterthanen auf ein Minimum zu stellen, wofür der Cardinal von den Einwohner in Brouage auch vergöttert wurde, zumal er ihre Schifffahrt und ihren Handel besonders zu begünstigen verstand.

Der Canal, welcher gleichfalls den Namen Brouage führt und von dem Städtchen in die Charente führt, wurde erst 1782 angelegt, um die Sümpfe von Rochefort trocken zu legen. Derselbe ist 15.870 Meter lang und gegen 7 Meter breit. Schiffbar wurde er jedoch erst im Jahre 1807 durch die Anlage von Schleußen an seinen beiden Endpunkten gemacht.

Der Cardinal bejahte des Grafen Moret letzte Frage durch ein Kopfnicken und sagte:

»Monseigneur möge daraus erkennen, wie sehr ich es mir angelegen sein lasse, Euren Neigungen zu dienen. Cavois wird jetzt die Ehre haben, Euer Hoheit in das Vorderkastell zu geleiten und die Mannschaft und die Pferde vorzustellen, welche Ihre Escorte zu bilden bestimmt sind. Es ist natürlich, daß Anton von Bourbon mit allem Prunke auftrete, der seiner Person und der Wichtigkeit seiner Botschaft entspricht.«

Der Graf von Moret, durch diese Aufmerksamkeit des Cardinals zum zweiten Male sehr geschmeichelt, ergriff seine Hand, drückte selbe warm und sagte:

»Anton von Bourbon gehört von dieser Stunde an nicht bloß zu den Bewunderern, sondern auch zu den treuesten Freunden des Cardinals von Richelieu.«

Kaum war der Graf von Moret aus dem Zimmer verschwunden als Latil den Kopf zur Thür hereinsteckte und leise frug:

»Kann die Gräfin eintreten?«

Richelieu nickte zustimmend.

Mathilde, Gräfin von Urbano, näherte sich etwas scheu dem Cardinal, dem sie bisher noch nie gegenübergestanden, und sah mit ziemlich besorgten Blicken zu ihm auf.

Richelieu trat mit der vollendetsten Artigkeit auf sie zu, geleitete sie zu einem Lehnstuhle und sagte:

»Ich bin entzückt, die schöne Freundin meines Freundes Anton von Bourbon kennen zu lernen.«

Mit Absicht hob hier der Cardinal die königliche Abstammung des Grafen von Moret hervor.

»Ich bin stolz auf den Titel, den mir Ew. Eminenz zu verleihen die Gnade haben, ich wäre überglücklich, könnte ich die Freundin des edlen Grafen auch für immer bleiben!«



»Und warum sollte dies nicht möglich sein?« frug der Cardinal, den Erstaunten spielend.

»Ach, nur zu bald wird das grausame Schicksal mich wieder dem rohen Grafen von Urbano an die Seite bringen,« erwiderte Mathilde und trocknete sich eine Thräne.

»Wenn Ihr wollet, wird es nicht geschehen.«

»Wäre es möglich?« rief die Gräfin entzückt.

»Wie könnte ich es verantworten, eine Schönheit wie die Ihrige der, verderblichen Sumpfluft von Brouage auszusetzen.«

»Von Brouage?« frug die Gräfin höchst erstaunt.

»Ja, von Brouage, denn dort wird Euer Gemahl sammt seiner Million den Aufenthalt nehmen.«

»Für immer?«

»Ich fürchte sehr für immer.«

»Und ich glaube für nicht lange,« bemerkte die Gräfin, »denn er verträgt die Luft niederer Gegenden nicht.«

»Nun, dann werden wir seinen Tod als gute Christen betrauern,« bemerkte Richelieu trocken.

»Ew. Eminenz bemitleiden mich also schon in vorhinein als Witwe?«

»Ich werde den Grafen von Moret dann bitten, die unglückliche Gräfin von Urbano zu trösten, und ich meine, es gebe ein Mittel, jede Erinnerung an den Grafen von Urbano zu verwischen.«

»Und dieses Mittel wäre?«

»Daß Ihr Euren jetzigen Namen mit dem einer Gräfin von Moret vertauschen «

»Ah!« rief Milde und wurde bald blaß, bald roth. Der Cardinal hatte etwas ausgesprochen« an das zu denken sie bisher noch nie gewagt. Sie wäre ja zufrieden gewesen, den schönen Grafen als Liebhaber an sich dauernd fesseln zu können.

»Ew. Eminenz geruhen etwas ganz Unwahrscheinliches anzudeuten!« hauchte sie nach einer Weile von ihren Purpurlippen.

»Der ehemalige Bischof von Lucon hat schon manches noch weit unmöglicher Scheinende zu Stande gebracht,« entgegnete Richelieu kurz, »für seine Freunde fühlt er sich eben fähig, Alles zu leisten.«

»Und ich sollte so glücklich sein zu denselben zu gehören?«

»Ich zähle die Gräfin Urbano bereits zu denselben.«

»Meine Dankbarkeit kennt keine Grenzen.«

»Beweiset es, indem Ihr meinen Plan, Euch zur Gräfin von Moret zu machen, unterstützt.«

»Was soll ich thun?«

»Die Gegnerin bekämpfen, die alle unsere Entwürfe zu Schanden machen könnte.«

»Wer ist diese Gegnerin?«

»Fräulein Isabella von Lautrec, von der Ihr wohl schon sprechen gehört.«

Die Augen der Italienerin sprühten Blitze des Hasses.

»Vor Allem,« fuhr Richelieu fort, »werdet Ihr Euch in Gesellschaft des Grafen von Moret nach Paris begeben, und dort weitere Mittheilungen erwarten. Ist Eure Zofe verlässlich?«

»Jacintha?«

»Ja, diese meine ich.«

»Vollkommen. «

»Gut« dann wird man unter der Adresse dieses Mädchens an Euch, Frau Gräfin, schreiben. — Noch Eines, Graf von Moret darf selbstverständlich von dem Inhalte unserer Unterredung nichts ahnen. Und nun Gott befohlen, reizende Gräfin, amüsiret Euch gut auf der Reise.«

Die Gräfin wollte dem Cardinal die Hand zum Abschiede küssen; dieser entzog sie ihr schnell, faßte aber dafür ihr Kinn und bevor Mathilde es sich versah, hatte ihr Richelieu, der durchaus kein Verächter des schönen Geschlechtes war, einen Kuß auf die Stirne gedrückt.

Etwas verwirrt, aber übergücklich in ihrem Innern zog sich die Gräfin zurück.

»Auch die hat angebissen,« lachte der Cardinal, als er wieder allein war, und ein Zug spöttischer Verachtung umspielte seine Lippen.

»Jacintha?« rief jetzt Latil zur Thür herein.

»Vorwärts!« gebot Richelieu.

Die Zofe trat schüchtern unter hundert Knixen ein, der Gascogner wollte sich zurückziehen.

»Kannst dableiben« « sagte der Cardinal zu ihm, »geht auch Dich an.«

»Also Du« mein liebes Kind, und der Mann da, Ihr seid schon bekannt miteinander?« frug Richelieu Jacintha, »sehr gut bekannt, wie? he?«

Jacintha warf einen zornigen Blick Latil und sagte:

»Wie, der Unverschämte hätte Alles geplaudert?«

»Alles, mein Kind, und ich habe ihm gleich auf der Stelle die Absolution ertheilt und Dir gebe ich sie hiermit nachträglich.«

»Ach ja!« sagte die bigotte Italienerin, deren Gewissen durch des Cardinals Worte gleich total beruhigt war, »ach ja! ich dachte gar nicht daran, daß Ew. Eminenz auch Priester sind.«

Richelieu trug im Lager stets und zu meist auch sonst die Cavalierstracht der damaligen Zeit statt des Cardinals gewandes, welcher erstere zu seinem Schnur- und Knebelbarte in der That auch weit besser paßte als letzteres.

»Hat Stephan Dir schon wegen eurer Ausstattung meine Absicht mitgetheilt?«

»O, Ew. Eminenz sind zu gnädig!« rief Jacintha.

»Und Du möchtest wohl, daß ich bald mit den tausend Pistolen herausrücke?«

Jacintha that verschämt und ließ den Kopf sinken.

»Ein Jährchen oder so was dergleichen werdet ihr Zwei schon noch wartete müssen, vorausgesetzt, daß diese Mariage überhaupt zu Stande kommt.«

»Wieso?« frug Jacintha ängstlich, denn der Cardinal hatte bei den letzten Worten ein furchtbar ernstes Gesicht gemacht.

»Weil ich Latil hängen und Dich zu Tod peitschen lasse, fällt auf Euch auch nur der mindeste Schatten eines Verrathes. Hast Du mich verstanden, Du Schlange?«

»Aber Ew. Eminenz!« rief Jacintha halb ohnmächtig.

»Nun, das war jetzt nur so eine kleine Prophezeiung oder wenn Du anders willst, eine kleine Warnung — geht.«

Latil und seine Geliebte schlichen hinaus.

Richelieu warf sich dann in seinen Lehnstuhl und blickte düster vor sich hin:

»Wie mag es wohl zu dieser Stunde in Paris aussehen,« murmelte er vor sich und ein schwerer Seufzer entrang sich seiner unruhig wogenden Brust, »wird mir die Intrigue gelingen, die ich heute angesponnen, bauend auf die Untreue des Grafen von Moret, wird es nicht zu spät sein, bis ich selbst wieder bei diesem Schatten eines Königs bin? — Ja, ich werde einen großen Entschluß fassen müssen. Doch vor Allem zu etwas Näherliegendem; kann wirklich der Graf von Moret nicht mit dem Fräulein von Lautrec zusammentreffen? Ein Verstoß dabei und mein ganzer Plan wäre todtgeboren.«

Er nahm eine Landkarte zur Hand und verglich die verschiedenen Routen und die Marschstage, die er sowohl dem Grafen von Moret, als auch dem Herrn von Abrantes vorgezeichnet gehabt hatte.

»Es ist Alles richtig disponirt,« sagte er zufrieden; »Isabella kommt fünf Tage früher nach Paris als Moret, für das Uebrige hat dann meine Nichte zu sorgen.«

---

## VI.

### Die Krankheit des Königs.

Mit der braunen Kutte eines Capuziners angethan, die Capuze weit über die Stirne herabgezogen, ritt der Cardinal Richelieu in der Nacht vom 18. auf den 19. April in ernstes Schweigen versunken, an der rechten Seite Latils zwischen Melun und Paris auf einem Maulthiere dahin.

Hinter diesen Beiden trippelte der Pouny, der des Gascogners Schützling, den Savoyardenknaben Georges Gravé trug. Dieser arme Junge war nach seinen Begriffen plötzlich ein reicher, großer Herr geworden. Bald betastete er seine Taschen, welche die zwei Goldstücke bargen, bald seinen neuen Anzug und darnach auch stets den Hals seines Pferdchens, um sich zu überzeugen, daß er wirklich das Glück genoß, auf einem lebenden Thiere zu reiten, wie er sich denn überhaupt nur in einem angenehmen Traum befangen hielt.

Als die vierte Morgenstunde schlug und ganz Paris noch im tiefsten Schlafe lag, ritt der Cardinal vom kleinen Georges begleitet, in sein Palais auf dem Place Royal ein. Latil, der vorausgesprengt war, erwartete ihn bereits seit einer Viertelstunde unter dem Thor.

Obleich Richelieu sehr ermüdet war, dachte er dennoch an nichts weniger, als sich zur Ruhe zu begeben.

Er ließ Charpentier rufen, der, so wie die ganze übrige Dienerschaft höchst erstaunt und überrascht war, den Cardinal, den man in Foutenay nicht minder schwer erkrankt wähnte, als den König im Louvre, in Paris plötzlich so gesund und wohl an eintreffen zu sehen, als auf Richelieu überhaupt je diese Merkmale passen konnten.

Latil hatte den Insassen des Palais bereits den Befehl überbracht, daß bei Todesstrafe bis auf Weiteres von der Anwesenheit des Cardinals in Paris nichts verlauten und Niemand das Palais ohne dessen ausdrückliche Erlaubniß verlassen dürfe.

Charpentier, auf den sich Richelieu in der That unter allen Umständen verlassen kannte, wußte seinem Gebieter viel Neues und Wichtiges mitzuthemen. So bedenklich auch die Situation war, athmete der Cardinal doch etwas erleichtert auf, als er endlich alle Gefahren zu kennen glaubte, die ihn in der nächsten Stunde bedrohten.

»Wann war Pater Joseph zum letzten Male hier?« frug Richelieu.

»Gestern Mittags; er erzählte mir von seinem Mißerfolge bei der Marquise von Rambouillet und von der schweren Erkrankung Euer Eminenz in Fontenay, die er durch Latil erfahren, und dann —«

»Dann?«

»Daun,« sagte er, »daß er sich sehr unwohl fühle. Und vor einigen Tagen sein Kloster nicht

werde verlassen können.«

»Ich kenne diese Krankheit,« murmelte Richelieu düster vor sich. »und wo ist Frau von Combalet, wann traf Fräulein Isabella von Lautrec ein?«

»Befinden sich beide hier. Herr von Abrantes wurde in die Bastille gesetzt in derselben Stunde, als er vorgestern hier mit dem Fräulein eintraf.«

»In einer Woche erinnert mich, Charpentier, daß wir den Menschen wieder herauslassen oder noch besser, ich werde ihn nach Brouage senden, um dem Herrn Grafen von Urbano einige Zeit Gesellschaft zu leisten, und das könnt Ihr gleich verfügen.«

»Soll er dort in Haft behalten werden?«

»Warum nicht gar! Legt mir seine Ernennung zur zweiten Commandanten von Brouage zur Unterschrift vor. Die Stelle ist eben vacant.«

»Die Oberste du Pollière und de Grillet sind gestern Abends hier gewesen; sie stellen ihre Regimenter Euer Eminenz zur Verfügung.«

»Sehr gut«, nickte Richelieu, »wir werden sie vielleicht brauchen können. Wie viel Mann haben wir also nun im Ganzen hier in Paris zur Verfügung?«

»Im! Ganzen 4640 Mann, die Partei der Königinnen gebietet über 7000 Mann und Bassompierre führt den Oberbefehl.«

»Pah!« erwiderte der Cardinal geringschätzig, »den kleinen Unterschied der Zahlen wird wohl weine Person allein aufwiegen und dann rücken ja noch heute Nacht meine Garden nebst ein Paar Compagnien mir treu ergebener Musketiere ein; das gibt eine weitere Verstärkung von 500 Köpfen.«

»Der Herzog von Montmorency ist gestern früh in; Paris angelangt, er will unter Marillac nicht dienen.« meldete Charpentier weiter.

»Schade um diesen Montmorency,« sprach Richelieu vor sich, »ein echtes, edles Cavaliergemüth, aber excentrisch, und ich fürchte sehr, daß sich dieser Hitzkopf in böse Dinge einlassen wird — ich könnte ihm in der That sehr gut sein.«

»Lasset Frau von Combalet wecken,« setzte er nach einer Pause hinzu.

»Ist bereits geschehen. Eminenz!«

»Dann möge die Frau Herzogin baldigst erscheinen.«

Charpentier verschwand.

Der Frau von Combalet gebührte dieser pompöse Titel als Besitzerin des herzoglichen Schlosses und Gebietes von Aiguillon, welches im heutigen Departement Lot-Garonne, nordwestlich von Agen, am Einflusse der Lot in die Garonne gelegen ist. Dort verstarb sie auch im Jahre 1675 in

hohem Alter.

Wenige Minuten darauf erschien Richelieu Nichte. — Weinend und schluchzend hing sie an seiner Brust. Die kritische Lage ihres Oheims war ihr wohlbekannt. Sie wußte, welche Wegen, welcher Kummer die ehrgeizige Brust dieses Mannes folterten und sie fühlte sie mit, denn sie lebte nur in seinem Geiste, in seinen Wünschen, und obgleich ihrem Herzen nichts ferner lag, als die Sucht nach dem Ruhme und den Ehren der Welt, obgleich sie sich mit Freuden stündlich in seiner Gesellschaft in die größte Einsamkeit zurückgezogen haben würde, empfand sie doch auch einen leicht verzeihlichen Stolz über die welterschütternde Größe des ihr so nahestehenden Mannes.

Als Frau von Combalet sich wieder etwas gefaßt und ihre Thränen getrocknet hatte, begann Richelieu von Fräulein von Lautrec zu sprechen. indem er frug:

»Hast Du ihr meinen Wunsch mitgetheilt, daß ihre Anwesenheit in Paris das größte Geheimniß bleibe?«

»Isabella ist ein Engel!« rief Frau von Combalet entzückt, »ja, sie ist bereit, in Allem Dir zu gehorchen, so sehr vertraut sie deinem Versprechen. daß sie hier in Paris sehr bald den Grafen von Moret wieder sehen werde.«

»Sie soll ihn auch wieder sehen,« erwiderte rasch der Cardinal und ein etwas unheimlicher Blitz zuckte in seinen Augen bei diesen Worten auf.

Frau von Combalet, der dieses böse, Unheil verkündende Wetterleuchten nicht entgangen war, sagte ganz erschrocken:

»Wie, mein guter Oheim, Ihr hättet Schlimmes mit ihr vor?«

»Ich will nur ihr Bestes,« entgegnete Richelieu so kurz und bestimmt, daß Frau von Combalet nicht den Muth fühlte, eine weitere Frage zu stellen.

»Hm Boinzeval schon lange nichts von sich hören lassen?« frug der Cardinal, nachdem er einige Male hastig auf und ab geschritten war.

»Seit vollen drei Wochen scheint er uns vergessen zu haben,« erwiderte Frau von Combalet.

»Der Undankbare!« rief Richelieu zornig, »aber ich werde ihn gefügig machen.«

Boinzeval war einer der ersten Kammerdiener des Königs. Zu diesem Posten, damals einer der wichtigsten Hofchargen, hatte ihm der Cardinal verholten. — Und Boinzeval erschien für den Augenblick als eine um so beachtenswerthere Persönlichkeit, als er zwischen Fräulein von Hautefort und dem Könige deren sehr schwunghaft betriebene Correspondenz vermittelte.

Dieser Briefwechsel, von welchem sich aus jener Periode leider nur einzelne Bruchstücke erhalten haben, mußte aber von der höchsten Wichtigkeit für Alle sein, die sich für den jeweiligen Gemüthszustand des so wankelmüthigen Ludwig XIII. Interessirten, und zwar um so mehr, als der sonst so verschlossene mißtrauische König dabei in seinen Ausdrücken eine ganz

ungewohnte Offenheit an den Tag legte. Seine schriftlichen Auslassungen konnten also für ein sicheres Barometer bezüglich der Stürme gelten, welche fortwährend bald der Partei der Königinnen, bald jener des Cardinals so zu sagen stündlich drohten.

Der Cardinal blickte nach der Uhr.

»Schon sieben? dann ist es höchste Zeit, daß ich mich in den Louvre verfüge. — Latil!«

Der Gerufene trat fast augenblicklich ein.

»Lasse eine Kutsche verfahren, aber die einfachste, die ich besitze.«

Nach diesem Befehl warf Richelieu einen einfachen leichten Mantel über das Cavaliercostüm, das er bei seinem Nachtritte unter der Capuzinerkutte getragen.

Nach einem flüchtigen Abschiede von Frau von Combalet verließ er sorgenvoll und bangen Gemüths sein Gemach.

Wäre plötzlich der rothe Hahn an allen Ecken und Enden des Louvre aufgetaucht, so hätte dort keine größere Verwirrung, ja Entsetzen entstehen können, als es das unvermuthete Erscheinen Richelieus mit sich brachte.

Die beiden Königinnen, welche noch fest schliefen, wurden mit Beiseitesetzung all der strengen Etiquette, welche sonst bei Hof zu herrschen pflegte, ohne Umstände geweckt und selbst in dem Vorzimmer des kranken Königs gaben sich unwillkürliche Ausrufe des Erstaunens und des Schreckens kund.

Der Cardinal der vorausgesehen, daß sein Erscheinen den Eindruck eines drohenden Gespenstes machen würde, benützte die erste Wirkung der allgemein herrschenden Ueberraschung und stürmte geraden Wegs auf die Appartements los, wo er des Königs Krankenlager wußte.

Er hätte in diesem Augenblicke kein Bedenken getragen, sogar unangemeldet einzutreten.

Aber ein Zufall begünstigte ihn hierbei, denn in dem Augenblicke, wo er die letzte Thür öffnen wollte, die ihn von dem Könige schied, traten aus derselben der Leibarzt Bouvard und Pater Coussin.

Letzterer prallte drei Schritte zurück und schlug ein Kreuz. Bouvard aber, der, obwohl bis jetzt kein entschiedener Cardinalist, mit Richelieu dennoch auf ziemlich gutem Fuße stand, fühlte sich, selbst unbewußt wie und warum, also ganz instinctartig veranlaßt, entschieden des Cardinals Partei zu ergreifen, indem er rief :

»Sire hat soeben von Euer Eminenz mit Ungeduld gesprochen und ich verspreche mir die beste Wirkung, daß der Wunsch Seiner Majestät. Euch zu sehen, so rasch in Erfüllung geht.«

Der Jesuit warf dem vorlauten Arzte einen wüthenden Blick zu, woran sich dieser aber durchaus nicht zu kehren schien, sondern vielmehr fortfuhr:



»Ich werde Seine Majestät von Euer Eminenz Anwesenheit in Kenntniß setzen.«

Sprach und trat in das Gemach zurück. Als Arzt war jetzt er hier der Erste und sein Kommen und Gehen nicht an jene Regeln der Etiquette gebunden, welche strenge auch für ihn galten, wenn der König gesund war.

Bouvard fühlte heimlich ein großes Vergnügen darüber, daß nun er den lieben Pater Caussin weidlich zu ärgern vermochte, als Revanche für den Ingrim, den ihm der fanatische Beichtvater durch einen stundenlangen Sermon an des Königs Bette bereitet hatte, eine Bußpredigt, die insbesondere gegen Richelieus gottlose Allianz mit dem Ketzerkönige Gustav Adolph von Schweden gerichtet war und den Kranken, der noch nicht die Krisis überstanden, in eine ungemaine Aufregung brachte.

Der Cardinal trat an das Lager des Königs, der, obwohl erst vor sechs Tagen erkrankt, kaum mehr einem Lebenden glich.

Ludwig XIII. nickte dem Cardinal schwach mit dem Kopfe zu und sagte mit leiser, ersterbender Stimme:

»Gut, daß Ihr kommt, ich habe eben viel wegen Euch ausstehen müssen!«

»Majestät! « rief Richelieu und sank auf ein Knie nieder, »ich bin trostlos Euch in diesem zustande zu sehen, aber wahrhaft unglücklich macht es mich, daß ich meinem guten Könige zu mißfallen scheine!«

»Nicht so!« flüsterte der Kranke, »ich weiß« Ihr liebt Frankreich und seinen Ruhm; Ihr habt viel für mich geleistet und schöne Lorbeeren auf mein Haupt gesetzt. Jetzt, wo der Tod an dem Fuße meines Bettes steht, will ich aufrichtig sein gegen Euch — ich habe Euch nie geliebt, manchmal sogar gehaßt, bitter gehaßt, denn ich war nichts, ich bin nichts, ich kann nichts sein an Eurer Seite. Die Welt spricht nur von Euch und auch die Geschichte wird einst desgleichen thun. — Aber meine Achtung habt Ihr stets besessen — — —« der König schwieg vor Erschöpfung.

Richelieu war wirklich tief erschüttert.

»Habt Dank, Sire!« rief er und küßte des Königs kalte, abgemagerte Hand, » habt Dank, Sire! Eure letzten Worte, Majestät, werden mich auf dem Schaffote trösten, das meine Feinde bereits aufgerichtet haben.«

»Ich werde Euch auch noch nach meinem Tode zu schützen wissen,« sagte der König, der wieder etwas erholt hatte, und nach Bouvard blickend, der ganz in der Nähe stand, fuhr er leisen Tones fort: »Hole Montmorency, er wird in der Nähe sein.«

Dann ließ der König sein Haupt aus das Kissen zurücksinken und schloß die Augen. Er schien bereits eine Leiche zu sein. Seine tiefeingefallenen Wangen färbten sich aschgrau.

Richelieu, der jetzt mit dem Könige einen Augenblick allein war, labte den Ohnmächtigen mit zitternden Händen, denn hatte er wirklich eine Leiche vor sich, so verließ er selbst nicht mehr den Louvre anders, als um in die Bastille zu wandern.

Bouvard, der bald zurückgekehrt war, löste den Cardinal in seinem Wärterdienste ab.

»Steht es denn wirklich so schlimm um den König?« frug letzterer leise mit fieberhafter Ungeduld.

»Heute Abends steht die Entscheidung zu erwarten.«

»Ich werde Chicot senden, sobald er von Fontenay ankommt.«

»Thut das Eminenz; Chicot ist mein Freund und auch der König mag ihn leiden.«

»Bouvard!« flüsterte der Cardinal dem Arzte in das Ohr, »Ihr habt mir heute einen großen Dienst erwiesen. Zählt auf meine Dankbarkeit.«

»St!« entgegnete der Arzt, »Seine Majestät kommt eben wieder zu sich.«

Inzwischen war auch der Herzog von Montmorency eingetreten. Ja seinen Zügen malte sich einiges Erstaunen über die ungewöhnliche Stunde, in der er, und über den Ort, wohin er beschieden wurde.

Der König winkte ihm, ganz nahe zu ihm heranzutreten.

»Schwört mir bei Eurer Ehre, bei Euren Ahnen, daß Ihr den Cardinal Richelieu unter sicherem Geleite nach Brouage bringen werdet, falls es dem Allmächtigen gefiele, mich abzubrufen!«

»Ich schwöre es!« erwiderte der Herzog von Montmorency ohne Besinnen, und er hob drei Finger seiner Rechten empor.

»Eure Kopf ist gesichert, Cardinal,« lispelte Ludwig XIII., »mehr kann Euer armer König nicht für Euch thun.«

Richelieu athmete tief erleichtert auf.

Der Herzog von Montmorency hatte sich für seine Sicherheit mit seinem Worte verbürgt und Montmorency war ein Charakter.

In Brouage hatte der Cardinal vor dem ersten Wuthausbruche seiner Feinde nichts zu fürchten, denn dort war er, wie wir schon wissen, souveräner Herr, und ging es späterhin schief, konnte er sich zur See flüchten, wohin es ihm beliebte.

Zwei Jahre später hätte, wir sagen hätte, Richelieu Gelegenheit gehabt, sich der hochherzigen Bürgschaft zu erinnern, die der Herzog von Montmorency für den Cardinal in dessen, vielleicht kritischstem Momente seines ganzen, so viel bewegten Lebens geleistet.

Doch wir wollen hier nicht dem Gange der Ereignisse vorgreifen und schon jetzt jene grauenhafte Episode behandeln, welche auf den Menschen Richelieu unleugbar den Schatten grassester Undankbarkeit wirft, wenngleich für den Staatsmann Richelieu einige Entschuldigungsgründe geltend gemacht werden können.

---

## VII.

### Liebeshändel.

Wie Bouvard vorausgesagt, trat die Krisis in der Krankheit des Königs in der Nacht vom 18. auf den 19. April ein. Chicot, wie wir wissen, Richelieus Leibarzt, den er des Scheines wegen in Fontenay zurückgelassen, als er selbst sich in dem Gehöfte bei Melan versteckt hielt, war bereits Mittags in Paris eingetroffen und befand sich gleichfalls an des Königs Lager.

Die Rekonvaleszenz Ludwigs XIII. ging nur sehr langsam von Statten. Bouvard oder Chicot waren abwechselnd stets an seiner Seite bei Tag und bei Nacht.

Niemand erhielt Zutritt, selbst die Königinnen nicht. Bouvard hatte nämlich dem Könige für die von ihm verfaßte Order, daß ohne Vorwissen der Aerzte Bouvard oder Chicot Niemand vorgelassen werden dürfe, die Unterschrift abgelockt. Selbst der Beichtvater Caussin mußte es sich gefallen lassen, daß, wenn er jeden vierten oder fünften Tag nach langem Parlamentiren endlich Einlaß erhielt. Bouvard oder Chicot im Zimmer blieben, und stets gleich mit einer energischen Einsprache zur Hand waren, wenn der fanatische Jesuit allzusehr in Eifer gerieth. — In dieser Beziehung mäßigte sich endlich der fromme Mann ein für allemal, seit Chicot ihn bei solcher Gelegenheit sogar am Arme ergriffen und zur Thür hinausgeschoben hatte, ohne daß der König dagegen auch nur mit einer Miene Einsprache erhob.

In Fontainebleau, wohin man den König gegen Ende Mai transportirte, wurde die in Paris begonnene Isolirung des Königs streng fortgesetzt.

Ludwig XIII. schien gar nicht angehalten darüber, daß er schon seit vielen Wochen seine Gemahlin, seine Mutter und insbesondere den ihm so verhaßten Gaston von Orleans nicht mehr zu Gesicht bekam.

Nur nach Fräulein von Hautefort sehnte sich sein leeres, gelangweiltes Herz, und Boinzeval, sein erster Kammerdiener, dessen wir schon flüchtig erwähnten, ritt fleißig hin und her zwischen Fontainebleau und Versailles, in welchem letzteren Orte sich die Königinnen aufhielten, folglich auch Fräulein von Hautefort steh befand.

Richelieu hatte sich seit jenem Morgen, wo der hohe Kranke jeden Augenblick zwischen Leben und Tod geschwebt, nur zweimal wieder bei dem König sehen gelassen. Wußte er ihn doch in guten Händen.

Der Cardinal, welcher inzwischen das Staatsruder wie zuvor allein in seinen Händen hielt, legte aber in diesem Interregnum, wo Frankreich faktisch keinen König hatte, eine bei ihm ganz ungewöhnliche Milde und Mäßigung an den Tag. Er war zu klug, um sich etwa zu täuschen, daß der Krater, auf welchem er stand, bereits erloschen wäre, daß für alle Zukunft alle Gefahren für ihn vorüber seien. Er ahnte vielmehr eine zweite, weit fürchterlichere und gefährlichere Eruption als die erste, und, wie wir später erfahren werden, hatte sein Scharfblick ganz richtig gesehen. Offenbar sammelten seine Feinde nur ihre Streitkräfte; er hielt daher ganz im Stillen auch die

seinigen schlagfertig, suchte die Anzahl seiner Anhänger zu vermehren und vermied es jetzt ängstlich, ohne allerdingste Noth sich neue Feinde zu schaffen.

Selbst gegen Jene, welche er als Verräther kannte, wie den Pater Joseph und den Jesuiten Caussin, fuhr er fort den Freund zu spielen, und er spielte so gut, daß diese beiden Schlaupöppe nicht die mindeste Ahnung hatten, der Cardinal wisse um ihren Gesinnungswechsel und ihre intimen Beziehungen zur Partei der Königinnen.

»Aber aufgeschoben ist nicht aufgehoben,« so dachte Richelieu und er wußte seiner Zeit auch die Ehre dieses Sprichwortes von Neuem glänzend zu bewähren.

Die einzige Person, hinsichtlich derer der Cardinal in dieser Zeit der Waffenruhe der um die Herrschaft Frankreichs ringenden Parteien aus seiner rein objektiven Haltung heraustreten mußte, war Boinsval, dessen bereits wiederholt Erwähnung geschah.

Richelieu sah es immer klarer ein, daß er von dem Inhalte der zwischen dem Könige und Fräulein von Hautefort so häufig gewechselten Briefe eine stete und volle Kenntniß besitzen müsse. um die jeweiligen Anschauungen und Meinungen des Königs zu wissen, sollte er nicht die Möglichkeit verlieren, den beiden Königinnen, welche zweifelsohne von dieser ganzen Correspondenz Einsicht nahmen, Widerpart zu halten.

Sehen wir zu, was der Cardinal thut, um zu diesem Zwecke zu gelangen.

Es war gegen den Abend des 28. Mai 1630, als Richelieu in seinem uns wohlbekannten Arbeitszimmer auf und ab schritt. Er hielt einen Brief in der Hand, den ihm Maria Délorme soeben übergeben hatte.

»Es ist gut,« winkte der Cardinal, »Charpentier wird Dir hundert Pistolen ausbezahlen.«

»Soll ich die kleine Amourschaft weiter fortspinnen?« frug die geheime Agentin, welche heute weibliche Kleidung trug und in der That äußerst verführerisch aussah.

»Mache den Narren so verliebt als möglich.«

Maria Délorme verschwand durch die geheime Thür, die, wie wir wissen, in ihre Wohnung im Nachbarhause führte.

Der Cardinal klingelte dann nach Rossignol. Seinem Dechiffreur.

Der Gerufene erschien innerhalb einer Minute. Die Hausmaschine im Palais des Cardinals war vortrefflich wie das beste Uhrwerk. Eine so flinke und verlässliche Bedienung. Wie sie Richelieu hier sich vom letzten Stallknechte aufwärts zu organisiren verstanden hatte, besaß kein damaliger Monarch in ganz Europa.

»Da ist ein Brief!« sagte der Cardinal kurz und zeigte ihn Rossignol.

»Ich sehe, Eminenz.«

»Aber der Brief ist versiegelt.«

»Man wird ihn öffnen, Eminenz.«

»Und dann copiren.«

»Und ihn dann wieder schließen, Eminenz?«

»Ganz richtig, aber —«

»Der Brief ist an Seine Majestät adressirt,« bemerkte Rossignol, »das heißt, eine Indiscretion darf nicht geahnt werden.«

»Es werden von nun an öfter solche Briefe einlaufen.«

»Man wird sie behandeln wie diesen.«

»Ganz so, aber vorsichtig, Rossignol, vorsichtig, und nun sputet Euch, ich erwarte hier Eure Zurückkunft.«

Der Chef des »schwarzen Cabinets« Seiner Eminenz eilte davon.

»Latil!« rief der Cardinal in das Vorzimmer.

Der Gascogner trat ein.

»Weißt Du, wo Villejuif liegt?«

»Etwas über Bicêtre hinaus, an der Straße von Fontainebleau.«

»Du und dein kleines Murmelthier. Ihr beide werdet mich um elf Uhr am Eingange von Villejuif erwarten. — Kannst gleich fortreiten. — Meinen Eisenschimmel läßt Du satteln und führ ihn am Zügel mit. Keine andere Begleitung als der Bube. Verstanden? Geh!«

Latil eilte über die Stiege hinab und murmelte vor sich: » Endlich einmal eine kleine Abwechslung; sitze jetzt schon einen vollen Monat da wie festgenagelt; der Cardinal rührte sich ja gar nicht aus seinen vier Mauern; kaum daß ich alle Woche einmal abkommen konnte, um Jacintha zu besuchen, und dazu erhielt ich stets nur die Erlaubniß auf ein paar Stunden. — Die gute Ninon ist bereits so dick vor lauter Stehen wie das Riesenfaß bei Meister Soleil. O Du lieber »gefärbter Bart« die ganze Zeit hindurch konnte ich nicht ein einziges Mal mehr deinen Götterwein kosten. — Doch halt! jetzt ist es erst sieben Uhr; nach Villejuif hinkt ein altes Weib zu Fuß in zwei Stunden. Bis neun Uhr könnte ich also in der Rue de l'Homme verbringen und ein Viertelstündchen wird dann wohl auch noch erübrigen, um im Vorbeireiten in der Rue Mouffetard der Zofe der Gräfin Urbano einen guten Abend zu wünschen.«

Gesagt, gethan.

Der Wein des Meisters Soleil mochte heute wohl eben so gut sein wie gewöhnlich, denn Latil konnte sich, als es bereits neun Uhr schlug, nur mit einem schweren Seufzer vom »gefärbten

Barte« trennen. Aber er war im Dienste die Pünctlichkeit selbst und einen Richelieu etwa warten zu lassen. hätte die übelsten Folgen nach sich ziehen können.

Er bestieg etwas mürrisch seine braune Stute. Den kleinen Georges ihm zur Linken auf seinem Ponny, zwischen beiden des Cardinals Eisenschimmel steuerte Latil auf die Rue Mouffetard los.

»Par Dieu!« rief der Gascogner, erstaunt den Mund aufreißend, als er auf dem Boulevard de l'Hopital eben um die Ecke bog und von dem Eckhause der Rue Mouffetard und der Rue des Banquiers etwa noch zwei hundert Schritte entfernt war.

Sein Gesicht wurde kirschroth vom Zum und er griff unwillkürlich nach seinem Degen, aber er bezwang sich und ließ es nur der armen Ninon entgelten, der er krampfhaft die Sporen in die Flanken drückte.

Dann warf er das Pferd herum und sprengte, zur Barrière de Fontainebleau hinaus durch die ganze Rue de la Maison Blanche bis in die Nähe von Bicêtre.

Der kleine Gravé hatte Mühe ihm zu folgen und verlor die Steigbügel, da er für einen solch wüthenden Ritt noch zu wenig sattelfest war. Aber herab fiel er dennoch nicht.

Endlich kam der Gascogner wieder zur Besinnung.

»Arme Ninon!« rief er und streichelte den Hals des Thieres, »einen ordentlichen Degenstich soll der Spitzbube davontragen, der mich verleiten konnte. Dir so unbarmherzig die Sporen in den Leib zu jagen; ha! würde nicht der Cardinal warten, die Sache wäre schon jetzt ins Reine gebracht.

Bald nach zehn Uhr langte Latil bei den ersten Häusern von Villejuif an.

Er wünschte sich Glück, daß er pünktlich war, denn lange vor der festgesetzten Zeit, nämlich bereits noch vor zehn und ein halb Uhr, hielt in seiner Nähe die Miethkutsche, in der der Cardinal saß.

Der Wagen fuhr nach Paris zurück.

Richelieu bestieg seinen Eisenschimmel.

Ein Dutzend seiner berittenen Leibgarde kam im scharfen Trabe zehn Minuten später angeritten.

Cavois, der die kleine Escorte commandirte, ritt zum Cardinal heran und frug um seine weitem Befehle.

»Verbergt Euch mit Eueren Leuten hinter jener hohen Mauer.

Zwei Minuten später war Cavois mit seinen zwölf Mann unsichtbar geworden.

»Kennst Du Boinzeval?« frug Richelieu den Gascogner.

»Des Königs ersten Kammerdiener? Ja, Eminenz!«

»Derselbe. Jede Minute kann er von Bicêtre her des Weges kommen. Sobald Du ihn erblickst, gibst Du mir ein Zeichen.«

Richelieu ritt nach diesen Worten etwas abseits von der Straße.

Einige Minuten nach elf Uhr stieß Latil einen kurzen Pfiff aus. Der Cardinal spornte sein Pferd und war dem Gascogner bald zur Seite.

In dem Momente, als Letzteres geschah, stieß er mit einem Reiter, der sehr nachlässig in seinem Sattel saß, fast zusammen.

»Hol Dich der Teufels!« brummte der Mann ebenso verdrießlich als hochfahrend. Zwei wohlbewaffnete Diener ritten knapp hinter ihm einher.

»Guten Abend, Herr Boinzeval!« rief Richelieu.

»Seine Eminenz, der Cardinal!« entgegnete erschrocken der erste Kammerdiener des Königs.

»Ja, ich bin es, und um das Vergnügen zu haben, Euch nach so vielen Monaten endlich wieder zu sehen, ließ ich mich den weiten Spazierritt hierher nicht verdrießen.«

Boinzeval biß verlegen auf die Lippen. Der Vorwurf des Cardinals, ihm seit seiner Rückkehr aus Italien noch keine einzige Aufwartung gemacht zu haben, traf ihn mitten durch die Brust. Wie bereits erwähnt worden, hatte er nämlich sein Glück einzig und allein Richelieu zu danken.

»Ich hätte mit Herrn Boinzeval ein Wort unter vier Augen zu sprechen,« fuhr der Cardinal gelassen fort, »sendet gefälligst Eure Diener voraus an das andere Ende des Ortes.«

Boinzeval that, wie es der Cardinal wünschte.

Hierauf winkte Richelieu dem Gascogner zu bleiben, wo er stand, und ritt selbst der Mauer näher, hinter welcher Cavois mit seinen Leuten sich befand. Boinzeval machte unwillkürlich diese kleine Schwenkung mit.

»Ihr seid der Briefbote zwischen Seiner Majestät und Fräulein von Hautefort,« begann dann der Cardinal kurz.

»Das ist kein Geheimniß,« entgegnete Boinzeval.

»Aber der Inhalt dieser Briefe, wenigstens für mich?« bemerkte scharf Richelieu.

»Ich befürchte, daß es kein Mittel gibt, um in diesem Punkte die Wißbegierde Euer Eminenz zu stillen,« warf Boinzeval ebenso bestimmt als spitzig hin.

»Es muß sich aber eines finden,« rief der Cardinal etwas heftig, »der Bote, welchen Seine Majestät nach Euch damit betraut, wird gefügiger sein.«

»Noch mir?« lächelte Boinzeval, ungläubig den Kopf schüttelnd, »warum sollte der König einen Anderen wählen ohne allen Grund?«

»Weil Ihr verschwinden, das heißt in einer Stunde in der Bastille sitzen werdet.«

»Entschuldigen Eminenz,« höhnte Boinzeval, »aber weder Euer Eisenschimmel noch jener braune Klepper werden im Stande sein, meinem edlen Berber vor Fontainebleau einzuholen, und dort mag dann Seine Majestät das Weitere entscheiden.«

Während dieser Worte ließ Boinzeval, der in der That ein sehr guter Reiter war und die Vorzüglichkeit seines Thieres nicht zu hoch angepriesen hatte, seinen feurigen Renner zur Seite courbettiren und gewann so die Straße, auf der er davonzusprennen begann.

Richelieu stieß, bevor noch Boinzeval zu sprechen aufgehört hatte, in das silberne Pfeifchen, das er an einem Schnürchen umgehängt trug.

Im Nu schwenkte auf dieses Signal hin Cavois mit seinen Leuten hinter der Mauer hervor quer über die Straße.«

Boinzeval mußte mit aller Gewalt sein Pferd zurückreißen, wollte er nicht in die ihm vorgehaltenen Schwerter stürzen.

Richelieu, der, von Latil begleitet, langsam hinzugeritten war, sagte ganz ruhig:

»Wir Drei wollen etwas absteigen, laßt unsere Pferde halten, Cavois.«

Boinzeval knirschte mit den Zähnen; zu spät bereute er jetzt seinen früheren geradezu frechen, herausfordernden Ton.

Der Cardinal begann nach einer Pause gelassen wie zuvor:

»Nun, Herr Boinzeval, was meint Ihr jetzt? Wollt Ihr in die Bastille oder — — —«

»Ich muß mich der Nothwendigkeit fügen,« erwiderte der überwältigte Bote, der sich aber dachte: »Wenn ich nur loskomme, das Worthalten ist dann etwas Anderes.«

»Also schließen wir das Geschäft ab, mein lieber Boinzeval; für jeden Brief, den Ihr mir ausliefert, natürlich nur für höchstens zwei Stunden, bekommt Ihr hundert Pistolen.«

»Generös ist der Cardinal,« dachte Boinzeval bei sich und seine Gewissensscrupel bestanden nur noch zur Hälfte.

Der Cardinal zog nach den obigen Worten ein Papier aus der Tasche, händigte es Latil ein und sagte zu demselben:

»Trete mit Herrn Boinzeval in jene nahe Wirthsstube ein; er wird die Güte haben unseren Contrart auszufertigen.«

Boinzeval fügte sich auch in dieses Geheiß, wollte aber zögern, das ihm vorgelegte Schriftstück abzuschreiben, sobald er es in der Wirthsstube gelesen. Das Concept, welches er ausstellen und unterfertigen sollte, lautete:



*»Der Endesgefertigte hat sich dem Cardinal Richelieu verpflichtet die gesammte Correspondenz zwischen Seiner Majestät dem Könige und Fräulein von Hautefort gegen das vereinbarte Honorar zu einhundert Pistolen für jeden Brief zur Einsicht auszufolgen.«*

»Wird's werden?« rief Latil« als Boinzeval mit finsterem Ingrimme regungslos das leere Papier anblickte, auf das er die obigen verfänglichen Zeilen werfen sollte.

»Nun, wird's noch nicht?« rief Latil ein zweites Mal und zog seinen Dolch aus dem Gürtel, »schreibt gleich oder — —«

Der Gascogner machte hiermit keine leere Drohung; sein Scharfsinn errieth, daß der Cardinal sich zu weit eingelassen, um ohne Gefahr sich den Folgen einer längeren Weigerung Boinzeval's aussetzen zu können. Dieser mußte gehorchen oder auf der Stelle sterben, ein Drittes gab es nicht, denn mit der Bastille war es dem Cardinal gar nicht Ernst gewesen.

Auch Boinzeval begriff, daß es sich um sein Leben handle. Was nüste es ihm einen verzweifelten Kampf mit Latil zu wagen? Draußen standen die Garben, in der Stube waren keine Gäste mehr zugegen, und um den Wirth, den einzigen Zeugen seines Todes, stumm zu machen, dazu gab es für einen Richelieu wohl mehr als hundert Mittel.

Er langte also nach der Feder und schrieb. Latil, den Dolch über Boinzeval's Nacken gezückt, sah über seine Schultern und verglich genau die Vorlage mit der von Boinzeval ausgefertigten Abschrift.

Erst als dieser seinen Namen daruntergesetzt, steckte der Klopffechter den Dolch wieder in den Gurt, faltete beide Papiere zusammen und barg selbe in seiner Brusttasche.

Dann trat er mit seinem Gefangenen wieder vor die Thüre, ohne sich irgendwie um den Wirth zu bekümmern, der zitternd die Flucht auf den Dachboden ergriffen, als ein Blick nach außen ihn belehrt hatte, daß sein Haus von mehreren Garden des gefürchteten Cardinals umstellt sei.

»Alles in der Ordnung, Eminenz!« meldete Latil dem Cardinal.

»Dann glückliche Reise, Herr Boinzeval! daß Ihr mir aber ja keinen einzigen der Briefe je vergeßt, ich würde darüber sehr, sehr böse sein.«

Nach diesen Worten bestieg der Cardinal wieder sein Pferd. Boinzeval that desgleichen.

»Seht Euch sich einmal diesen Jungen an,« fuhr Richelieu fort und deutete dabei auf den kleinen Georges Gravé, der in der Nähe stand ; »dem werdet Ihr die Briefe geben und der wird selbe Euch auch wieder zurückbringen. Der Knabe ist von morgen an für Euch in Versailles bei den »drei Lilien« zu finden.«

Boinzeval verneigte sich ehrfurchtsvoll und begann dann die Straße von Fontainebleau weiter zu verfolgen.

Der Cardinal ließ ihn etwa dreißig Schritte weit sich entfernen, dann rief er ihm laut nach:

»He! Boinzeval, darf ich bitten noch auf ein Wort!«

Boinzeval wandte rasch sein Pferd um und sprengte an des Cardinals Seite. — Das fatale Papier, das er ausgestellt, zwang ihn von nun an, diesem mächtigen Manne gehorsam zu sein wie ein wohldressirter Hund.

»Aber« lieber Boinzeval,« sagte Richelieu, einen fast gutmüthigen Ton anschlagend, »wir hätten vielleicht schon heute unsere neuen Beziehungen einweihen können.«

»Wie meinen dies Ew. Eminenz?

»Nun, daß Ihr mir vielleicht schon heute einen Brief des Fräulein von Hautefort einhändigen würdet.«

Boinzeval starrte sprachlos den Cardinal vor Entsetzen an und stammelte:

»Ich bin ja heute gar nicht in Versailles gewesen!«

»Jedoch gestern, mein guter Boinzeval; nun, wie habt Ihr Euch heute amüsirt in Paris, nicht wahr, die Marion Délorme ist ein köstliches Mädchen?«

»Wie! Ew. Eminenz wüßten?«

»Daß Ihr ganz toll in sie verliebt seid —Haha! wenn das der König erführe!«

Boinzeval war nun völlig vernichtet. Ludwig XIII. pflegte wüthend zu werden, sobald ihm eine Liebschaft seiner männlichen Favoriten zu Gehör kam.

Wie wir seiner Zeit erfahren werden, hat Cinq-Mars seine Neigung für das weibliche-Geschlecht sogar auf dem Blutgerüste büßen müssen.

»Gnade, Eminenz!« hauchte Boinzeval.

»Von mir aus soll der König nichts erfahren,« versicherte rasch der Cardinal, »obgleich Ihr meine Nachsicht gar nicht verdient. Warum wolltet Ihr mir den Brief verheimlichen, den Ihr gestern in Versailles bekam?«

»Hier ist er,« sagte Boinzeval, öffnete sein Wamms und langte wiederholt tief in die Brusttasche.

»Ich habe ihn verloren,« schrie er entsetzt auf, als er das gesuchte Papier nicht vorfand.«

»Ist es vielleicht dieser?« sagte spöttisch der Cardinal und reichte ihm den Brief, den er heute Abends von Marion Délorme bekommen und Rossignols »schwarzem Cabinet« überliefert hatte.

Boinzeval langte hastig darnach und indem er ihn zu sich steckte sagte er:

»Ich gebe es auf Ew. Eminenz je mehr betrügen zu wollen, das wäre Blödsinn.«

Diese Worte .kamen Boinzeval aus vollem Herzen und er behielt auch späterhin die ihm von

Richelieu ertheilte scharfe Lection in Erinnerung.

Boinzeval ritt nach diesen Worten ganz verwirrt und niedergeschlagen in der Richtung nach Fontainebleau weiter.«

Auch der Cardinal schickte sich an nach Paris zurückzukehren. — Er wandte sich zu Cavois und sagte:

»Laßt Ihr jetzt Eure Leute zu Zwei und Zwei zur Stadt zurückreiten und leistet uns Gesellschaft.«

Unter »uns« verstand Richelieu sich, Latil und den kleinen Gravé.

Es dürfte vielleicht befremden, daß der Cardinal gerade diesen Ort und die Zeit gewählt hatte, um Boinzeval für seinen Dienst zu »pressen«. — Die Erklärung liegt jedoch einfach darin, daß die Beziehungen Marion Déormes zu Richelieu damals noch ein tiefes Geheimniß waren, welches nicht so leicht preisgegeben werden durfte, weshalb Boinzeval auch im Unklaren bleiben mußte, auf welche Art ihm eigentlich der Brief des Fräuleins von Hautefort abhanden kam. Ferner konnte Boinzeval in der Nacht in einem kleinen Orte wie Villejuif ohne alles Aussehen bei Seite geschafft werden, falls seine Weigerung keinen anderen Ausweg übriggelassen hätte, endlich liebte der Cardinal bei allen solchen Gelegenheiten eine etwas dramatische Inscenesezung mit obligatem Knalleffecte, eine Neigung, welche von dem Dichter Richelieu auf den ersten Minister Frankreichs übertragen worden war.

Richelieu befand sich auf dem Heimwege in einer weit besseren Laune als schon seit langer Zeit. Der gelungene Coup mit dem Liebesboten Seiner Majestät erheiterte ihn ebenso sehr, als er manche schwere Besorgnisse in ihm zerstreute; denn wie wir schon früher angedeutet haben, war der Briefwechsel zwischen dem Könige und Fräulein von Hautefort für ihn geradezu eine Existenzfrage geworden und es drängte die Zeit, weil die Gefangenschaft, in der Ludwig XIII. aus Gesundheitsrücksichten zu Fontainebleau gehalten wurde, füglich kaum mehr länger als einen Monat dauern konnte.

Als man das Palais Royal erreicht hatte, befahl Richelieu, daß Latil mit dem Savoyardenknaben in sein Arbeitszimmer eintrete.

Der Cardinal, der sich in einen Stuhl fallen gelassen, fixirte einige Sekunden scharf die Züge des kleinen Gravé, der ganz unbefangen und ehrlich ihm ins Gesicht blickte.

»Weißt Du, wie ich heiße, mein Sohn?« frug er dann den Knaben.

»O ja, Eminenz! Herr Latil hat es mir schon lange gesagt.«

»Weißt Du, wer ich bin?«

»Nun« der Cardinal, der mehr ist als der König.«

»Wie! das hat Dir auch Latil gesagt?«

»Nein« Eminenz!« erwiderte treuherzig das Kind, »das habe ich schon viel früher gewußt; alle

Leute in Paris sagen es ja.«

Der Cardinal lächelte über die Einfalt des Kindes und fuhr fort:

»Du hast wohl deine Mutter sehr gerne?«

Thränen traten in die Augen des kleinen Gravé der mit bewegter Stimme ausrief:

»Ach ja und wie!«

»Dann würde es Dir wohl eine rechte Freude machen, wenn die arme Frau Geld, viel Geld bekäme, so daß sie keine Noth mehr leidet und daß sie nicht deine kleineren Brüder in die Welt hinaus stoßen muß wie Dich — nicht wahr?«

»Ein so großes Glück wage ich gar nicht zu denken, da müßte ja ein Wunder geschehen und der liebe Herrgott einen Engel vom Himmel senden!«

»Ich bin zwar kein Engel, mein liebes Kind!« rief der Cardinal, dem des Knaben Wesen immer besser gefiel, »ich bin zwar kein Engel, aber damit an Wunder auch in Zukunft glaubst, so werde ich für deine Mutter sorgen; nun, Bursche, wie viel glaubst Du wohl, daß die arme Frau brauchte, um reich, recht reich zu Sein?«

»Hundert Pistolen sind in unseren Bergen ein großes Vermögen!«

»Freilich ist das viel, sehr viel Geld!« schmunzelte Richelieu.

»O, auch mit fünfzig Pistolen wäre die Mutter reich; seit Herr Latil mir zwei geschenkt, weiß ich erst, was so ein Goldstück werth ist. Sie könnte um dieses Geld unsere baufällige Hütte ausbessern, sich eine schöne Wiese, ein Kartoffelfeld, eine Kuh, zwei Ziegen und einen Esel kaufen, und es müßten ihr noch bei alledem ein Dutzend Thaler übrigbleiben. O! ich hab das Alles schon im Kopfe ausgerechnet.«

»Latil wird Dich zu Herrn Charpentier führen, dem Du die genaue Adresse deiner Mutter sagst; ich lasse ihr zweihundert Pistolen senden.«

Der kleine Gravé sank dem Cardinal zu Füßen und küßte den Saum seines Kleides, er war sprachlos vor Entzücken.

»Dafür,« fuhr Richelieu fort, »mußt aber auch Du mir einen Dienst leisten. Latil wird Dich nach Versailles zum Wirthe »von den drei Lilien« bringen, sammt dem Ponny, den ich Dir schenke. Herr Grinel« so heißt der Wirth, ist ein Landsmann von Dir und mit Dir verwandt; mache kein dummes Gesicht, Junge, basta! ich sage Dir, er ist mit Dir verwandt ; er wird Dich im Hauswesen verwenden und Dir einen Lehrer halten, damit Du endlich lesen und schreiben lernst. Der Herr, den Du heute Nacht gesehen, wird öfters bei den »drei Lilien« einkehren und dann Dir immer einen Brief geben, und diesen Brief bringst Du jedes mal hierher, so schnell als nur dein Ponny zu laufen vermag. Kannst Du mich nicht selbst sprechen, so frägst Du um Herrn Rassignol oder Charpentier, und was man Dir dann sagt, thust Du. Verstanden, kleines Murmelthier?«

Der Savoyardenknabe nickte mit dem Kopfe.

»Aber,« begann Richelieu von Neuem, »Du mußt verschwiegen sein, darfst mit Niemanden sprechen über deine Briefträgerei. Es ist nicht wahrscheinlich, geschehen kann es aber immerhin, daß man Dich abfängt und Dich durch Versprechungen oder Drohungen wird zwingen wollen, zu sagen, von wem Du die Briefe bekommst und wohin Du sie trägst. Nun, was wirft Du thun, wenn man Dir einen großen Beutel mit Gold anbietet?«

»Ihn zurückweisen, weil es schändlich wäre, den zu verrathen, der meine Mutter reich gemacht hat.«

»Seht gut! Jedoch — wenn, wenn man Dir die Peitsche gibt?«

»So werde ich schreien, aber nicht sprechen,« entgegnete der Knabe mit der Festigkeit eines Mannes.

Mit einem höchst gnädigen Kopfnicken verabschiedete Richelieu den kleinen Gruvé; dem Gascogner winkte er jedoch zu bleiben und sagte, als beide allein waren:

»Stephan! Mir scheint. Du hast eine werthvolle Perle in einer Kloake gefunden; von Rechtswegen gehört der Bursche Dir, willst Du ihn mir verkaufen?«

»Verkaufen? Nein, Eminenz, aber vertauschen.«

»Gegen wen?«

»Gegen den Marquis von Pisani.«

»Nimm ihn, ich bin dabei nur im Vortheile.«

»Ich darf mich also mit ihm schlagen?«

»Schlagen? Nein — aber tödten darfst Du ihn.«

»Ihn tödten, ohne mich mit ihm zu schlagen, wäre Mord, mein erster Mord.«

»Und ließ es der Marquis von Pisani nicht geschehen, daß man auf ein Haar Dich ermordete?«

Latils Züge verfinsterten und er murmelte: »Das ist wahr, es wäre nur Revanche.«

»Also revanchire Dich, Du Dummkopf.«

»Ich werde ihn in einem Rencontre überraschen, fassen. Niederstechen!« rief Latil purpurroth vor Zorn.

Zu seiner Ehre müssen wir hier hervorheben, daß er sich also ungeachtet seines ingrimmigen Hasses dennoch nicht mit der Idee eines Meuchelmordes zu befreunden vermochte.

»Hast Du denn eine neue Rechnung mit ihm auszugleichen?« frug der Cardinal.

»O ja, und was für eine!«

»Erzähle.«

»Schon seit zwei Wochen kam mir an Jacintha Manches sehr bedenklich vor. Der Dienst Euer Eminenz gestattet mir nur, an ganz bestimmten Tagen und zu bestimmten Stunden in der Rue Mouffetard meine Besuche zu machen. Die Schlange hatte also leichtes Spiel, um mich zu betrügen; ja und sie betrügt mich, seit wenigen Stunden bin ich dessen gewiß, denn kurz bevor ich nach Billejuif ritt, sah ich, wie sie sich auf der Gasse vom Marquis Pisani umarmen und von ihm ein prachtvolles Collier um den Hals hängen ließ. Par Dieu! Ich bin zum Hahnrei geworden schon vor der Hochzeit.«

Richelieu hörte dem eifersüchtigen Bräutigam sehr aufmerksam zu und sagte dann ruhig:

»Ich gebe Dir acht Tage Zeit, um dem Marquis von Pisani den Garaus zu machen; für diese Frist hast Du Urlaub.«

Latil verschwand. Vorerst hatte er den kleinen George an Herrn Grinel in Versailles zu übergeben. Von morgen an aber war das Leben des Marquis von Pisani keine halbe Pistole mehr werth.

Als der Gascogner das Zimmer verlassen hatte, murmelte Richelieu vor sich:

»Hinter diesem Liebeshandel zwischen Pisani und Jacintha steckt wohl etwas Anderes. Kein Zweifel, nach Allem, was ich von den neuesten Intrigen meiner Feinde weiß, will man aus dem Grafen von Moret und Isabella so bald als möglich ein Pärchen machen. Wer mag nur verrathen haben, daß ich das Fräulein von Lautrec in Paris verborgen halte? Es dürfte Jemand aus meinem Hause selbst sein. Wehe dem Elenden! Doch zur Sache; es thut mir leid um das gute Kind, aber ich kann ihr den Schmerz nicht ersparen. Moret müßte nicht der Sohn Heinrichs W. Sein, wenn seine Leidenschaft für die Gräfin von Urbano noch länger als höchstens einige Wochen andauern sollte. Die Fargis läßt bereits alle Minen springen, um ihn zu erobern, und viel zu häufig läßt er sich seit vierzehn Tagen in Versailles sehen. Pisani ist der Fargis und Bassompierre's Werkzeug geworden. Ha! es sollte mich sehr freuen, wenn es Stephan gelänge, die Mißgeburt der Frau von Rambouillet zu durchlöchern wie eine alte Vogelscheuche; das hieße zwei Fliegen mit einem Schlage treffen.«

Wie wir sehen, hatte der Cardinal der Marquise die schnöde Zurückweisung des Antrages, welchen er ihr durch Pater Joseph vor einem Monate machen ließ, noch nicht vergeben. Vorläufig hoffte er sich an ihr zu rächen, indem er ihren Sohn der gefährlichen Degenklinge des routinirten Klopffechters preisgab.

Richelieu klingelte nach Charpentier.

»Ihr werdet Euch um neun Uhr Früh in die Rue Mouffetard zur Gräfin Urbano begeben,« rief er dem Eintretenden zu, »und Euch von ihr alle Billetdoux, die sie bisher vom Grafen von Moret bekam, ausfolgen lassen.«

»Darf ich zugleich die Subvention mitnehmen, um welche die Frau Gräfin gestern ansprach?«

»Das Doppelte, das Doppelte, Charpentier. Wir müssen diese Dame bei besonders guter Laune erhalten, wenigstens noch für einige Zeit; dann kann sie meinerwegen nach Bouage oder wohin sie sonst will reisen.«

Charpentier wollte sich entfernen, als er sah, daß Richelieu sich in einige Schriften vertieft hatte, die vor ihm auf dem Tische lagen.

»Noch eins, Charpentier,« rief der Cardinal, »wenn sich unter diesen Briefen keiner befinden sollte, welcher der Gräfin gegenüber klar auf ein Eheversprechen hinweist, so sendet Cavois nach dem Chatelet um den Italiener Sirdoni; aber er soll wohl Acht geben, daß ihm dieser abgefeymte Schurke nicht etwa unterwegs entwischt.«

---

## VIII.

### Täuschungen.

An demselben Morgen« an welchem Charpentier der Gräfin Urbano ihren Briefwechsel mit dem Grafen von Moret abzufordern hatte, trat Frau von Combalet unangemeldet in Richelieu's Arbeitszimmer.

Der Cardinal sah äußerst erstaunt von seiner Arbeit auf. Seine Wangen waren hochgeröthet, seine Stirnader angeschwollen und seine Augen funkelten.

Schau seit zwei Stunden hatte er in dem umfangreichen Manuscripte, welches vor ihm lag, einzelne Worte und Stellen bald gestrichen. bald hinzugesetzt und letzteres mitunter in so ausgiebiger Weise, daß nicht weniger als volle fünf Quartblätter bereit lagen, um der so erbarmungslos censurirten Arbeit als Ergänzungen und Verbesserungen beigelegt zu werden.

»Mirame,« jenes Trauerspiel« durch welches er den jungen Rulmt Corneilles zu verdunkeln und Anna von Oesterreich bloßzustellen, ja tödtlich zu verwunden gedachte, lag vor ihm. Obwohl die Aufführung von »Mirame« erst fünf Jahre später stattfand, eine Ausführung, welcher wir seiner Zeit beiwohnen werden, war die Durchsicht des Manuskriptes, welche Richelieu eben vornahm, nicht etwa die erste, sondern vielleicht schon die zehnte. Den Dichter Desmarets, dem die schwierige und kitzliche Aufgabe zufiel, nicht nur der Tragödie »Mirame« seinen Namen als Autor zu leihen, sondern auch den wirklichen Autor auf alle Fehler, die ihm unterlaufen waren, aufmerksam zu machen, dürfen wir durchaus nicht beneiden.

Richelieu, der als Staatsmann die größten Sottisen über seine Regierungskunst stets mit lachendem Munde hinnahm, weil er hierin seiner Größe sich bewußt war und tausend Thaten für ihn sprachen, zeigte sich als Dichter ängstlich, kleinlich, reizbar, eifersüchtig, denn auf dem Felde der Poesie sah er sich von dem Talente eines Corneille und Balzac, ja sogar eines Racan und Voiture weit überflügelt. Und den großen Cardinal beherrschte eben die Schwäche, als Poet gleichfalls zu den ersten Größen seiner Zeit zählen zu wollen. Diese seine Leidenschaft verstieg sich sogar so weit, daß er einstens an Corneille das Verlangen stellte, ihm den »Eid« abzutreten, d. h. ihn unter Richelieus Namen aufführen zu lassen, was aber Corneille entschieden abschlug.

Von diesem Augenblicke an machte sich in Richelieus Benehmen gegen Corneille bald ein tiefer Haß, bald eine unwillkürliche Bewunderung dieses jugendlichen Genies geltend, und wir können kühn behaupten, daß, hätte Corneille wenigstens einen einzigen großen Mißerfolg als Dichter aufzuweisen gehabt, der Cardinal ihm wahrhaft Freund geworden wäre.

Von diesen wechselnden Gesinnungen gibt übrigens Corneille durch seine folgenden Verse selbst Zeugniß:

»Se plaigne qui voudra de ce grand Cardinal,  
Ma Prose ni mes Verses n'en diront jamais rien,  
Il m'a fait trop de bien pour en dire du mal,



Il m'a fait trop de mal pour en dire du bien.«

In freier Uebersetzung:

»Ueber ihn, den großen Cardinal beichwere sich wer will;  
Nicht in Prosa, nicht in Versen sei er je mein Ziel.  
Zu viel des Guten that er mir, um ihn anzuklagen,  
Zu viel des Schlimmen that er mir, um ihm Gutes nachzusagen.«

Dem Cardinal war es offenbar unlieb, in seiner Arbeit gestört worden zu sein.

Er blickte etwas verdrießlich zu seiner Nichte auf. Der strenge Ausdruck in seinen Zügen milderte sich aber sogleich, als er in den Augen der Frau von Combalet Thränen erblickte.

Er stand von seinem Sitze auf, trat auf sie zu und indem er ihr freundlich die Hand zum Gruße reichte, sagte er mit besorgter Stimme:

»Du weinst, Du bist tief betrübt?«

Frau von Combalet warf sich an seine Brust und schluchzte:

»Jetzt ihr mir, Oheim! daß ich Dir ungehorsam bin, aber — ich kann nicht anders.«

»Ungehorsam, worin?«

»Ich vermag es nicht diesen Engel zu betrügen,« fuhr Frau von Combalet mit bewegter Stimme fort.

»Aber es ist ja doch zu Isabellas eigenem Besten.« erwiderte der Cardinal, einen salbungsvollen Ton anschlagend. »und ich sehe nicht ein, warum Du Bedenken trägst, das Deinige beizutragen, diesen Engel, wie Du Fräulein von Lautrec selbst immer nennst, von einer Liebe zu heilen, weiche ihr denn doch über kurz oder lang Unheil bringen müßte. Anton von Bourbon ist der echte Sohn seines Vaters. Zwei, drei Jahre höchstens würde er ihr ein guter, treuer Gatte sein, dann aber um so sicherer ihr Herz brechen, indem er sich aus einer Liaison in die andere stürzt. Wir, die wir in dieser Sache weiter sehen und namentlich ich, der ich jetzt bei Isabella von Lautrec Vaterstelle vertrete, müssen es also für unsere Pflicht ansehen, das gute Kind von dem Abgrunde zurückzuhalten in welchen sie eine Verhelichung mit dem Grafen von Moret unfehlbar über kurz oder lang stützen würde.«

»Und solltet Ihr, mein Oheim, wirklich dabei nur von väterlicher Fürsorge geleitet sein; sollte nicht auch ein Nebengedanke mit unterlaufen, verknüpft mit den seinen. Zahllosen Fäden Eurer Politik?« frag Frau von Combalet ernst und forschend.

Richelieu biß sich leicht auf die Lippen und erwiderte:

»Ich bin es schon längst gewohnt und auch Frankreich schuldig, alle Interessen meiner Person und meiner Familie jenen des Staates unterzuordnen.«

»Also habe ich mich wirklich nicht getäuscht!« rief Frau von Combalet. »Eure Politik spielt die Hauptrolle bei der Intrigue, an der ich mich beteiligen soll. Oheim, ich beschwöre Euch, laßt mich aus dem Spiele!«

»Wohlan,« entgegnete Richelieu etwas mürrisch, wohlan, ich werde einer anderen Person den Ruhm und das Verdienst der Mitwirkung gönnen müssen, daß der Thron Frankreichs einem echten Enkel Heinrichs IV. Gesichert werde.«

»Ihr sprecht in Räthseln, Oheim!«

Der Cardinal trat auf seine Nichte zu, und indem er sie ganz nahe an sich zog, flüsterte er ihr in das Ohr:

»Du weißt um das Bekenntniß welches mir der König in Caillot abgelegt hat; Du weißt, daß Frankreich von ihm aus zweifachem Grunde ans keinen Thronerben rechnen kann, Du weißt, daß der Bastard Gaston sich die Krone aufs Haupt setzen würde, sobald Ludwig XIII das seinige zur ewigen Ruhe niederlegt. Soll, darf die Usurpation des schönsten Thrones der Erde eine legitime werden? Nein, tausendmal nein. Das Blut Heinrichs IV. allein ist würdig für den entwürdigten Zepter der »drei Lilien«, dieses Blut allein ist im Staude Frankreich groß zu machen und es auch groß zu erhalten. — Höre mich — Anton von Bourbon ist das Werkzeug der Vorsehung, um die unterbrochene, geschändete Legitimität wieder herzustellen. Zwei Verneinungen haben eine Bejahung. Die Sünde der Königin Maria von Medicis muß ausgeglichen werden durch einen Fehltritt der Königin Anna.«

»Ihr spielt ein großes, ein gewagtes Spiel. Oheim,« sagte Frau von Combalet, als der Cardinal innehielt »und Ihr glaubt, daß die Königin Anna je einwilligen würde.«

»Wenn Sie keinen Fehltritt thun will, nun,so wird sie in einem Irrthum befangen sein; errare humanum est — irren ist menschlich,« entgegnete kurz Richelieu.

»Und warum soll deshalb die arme Isabella unglücklich gemacht werden?« forschte Frau von Combalet weiter, hierzu bestimmt von dem wahrhaft edlen, reinen Interesse, das sie an dem Fräulein von Lautrec nahm.

Richelieu dachte eine Weile unschlüssig nach, ob er die Fragestellerin mit einer leeren Phrase abfertigen oder die Wahrheit sprechen sollte. Er entschloß sich zu letzterer und sagte:

»Ich habe mich zuvor vielleicht etwas unrichtig ausgedrückt, als ich den Grafen von Moret schon zum Voraus mit aller Bestimmtheit der ehelichen Untreue beschuldigte; denn ich gebe jetzt die Möglichkeit zu, daß Isabella diesen Flattergeist dauernd auch in der Ehe an sich zu fesseln vermöchte. Diese Möglichkeit aber, der ich sogar eine große Wahrscheinlichkeit zuerkenne, ist es eben, welche mich zwingt, meinen für die Zukunft Frankreichs so hochwichtigen, Plan nicht der Gefahr auszusetzen, *an moralisch en Bedenken* scheitern zu sehen, und deshalb vermeide ich lieber ganz das Experiment einer Heirat zwischen dein Grafen von Moret und Isabella von Lautrec. Kann ich noch aufrichtiger sein, meine liebe Maria?«

»Ich danke Euch für diesen neuen und großen Beweis Eures Vertrauens,« erwiderte Frau von Combalet, »aber begreiflich werdet Ihr es finden, daß ich noch entschiedener als zuvor jetzt jede

Zumuthung ablehne, meinem Engel Schmerz und Kummer zu bereiten. Dringend bitte ich Euch, mich so bald als möglich meiner Rolle als Ehrendame des Fräulein von Lautrec zu entheben.«

Der Cardinal schrieb einige Worte auf einen Zettel und schob denselben unter die Thür, die in die Wohnung der Marion· Délorme führte.

»Deine Nachfolgerin ist bereits ernannt.« sagte er dann zu seiner Nichte.

»Und wen habt Ihr dazu bestimmt?«

»Frau von Montagne wird Dich binnen zwei Stunden als Ehrendame des Fräulein von Lautrec abgelöst haben.«

»Wie,« rief Frau von Combalet ebenso erstaunt als indignirt »wie, Frau von Montagne, die Schwester einer Marion Délorme, hält Ihr für würdig, bei Isabella mich zu ersetzen?«

»Du meinst vielleicht, weil Frau von Montagne Liebhaber hat? — Parbleu! da könnte ich lange in Paris suchen, bis ich Eine ohne fände,« lachte Richelieu.

Frau von Combalet zog sich sehr verstimmt nach flüchtigem Abschiedsgruße zurück.

Gleich darauf trat Cavois mit der Meldung ein. Daß er den Italiener Sirdoni aus dem Gefängnisse entlehnt habe und derselbe wohlbewacht im Vorhause warte.

»Laßt ihn eintreten.«

»Allein, ohne Bewachung, Eminenz?

»Keine Furcht. lieber Cavois; mit diesem Schurken getraue ich mir schon noch ohne fremde Hilfe fertig zu werden; übrigens sendet Rossignol hierher, der muß ohnehin dabei sein; es schlägt ja in sein Geschäft.«

Sirdoni, ein kleines, abgemagertes Männchen. Bereits ziemlich bejahrt, wurde von Cavois in das Zimmer geschoben. Zu seinem fast gänzlich kahlen Schädel contrastirte auffallend sein über die ganze Brust reichender dichter, aber schneeweißer Bart, welchen seit der sechs Jahre, die er bereits im Kerker verbrachte, noch keine Schere berührt hatte. List und Schlaueit sprachen aus seinen markirten Zügen und sein graues Auge suchte rasch und lauernd im ganzen Gemache umher. Seine Kleidung war zwar ziemlich stark abgetragen, aber reinlich gehalten.

»Es ist schon lange her, daß wir uns nicht gesehen,« begann der Cardinal.

»Drei Jahre und einige Tage darüber, seit der Buckingham - Affaire, Eminenz!« entgegnete im demüthigsten Tone der Italiener.

»Seid Ihr noch immer Großmeister in Eurer Kunst?«

»Uebung macht den Meister. Eminenz! Und wenn ich etwas aus der Uebung kam , so ist es nicht meine Schuld,« erwiderte Sirdoni im obigen Tone.

»Ich habe Euch doch monatlich eine gewisse Quantität Papier bewilligt , damit Eure Hand nicht an Fertigkeit verliere,« rief Richelieu.

»Ach , Eminenz! zwecklose Schreibübungen. wie ich selbe im Gefängnisse mit Eurer gütigen Erlaubniß zum Zeitvertreibe anstelle, haben kein Interesse für mich; ich möchte Arbeit, wirkliche Arbeit haben!«

»O, daß Ihr gerne und mit Erfolg arbeitet,« sagte der Cardinal, »davon liegen Beweise vor. Die königlichen Cassen wissen von Euren falschen Zahlungsaufträgen manche schöne Geschichte zu erzählen. Wäre ich nicht. würde Signor Sirdoni vor sechs Jahren auf dem Grevéplatze gerädert worden sein ohne Gnade und Erbarmen. Statt dessen sitzt Ihr weich und warm in leidlicher Haft und ich hoffe. daß Ihr Euch es dort noch recht bequem machen werdet.«

Der Fälscher spitzte die Ohren.

»Ich werde,« fuhr der Cardinal fort« »wenn ich sehe, daß Ihr von Eurer Kunst nichts eingebüßt habt. Euch im Chatelet ein eigenes schönes, liches und geräumiges Zimmer geben lassen statt des engen Loches, in welchem Ihr jetzt zu Dreien sitzt. Alle Annehmlichkeiten die mit Eurer Haft verträglich sind, sollen Euch gestattet sein, und die Mittel zur Bestreitung werdet Ihr Euch reichlich verdienen, hört Ihr, verdienen. — Euer Verdienst wird sich monatlich auf dreihundert Pistolen und auch noch mehr belaufen.«

Sirdonis Augen funkelten vor Begierde.

»Für jede Zeile. die Ihr in meinem Austrage zu meiner Zufriedenheit nachmacht, bekommt Ihr einen ganzen Thaler, also sechs Livres Seid Ihr zufrieden?«

Vor lauter Entzücken wußte der Italiener nicht anders zu antworten , als daß er einen jähren Ausruf ausstieß und die Hände über der Brust faltete.

»Kennt Ihr Herrn Rossignols? begann nach einer Weile Richelieu, auf den Genannten, der inzwischen eingetreten war, deutend , »nun — der wird Euch von Zeit zu Zeit besuchen und dem habt Ihr Folge zu leisten in All' und Jedem wie mir selbst.«

Sirdoni verbeugte sich zum Zeichen des Gehorsams.

»Merkt Euch aber Eines,« begann der Cardinal von Neuem und trat auf den Fälscher zu, den er mit seinen durchbohrenden Blicken anstarrte. »Merkt Euch aber Eines, falls Ihr zu irgend Jemand von Eurer »Arbeit« plaudert. Wird eine gewisse Scene aus dem Grevéplatze mit Euch nachträglich aufgeführt, so wahr mir ein Gott helfe!«

Auf einen Wink Richelieus wurde der Fälscher hierzu abgeführt.

»Habt Ihr mit Charpentier die Briefe des Grafen von Moret durchgesehen?« frag der Cardinal seinen Dechiffreur, als beide allein waren.

Rossignol reichte dem Cardinal ein Packet Briefe indem er sagte:

»Ein Heiratsversprechen ist darunter nicht zu finden.«

»Nun so werden wir eines besorgen.«

»Taugt vielleicht dieser Entwurf, Eminenz?«

Richelieu durchs-lag das ihm dargereichte Concept, nickte zustimmend und indem er den Entwurf Rossignol wieder einhändigte, sagte er:

»Sehr gut. Fahren Sie gleich nach dem Chatelet; Sirdoni soll es in der Schrift Moret's abschreiben; ich zweifle nicht, daß er dessen Züge leicht treffen wird. Die Nachahmung des Gekritzels der Hautefort und des Königs dürfte ihm schon mehr Mühe kosten. — Sind die Siegel fertig?«

»Ja, Eminenz, alle drei; sie sind aus das Beste gelungen.«

»Wenn nur das Ganze ebenso gelingt. « brummte Richelieu vor sich hin.

»Frau von Montagne!« meldete Cavois, als Rossignol abgetreten war.

»Frau von Montagne war, wie wir schon wissen, die Schwester der Marion Délorme, und in den ersten Tagen, als Graf von Moret im verflorbenen Jahre in Paris ankam, dessen Geliebte gewesen. Die dritte Schwester, Frau von Maugiron, hatte des beteiligen Marquis von Pisani Eifersucht erweckt und Souscarières würde ohne Latil's damals schlecht gelohnte Ehrlichkeit höchst wahrscheinlich an dem gewaltsamen frühzeitigen Tode Antons von Bourbon ganz unbewußt Schuld getragen haben.

Was dir äußere Erscheinung der Frau von Montagne betraf, so durfte man selbe weder imponierend noch bezaubernd, sondern höchstens pikant, jedenfalls aber einladend nennen, denn sie gehörte zu jenen Damen, deren üppige und frische Formen die Sinne reizen und deren Augen dem Beschauer dieser Reize zuzurufen scheinen: »Mein Herr« wenn Sie gerade Zeit und Lust haben, mir den Hof zu machen, so bitte ich sich gar nicht zu geniren.«

Hierdurch wollen wir aber der Frau von Montagne noch keineswegs etwas Uebles nachgesagt haben, z. B. daß sie etwa als ein Gemeingut anzusehen gewesen sei, obwohl sie stets einen Liebhaber hatte; aber dies war in Paris damals ebenso gut Mode wie heutzutage.

Auch Frau von Montagne wußte von den Beziehungen ihrer Schwester Marion Délorme zu dem Cardinal nichts Näheres, obwohl sie davon mehr ahnen mochte als die übrige Welt. Sogar die geheime Verbindung zwischen dem Palais Richelieu und der Wohnung ihrer Schwester war ihr unbekannt.

Es ist daher ganz erklärlich, daß Frau von Montagne der von einer dritten, ihr ganz fremden Hand geschriebenen Einladung, sogleich beim Cardinal zu erscheinen, mit ebenso viel Neugierde als Beklommenheit Folge leistete, in welch' letzterer Beziehung wir beifügen müssen, daß Frau von Montagne sich bewußt war, vor einiger Zeit ein paar unüberlegte Witze über Richelieu und seine Nichte in einer Gesellschaft zum Besten gegeben zu haben.

Ob der sonst allwissende Cardinal hiervon Kenntniß erhalten oder nicht, ist uns unbekannt. Gewiß ist es nur, daß er Frau von Montagne sehr freundlich empfing, sie zu einem Stuhle geleitete und dadurch ihre ersten und größten Besorgnisse gründlich zerstreute.

Richelieu, der immer ein kleines Vergnügen daran empfand, sich an der Verlegenheit Anderer zu weiden, fixierte Frau von Montagne eine gute Weile, bevor er zu sprechen begann:

»Würde Frau von Montagne wohl Zeit und Lust haben, mir einen sehr wichtigen Dienst zu leisten?«

»Ich stehe zu Befehl, Ew. Eminenz.«

»Ich befürchte aber, daß die baldige Rückkunft des Herrn von Montagne dabei ein Hinderniß sein dürfte«

Herr von Montagne war vor einigen Monaten dem Gerichtshofe in Toulouse zur Aushilfe zugetheilt worden und binnen wenigen Wochen stand seine Einrückung zur Dienstleistung in Paris bevor.

»Wenn Ew. Eminenz damit ein Gefallen geschieht, werde ich es versuchen, den Schmerz dieser Trennung noch länger zu ertragen. «

»Nun gut!« fuhr Richelieu schmunzelnd fort, »ich nehme Euer Opfer an. Madame, und werde verfügen, daß Herr von Montagne mit einer bedeutenden Gehaltserhöhung dem Gerichtshofe in Toulouse bleibend zugetheilt wird.«

Der Brust der Frau von Montagne entwand sich ein Seufzer tiefster — Befriedigung.

»Eure getrennte Wirthschaft ist aber immer eine kostspielige,« begann der Cardinal von Neuem, »und da ich die Schuld bin, daß Ihr mit Eurem so geliebten Gemahle nicht zusammen leben könnt, so ist es wohl nur recht und billig, Euch eine kleine Entschädigung zu bieten. Wie hoch beläuft sich Eure Einnahme?«

»Ich kann im Jahre kaum auf 8000 Livres rechnen,« entgegnete Frau von Montagne.

»Wie viel muß Euer Gemal zu dieser Summe beisteuern?«

»Ungefähr die Hälfte, Eminenz.«

»In Zukunft werdet Ihr ihm diese Hälfte lassen, Madame; auch ihm, dem armen Manne, soll der Trennung Schmerz etwas versüßt werden. — Kennt Ihr vielleicht das große Eckhaus der Rue des Barbiers und der Rue de l'Homme?«

»Dasjenige, welches vor ein paar Monaten der kinderlose Chevalier d'Argente als Stiftung zur Unterstützung armer Adeliger bestimmt hat?«

»Dieses meine ich; es trägt an 50.000 Livres Rente.

Nun, wie wäre es, wenn wir von dieser Rente beiläufig 15.000 Livres einer armen adeligen

Strohwitwe zuwenden würden?«

»Aber Ew. Eminenz vergessen, daß der Adel des Herrn von Montagne etwas stark angezweifelt wird.«

»Und ich sage Euch, Madame von Montagne, daß Euer Adel gut ist, wenigstens von heute an; morgen soll das Document in Euren Händen sein.«

»Zu viel Gnade, Ew. Eminenz « aber noch immer ist mir ein Räthsel, warum dieses Füllhorn des Glückes sich über mich ergießt,« sagte, sich verneigend, Frau von Montagne, welche in der That verwirrt war, daß drei ihrer sehnlichsten Wünsche, nämlich die Trennung von ihrem Gemahle, ein hinlängliches selbstständiges Einkommen und der Besitz eines unanfechtbaren Adelsbriefes so rasch und ganz unerwartet, wie durch einen Zauber in Erfüllung gingen.

»Die Erklärung hierüber,« fiel Richelieu rasch in Frau von Montagnes letzte Worte, »wird sich sogleich finden. Ihr kennt den Grafen von Moret, Madame?«

Frau von Montagne erröthete und sagte:

»Ich — habe ihn gekannt.«

»Und ich dünke, diese Bekanntschaft würde nicht der Vergangenheit angehören ohne einen gewissen Zwischenfall,« warf der Cardinal hin.

»Bleibt Euer Eminenz das Fräulein von Lautrec?« rief Frau von Montagne aus, unwillkürlich in Extase gerathend. Doch bezwang sie sich sogleich und fügte, sich zur Ruhe zwingend, bei:

»Wenn ich nicht irre, steht aber Isabella unter dem besonderen Schutze Eurer Eminenz.«

»Das ist richtig,« nickte zustimmend Richelieu, »Fräulein von Lautrec steht unter meinem Schutze und von dieser Stunde an auch unter dem Eurigen, Frau von Montagne.«

»Unter dem meinigen?« sagte Frau von Montagne und schüttelte dabei ungläubig lächelnd ihr Haupt.

»So ist es,« bemerkte der Cardinal trocken, »Frau von Montagne wird mir wohl die Bitte gewähren, von heute an als Ehrendame des Fräulein von Lautrec zu fungiren?«

»Eure Eminenz bat zu befehlen!« entgegnete geschmeidig Frau von Montagne, »aber —«

»Hört mich an, Madame! Fräulein von Lautrec befindet sich bereits in Paris seit mehr denn vier Wochen in strengster Verborgenheit die auch noch einige Zeit hindurch beobachtet werden muß. Vor Allem hat Frau von Montagne nichts zu thun, als auf der Stelle meine Nichte zu besuchen und bei derselben Isabella's Bekanntschaft zu machen. Auf welchem Wege Ihr in Zukunft in dieses Palais zu gelangen habt, wird Euch Marion belehren.«

Richelieu schellte. Cavois trat ein.

»Laßt diese Dame bei der Frau Herzogin sogleich anmelden,« gebot der Cardinal.

Hierauf wandte er sich an Frau von Montagne, die aus ihrem Erstaunen gar nicht herausfand, und sagte:

»Ich zähle Euch zu den vertrautesten meiner Vertrauten. Ihr habt dadurch das Recht erlangt, Euch mit jedem, Eurer Anliegen an mich direkte zu wenden.«

Frau von Montagne ergoß sich in Betheuerungen ihrer unbegrenzten Ergebenheit.

Richelieu, an derlei Kundgebungen gewöhnt, hörte sie gelassen an. Er wußte, wie viel davon zu halten sei, wenn nicht die Politik der persönlichen Interessen dabei ins Spiel kamen. «

Obgleich er in letzterer Beziehung sich der Frau von Montagne hinlänglich versichert halten durfte, spielte er dennoch einen vierten Trumpf aus, indem er, auf die Rachsucht der verlassenen Geliebten bauend, zum Abschied noch die Bemerkung hinwarf, daß Frau von Montagne durch die Unterstützung seiner Pläne in die Lage kommen werde, dem treulosen Grafen von Moret einen recht ärgerlichen Streich zu spielen.

Richelieu ließ sich hierauf wieder bei seinem Arbeitstische nieder. Bis in die späte Nachmittagsstunde setzte er dann die Correctur von »Mirame« fort.

Als er endlich gegen fünf Uhr sich erhob, um sein frugales Mahl einzunehmen und ihm zufällig dabei seine heutigen Morgenbesuche einfielen, murmelte er vor sich:

»Heute über ein Jahr werde ich meinem lieben Pontis schreiben, daß er seine Bewerbungen um Isabella wieder aufnehmen könne, und zwar diesmal hoffentlich mit mehr Erfolg als zuvor.«

---



## IX.

### Liebesschmerzen.

Kaum sind acht Tage verflossen. seit der Cardinal sich in die Liebeshändel Anderer eingemischt hatte. und wir sind bereits in der Lage über einige Erfolge seiner erbarmungslosen Taktik, mit der er den Krieg gegen den Gott Amor führte, Bericht zu erstatten.

Vor Allem müssen wir, eine gewisse Reihenfolge zu beobachten, uns nach Latil umsehen. der von Richelieu auf acht Tage beurlaubt worden war. um mit dem Marquis von Pisani. den er sich für den kleinen Gravé eingetauscht hatte, eine alte und eine neue Rechnung auszugleichen.

Seit einer vollen Woche bereits liegt der Gascogner in der Rue Mouffetard auf der Lauer. aber ganz vergeblich; er ist nicht im Stande, seinen Feind, den Stammhalter der Familie Rambouillet, zu gewahren.

Erkundigungen, die er auf Umwegen im Hotel Rambouillet einziehen ließ, bewiesen gleichwohl, daß der Marquis von Pisani Paris nicht verlassen habe, sondern sich nach wie zuvor in seiner gewohnten Gesellschaft umhertreibe, zu welcher auch Souscarières wieder gehörte, denn Frau von Maugiron war schon lange sowohl dem buckligen Othello, als auch dem athletischen Tragsesselinhaber völlig gleichgültig geworden. und wegen eines ehrlichen Degenstiches pflegte man zu jener Zeit nicht langer zu grollen, als bis die Wunde vernarbt war.

Pisani, von Natur boshaft und rachsüchtig, würde wohl ohne Revanche kaum zu einer Versöhnung mit Souscarières die Hand geboten haben. wenn er hierzu nicht von sehr hoher Seite inspirirt oder besser gesagt commandirt worden wäre. Seit vollen zwei Monaten war er nämlich ganz und gar in das Lager der Königinnen übergegangen. Diese schienen Kenntniß erhalten zu haben von den Beziehungen Souscarières zu Richelieu und man legte keinen geringen Werth darauf, daß der Chef der Pariser Sesselträger, welcher von allen Tagesvorfällen der ganzen Stadt stets auf das Genaueste und Schnellste unterrichtet war. von einer Vertrauensperson fortwährend auf eine gute Art ausgeforscht wurde.

Der arme Latil, von Aerger und Eifersucht gequält, war, wo möglich, noch magerer geworden. In die größte stille Wuth versetzte es ihn, daß er an Jacintha, welche er alle zweiten Tag besuchte, durchaus nichts Verdächtiges wahrnehmen konnte und in Folge dessen sich berechtigt glaubte, die Zofe für eine durch und durch falsche, verderbte und hinterlistige Person zu halten. Dabei durfte er, dem Befehle des Cardinals zufolge, ohne dessen ausdrückliche Erlaubniß keinen Bruch mit Jacintha herbeiführen.

Aus diese Weise war sein achttägiger Urlaub fruchtlos verstrichen und er mußte wieder zur Dienstleistung einrücken.

Schweren Herzens trat der Gascogner den Rückweg nach dem Palais des Cardinals an.

Cavois, der inzwischen auch Latil's Dienst versehen mußte. war herzlich froh, seinen Lieutenant

wieder zu sehen und beeilte sich, die »Ablösung« beim Cardinal anzumelden.

»Nun, Stephan!« rief Richelieu dem Gascogner entgegen, »wann ist das Leichenbegängniß des Marquis Pisani?«

Latil erzählte sein Mißgeschick, um welches der Cardinal selbstverständlich schon von anderer Seite wußte.

Der Cardinal rieb sich vergnügt die Hände und sagte:

»Das paßt vortrefflich zu allen anderen Berichten und von heute an wirst Du den Mann mit dem Buckel auch ganz ungeschoren lassen.«

»Wie, Eminenz! das ist ja wider unseren Vertrag; dann gebt mir mein kleines Murmelthier zurück!«

»Fällt mir nicht ein.« rief Richelieu, »der Bursche läßt sich vortrefflich an; aber ein Wartegeld werde ich Dir für den Marquis geben.«

»Ein Wartegeld?«

»Ja fünf Pistolen für jede Woche und zwar so lange bis ich Dir wieder erlaube, ihn umzubringen.«

»Wenn ich ihn aber mit Jacintha ertappe, dann kann ich für nichts stehen, Eminenz!«

»Du wirft ihn nicht ertappen, mein lieber Stephan; seinen Zweck in der Rue Mouffetard hat er erreicht, also dort nichts mehr zu suchen.«

»Schon erreicht?« rief Latil zuerst erbleichend und dann kirschroth vor Wuth, in der Meinung, der Marquis habt bei Jacintha Alles genossen und sei ihrer bereits überdrüssig.

»Ein neuer Beweis, daß die Liebe nicht nur blind, sondern auch blöde macht, « rief der Cardinal spöttisch »Latil, sonst ein ganz vernünftiger Kerl, ist zum vollendeten Dummkopfe geworden, seit Cupido ihn ins Herz getroffen. Auf Jacintha war es ja gar nicht abgesehen; hinter den Besuchen des Buckliegen in der Rue Mouffetard stack etwas ganz Anderes, mein lieber Stephan.«

»Wie? Jacintha wäre unschuldig!« schrie Latil hochofren.

»Ob sie eine Unschuld ist, das wirst Du besser wissen als ich,« bemerkte Richelieu sarkastisch, »aber daß es Pisani auf die Gräfin abgesehen hatte und zwar nicht in der Absicht, mit ihr eine Liaison einzufädeln« das steht fest.«

»Eminenz! ich bin so entzückt, daß ich den Spitzbuben Pisani beinahe pardoniren möchte!«

»Deine Großmuth paßt mir wohl für jetzt, aber nicht für alle Zukunft,« entgegnete der Cardinal trocken. «

Der Gascogner,« welcher bemerkte, daß er durch seine letzten Worte einen Mißgriff gethan, wollte sich verbessern, aber Richelieu winkte ihm abzutreten.

»Am Ende,« sprach letzterer dann zu sich, »war Stephan nicht umsonst beurlaubt. Er hat mir in der Rue Mouffetard die Stelle eines anderen Aufpassers ersetzt. Meine hohen Feindinnen interessirt es also zu wissen, ob Anton von Burbon der Gräfin von Urbano ein Heiratsversprechen gab. Hat ha! das probate Hausmittel mit der Eifersucht hätte demnach denn doch verschlagen. Ja, ja, die Leidenschaft macht gute Beobachtungen, aber schlechte Schlüsse. Anna von Oesterreich sähe wirklich eine Verhelichung Morets ungerne; was könnte das sie anfechten, wenn sie kein Interesse fühlte für diesen Mann? Und Maria von Medicis, die schlaue Intriguantin, die durchschaut ihre Schwiegertochter ganz richtig auch diesmal und spielt mit ihrer Einfalt, mit ihrer Unerfahrenheit. Ich muß mir diese Italienerin vom Halse schaffen um jeden Preis; ich oder sie muß das Feld räumen, eine Versöhnung zwischen uns Zwei kann es nicht geben, wird es nie geben. Ich bin Frankreich, jenes Frankreich, welches sich zum ersten Staate von Europa emporschwingen will, muß und wird. Maria von Medicis aber vertritt und versieht hier Oesterreich und Spanien, welche ihren alten Glanz nur zu bewahren vermögen, wenn Frankreich wieder würde, was es bis vor sechs Jahren war: eine Macht zweiten Ranges. Würde sie je ihr Programm ändern, kann ich das meinige opfern? Eines ist ebenso undenkbar wie das andere. Die Absicht, die der König in seinen letzten zwei Briefen an die Hautefort ausspricht, mich mit seiner Mutter auszusöhnen, erschreckt mich daher, ich leugne es nicht, und was soll es bedeuten, daß die Königinnen in Versailles diesem Wunsche auf halbem Wege entgegenkommen? O daß Pater Joseph und Caussin gerade jetzt zu Verräthern an mir werden mußten! Und noch immer ahnen beide nicht, daß ich ihr falsches Spiel kenne und es durchschaue!«

Latil, der wieder den Dienst im Vorzimmer versah, unterbrach des Cardinals Monalog durch die Anmeldung der »grauen Eminenz«.

Richelieu empfing diesen Besuch mit derselben Freundlichkeit und Vertraulichkeit wie seit Jahren.

Pater Joseph seinerseits erstattete seinen polizeilichen Rapport so genau und umständlich wie sonst.

Der schärfste Beobachter hätte in dem Verkehre dieser beiden Männer, die sich im Stillen seit einigen Wochen tödtlich haßten, auch nur die mindeste Veränderung gegen früher wahrzunehmen vermocht. Sogar der schlaue Latil, mit dem der Cardinal nie wieder über seine am 18. April vor dem Louvre gemachten Beobachtungen sprach, war gänzlich irreführt und meinte, Pater Joseph habe am Ende nur im Auftrage des Cardinals oder in Folge eines eigenen sehr schlaunen Planes jene Bekanntschaften gepflogen, welche damals den »pfiffigen Boten« zur Nichtabgabe eines Briefes bestimmten.

Als Pater Joseph mit seinen Mittheilungen zu Ende war, warf der Cardinal wie zufällig die Frage hin, ob sein Polizeimeister nicht näher von dem jetzigen Treiben des Grafen von Moret unterrichtet sei.

»Seine Liaison mit der Gräfin von Urbano erregt bereits Aergerniß,« erwiderte die »graue

Eminenz.«

»Wie so?« frug der Cardinal, sich neugierig stellend.

»Graf Urbano in Brouage fängt an ungeduldig zu werden, er hat eine Beschwerde an den König gerichtet, daß Ihr ihn widerrechtlich gefangen haltet, daß Ihr der Untreue seiner Gemalin Vorschub leistet, und Seine Majestät soll über letzteren Punkt wirklich sehr ungehalten sein.«

Richelieu der dies Alles schon längst wußte, stellte sich sehr erschrocken und rief:

»Ich danke Euch für diese Warnung, doch der König thut unrecht, mir zu zürnen.«

Nach diesen Worten schellte er nach Charpentier.

»Ist der Befehl wegen des Grafen von Urbano schon ausgefertigt?« frug er den eingetretenen Secretär.

»Hier ist er zur Unterschrift von Euer Eminenz.«

Richelieu unterschrieb und gab dann das Papier dem Pater Joseph zur Einsicht.«

Dieser kniff sich leicht auf die Lippe, als er den Befehl an den Commandanten von Brouage las, dem Grafen von Urbano unter Begleitung die Reise nach Paris zur Abholung seiner Gemalin zu gestatten.

»Wißt Ihr schon,« fuhr der Cardinal fort, als die »graue Eminenz« das Papier dem sich entfernenden Charpentier zurückgegeben hatte, »wißt Ihr schon, daß ich Isabella von Lautrec nach Paris kommen ließ?«

Pater Joseph sah erstaunt, ja betroffen den Cardinal an.

»Und wozu?« I frag er.

»Weil ich sie mit dem Grafen von Moret verehelichen will. Wir müssen den jungen Mann von weiteren Thorheiten à la Urbano in Hinkunft abhalten und Ihr könnt mirs glauben, daß ich wenig Geschmack daran finde, von meinen Feinden bei dem Könige als Kuppler angeschwärzt zu werden.«

Pater Joseph war im Inneren wüthend, daß der Cardinal auch diesen Versuch, ihm bei dem Könige zu schaden, schon im Keime unschädlich gemacht hatte. Aber die größte Mühe hatte die »graue Eminenz«, ihre innere Aufregung zu bemeistern, als Richelieu im erzählenden Tone bemerkte, daß der Courier, der nach Brouage in einer Stunde abging, den Weg über Fontainebleau nehmen und dort für den König die Meldung von wegen der baldigen Wiedervereinignng des Ehepaares Urbano und von der Ankunft des Fräulein von Lautrec, sowie der damit in Verbindung stehenden weiteren Absichten zurücklassen werde.

Auf diesem Wege wusch sich nicht nur der Cardinal vollkommen weiß, sondern stellte sogar seine geheimen Ankläger als Verleumder hin.

Pater Joseph, dem es zu schwül wurde, kürzte nun seinen Besuch unter dem Vorwande dringender Geschäfte ab.

Richelieu lachte seinem gefoppten Polizeimeister aus vollem Halse nach, und als er diesem unwiderstehlichen Drange hinlänglich Genüge geleistet, schrieb er auf ein Zettelchen folgende Worte:

»Frau von Montagne soll heute Nachmittags fünf Uhr mit I s a b e l l a die bewußte Promenade unternehmen.«

Das Papier schob er unter die Thüre, die in die Wohnung der Marien Délorme führte.

Pater Joseph, welcher in sein Kloster »der Brüder vom Calvarienberge« geeilt war, fertigte von dort einen flinken und verlässlichen Boten nach Versailles ab, um die Königinnen von der mißlungenen Cabale und Richelieus Absicht, den Grafen von Moret mit dem Fräulein von Lautrec zu vermählen, in Kenntniß zu setzen.

Der Cardinal wollte, nachdem er obige Ordre an Frau von Montagne expedirt hatte, sich wieder in eine Arbeit vertiefen, als der kleine Gravé schweißstriefend ohne viele Umstände eintrat und Richelieu einen Brief darreichte.

Der Savoyarde hatte, um Aufsehen zu vermeiden, den Befehl, seinen Ponny, so oft er von Versailles kam, innerhalb der Barrieren, und zwar in der Vorstadt Passy, unweit der heutigen Jenabrücke, bei einem befreundeten, verlässlichen Wirthe einzustellen und den noch ziemlich weiten Weg bis zum Palais des Cardinals zu Fuß zurückzulegen.

»Oho!« rief Richelieu, »die Correspondenz wird diese Woche in der That höchst schwunghaft betrieben.«

Nach diesen Worten öffnete der Cardinal des Königs Brief an Fräulein von Hautefort ohne alle Umstände. denn da Rossignol ein zweites Petschaft besaß, konnte man sich die mühsamere Manipulation mit einer erhitzten, dünnen Messerklinge ersparen.

Richelieu durchlas mehrmals das vier Seiten lange Schreiben und schrieb einige Notizen auf ein Blatt Papier.

»Warte draußen, mein Kind, und rufe Rossignol,« sagte er endlich. Dieser trat unverzüglich ein.

»Wir müssen Sirdoni näher zur Hand haben, bemerkte der Cardinal zu Rossignol; »laßt eines Eurer Zimmer als Gefängniß herrichten. Morgen Nachts muß der Italiener bereits hierher übersiedelt sein. Eure häufigen Gänge zu ihm könnten Verdacht erwecken und der Spitzbube, dem wir jetzt alle Mittel zur Ausübung seiner Kunst in der Hand lassen müssen, fälscht sich am Ende eine Freilassungsordre mit meiner und des Königs Unterschrift, oder er führt irgend sonst einen schlimmen Streich aus.«

»Soll ich den Brief wieder schließen?« frug Rossignol, als ihm der Cardinal das vom kleinen Gravé abgelieferte Schreiben reichte.

»Nicht so eilig, Rossignol!« rief Richelieu und reichte ihm den Zettel mit den Notizen, die er zuvor rasch hingeworfen hatte, »nicht so eilig; vorerst muß Sirdoni diese kleinen Abänderungen hineinbringen. Das werdet Ihr auf der Stelle besorgen und dann den Knaben wieder nach Versailles retour senden.«,

Rossignol riß ihm beinahe den Brief sammt Zettel aus der Hand und eilte fort.

Richelieu sah es nicht gerne, daß seine Leute viel mit Ceremonien und Bücklingen verloren; ihm war es lieber, wenn sie rasch und genau seinen Willen vollzogen. Und gerade in dieser Briefaffaire that stets Schnelligkeit, gepaart mit Umsicht und Schlaueit, doppelt Noth, sollte nicht Boinzeval über kurz oder lang in die Klemme gerathen.

Die Abänderungen, welche Sirdoni zu vollziehen hatte, bestanden in ganz kleinen, anscheinend unwesentlichen Zusätzen, welche aber den Sinn des Ganzen dennoch verdrehten oder doch wenigstens eine von dem Briefschreiber gewiß nicht beabsichtigte Nebenbedeutung verliehen.

So ließ z. B. Richelieu am Ende einer Zeile, welche mit den Worten schloß: »Ich liebe Sie,« hinzufügen, »wie ich Isabella geliebt,« und an einer anderen Stelle mußte Sirdoni die Worte »meine Gemalin« vor der ich mich scheue,« in »meine Gemahlin, die ich verabscheue« umfälschen.

Wir erwähnen nur beispielsweise dieser zwei Proben von »Correctur«, um dem Leser einen kleinen Begriff von der List und Kühnheit zu machen« mit der der Cardinal den in Rede stehenden Briefwechsel auch in der Folge für seine Zwecke auszudeuten verstand, ja wir dürfen hier vorgreifend gleich erwähnen, daß er späterhin manche Briefe sogar ganz unterschlug und statt derselben complete Falsificate von Sirdoni anfertigen ließ.

Eine solche Vermessenheit einem Monarchen gegenüber ist derart unerhört, daß selbe die Grenzen der poetischen Freiheit weit überschreiten würde und dem Autor den gerechten Tadel des Publikums zuziehen müßte. Aber wir haben es hier mit einer geschichtlich erwiesenen Thatsache zu thun, daher der Vorwurf der Uebertreibung und der Unwahrscheinlichkeit uns nicht zu treffen vermag.

Am selben Tage gegen fünf Uhr Nachmittags fuhren zwei dichtverschleierte Damen in einer einfachen, aber eleganten Kutsche in das Wäldchen von Boulogne.

»Also heute, heute endlich soll ich ihn sehens!« rief die eine der beiden Damen und hatte sichtlich Mühe ihre Ruhe zu bewahren. — Ihre Stimme klang so silberhell und frisch, daß wir mit Grund eine jugendliche, liebliche Erscheinung unter dem neidischen Schleier vermuthen, der ihr Antlitz verbirgt.

»Ganz zuverlässig heute,« bestätigte ihre Begleiterin. »Eure monatlange Geduld und Entsagung soll heute belohnt werden.«

Hätten wir der Sprecherin unter die Maske zu blicken vermocht, so würden wir in ihren Zügen den vollendetsten Ausdruck dämonischer Schadenfreude wahrgenommen haben.

»Dort, dort ist er!« rief die erste Dame und wies auf einen äußerst eleganten Reiter, der eben aus

einer Seitenallee heraus, auf etwa zweihundert Schritte Entfernung, zum Vorschein kam. —  
»Aber, « fuhr die Sprecherin fort und ihr Athem stockte, »wer ist denn jene Dame an seiner Seite?«

Die zweite Dame that, als ob sie jetzt erst den Reiter erblickt hätte, der die Aufmerksamkeit ihrer Begleiterin in so hohem Grade auf sich zog, und sagte:

»Ich kann nur Euere Frage wiederholen, theuere Isabella; doch darüber werden wir bald Aufklärung haben; einige Schritte hinter dem Grafen von Moret kommt auch Herr von Bazaine des Weges ; der zählt zu meinen Freunden; ich werde ihn zum Wagen heranwinken.«

Inzwischen ritt der Graf von Moret mit der Gräfin von Urbano an dem Wagen vorbei. Letztere that gegen ihren Begleiter gerade sehr auffallend zärtlich, als sie sich der Equipage der beiden verschleierten Damen näherte.

Isabella von Lautrec fühlte sich einer Ohnmacht nahe. Mit dem Scharfblick der Liebe hatte sie trotz ihres reinen jungfräulichen Sinnes errathen, daß Moret's Begleiterin keine gewöhnliche Bekannte sei, daß sie seinem Herzen nahe, sehr nahe stehen müsse.

»Guten Abend, Herr von Bazaine!« rief Isabella's Begleiterin, in welcher der Leser bereits Frau von Montagne errathen haben dürfte, und winkte den Begrüßten zu sich heran.

Herr von Bazaine gehörte im Geheimen zu des Cardinals Creaturen und Werkzeugen, und wir dürfen daher seine so gelegene Anwesenheit nicht dem bloßen Zufalle zuschreiben.

Der Wagen hielt still.

In dem Momente, als Herr von Bazaine Miene machte, um zum Wagenschlage hinzureiten, sprang er plötzlich vorn Pferde, bückte sich zu Boden und that, als ob er etwas aufhebe.

Dabei zog er rasch einen geöffneten Brief aus der Tasche.

Als er sich wieder aufgerichtet , las er mit verstellter Neugierde die Adresse.

»Parbleu!« rief er, »diesen Brief muß soeben die Gräfin von Urbano verloren haben,« und indem er nach der Unterschrift sah , fuhr er fort: »er ist vorn Grafen von Moret, da sehen Sie selbst, Frau von Montagne.«

Herr von Bazaine reichte ihr den Brief.

Isabella langte nach demselben; Frau von Montagne ließ sie gewähren und frag den angeblichen Finder :

»Das wäre also die Gräfin von Urbano gewesen?«

»Sie war es — der Graf von Moret ist ganz närrisch in sie verliebt ; seine Liaison mit ihr dauert schon über zwei Monate.«

Isabella durchflog indeß, ohne daß ihr ein einziges Wort von dem Gespräche zwischen Herrn

von Bazaine und Frau von Montagne entgangen weite, den Brief, welchen die Gräfin von Urbano angeblich verloren hatte.

Der Brief enthielt nicht nur ein förmliches Eheversprechen für den Todesfall des Grafen von Urbano. Sondern auch ein Bekenntniß seiner früheren Schwäche zu Fräulein Isabella von Lautrec, die er ein unvernünftiges, überspanntes Kind nannte, für welches noch besser die Puppe als ein Liebhaber passe und welches , wenn es sich einbilde, von einem Anton von Bourboa geliebt zu werden , den Vorwurf der Lächerlichkeit nur sich selbst zugezogen habe.

»Das ist zu viel!« hauchte Isabella, ballte krampfhaft den Brief in ihren Händen und sank ohnmächtig in die Kissen des Wagens zurück.

»Schnell nach Hause!« gebot Frau von Montagne.

Der Wagen flog nach dem Palais des Cardinals zurück.

Fräulein von Lautrec mußte in ihre Gemächer getragen werden. Sie war noch immer ohnmächtig Ein tüchtiger Aderlaß brachte endlich in ihre stockenden Pulse wieder etwas Leben.

Frau von Combalet wagte es nicht, dem Schmerzenslager »ihres Engels« zu nahen. Sie fühlte sich nicht würdig dazu. Aber sie kniete auf ihrem Betschämel und sandte heiße, innige Bitten zu Gott, daß er ihr und ihrem Oheim die schweren Leiden vergeben möge, die der unschuldigen Isabella verursacht wurden.

Richelieu aber hörte zur selben Stunde sehr zufrieden Herrn von Bazaines mündlichem Berichte zu und er fühlte sich schließlich so wohlgemuthet, daß er nach »Mirame« langte und bei dessen Lectüre in größtem Wohlbehagen die nächsten zwei Stunden verbrachte.

---



## X.

### Verrath auf Befehl.

Zwei Tage nach der Spazierfahrt, die Frau von Montagne und Fräulein von Lautrec in das Bois de Boulogne unternommen hatten, ließ sich der Graf von Moret bei Richelieu anmelden.

Dieser empfing ihn sogleich.

Der Graf sah höchst verstört aus. In der Hand hielt er einen offenen Brief.

»Ist es wirklich wahr, daß Isabella in Paris sich befindet, daß sie mich gesehen hat?« rief er.

Der Cardinal nickte bejahend und sagte: » Ich bedaure von ganzem Herzen, daß die Ueberraschung, die Fräulein von Lautrec Euch, Monseigneur, zu bereiten gedachte, einen so üblen Verlauf genommen hat.«

»Aber wann und wo hat sie mich gesehen, warum diese bitteren Vorwürfe in ihrem Briefe?«

Der Cardinal erzählte nun umständlich dem Grafen von Moret, wo und in wessen Gesellschaft Isabella ihn vorgestern gesehen. Des von Herrn von Bazaine angeblich gefundenen Briefes, sowie daß die zweite Dame im Wagen Frau von Montagne gewesen, erwähnte er natürlich dabei mit keiner Sylbe.

Der Graf war so verwirrt und niedergeschlagen, daß er sich gar nicht fähig fühlte, seine Gedanken mit Nebendingen zu beschäftigen; er dachte nur an den Verlust Isabella's, zu welcher seine frühere Liebe plötzlich wieder mit aller Macht entbrannte.

In diesem Falle aber, sowie im praktischen Leben fast immer, wären gerade die anscheinenden Nebendinge die wirkliche Hauptsache gewesen. Hätte Moret gewußt, daß Frau von Montagne mit im Spiele war, so würde er vielleicht Argwohn geschöpft, dieser Argwohn ihn zu weiteren Nachforschungen veranlaßt und schießlich ihn auch auf die rechte Fährte gebracht haben.

»Aber mein Gott« « jammerte der Graf von Moret, »sollte Isabella wirklich so strenge sein, wegen einer kleinen Liaison mit mir brechen zu wollen? Aufrichtig gesagt, die Gräfin von Urbano hatte schon lange für mich an Interesse verloren, und seit ich Isabella in meiner Nähe weiß, seit die Italienerin meine wahre, innige Liebe zu dem Fräulein von Lautrec, meine ehrliche Verbindung mit ihr gefährdet, hasse ich das feile Weib, ja Ekel empfinde ich jetzt vor ihren verführerischen Reizen. Rathet, helft mir, Cardinal, was muß ich thun, um meine Braut zu versöhnen? wo ist sie, daß ich zu ihren Füßen niederstürze und ihre Verzeihung erflehe?«

»Ich bedanke Euch, Monseigneur!« erwiderte Richelieu, indem er tiefes Mitleid in Mienen und Sprache affectirte. »Ich bedaure Euch vom ganzen Herzen, aber es steht nicht in meiner Macht, zu dieser Stunde Eurem Wunsche zu willfahren.«

»Wie meint Ihr das, Eminenz?« hauchte der Graf von Moret höchst beklommen.

»Hört mich ruhig an, Monseigneur! Gestern Früh trat Fräulein von Lautrec hier bei mir ein. »Eminenz«, sagte sie, »Ihr tragt Mitschuld an dem tödtlichen Stoße, der mein Herz getroffen, denn Ihr habt mich hierher kommen lassen, Ihr habt meinem kindischen Verlangen, den Grafen von Moret zu überraschen, willfahrt. Ihr seid also auch verpflichtet beizutragen, daß die Wunde in meiner Brust sich wieder schließe, wenn sie überhaupt je wird vernarben können. Und darum flehe ich zu Euch auf den Knieen, macht es unmöglich, daß ich je den Meineidigen von Angesicht zu Angesicht wieder sehe; gestattet, daß ich mich in die Mauern eines Klosters zurückziehe und das Gebet und die Zeit vielleicht mir den Trost und die Ruhe gewähren, deren ich so sehr bedarf.« Konnte ich, den gewissermaßen Isabella's Vorwurf mit Recht traf, anders als gewähren? Von meinem Segen begleitet ist das arme Kind auch bereits dahin gegangen, wo sie vielleicht in der That Heilung finden wird für ihren tiefen, unnennbaren Schmerz.«

In Richelieu's Augen glänzte bei den letzten Worten der Widerschein einer Thräne; er war wirklich gerührt und er empfand Gewissensbisse, daß er Isabella, die er fast ebenso sehr liebte wie Frau von Combalet, in den Strudel seiner dunklen Intrigue mit hineingezogen hatte.

»Und wo weilt Isabella?« frag der Graf von Moret in der gespanntesten Erwartung.

»Ich habe Euch« Monseigneur, bereits angedeutet, daß ich Isabella mein Ehrenwort gab, ihren Aufenthalt nicht zu verrathen. Ein Cavalier, und noch dazu ein Anton von Bourbon, wird also begreifen, daß ich Euere Frage zu beantworten nicht im Stande bin.«

»Und ich werde Isabella dennoch finden!« rief der Graf von Moret in höchster Extase; »alle Klöster Frankreichs will ich durchsuchen, ich werde zum ersten Male mein Recht als Prinz des königlichen Hauses dabei in Anspruch nehmen.«

Zu den Vorrechten der Prinzen von Geblüt gehörte es, daß ihnen der Besuch der Nonnenkloster freistand und sie fordern durften, daß ihnen deren weibliche Insassen vorgestellt wurden.

»Wenn Ihr« Monseigneur, Isabella selbst entdeckt, so habe ich natürlich mein Wort nicht gebrochen, so wenig als wenn einer meiner Leute einen Verrath beginge,« bemerkte Richelieu mit Betonung, »und Ihr könnt versichert sein, daß ich nicht nur Euren Nachforschungen nichts in den Weg legen werde, sondern auch den Verräther, der Euch die rechte Fährte weist, sehr glimpflich bestrafen dürfte. Kann ich wohl mehr thun?«

»Tausend Dank, Eminenz!« sagte Moret neu aufathmend und eilte, nachdem er dem Cardinal mit Wärme die Hand gedrückt, davon.

Unter dem Thore des Palais stieß der Graf von Moret auf Latil, der zufällig, so schien es wenigstens, von außen angeritten kam.

Der Gascogner grüßte ehrerbietigst den Sohn des großen Heinrich.

Den Grafen von Moret durchzuckte ein Gedanke. Er hielt sein Pferd an und sagte zu Latil im freundlichsten Tone:

»Habt Ihr für ein halbes Stündchen Zeit mich zu begleiten oder ruft Euch der Dienst zu dem Cardinal?«

»Ich bin bis Abends frei und stehe daher Monseigneur zu Befehl.«

»Vortrefflich! dann gönnt mir für heute Vormittag das Vergnügen Eurer Gesellschaft; der Morgen ist wunderschön« wir wollen einen kleinen Abstecher in das fatale Bois de Boulogne machen.«

Latil warf seine dicke Ninon herum und schwenkte an des Grafen linke Seite.

Beide Reiter gallopirten jetzt am rechten Seineufer fort auf Passy los und ritten dann bei La Muette in das Bois de Boulogne ein.

»In Longchamp werden wir uns und unseren Thieren etwas Erholung gönnen,« begann der Graf von Moret, als man die von La Muette nach Longchamp in schnurgerader Linie führende Allee erreicht hatte.

Der Graf von Moret ließ nach diesen Worten seinen edlen Renner im Schritte gehen zur großen Zufriedenheit Latil's« denn seine innigstgeliebte braune Stute, die im Dienste des Cardinals mehr Futter und Ruhe genoß, als ihr gut that, schwitzte und schnaubte bereits so sehr, daß es ihrem Herrn in die Seele schnitt.

Der Graf von Moret, der des Gascogners Pferd eine Weile betrachtet hatte, begann :

»Der Andalusier, den ich da reite, taugt jedenfalls besser zu einem scharfen Ritte, als Eure schwerfällige Stute.«

»O Monseigneur!« lachte Latil, »bis zu der Zeit, als ich in Seiner Eminenz Dienst trat, war die gute Ninon so mager wie ich, und das will doch etwas sagen; freilich wird sie jetzt viel zu dick und ich dachte schon öfters daran, mir einen zweiten Klepper anzuschaffen und Ninon nur zur Parade zu benützen.«

»Nun, wenn Euch mein Pferd gefällt, so könnt Ihr's haben,« bemerkte der Graf.

»Gefallen würde es mir schon, aber — zu theuer dürfte es mir sein!«

»Der Preis, den ich dafür fordere, ist Euch vielleicht doch nicht zu hoch.«

»Und dieser Preis wäre« Monseigneur?«

»Ein einziges Wort von Euch, Latil!«

»Ein Wort, ein einziges Wort für solch ein Pferd ? Hm, der Preis ist wirklich gering ; ich wünschte, daß Seine Majestät der König die ganze Cavallerie Frankreichs so billig beritten machen könnte!«

»Also, Latil, wollt Ihr das Pferd« wollt Ihr dessen Preis bezahlen, wollt Ihr ein einziges Wort sagen?«

»Dieses Wort wäre?«

»Der Name des Ortes, wohin sich Fräulein von Lautrec zurückgezogen.«

»Da müßt Ihr Euer Pferd behalten, Monseigneur, dieses Wort kann ich nicht aussprechen.«

»Wenn ich aber diesem Andalusier noch einen Beutel mit tausend Pistolen in die Mähnen binde?«

»Monseigneur würde sich umsonst bemühen. Der Cardinal würde mich hängen lassen.«

»Mein Ehrenwort als Cavalier, Du kommst mit einem Verweise durch ; ja Du erweist dem Cardinal sogar einen Gefallen, wenn Du sprichst.«

Der Graf von Moret pflegte Latil, den er auch sonst sehr gut leiden mochte, stets zu dutzen, wenn er mit ihm länger verkehrte oder überhaupt das Gespräch wärmer wurde.

Hierauf erzählte der Graf von Moret in Kürze seine Unterredung mit Richelieu.

Der Gascogner schien sehr lange überlegen zu wollen.

Der Graf von Moret wurde ungeduldig und rief:

»Wähle, Latil, zwischen meiner Feindschaft oder zwischen dem Pferde und den tausend Pistolen.«

»Nun meinethwegen,« rief entschlossen Latil, »habe ich schon einmal für Euch mein Leben gewagt, als ich dem schändlichen Spitzbuben Pisani nicht zu Willen war, so stecke ich denn jetzt in Gottes Namen meinen Kopf in die Schlinge. Aber ich fürchte sehr, daß ich ihn nicht wieder daraus zurückziehen werde. Ich kenne den Cardinal in diesem Punkte besser als Ihr, Monseigneur!«

»Zur Sache, zur Sache!« drängte der Graf von Moret, »wo befindet sich Isabella?«

»Ich habe heute Nacht ihre Sänfte zur Rue des Postes, in das Kloster der »Büßerinnen« geleitet,« erwiderte Latil.

Es war dies dasselbe Kloster wo die unglückliche Frau von Coëtman so viele Jahre lebendig eingemauert sich befand, weil Maria von Medicis in ihr einen gefährlichen Zeugen gegen die Mörder Heinrichs IV. zu fürchten hatte.

Der Graf von Moret schwamm in einem Meere von Entzücken und rief:

»Mein lieber Latil, heute Abends kannst Du Dir das Pferd sammt dem Gelde abholen lassen.«

»Aber,« warf der Gascogner bedächtig ein, »Ihr werdet doch nicht so unklug sein, auf der Stelle Euch in die Rue des Postes zu verfügen?«

»Und warum nicht?« erwiderte der Graf, dem die Freude über die rasche Entdeckung alle Besinnung geraubt hatte.

»Aus zwei Gründen nicht,« fuhr Latil fort; »erstens weil, bis des Fräulein von Lautrec erster Schmerz nicht vorüber ist, Ihr Eurer Angelegenheit ganz gewiß mehr schadet als nützt, und dann zweitens, weil der größte Dummkopf nach mir, als den Verräther, mit den Fingern weisen müßte, wenn zwischen heute und Eurem Besuche bei den »Büßerinnen« nicht wenigstens einige Tage verstreichen.«

Der Graf überlegte eine Weile und sagte dann traurig: »Du hast wirklich Recht mein lieber Latil« ich muß meine Sehnsucht bezähmen. Setzen wir also eine Woche als Termin fest und die will ich auch dazu benützen, mir die Gräfin von Urbano vom Halse zu schaffen.«

Während dieses Gespräches kam man in Longchamp an.

Es war inzwischen zwölf Uhr geworden. Damals speiste sogar der König zu Mittag, sobald die Sonne culminirte. Sehr natürlich also, daß der Graf von Moret und der Gascogner jetzt Verlangen nach einem Mittagsbrode trugen, das sie auch in einer dortigen, ziemlich gut bestellten Herberge fanden. Beide Männer ergingen sich hierbei in Erinnerungen an den letzten Feldzug, wo es in den armen savoyischen Bergen oft harte Mühe kostete, um auf Stunden in der Runde wenigstens für den König ein einziges Huhn aufzutreiben.

Gegen vier Uhr Nachmittags trennten sich der Graf von Moret und Latil auf dem Heimritte in der Nähe von La Muette. Ersterer verfügte sich über das Champ de Mars durch St. Germain, über den Boulevard Parnasse nach der Rue de Mouffetard zur Gräfin Urbano, während der Gascogner nach dem Palais des Cardinals ritt« wo er über seinen »autorisirten Verrath« getreulich Bericht erstattete.

Als er damit zu Ende war, lächelte Richelieu und sagte:

»Ich glaube, Du kannst zufrieden sein mit dem Resultate deines heutigen Spazierrittes. Ich wenigstens bin es.«

---

## XI.

### Eine eilige Heirat.

Der Graf von Moret hielt, so schwer es ihm auch fiel, pünktlich den sich selbst gesetzten Termin von acht Tagen ein, bevor er es versuchte, der schwer beleidigten Isabella von Lautrec zu nahen.

Mit beklommenen Herzen machte er sich nach Ablauf dieser Frist auf den Weg in die Rue des Postes.

Seine Eigenschaft als Prinz des königlichen Hauses verschaffte ihm ungesäumt Zutritt bei der Oberin des Klosters der »Büßerinnen«, welche ihn mit großer Achtung empfing und nach dem Begehren des hohen Besuches frug.

»Gestattet mir, ehrwürdige Mutter,« begann der Graf, »gestattet mir, eine kleine Unterredung mit Fräulein Isabella von Lautrec und zwar in Eurer Gegenwart. Das reumüthige Bekenntniß meines Fehltrittes, welches ich dem edlen Fräulein abzulegen gedenke, wird durch Eure Anwesenheit die Weihe eines Sühnopfers erlangen und das Herz meiner gekränkten Braut vielleicht der Versöhung und der Verzeihung um so leichter zugänglich machen. Seid im Voraus meines Dankes, meiner Erkenntlichkeit versichert« und der liebe-Gott wird es Euch besonders lohnen, daß Ihr dazu beigetragen habt, das Lebensglück zweier Menschen zu gründen.«

Der Graf von Moret sprach mit einem Aufluge von Begeisterung und Rührung, die wirklich aus seinem Herzen kamen. Die Sinnlichkeit seines heißen Blutes hatte seit acht Tagen einer großen, tief empfundenen moralischen Ernüchterung Platz gemacht. Er bereute innigst seinen Leicht- und Flattersinn und es bedurfte jetzt in der That nichts als seine Bereinigung mit Isabella, um ihn für immer von der schlüpfrigen Bahn erotischer Extravaganzen abzulenken und aus ihm einen soliden, hausbackenen Ehemann und Familienvater zu machen.

Die Oberin des Klosters der »Büßerinnen« hörte mit ehrfurchtsvollem Schweigen die Herzensergießung des unglücklichen, sündigen Liebhabers an und erwiderte sodann mit sanfter, demuthsvoller Stimme:

»Ich bin höchst betrübt, daß ich den Wunsch von Monseigneur nicht erfüllen kann.«

Der Graf von Moret taumelte erschrocken ein paar Schritte zurück und rief:

»Wie, Ihr könnt nicht? Ist Isabella krank oder gar todt? Sprecht, sprecht um Gotteswillen!«

Die Oberin schüttelte verneinend den Kopf und sagte:

»Fräulein Isabella von Lautrec ist nicht mehr hier.«

»Und wo ist sie jetzt?«

Die Oberin zuckte mit den Achseln, trat zu einem Tischchen und entnahm demselben ein Blatt

Papier, welches sie dem Grafen reichte.

Dieser las:

»Die Frau Oberin des Klosters der »Büßerinnen« in der Rue des Postes wird hiermit beauftragt, das Fräulein Isabella von Lantrec dem Ueberbringer Dieses sogleich zur weiteren Obsorge zu übergeben.«

»Paris, 2. Juni 1630.«

»Richelieu.«

»Wer war der Ueberbringer?« frug der Graf von Moret in athemloser Spannung.

»Ich kenne ihn nicht!«

»Ihr lügt!« schrie Moret außer sich, allen Anstand vergessend.

Die Oberin richtete sich höchst würdevoll auf und sagte:

»Monseigneur wird die Güte haben, seine unüberlegte Aeußerung zu verbessern; — übrigens schwöre ich Euch daß ich den Ueberbringer nicht kannte; nur Eines weiß ich anzugeben, daß es jener magere Gascogner, der des Fräuleins Sänfte hierher geleitet hatte, nicht war.«

»Verzeiht, verzeiht, ehrwürdige Mutter meinem Ungestüm,« rief der Graf von Moret mit Thränen in den Augen, verzweiflungsvoll die Hände ringend; »wie sah er aus der Mann, ich kenne doch so ziemlich alle Vertrauenspersonen des Cardinals.«

»Der Mann war etwa sechzig Jahre alt, ungemein häßlich, er hinkte und er stotterte auch etwas, dabei schielte er immer im Kreise herum.«

»Das ist Herr von Abrantes,« unterbrach der Graf von Moret die Sprecherin, »das ist Herr von Abrantes, den der Cardinal vor einem Monate zum zweiten Commandanten von Brouage ernannt hat, einer seiner verlässlichsten und treuesten Anhänger, aber sehr geldgierig. — Und wohin hat sich Herr von Abrantes mit seiner Pflegebefohlenen gewendet?«

»Darüber kann ich Euch abermals keinen Aufschluß geben; Herr von Abrantes sprach kein Wort mit mir; stumm überreichte er mir diese Ordre und Fräulein von Lautrec, der er, wie Ihr selbst wißt, schon von Genf her als Beschützer gedient, leistete dem Befehle Seiner Eminenz Gehorsam, ohne eine Frage zu stellen.«

»Ach! nur eine, nur eine einzige Spur, wenn ich hätte,« jammerte der Graf von Moret ganz trostlos.

Die Oberin sann eine Weile nach, dann sagte sie:

»Das Gefolge des Chevalier, den Monseigneur eben Herrn von Abrantes nannten, wartete im Hofe unten; es sollte mich sehr wundern, wenn die Pförtnerin, die Schwester Perpetua, nicht mit den Dienern sich in ein weltliches, sündiges Geschwätz eingelassen hätte; der böse Dämon der

Neugierde hat ihr schon manchen Verweis manche harte Buße eingetragen.«

»Laßt sie holen, diese Schwester Perpetua,« drängte der Graf von Moret.

Die Oberin schüttelte verneinend ihr Haupt und sagte:

»Schwester, Perpetua würde aus Furcht vor Strafe schweigen oder lügen; mit beidem ist Euch nicht gedient und zu letzterem darf ich, die Oberin, sie nicht wissentlich verleiten.

Fragt sie also selbst«

»Habt Dank, ehrwürdige Mutter,« und verzeiht mir die Rohheit meines früheren Benehmens.«

»Gott geleite Euch« Monseigneur, und seid versichert, daß ich Euren hohen Besuch mir und meinem armen Kloster zur höchsten Ehre anrechne.«

Der Graf von Moret eilte hastig davon, über den langen Corridor und die steile Treppe hinab zur Pforte, wo er die Schwester Perpetua mit seinem Diener, der die Pferde hielt, emsig schmähend antraf.

Er befahl dem Diener, ihn mit den Pferden an der nächsten Straßenecke zu erwarten.

Schwester Perpetua machte vor dem Prinzen des königlichen Hauses ihren allertiefsten Knix.«

Der Graf von Moret warf in ihre Zelle einen Blick, blieb stehen und auf das einfache hölzerne Crucifix deutend, welches über dem Betschämel hing, sagte er:

»Eine frappante Aehnlichkeit fürwahr zwischen diesem Christus aus Holz und jenem ans schwerem massiven Stilber, den ich zu Hause habe. Es ist ein Erbstück meiner seligen Mutter und wurde vom heiligen Pater in Rom geweiht.«

»Meinen Christus, erwiderte die redselige Schwester Perpetua, »hat, als ich vor vierzig Jahren hier ins Kloster eintrat, der hochwürdigste Herr Erzbischof von Toulouse geweiht. Er war damals zufällig in Paris und seit ein paar Tagen denke ich wieder öfters an ihn.«

»Was hat wohl diese Eure Erinnerung wieder aufgefrischt?« frag der Graf von Moret, nur in der Absicht, die geschwätzige Alte so recht in Redefluß zu bringen.

Ein bloßer Zufall,« schnatterte Schwester Perpetua weiter, ganz glücklich, daß ein so hoher Herr wie ein Anton von Bourbon sich herabließ mit ihr zu plandern; »ein bloßer Zufall — vor einigen Tagen, ja, ja in der Nacht vom 2. auf den 3. war es, sprach ich mit einem Landsmann aus Toulouse, denn Monseigneur müssen wissen, ich bin aus Toulouse, mein Vater war dort Schuhmacher und meine Mutter eine geborne Barbacon; ihr Vater, das heißt mein Großvater mütterlicher Seite, war Weinhändler und er hatte noch drei Schwestern, eine hieß Margot, die andere Therese, sind beide schon todt, aber die dritte, die jüngste, die Charlotte, soll noch leben, so sagte mir vor zwei Jahren — — —«

Der Graf von Moret nicht Willens die ganze Genealogie der Familie der Schwester Perpetua



anzuhören, unterbrach die Schwätzerin mit der Frage:

»Wer war dieser Herr Landsmann aus Toulouse, den Ihr in der Nacht vom 2. auf den 3. sprachet?«

Es war die die Nacht, in der Isabella aus dem Kloster der »Büßerinnen« abgeholt wurde.

»Ein Diener des Herrn Chevalier, der das Fräulein von Lautrec abholte.«

»Und wie hieß dieser Chevalier?«

»Gerade wollte ich meinen Landsmann darum fragen, als der Herr mit dem Fräulein bereits herunterkam; — wir hatten ein Stündchen so viel über die Heimat zu plaudern gehabt, daß ich anfangs ganz vergaß, um den Namen seines Herrn zu fragen, und dann hatte ich ihm ja auch so viele Botschaften mitzugeben.«

»Botschaften! warum? frug Graf Moret in fieberhafter Aufregung.

»Nun, weil der Landsmann sagte, daß es in die Languedoc gehe und er jedenfalls nach Toulouse, wenigstens auf der Durchreise, kommen werde.«

»Das sagte er?« rief der Graf von Moret, kaum im Stande seine Freude zu bemeistern, »und wie hieß Euer wackerer Landsmann?«

»Mein Gott!« erwiderte die Alte und rieb sich ärgerlich die Stirne, »daß ich auch gar so vergeßlich werde; sein Name ist mir rein entfallen, aber sein Vater und sein Bruder sind Zeugschmiede, gerade gegenüber der großen Domkirche, gar nicht zu fehlen, Monseigneur!«

»Sonst sprach Euer Landsmann nichts über die Route, die sein Herr nach der Languedoc einschlagen wollte?« forschte der Graf weiter.

»Bertrand, Bertrand hieß er,« rief Schwester Perpetua hochofren, »jetzt fällt mir wenigstens sein Taufname wieder ein; nichts, gar nichts wußte er, als daß man von Orleans aus, wahrscheinlich, so weit es eben anginge, den Wasserweg mit benutzen werde, um die Kräfte des Fräuleins von Lautrec zu schonen; die arme Dame sah wirklich zum Erbarmen schlecht aus.«

Der Graf von Moret seufzte bei den letzten Worten tief auf und tausend Gewissensbisse durchbohrten sein Herz, gleich Dolchen. Nach einer Meile sagte er:

»Ich danke Euch, liebe Schwester Perpetua, für die angenehme Unterhaltung die Ihr mir verschafft, und erlaubt mir, daß ich Euch zum Angedenken den schweren silbernen Christus, von dem ich vorhin sprach, noch heute sende. Betet vor diesem Crucifixe für mein und Isabellens Seelenheil.«

Ohne den Dank der entzückten Nonne abzuwarten stürzte der Graf von Moret fort.

»Auf, auf nach Orleans heute noch!« sprach er zu sich, während er mit hastigen Schritten der Stelle zueilte, wo der Diener mit den Pferden harrte.

Behend schwang er sich in den Sattel und jagte wie toll mit verhängtem Zügel nach dem Hotel Montmorency, wo er auch diesmal, gleich seinen früheren Besuchen in Paris, die

Gastfreundschaft seines Freundes, des Herzogs von Montmorency, genoß.

Wenige Stunden hierauf verließ er, von mehreren Dienern begleitet, Paris.

Zur selben Stunde, als der Graf von Moret bereits etwa drei Lieues auf der Straße nach Orleans zurückgelegt hatte, ließ sich die Gräfin von Urbano bei Richelieu anmelden.

Der Cardinal empfing sie sogleich.

»Eminenz!« rief die Gräfin vor Aufregung zitternd, »Eminenz! Alles ist aus — der Graf von Moret hat mich verlassen, er haßt, er verachtet mich; lest, lest!«

Mit diesen Worten hielt sie dem Cardinal ein offenes, zerknülltes, von Thränen beinahe zerweichtes Schreiben hin. Es war der Absagebrief des Grafen von Moret und einige Phrasen und Worte rechtfertigten in der That der Gräfin Ausruf, daß ihr bisheriger so zärtlicher Liebhaber sie hasse, sie verachte.

Der Cardinal gab ihr den Brief, nachdem er ihn durchgelesen, zurück und frug ziemlich kalt:

»Was soll ich damit zu thun haben?«

Die Gräfin sah Richelieu betroffen an und sagte:

»Ew. Eminenz hatte doch die Gnade, hinsichtlich des Grafen von Moret in mir Hoffnungen zu erwecken, welche mit seiner jetzigen Gesinnung gegen mich in keinem Einklange stehen!«

»Ihr meint Eure einstige Vermählung mit Anton von Bourbon,« entgegnete Richelieu ruhig, dabei mit den Fingern auf dem Tische trommelnd, »damit wird es, wie die Dinge jetzt stehen, in der That große Schwierigkeiten haben.«

»Alles ist Verloren!« rief die Gräfin in Thränen ausbrechend und rang die Hände.

»Ich fürchte sehr, meine liebe Mathilde,« daß Euch noch weit Schlimmeres bevorsteht,« bemerkte der Cardinal und verzog mitleidig sein Gesicht.

»Noch Schlimmeres? unmöglich! Morets Verlust ist das Schlimmste! Ich habe ihn wahrhaft geliebt, ich kann, ich will ohne ihn nicht leben!«

»Euer Herr Gemahl dürfte damit nicht so ganz einverstanden sein.«

»Was kümmert mich dieser rohe Mensch!« bemerkte die Gräfin Urbano und Ekel malte sich in ihren Zügen.

»«Vielleicht doch!« erwiderte rasch der Cardinal; »übrigens werden wir die Ansichten des Herrn Grafen von Urbano bald mit eigenen Ohren vernehmen, denn er kommt nach Paris.«

Mathilde fühlte sich einer Ohnmacht nahe. Der Cardinal sprang rasch von seinem Sitze auf und stützte die Wankende.

»Eminenz!« hauchte die Gräfin, »es ist doch nur ein grausamer Scherz, was Ihr zuvor sagtet?«

»Volle Wahrheit; auf Wunsch des Königs muß ich den Grafen von Urbano aus seiner Haft in Brouage entlassen und die Königinnen wünschen, daß Ihr wieder mit ihm vereinigt werdet.«

»Die Königinnen, die Königinnen!« rief die Italienerin und tausend Blitze des Hasses und der unversöhnlichsten Rachsucht schossen in einer Minute aus ihren Augen.«

»Ja, den Königinnen habt Ihr es zu danken, daß Euer Verhältniß mit Moret gestört wurde, daß Ihr binnen wenigen Tagen die Gräfin von Urbano auch der Sache nach wieder sein werdet; denn, wie ich gehört, brennt Euer Gemahl vor Verlangen, seine schöne Mathilde wieder in die Arme zu schließen.«

»Eher sterben!« schrie die Gräfin mit wilder Energie und tastete entschlossen nach dem kurzen Dolche, den sie im Busen trug, »eher sterben, als dieses sieche Scheusal nach einem Moret zu genießen. Mein Gott, mein Gott, ich bin verloren!«

»Ja wenn Ihr Euch selbst aufgeb!,« sagte Richelieu achselzuckend, »dann kann auch ich nichts für Euch thun!«

»Wie, Eminenz!« preßte die Gräfin mit der Todesangst einer Ertrinkenden, »Ihr macht mir Hoffnung, Ihr laßt mich nicht untergehen in meiner unsäglichen Verzweiflung?«

»Setzen wir uns, meine schöne Mathilde,« entgegnete der Cardinal mit unverwüstlicher Ruhe, »und besprechen wir Eure Affaire mit kalter Überlegung. Die drohendste Gefahr für Euch ist die Ankunft Eures Gemals; nun, wie wäre es, wenn der Herr Graf mit einem meiner Officiere so etwa zwei drei Stationen von hier Händel bekäme; er wird heftig, er zieht vom Leder, kurz, er übertritt das Duellverbot. Ha! wenn ich einem Herzog von Montmorency deswegen den Kopf abschlagen ließ, so sehe ich wahrlich nicht ein, warum ein Graf Urbano milder behandelt werden sollte.«

Mathilde athmete erleichtert auf.

»Die zweite Gefahr droht Euch von Isabella von Lautrec,« d. h. von der Möglichkeit, daß der Graf von Moret sie wieder findet. Entdeckt er ihren Versteck, spricht er je auch nur eine Viertelstunde mit ihr, dann habt Ihr für immer jede Hoffnung verloren, den Treulosen zurückzuerobern, und ich bin um einen nicht zu unterschätzenden Todfeind reicher geworden. Unsere guten Königinnen, die Seine Majestät für Eure Moralität, meine schöne Mathilde, so sehr besorgt gemacht haben, werden triumphiren nicht bloß über Euch; sondern auch über mich. Ihr seht also, wie sehr es meiner eigenen Person nahegeht, daß Ihr Euch nicht selbst kopflos aufgeb, daß Ihr mich auch noch weiter unterstützt.

»Und was soll ich thun, Eminenz?« unterbrach die Gräfin nicht länger im Stande, ihre Thatlust und ihre Rachsucht zu bezähmen.

»Mitwirken, daß der Graf von Moret seine angebetete Braut nun und nimmer finde.«

»Eminenz, ich brenne vor Begierde, Eure Befehle zu vernehmen.«

Der Cardinal zog zweimal an einer verborgenen Klingel, dann nahm er ein weißes Sacktuch, legte dasselbe zu einer Binde zurecht, trat auf die Gräfin zu und ohne ein Wort zu sprechen, verband er ihr die Augen.

Die Thür, welche in das Nachbarhaus führte, öffnete sich geräuschlos. Marion Délorme erschien auf der Schwelle. Richelieu winkte sie zu sich und ertheilte ihr mit flüsternder Stimme einige Befehle.

Marion, welche Pagenkleider trug, faßte die Gräfin von Urbano unter den Armen und zog sie mit sich fort in ihre Wohnung, deren Thür sich ebenso geräuschlos schloß, als sie sich zuvor geöffnet hatte.

Hierauf ließ Richelieu sowohl Charpentier als Rossignol holen und conferirte mit Beiden durch längere Zeit.

Die nächsten zwei Stunden war Signor Sirdoni, der bereits seit einiger Zeit bei Rossignol als Gast sich befand, sehr beschäftigt.

Gegen sechs Uhr überreichte Rossignol dem Cardinal die Früchte des Fleißes und der Geschicklichkeit des Fälschers.

»Es wäre wirklich Jammerschade gewesen, diesen Schuft rädern zu lassen,« bemerkte der Cardinal, die von Rossignol überbrachten Papiere prüfend. »Signor Sirdoni ist jedenfalls der größte Fälscher seines Jahrhunderts. Rossignol, ich binde es euch nochmal auf die Seele, gebt wohl Acht, daß der Spitzbube nicht entwischt oder sonst Unfug treibt. Der Mensch ist mir jetzt ebenso unentbehrlich als gefährlich.«

»Keine Besorgnisse, Eminenz!« erwiderte Rossignol.

»Sirdoni wird bei Tag und Nacht unausgesetzt beobachtet. Er hat keine Ahnung von der kleinen Maueröffnung knapp unterhalb der Zimmerdecke. Bis jetzt konnten seine unsichtbaren Wächter nicht das Mindeste wahrnehmen, was zu Bedenken Anlaß gibt. Sirdoni scheint vielmehr sehr zufrieden zu sein mit seiner jetzigen Lage und er hat auch Ursache dazu. Sein Zimmer ist mit allen Bequemlichkeiten ausgestattet, seine Kost ist vortrefflich, er trinkt die feinsten Weine und bereits über zweitausend Pistolen hat er sich durch seine Kunst binnen wenigen Tagen verdient.«

»Der Trieb nach Freiheit wird um so heftiger in ihm wiedererwachen, sobald er an seine jetzige verbesserte Lage gewöhnt wird und sein Mammon noch mehr anwächst,« erwiderte der Cardinal als großer Menschenkenner.

Rossignol zog sich auf einen Wink Richelieus zurück, der hierauf wieder zweimal die oberwähnte verborgene Klingel zog.

Marion Delorme, am Arme eines jungen Cavaliers, dem durch eine Binde die Augen geblendet

waren, erschien alsbald.

Als die geheime Thür sich wieder geschlossen hatte, nahm Marion Délorne ihrem Begleiter die Binde ab.

Dem Cardinal entfuhr unwillkürlich ein »O!« der vollsten Befriedigung.

Der Chevalier, der vor ihm stand und den er mit wahren Wohlgefallen betrachtete, trug die so kleidsame spanische Tracht. Er schien höchstens zwanzig Jahre zu zählen. Ein feines Schnurbärtchen Rabenschwarz wie seine rund geschnittenen lockigen Kopfhaare, saß auf seiner Oberlippe — Vollendete Eleganz kennzeichnete sein ganzes Wesen. — Sein Fuß, der in goldbespornten Stulpftiefeln stak, war wunderbar klein und schön geformt.

Der junge Chevalier stand mit dem Rücken gegen die Thür,« durch welche er eingetreten war. Marien Délorne schlüpfte, von ihm ganz unbemerkt, in ihre Wohnung zurück.

»Es sollte mich sehr wundern, Sennor Cabalero, wenn Ihr auf Euren Kreuze und Querfahrten nicht gewaltige Anfechtungen von Seite des schwachen Geschlechtes auszustehen habt,« lachte Richelieu. »Ihr seid in der That ein höchst verführerischer Junge, mein lieber Cabalero de Lerida.

»Ich bin erfreut endlich zu wissen, wie ich heiße,« scherzte der junge Chevalier.

»Cabalero de Lerida spricht wohl noch sehr geläufig das Spanische?«

»Wie ein Castilianer; meine Mutter, eine geborene Spanierin, starb ja erst vor zwei Jahren und wir sprachen immer miteinander nur spanisch zum großen Aerger meines Herrn Gemahls.«

»Hier, Sennor, nehmt die Documente, welche den Namen und das Geschlecht rechtfertigen, unter denen Ihr von heute an in der Welt austretet,« sagte Richelieu und übergab dem neugemachten Hidalgo die von Rossignol kurz zuvor überbrachten Schriftstücke, dann fuhr der Cardinal fort:

»Was die Mittel zu Euren Reisen anbelangt. so findet Ihr darunter auch eine erkleckliche Anzahl guter und echter Wechsel von Monsieur Bullion ausgestellt, Uebrigens hoffe ich, daß Ihr ohnehin bald die Million des Herrn Grafen von Urbano erben werdet, fürwahr eine Morgengabe, welche selbst ein Anton von Bourbon nicht verschmähen würde.«

Die Gräfin von Urbano seufzte tief auf und sagte:

»Eminenz, Ihr seid grausam, indem Ihr diese Hoffnung von Neuem in meinem Herzen anfacht.«

»Befolgt pünktlich diese Instructionen und diesen Hoffnungen werden Thatsachen entgegenkommen.«

Mit diesen Worten reichte der Cardinal der in einen spanischen Cabalero verwandelten Gräfin von Urbano ein engbeschriebenes Blatt Papier. Die Gräfin, oder wie wir sie in Zukunft nennen werden. Sennor de Lerida, steckte es zu sich.

Richelieu öffnete indeß die Thür nach den Antichambren und rief nach Latil, der sogleich eintrat.

»Stephan, kennst Du diesen Cabalero?« frug der Cardinal.

Der Gascogner betrachtete eine Weile aufmerksam den Sennor de Lerida und nickte dann verneinend mit dem Kopfe.

»Du wirst diesen Cabalero durch einige Zeit auf seinen Reisen begleiten. Du bürgst mir für seine Sicherheit; morgen Früh hast Du bereit zu sein, mit ihm aufzubrechen.« sagte der Cardinal.

»Ich hoffe, Herr von Latil, dieser berühmte Fechter, wird mich in seiner Kunst vervollkommen; bis jetzt bin ich nur ein Stümper,« bemerkte Sennor de Lerida.

»Teufel!« brummte Latil »diese Stimme ist mir etwas bekannt.« Er fixirte nochmals scharf den Sprecher, kam aber dadurch zu keinem Resultate.

»Es ist die Gräfin von Urbano, die ich deinem Schutze anvertraue,« bemerkte Richelieu, »und es freut mich, daß selbst dein scharfes Auge «an ihrer Maske irre wurde.«

»Begleitet uns Jacintha?« frag Latil höchst gespannt.

»Ich sehe keinen Grund ein. warum deine Frau Dich nicht begleiten sollte.«

»Meine Frau, Eminenz!« rief der Gascogner höchst erstaunt.

»Ja, Deine Frau, Deine rechtmäßige Frau von heute Abends an. Charpentier wartet mit ihr bereits in meiner Hauscapelle; Pater Lecordaire wird Euch einsegnen, die versprochene Ausstattung, der ich noch Einiges hinzugelegt habe, wird Dir Charpentier einhändigen.«

Der überglückliche Latil stürzte zu Richelieus Füßen, der ihm die Hand zum Kusse reichte. ihn leicht auf den Kopf schlug und in höchst gnädigem Tone sagte:

»Ich war mit Dir bisher zufrieden, Stephan, und ich hoffe es auch in Zukunft zu sein.«

Nur wenige Menschen vermochten sich zu rühmen, daß der strenge Cardinal-Minister je ihnen seine Zufriedenheit in solchen Ausdrücken bezeigt habe. In der Regel pflegte er die ihm geleisteten Dienste nur mit schnödem Golde abzulohnen.

»Ich will,« begann der Cardinal nach einer Weile wieder, »daß Du und Sennor de Lerida als Edelleute, die Ihr auch wirklich, seid, auftretet. Ihr werdet also eine vertraute Zofe für Jacintha und zwei Diener im Gefolge haben. Besorgt Alles heute noch, denn morgen Früh müßt Ihr Paris im Rücken haben. An Pferden nimm Dir aus meinem Stalle, was Du brauchst.«

»Jacintha reitet auf meiner guten Ninon and ich nehme den Andalusier, den mir der Graf von Moret geschenkt —«

»Nein, nein! « rief Sennor de Lerida hastig. »verlangt für dieses Pferd, was Ihr wollt, Latil, aber überlaßt es mir.«

»Gut, gut,« entgegnete Latil, »wenn ich Ninon nicht reiten kann, steht mir jeder andere Klepper zu Gesicht; doch jetzt, mit Eurer Eminenz Erlaubniß, eile ich zum Altare und dann in den Stall. Was die Zofe anbelangt, so ist sie schon gefunden. Jacinthas Schwester weilt seit vierzehn Tage in Paris.«

»Wird sie nöthigenfalls auch bereit sein sich zu opfern, wie es Jacintha gethan? « frug schmunzelnd der Cardinal.

. »Ich hoffe, daß diese Tugend in ihrer Familie liegt,« erwiderte Latil und eilte rasch davon.

»Es ist selbstverständlich,« begann der Cardinal, als Latil sich entfernt hatte. »daß Ihr in Eure Wohnung in der Rue de Moussetard nicht mehr zurückkehren dürft-. Jacintha wird dort allein alles Nöthige besorgen. Ihr selbst miethet Euch für heute Nacht in der Rue de l'Homme in Meister Soleil's Wirthschaft »zum gefärbten Barte« ein und bestellt den Hochzeitsschmaus für Latil und seine junge Frau. In diesem Augenblicke wird die Ceremonie wohl schon vorüber sein. In zwei-Stunden ist ein Kerl wie er, mit allen Vorbereitungen zu Eurer Reise ganz im Reinen. Und nun Gott befohlen, mein schöner Cabalero.«

Die Gräfin von Urbano küßte ehrerbietigst die ihr von Richelieu dargereichte Hand und zog sich zurück.

Als der Cardinal wieder allein war, murmelte er vor sich:

»Dieser neugebackene Hidalgo wird mir in ein paar Jahren vortreffliche Dienste in der Affaire leisten, die ich in Catalonien anzuzetteln gedenke. — Ich entbehre Latil jetzt sehr ungerne, aber in zwei bis drei Monaten wird Mathilde sich wohl schon hinlänglich in ihre neue Rolle gefunden haben, um dann ihre abenteuerlichen Irrfahrten hinter dem Grafen von Moret her auf eigene Faust fortsetzen zu können.«

---

## XII.

### Vorpostengefichte.

Mehrere Monate sind seit dem Tage verflossen, als der Cardinal den Cabalero de Lerida mit der Aufgabe betraute, dem Grafen von Moret den Stoff zu einer neuen Odysse zu liefern.

Und dieser Aufgabe war der Cabalero bisher redlich nachgekommen, denn am 10. November des Jahres 1630 hätten Alle die Kreuz, Quer, und Irrfahrten, zu welchen der moderne Ulysses durch die schlaun Kniffe seiner unsichtbaren Begleiter bei seinem unermüdlichen Bestreben. Isabella von Lautrec aufzufinden, verleitet worden war, bereits mehr als 11.668 Verse erfordert, so viele zählt nämlich die Odysse, falls ein zweiter Homer die Besingung seiner Leiden und zahllos getäuschten Hoffnungen unternommen haben würde.

Wir bedauern, daß es uns nicht vergönnt ist. dem Scharfsinne der Gräfin von Urbano, womit sie es verstand den Grafen von Moret jedes mal von der rechten Spur seiner, Penelope abzubringen, wenn er diese schon mit den Händen zu greifen wähnte, volle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Die Abenteuer, welche Cabalero de Lerida sich und dem unglücklichen Bräutigam von Anfangs Juni bis Ende October theils absichtlich bereitete, theils unwillkürlich zuzog, würden, erschöpfend dargestellt, mehrere Bände füllen, also schon an und für sich allein den Umfang dieses Werkes weit überschreiten. — Wir müssen daher den rothen, streng historischen Faden, der sich durch unsere beabsichtigte Illustration der Geschichte Frankreichs in der Periode vom Jahre 1628 bis zum Jahre 1642 fortzuspinnen hat, wieder zur Hand nehmen und folgerichtig uns wieder nach Ludwig XIII. und nach den beiden Königinnen umsehen.

Die Waffenruhe, welche des Königs Krankheit und seine sehr lange Rekonvaleszenz mit sich gebracht hatte. war zu Ende. — Der Kampf um die Suprematie mußte nunmehr wieder binnen kürzester Zeit entbrennen.

Der König war seit vier Wochen, wenn auf diesen entnervten Körper und auf diese schlaffe Seele überhaupt der Ausdruck gesund passen konnte, es wieder insoweit, daß dem Leibarzte Bouvard jeder Vorwand fehlte, die bisherige Isolirung seines Patienten noch weiter zu erstrecken.

Ludwig XIII. begab sich mit dem Augenblicke, als er von der ärztlichen Obhut emancipirt wurde, von Fontainebleau nach dem Louvre. Die beiden Königinnen bezogen den Luxembourg.

Für Richelieu bedeutete Letzteres ebensoviel als für einen erfahrenen General die Nachricht, daß der Feind nach einer schon festbestimmten Ordre de bataille seinen Aufmarsch vollziehe. Fünf, sechs Tage und die Hauptschlacht muß dann geliefert werden. — Dabei hatte er eine noch neutrale Großmacht, den König, in der Flanke und Niemand konnte für den Augenblick bestimmen, welcher der kriegführenden Parteien er in der Entscheidungsstunde sich als Alliirter anschließen werde.

Der Cardinal, welcher jetzt wieder beinahe täglich bei dem Könige vorsprechen mußte, vernahm aus seinem eigenen Munde fast jedes mal eine oder die andere Andeutung, wie sehr er eine



wahre und dauernde Aussöhnung des Cardinals mit den Königinnen wünsche.

Wie aber Richelieu schon in seinem, im vorletzten Capitel mitgetheilten Monologe klar angedeutet hatte, war eine solche Versöhnung geradezu unmöglich. Die Feindschaft zwischen dem Cardinal und Maria von Medicis beruhte nur theilweise und nebensächlich auf persönlicher Abneigung, denn sie war eigentlich nichts als die naturgemäße Consequenz zweier ganz unvereinbarer Gegensätze, nämlich des Principienkampfes der Cardinalpolitik, welche nichts im Auge hatte als Frankreichs Größe und Zukunft und diesem Zwecke sogar die religiösen Interessen unterordnete, mit der Haus- und Familienpolitik der Königinnen, welche wohl französisch sprachen, aber nicht französisch dachten und fühlten. Maria von Medicis war noch immer Italienerin und Anna von Oesterreich noch immer Spanierin so gut, als ob sie erst gestern die Paläste ihrer Väter in Florenz und Madrid verlassen hätten.

Wie sehr die letzte Krankheit den ohnehin schwachen Geist Ludwigs XIII. mitgenommen hatte, bewies wohl am besten seine Selbsttäuschung über die Möglichkeit einer Aussöhnung des Cardinals mit den Königinnen, namentlich mit Maria von Mediris, denn Anna von Oesterreich sank in den Händen der schlaun Italienerin immer mehr und mehr zur politischen Marionette herab und Fräulein von Hautefort war bereits derart in die Intriguen ihrer hohen Gönnerinnen verstrickt, daß, so sehr sie das Unwürdige ihrer Rolle erkannte und so wenig Liebe sie eigentlich für den in jeder Beziehung unmännlichen König fühlte, es ohne eine fremde, mächtige Beihilfe für sie ganz und gar unmöglich geworden war, sich aus dem Zustande ihrer Erniedrigung je wieder emporzuarbeiten.

Fräulein von Hautefort besaß ungeachtet ihrer großen

Jugend — seit Kurzem war sie erst in das siebzehnte Lebensjahr getreten — einen sehr durchdringenden und reifen Verstand und vor Allem war sie Französin mit Leib und Seele. Sie, die den geheimsten Conferenzen der Königinnen beizuwohnen pflegte, schmerzte es daher jedesmal, so oft sie die Anschläge erfuhr, welche die italienisch-spanische Camarilla unter dem Präsidium von Maria von Medicis gegen die Wohlfahrt und den Ruhm Frankreichs schmiedete, wenn dort der Segen auf die Waffen der Feinde vom Himmel herabgefleht, die fürchterlichsten Anathemas gegen den Cardinal-Minister ausgestoßen und die Interessen Roms ungescheut und überall jenen des liliengezierten Thrones vorgezogen wurden.

Ohne es zu wissen und zu wollen, lernte hierdurch Fräulein von Hautefort die Tendenzen und die Tragweite der Politik des verlästerten Richelieu kennen und — hochachten.

Die Verstimmung, welche den ohnehin stets mißmuthigen und mit der tödtlichsten Langweile ringenden König seit einiger Zeit in erhöhtem Maße beherrschte, hatte mehrfache Ursachen.

Vom Kriegsschauplatze in Italien liefen fortwährend die >ungünstigsten Nachrichten ein. Mantua war von dem österreichischen General Colalto gestürmt und auf eine Weise behandelt worden, welche dem Schicksale des unglücklichen Magdeburg wohl nichts nachgab. Die äußersten Anstrengungen der venetianischen Republik, den Fall Mantuas zu verhindern, blieben erfolglos; die zum Entsätze anrückende Armee wurde von den Kaiserlichen vollständig vernichtet. Der Herzog entkam sammt seinen Kindern mit genauer Noth auf päpstliches Gebiet.

Mantua, in welchem Hunger und Pest bereits zwei Drittheile der Besatzung und der

Bevölkerung hinweggerafft hatten, wurde mit Sturm genommen und der Plünderung preisgegeben. Kein Haus blieb verschont, sämtliche Kirchen und Klöster wurden ausgeraubt und die schrecklichsten Gräueltaten sogar an wehrlosen Nonnen verübt.

Das Palais des Herzogs von Mantua sammt allen seinen zahllosen Kunstschatzen von seltenem Werthe wurde von Grund auf zerstört. Die Beute war eine ungeheure. Ein einzelner Soldat, welcher 24.000 Goldstücke erbeutet hatte, verspielte selbe noch am nämlichen Tage. Colalto ließ ihn hängen, nicht weil er geplündert, sondern weil er sein Glück mißbraucht hatte.

Der beispiellose Uebermuth des Siegers forderte den Zorn des Himmels heraus. Die Pest riß unter den kaiserlichen Truppen ein und vernichtete sie fast gänzlich. Die Eroberung Mantuas war in der That der letzte Erfolg, den Kaiser Ferdinand II. auszuweisen vermochte; von da an ging es mit Oesterreich in Riesenschritten abwärts.

An dem Falle Mantuas war jedenfalls auch die große Talentlosigkeit des Marschall von Marillac Schuld, welchem Richelieu, als er nach Paris zurückkehrte, das Obercommando in Italien übergeben gehabt hatte. Absichtlich oder aus unverzeihlicher Nachlässigkeit versäumte er es, die Ersatzarmee der Venetianer rechtzeitig zu unterstützen.

Der zweite Grund von Ludwig XIII. vermehrter Melancholie lag in seinen Beziehungen zu Fräulein von Hautefort, welche ihm ganz gegen den Willen der Königinnen absichtlich, seit er in Paris wieder zugänglich geworden war, auswich und wo dies durchaus nicht thunlich erschien, stets ihr Beisammensein selbst vor Zeugen mit einer gewissen Hast abkürzte. Eine offene, unumwundene Erklärung, ein vertrauterer Verhältniß zwischen ihr und Ludwig XIII. hatte bis zu dessen Erkrankung noch nicht stattgefunden, und jetzt nach seiner Genesung schien Fräulein von Hautefort durchaus nicht geneigt eines von Beiden oder Beides herbeizuführen. Zu dieser ihrer immer deutlicher an den Tag tretenden Abneigung gegen den König trug nicht nur ihr oben geschilderter Seelenzustand, sondern auch sehr wesentlich die von Richelieu veranlaßte »Correctur« ihrer Correspondenz bei, denn diese Correctur, über deren Wesen der Leser bereits einigen Aufschluß erhalten hat, zielte sehr geschickt dahin ab, der Favoritin zu Gemüth zu führen, daß sie sich durch ihre Beziehungen zu einem wankelmüthigen und farblosen Charakter wie der König in den Augen der ganzen Welt lächerlich mache und am Ende in seiner Gunst nicht höher stehe, als dieser oder jener seiner Lieblingshunde oder Edelfalken.

Die dritte Ursache, warum der König mehr denn je im düsteren Dahinbrüten seine Zeit verbrachte, war Richelieus Harthörigkeit. so oft er ihm seinen Wunsch, sich mit den Königinnen zu versöhnen, ausdrückte.

Sobald Ludwig XIII. auf dieses Thema zu sprechen kam, hatte der Cardinal-Minister stets eine solche Unmasse von höchst wichtigen Vorträgen in der Tasche, daß der König, nachdem er ihm eine Weile zugehört, stets schließlich, seine noch immer geschwächte Gesundheit vorschützend sich alsbald in seine innersten Gemächer zurückzog und die nächsten paar Tage dann für gar Niemanden, nicht einmal für seinen Spaßmacher L'Angely, sichtbar wurde.

Es war am 10. November des Jahres 1630, daß der König aus dem eben angedeuteten Anlasse wieder einmal, bereits seit dreimal vierundzwanzig Stunden, die Rolle eines Eremiten, inmitten des geräuschvollen Louvre. gespielt hatte.

Gleich nach dem Frühstücke, das er heute mit besserem Appetite als schon seit langen verzehrte, ließ er Bouvard, seinen Leibarzt, rufen.

Dieser hatte leider die Gewohnheit seines im Lager zu La Rochelle verstorbenen Vorgängers Hérouard, über den König ein eigenes Tagebuch zu führen, entweder nicht angenommen oder ist uns dasselbe spurlos verlorengegangen.

Hérouard's Tagebuch, dessen bereits Erwähnung geschah, existirt wirklich und bildet für eine Biographie Ludwigs XIII. ein höchst wichtiges Hilfswerk, so daß die bisherige Unterlassung von dessen Drucklegung wirklich befremden muß.

Für den Fall, daß ein Liebhaber sich dazu fände, wollen wir einige nähere Daten über das in Rede stehende sonderbare und in seiner Art einzig dastehende Sammelwerk, welches wir an Ort und Stelle fleißig durchgesehen haben, liefern. Es befindet sich in der kaiserlichen Bibliothek zu Paris als Manuskript in sechs Foliobänden unter der Nr. 21.448 und führt den etwas langen Titel: »Ludovicotrophie, oder Tagebuch von dem Befinden und Thun Ludwigs Dauphins von Frankreich, der später König Ludwig XIII. war, von dem Augenblicke seiner Geburt, bis zum 30. Jänner 1625, von Johann Hérouard, erstem Leibarzte.«

Eines-Anmerkung auf der letzten Seite des sechsten Folianteils sagt:

»Hier endigt das Tagebuch über das Leben Ludwig XIII. in sechs Bänden, von seiner Geburt bis zu diesem Tage, genau geführt von Herrn Johann Hérouard, Herrn von Vaugrigneuse, der zu Vitré im Lager vor La Rochelle am 29. Jänner 1628 erkrankte und am 8. Februar darauf starb im Dienste des Königs, seines Herrn, dessen Gesundheit er sich ganz gewidmet hatte, im Alter von achtundsiebzig Jahren. Sein Leichnam ruht in der Kirche zu Vaugrigneuse.« —

Hérouard's Nachfolger, Herr Bouvard, trat alsbald ein.

Mit einer bei ihm ganz ungewöhnlichen Lebhaftigkeit ging der König seinem Leibarzte entgegen.

»Eure letzte Mixtur hat mir wirklich gut bekommen, ich fühle mich heute so wohl, ja unternehmend möchte ich sagen, und heute thut es mir wahrlich Noth zu dem, was ich vorhabe — ich muß endlich heute mit dem Cardinal ein ernstes Wort sprechen. Bouvard, könnt Ihr mir nicht noch etwas von diesem Tranke geben?«

»Gott bewahre, Majestät!« rief Bouvard »was jetzt Eure Nerven wohlthuend stärkt, würde sie nur überreizen und schwächen, falls Ihr davon über das Maß genießt. Vor übermorgen dürfen wir die Dosis nicht wiederholen.«

»Nun gut, erwiederte der König, der schon von Jugend auf gewohnt war, sich den Geboten seiner Leibärzte mit slavischem Gehorsame zu fügen, »nun gut, verfügen Wir Uns in den Empfangssaal, der Cardinal wird dort bereits Unserer harren.«

Ludwig XIII., der im Geheimen befürchtete, daß der Anflug von Energie, der ihn überkommen, sich verflüchtigen könnte, noch bevor er mit Richelieu zusammentraf, eilte mit hastigen Schritten aus seiner »Clausur«, denn diesen klösterlichen Ausdruck verdiente das dunkle, abgeschiedene,

stille Gemach, in welchem er die letzten drei Tage vertrauert hatte.

Wie der König bemerkt hatte, wartete der Cardinal-Minister bereits im Empfangssaale.

Auf einen Wink Ludwigs XIII. entfernten sich aus demselben alle übrigen Anwesenden, so daß er mit Richelieu allein zurückblieb.

Nachdem der Cardinal vor seinem Monarchen sich tief verneigt hatte, langte er verschiedene Schriftstücke aus seiner Tasche, als wolle er sich zu einem allerunterthänigsten Vortrage bereit machen.

»Laßt das, laßt das für heute,« rief der König rasch und machte dabei mit der Hand eine entschieden abwehrende Bewegung, »ich genehmige im Voraus und ungesehen Alles. Ich weiß, daß Frankreich in Euren Händen in guten Händen sich befindet und darum schmerzt es mich doppelt, daß Ihr hartnäckig meinem Wunsche aus dem Wege geht, auch nur einen *einzig* Schritt zu Eurer Versöhnung mit den Königinnen entgegenzuthun.«

»Jeder Wunsch von Euer Majestät war mir bisher Befehl,« entgegnete Richelieu unterwürfig, indem er bei sich dachte: »Das Vorpostengefecht hat also begonnen, wann und wo wird die Hauptschlacht stattfinden?«

»Vermeiden wir alle Redensarten,« fuhr der König trocken fort, »erkläret mir daher kurz und bündig, mit Ja oder Nein — wollt Ihr zu den Königinnen gehen und diese Eurer aufrichtigen Ergebenheit versichern?«

»Majestät,« erwiderte der Cardinal rasch, »ich bin mir nicht bewußt, mich je an der Ehrfurcht vergangen zu haben, die ich der Mutter und der Gemalin meines Königs schulde.«

»Wie?« rief Ludwig XIII. unwillig und stampfte mit dem Fuße, »wie, es wäre kein Mangel an Ehrfurcht, wenn Ihr es wagt, die Augen Eurer Späher sogar in die innersten Gemächer der Königinnen dringen zu lassen. wenn Ihr Euch sogar erfrecht, meinen eigenen Briefwechsel aufzufangen?

Es gehörte die ganze Routine und die Selbstbeherrschung eines Richelieu dazu, um bei der letzten Anklage die äußere Ruhe zu bewahren. Die leidenschaftliche Aufwallung, die den König mit sich fortriß, machte ihm klar, daß sein Herr und Meister nicht mehr, wie er vermuthete, ans dem Boden der Neutralität stand, sondern bereits die Partei der Königinnen offen ergriffen habe und daß dies durch eine Entdeckung des von Boinzeval seit Monaten verübten Verrathes bewirkt worden sein müsse.

Seine Gegner hatten hierbei jedenfalls sehr geschickt agirt, denn erst gestern Abends überbrachte der kleine Gravé der sich wieder in Paris und zwar bei Meister Soleil einlogirt befand, einen Brief, den Boinzeval vom Louvre nach dem Luxembourg tragen sollte.

Der Schlag traf also den Cardinal ganz unvorbereitet und es war für ihn jetzt eine Lebensfrage, zu wissen, ob und inwiefern Boinzeval und der kleine Savoyarde etwa bereits ein Geständniß abgelegt hatten.

»Eure Anklage, Sire!« begann Richelieu, indem er sich stolz aufrichtete, »Eure Anklage, Sire, ist so schwer, so vernichtend, daß ich ganz unterthänigst die Bitte stellen muß, es möge Euer Majestät gefällig sein, hierfür auch die Beweise kund zu geben.«

Richelieu spielte dadurch Va Banque, aber bei der gereizten Stimmung des Königs durfte er hoffen, daß derselbe sich wirklich verleiten lassen werde, die so keck verlangten Beweise auf der Stelle zu liefern, d. h. dem Cardinal die Situation klar zu machen.

Der König kreuzte, als Richelieu zu Ende gesprochen, die Arme übereinander und starrte den Cardinal eine Weile ebenso betroffen als indignirt an. — Dann zog er eine Schelle und rief dem eintretenden Kämmerling zu:

»Laßt Boinzeval und den Knaben hierher bringen!«

Hierauf wandte er sich abermals Richelieu zu, und indem er denselben neuerdings mit vernichtenden Blicken maß, sagte er in eisigem Tone:

»Ihr habt Beweise verlangt, Cardinals Wohlauf Eure Vermessenheit soll vor Zeugen gebrandmarkt werden.«

Boinzeval und der kleine Georges Gravé wurden hereingeführt. Die sie begleitende Wache trat auf einen Wink des Königs wieder ab.

Boinzeval war todtenblaß und zitterte am ganzen Leibe. Der kleine Savoyarde glotzte etwas dumm und perplex um sich herum; er gewann aber offenbar Muth und Zuversicht wieder, als er seinen hohen Gönner, den Cardinal, erblickte, der anscheinend ruhig und gelassen dastand, während in seinem Innern alle Furien der Angst und Verzweiflung tobten.

Der König ließ sich in den Stuhl fallen, den einzigen, der im Saale sich befand, und winkte Gravé zu sich heran.

»Na hat man Dich gestern aufgegriffen?« begann er das Verhör.

»Um acht Uhr Abends, in der Nähe des Palais Seiner Eminenz.«

Der Knabe antwortete mit ziemlich fester Stimme: er warf Richelieu blitzschnell einen Blick zu.

»Und was hattest Du dort zu suchen?«

»Dort nichts, aber im Hause nebenan.«

»Bei wem?«

»Bei Fräulein Marien Délorme.«

»Was solltest Du bei ihr thun?«

»Ihr einen Brief geben.«

»Von wem?«

»Von Herrn Boinzeval, für den ich schon öfters Briefe hin und her trug.«

»So?« bemerkte der König und warf einen triumphirenden Blick dem Cardinal zu, der sich in der That sehr unbehaglich zu fühlen begann.

»Hast Du die Aufschrift auf diesen Briefen gelesen, an wen lauteten die Adressen?« fuhr der König in seinem Verhöre fort.

»Ich kann noch sehr schlecht lesen, denn ich lerne es erst seit drei Monaten, aber diese Adressen habe ich doch entziffert,« erwiderte der Knabe ganz ruhig und abermals warf er blitzschnell dem Cardinal einen Blick zu.

»Wie lauteten die Adressen?«

Diese Frage machte den Athem Richelieus stocken.

»Die Briefe, die ich von Herrn Boinzeval bekam, lauteten an Fräulein Marien Délorme und jene des Fräuleins an Herrn Boinzeval.«

Der König biß sich, ärgerlich enttäuscht, auf die Lippen; der Cardinal wagte neuerdings zu athmen.

»Vielleicht waren aber andere Briefe unter diesen Couverts?« begann Ludwig XIII. neuerdings, dessen Argwohn noch nicht beschwichtigt war.

»Das glaube ich nicht,« erwiderte der kleine Gravé mit auffallender Entschiedenheit.

»Weil sowohl Herr Boinzeval, als auch Fräulein Marion stets noch in meiner Gegenwart die Briefe aufrissen und lasen.«

»Aufrissen und gleich lasen?« rief der König erstaunt. Sein Verdacht begann zu schwinden. Er sann lange nach.

Der kleine Gravé hatte so ziemlich die Wahrheit gesprochen, denn schon seit längerer Zeit vermittelte Marien Délorme, damit der Knabe ja nicht im Palais des Cardinals gesehen würde, die aufgefangene Correspondenz, welche Boinzeval unter Couvert expedirte und zurückerhielt. — Die Adressen auf den äußeren Couverts lauteten in der That je nachdem an Boinzeval oder Marien Délorme.

Als der König wieder aufblickte, stürzte Boinzeval zu seinen Füßen nieder.

Er hatte glücklich die Mienen und Geberden verstanden, die ihm der Cardinal zuwarf, während der König mit halbgeschlossenen Augen, die Stirne auf die linke Hand gestützt, dagesessen war.

»Gnade, Verzeihung, Majestät!« rief der Verräther.

»Wofür flehst Du meine Gnade, meine Verzeihung an?« presste der König in fieberhafter

Aufregung, denn er erwartete nun ein offenes, aufrichtiges Geständniß und sein Argwohn erwachte mit aller Heftigkeit von Neuem.

»Gnade, Verzeihung, Majestät!« wiederholte Boinzeval, »Gnade, Verzeihung, daß ich Euren Befehlen ungehorsam war!«

»Worin besteht dein Vergehen? Bekenne aufrichtig und Du sollst meine Gnade nicht umsonst angerufen haben.«

»Zur Erklärung des Folgenden müssen wir hier bemerken, daß Boinzeval zu den Favoriten Ludwigs XIII seit einiger Zeit gehörte und daß diesen bei sicherer Ungnade jeder Umgang mit dem weiblichen Geschlechte untersagt war.

Boinzeval wählte zwischen den zwei Uebeln, die ihm bevorstanden, nämlich zwischen lebenslänglicher Bastille und der bloßen Verbannung aus des Königs Nähe, das kleinere; er sagte also:

»Ich bin verliebt, Euer Majestät, sterblich verliebt in Marion Délorne und diese Leidenschaft hat mich öfters verleitet, auf meinen Ritten zwischen Versailles und Fontainebleau den Umweg über Paris zu nehmen. Dieser Knabe war der Bote unserer Liebesbriefe.«

Ludwig VIII. zog seine Stirn in krause Falten und sprach:

»Ich will mich mit deiner Entlassung aus meinem Dienste begnügen. Doch,« fuhr er, noch immer etwas mißtrauisch, fort, »ist deine angebliche Verirrung mit jener Dirne keine Lüge?«

Boinzeval zog aus seiner Briefftasche mehrere Briefe Marien Délorne's; diese Briefe waren echt und reichten bis in die Zeit zurück, wo wir Herrn Boinzeval's erste Bekanntschaft in Villejuif gemacht haben.

War der König jetzt auch nicht vollkommen überzeugt, daß die beiden Königinnen von ihren Aufpassern schlecht unterrichtet worden seien, so fehlte ihm doch jeder weitere stichhaltige Vorwand, seine obige Anklage wider den Cardinal aufrecht zu erhalten. — Er schellte. Der Officier der Wache trat ein. Der König deutete auf Boinzeval und den kleinen Gravé und sagte:

»Diese Zwei können gehen, wohin sie wollen.«

Als er mit Richelieu wieder allein war, wandte er sich zu demselben und stieß mit schlecht verhehltem Unmuthe die Worte aus:

»Ich gratulire Euch, Cardinal, zu Eurer Rechtfertigung, doch — wann werdet Ihr und Eure Nichte bei den Königinnen vorgehen? ich will, daß es geschieht.«

Der Cardinal wollte und durfte den König, welcher über den Mißerfolg seines Verhörs und Boinzeval's Untreue innerlich wüthend war, nicht auf's Aeüßerste reizen; er entgegnete daher:

»Euer Majestät wolle den Zeitpunkt selbst bestimmen.«

»Also morgen, gleich morgen,« rief Ludwig XIII., »um elf Uhr werde ich selbst im Luxembourg Eure Nichte einführen.«

Nach diesen Worten stürzte er aus dem Saale ohne Abschiedsgruß und eilte wieder in seine Clausur zurück.

Also Morgen, morgen,« murmelte Richelieu, während er den Louvre verließ« »also morgen ist die Hauptschlacht — wer wird wohl Sieger sein? Arme Marie Dich schiebt man ins Vordertreffen. Ich befürchte das Schlimmste. — Alle Chancen des Unterganges sind auf meiner Seite. Aber den heutigen Tag wollen wir noch klug benützen und zwar vor Allem den kleinen Gravé und Boinzeval aus Paris verschwinden lassen. Wacker, sehr wacker haben sich Beide gehalten und insbesondere loben muß ich die Geistesgegenwart des kleinen Murmelthieres; es soll ihm auch in Zukunft an nichts fehlen. Der Bischof von Lucon wird für ihn immer noch einige Pistolen erübrigen, falls es morgen mit dem Cardinal-Minister zu Ende geht.«

Kaum hatte Richelieu sein Arbeitscabinet betreten, als die Thür zum Nachbarhause sich öffnete.

Marion Délorme trat diesmal ohne viele Umstände auf den Cardinal zu, dem sie mit leiser Stimme meldete, daß Boinzeval und der kleine Gravé, sich bei ihr verborgen hielten.

»Schaffe Beide sogleich in einer geschlossenen Kutsche aus Paris fort,« gebot der Cardinal; »morgen früh müssen sie bereits zwanzig Lieues von hier entfernt sein. Den König dürfte seine heutige Großmuth vielleicht nur zu bald gereuen, und die Königinnen werden, ich bin es überzeugt, auf die abermalige Verhaftung und ein strengeres Verhör dieser zwei so wichtigere Zeugen dringen.

»Wohin sollen Boinzeval und der Knabe geschafft werden?«

»Vorläufig auf das Schloß Aiguillon« das Besitzthum der Frau von Combalet. Nöthigenfalls können sie von dort aus leicht auf der Garonne über Bordeaux entfliehen. Ich glaube aber, daß man sie dort gar nicht suchen wird. Versichere Beide meiner größten Zufriedenheit und meiner Gnade.« Für den Knaben soll Boinzeval tüchtige Lehrer besorgen — nun aber geh', eile, verliere keine Minute.«

Marion Délorme verschwand.

»Richelieu klingelte nach Charpentier und Rossignol zugleich. Bevor selbe noch erschienen waren, hatte er bereits alle Laden und Fächer seines Schreibpultes aufgerissen.

»Meine Lieben!« rief der Cardinal den Eintretenden entgegen, »Gure heutige Nacht wird eine schlaflose sein, denn morgen geht es mir näher an den Leib als dazumal, wo ich den Abstecher nach Chaillot unternahm. Alle Papiere hier müssen gesichtet, die gefährlichen verbrannt oder wenigstens an einem andern Orte verborgen werden. — Wer weiß, ob sich nicht morgen um diese Stunde der Schafskopf Berulle an diesem Tische niederläßt als der erste Minister Frankreichs.«

Drei Stunden später seufzte Richelieu etwas erleichtert auf, als die scrupulose Revision des gefährlichen Inhaltes, den sein Pult geborgen, glücklich zu Stande gebracht war. — Auch



Charpentier und Rossignol hatten inzwischen aus ihren Zimmern alle Papiere herbeigebracht, welche theils zu vernichten, theils in Sicherheit zu bringen waren.«

»Ruft Herrn von Abrantes,« gebot der Cardinal, als die zu vernichtenden Papiere bereits im Kamine hell aufloderten und Charpentier die zu rettenden Schriftstücke in einen ziemlich großen Bündel zusammengeschnürt hatte.

»Herr von Abrantes,« der bereits seit einen vollen Monate wieder in Paris weilte, was uns darauf schließen läßt, daß Fräulein von Lautrec in irgend einen unauffindbaren Versteck schon längst untergebracht sei, trat alsbald ein.

»Ihr werdet noch heute Nacht Eure Rückreise nach Brouage antreten und dieses Packet mitnehmen,« redete ihn der Cardinal an.

Herr von Abrantes verneigte sich stumm und nahm das Paguet von Charpentier in Empfang.

»Ihr werdet dieses Packet mit Eurem Leben vertheidgen« und es eher vernichten, als es Euch abnehmen lassen; außer mir darf es nur Charpentier, Rossignol, Cavois, oder Latil Euch abfordern. — Nehmt diesen Beutel; es sind 1000 Pistolen Reisegeld darin, aber schon die Pferde nicht. — Laßt zehn meiner Garden Euch in Verkleidung begleiten, vermeidet mir aber alles Aufsehen. — Gott befohlen!«

»Wo Stephan nur stecken mag!« begann Richelieu nach einer Weile wieder; »seit vierzehn Tagen läßt er und der schöne Cabalero de Lerida nichts mehr von sich hören. Ueber Moret sind auch von anderer Seite keine neueren Nachrichten eingelaufen« nicht wahr, Charpentier?«

»Nicht das Mindeste« Eminenz!«

»Was soll mit Sirdoni geschehen?« frug nun Rossignol.

»Auf diesen Spitzbuben hätte ich bald vergessen!« rief der Cardinal ärgerlich; »nun, mit dem werden wir kurzen Proceß machen, wenn es zum Aeußersten kommt. Sechs Jahre Galgenfrist hat er bereits genossen. Merkt wohl auf, Rossignol. Sobald Ihr morgen mit voller Bestimmtheit erfahrt, daß ich nicht mehr Frankreichs erster Minister bin, laßt Ihr ihm dieses Pülverchen da credenzen; in einem Moment ist es aus mit ihm, er kommt also dabei viel besser weg, als wenn er gerädert würde.«

Rossignol versorgte das ihm dargereichte kleine Papierchen, das einen so gefährlichen Inhalt barg, in seiner Briefftasche.

Wie der Wolf in der Fabel trat kurz darauf Latil ein. Er war von der Sonne ganz dunkel gebrannt, die Farbe seiner Kleidung konnte man vor Staub nicht erkennen und ungeachtet der heutige Spätherbsttag sich ziemlich kalt anließ, perlte dennoch der Schweiß von seiner Stirne. Der Gascogner mochte einen langen und scharfen Ritt gemacht haben.

»Nun, was bringst Du Neues, Stephan?« rief ihm der Cardinal entgegen, innerlich sehr erfreut, daß er seinen erprobten Liebling nach fast fünf Monaten wieder zu Gesicht bekam. Am Vorabende eines so wichtigen Tages wie der morgige konnte ein Kopf und ein Arm wie der

Latil's von unberechenbarem Nutzen sein.

»Der Graf von Moret reitet in zwei Stunden in das Hotel »Montmorency« ein, Eminenz!«

»Ah!« rief Richelieu ebenso erstaunt als unangenehm berührt.

»Seit acht Tagen scheint er endlich im Reinen darüber, daß er nur gefoppt wurde.«

»Ist er Euch je begegnet?«

»Weder mir noch meinen Begleiterer, obwohl wir ihm bald voraus, bald hinter ihm her waren. Ich bilde mir ein, gerade kein dummer Kerl zu sein, aber was das Foppen anbelangt, da muß ich vor der Frau Gräfin von Urbano die Segel streichen.«

»Wo ist mein schöner Cabalero de Lerida?«

»Die verwitwete Gräfin von Urbano ist nach Brouage gereist, um ihre Erbschaft in Empfang zu nehmen.«

»Teufel!« rief der Cardinal unwillig, »sie wird doch nicht ihr Incognito aufgegeben haben?«

»Ich wollte sagen, der Cabalero de Lerida ist nach Brouage gereist,« erwiderte Latil gelassen.

»Treibst Du schon wieder Possen?«

»Durchaus nicht, Eminenz, Die Gräfin von Urbano ist ja von ihrem Gemahl enterbt und bekommt von der gewissen Million blos einen Pflichttheil von hundert Livres. So stehts geschrieben.«

»Stephan!« drohte der Cardinal, »ich bin heute sehr wenig zum Scherzen aufgelegt.«

»Weiß auch warum,« entgegnete der Gascogner in seiner von Jugend auf gewohnten Ungenirtheit, die mitunter sehr stark an Frechheit grenzte, wie dieses Mal.

»Was weißt Du?« zürnte Richelieu, indem er bei sich dachte: »Wie! sollte in Paris mein Sturz schon so bekannt geworden sein, daß ihn Stephan bereits erfahren konnte, während er durch die Straßen von Paris ritt?«

»Vier Lieues von hier, als ich zum letzten Male meinem schon ganz erschöpften Andalusier etwas Ruhe gönnen mußte,« begann Latil, »hielt vor derselben Herberge, wo ich eingekehrt, ein verschlossener Wagen, der von Paris kam. Ob wer darin saß oder nicht, ich wußte es nicht. — Während an diesem Wagen die Pferde gewechselt wurden, bekam ich zufällig etwas Streit mit dem Wirthe. Ich wurde etwas laut, sehr laut, Da hörte ich plötzlich meinen Namen rufen, Ich sehe mich um der Ruf wiederholt sich; er kommt aus dem Wagen; ich trete hin, wer sitzt darin, — mein kleines Murrethier und Herr Boinzeval; ich schlüpfte in den Wagen und bis die Pferde vorgespannt sind, erfahre ich da schöne Geschichten. — »Potz Wetter!« dachte ich mir, »Jetzt kann mich mein Cardinal vielleicht gerade brauchen.« — Der arme abgehetzte Andalusier, es ist dasselbe Pferd, das ich dem Grafen von Moret abkaufte, würde mich nur im Schritte, also in

sieben bis acht Stunden, hierher getragen haben. Ich bin aber so glücklich«, einen frischen Gaul auszutreiben, der auch tüchtig die Sporen kosten mußte, denn die vier Lieues habe ich in nicht ganz zwei und einer halben Stunde zurückgelegt.«

Der Cardinal warf dem Gascogner einen huldvollen Blick zu und frug:

»Wie verhält es sich aber mit der Gräfin von Urbano, wie kommst Du dazu, zwischen ihr und dem Cabalero de Lerida einen solchen Unterschied zu machen, wie Du es zuvor gethan?«

»Und gerade dieser Unterschied, Eminenz, ist jetzt ebenso wichtig als nothwendig; er wiegt nicht weniger als eine volle baare Million.«

Latil trocknete sich den Schweiß von der Stirne, räusperte sich und pustete dann eine Weile fort. — Richelieu bezähmte seine Ungeduld, da er wohl wußte, daß der Gascogner, wenn er ordentlich erzählen sollte, in seinen mitunter etwas ungeschlachten Manieren nicht gestört werden durfte.

»Wie Ihr wißt, Eminenz!« begann endlich Latil, »so verhinderte den Grafen von Urbano bis vor vierzehn Tagen das Zipperlein, von der Erlaubniß, nach Paris zu kommen, den ersehnten Gebrauch zu machen. — Heute sind es gerade sieben Tage, daß wir in der Nähe von Tours auf ihn stießen. Ich zog mich natürlich zurück, denn er kennt mich noch von Briancon her, wo ich ihn und seine Million den Musketieren zur Escorte nach Brouage übergab.« — Jacintha folgte mir schnell, Cabalero de Lerida aber, statt es mir nachzutun, ist so tollkühn, sich dem Grafen von Urbano vorzustellen und richtig erkennt dieser blöde Hahnrei seine eigene Gemahlin nicht. — Durch ein paar Stunden benahmen sich diese zwei Leutchen wie die dicksten Freunde; auf einmal bricht mein lieber Spanier eine Gelegenheit vom Zaune und fängt mit dem Grafen Streit an; man zieht die Degen und siehe, auf den zweiten Gang stürzt der ehemalige Herr Commandant von Pignerol zu Boden, denn Cabalero de Lerida hatte sich während unserer Reise zu einem ganz famosen Fechter ausgebildet.« — Der herbeigerufene Arzt gab dem Verwundeten nur noch zwei Stunden Lebensfrist.« — »Holt mir einen Notar,« stöhnte der Sterbende« »die elende Mathilde soll um ihre Hoffnungen gebracht werden; hätte ich meine Million nicht in Brouage zurückgelassen, ich würde sie hier in die Loire werfen lassen. — Der Spanier, der mich endlich von diesem elenden Leben befreite, soll mein Universalerbe sein.« — Der Akt wurde aufgesetzt und von ihm und den Zeugen unterschrieben; eine halbe Stunde später war der Graf eine Leiche und unser guter de Lerida dürfte zur Stunde seine Million in Brouage bereits in Empfang genommen haben.«

So schloß Latil seinen Bericht, der dem Cardinal jedoch nicht sehr behagte, denn die Gräfin von Urbano war unvermuthet in materieller Beziehung von ihm ganz unabhängig geworden, und ihren Herrn Gemahl, mit welchem er sie noch weiter zu vexiren gedachte, hatte sie sich selbst vom Halse geschafft. Es blieb ihm also nur noch ihre Leidenschaft für den Grafen von Moret zur Disposition, um auf sie einzuwirken, Richelieu wünschte jetzt selbst im Geheimen, daß der Graf von Urbano seine Million in die Loire geworfen hätte.

Nachdem der Cardinal noch mehrere Befehle gegeben, die die Rettung seines Silberzeuges und Baargeldes betrafen und nachdem er besonders Latil eingeschärft hatte, sich von morgen Früh acht Uhr an mit einigen Dutzend verkleideter Leibgarden in der Nähe des Luxembourg

herumzuschleichen, verabschiedete er Charpentier, Rossignol und den Gascogner mit dem Auftrage, das Palais mit keinem Fuße zu verlassen.

Richelieu wollte sich hierauf eben zur Frau von Combalet begeben, als der Graf von Moret in Reisekleidern und nicht weniger bestaubt und erhitzt, als es Latil gewesen, in's Zimmer stürzte.

Haß, Zorn und Unmuth spiegelten sich in seinen Mienen.

»Cardinal!« schnaubte der Graf von Moret, »ich komme Euch meinen Dank abzustatten.«

»Euren Dank, Monseigneur?«

»Ja, meinen Dank für die schöne Gelegenheit, die Ihr mir seit fünf Monaten gebt, alle Nonnenklöster von Frankreich kennen zu lernen,« höhnte der gefoppte Bräutigam; »seit acht Tagen aber bin ich endlich im Klaren, was ich von Euch zu halten habe, denn jetzt weiß ich es bestimmt, Isabella von Lautrec ist außerhalb des Landes gebracht worden. Adieu, adieu, Eminenz! wir treffen uns bei den Königinnen wieder; dort werdet Ihr mich in Zukunft zu suchen haben.«

Nach diesen mit unterdrückter Wuth herausgestoßenen Worten stürzte Graf von Moret wie unsinnig davon.

»Also ein Todfeind, ein grimmiger Todfeind mehr und gerade er, auf den ich die Pläne für Frankreichs Zukunft baue,« murmelte Richelieu, indem er sich abermals anschickte, seine Nichte zu besuchen; »doch wenn die Vorsehung will, daß ich morgen siege, so hat der kindische Zorn dieses Mannes wohl nichts zu bedeuten; denn, mein lieber Graf von Moret, Du bist nichts als ein Werkzeug in des Meisters Hand, und ich, ich — Richelieu,« bin Frankreichs und seines Schicksals Meister.«

---

## XIII.

### Der Tölpeltag.

Am 11. November 1630, jenem in der Geschichte Frankreichs ewig denkwürdigem Tage, an welchem es nur von seinem Haare abhing, ob von nun an Richelieu's kühne, welterschütternde Politik oder die finsternen, unheilvollen Pläne der Camarilla in den Gang der Geschicke Europas entscheidend einzugreifen haben, machte der Cardinal-Minister gegen die elfte Morgenstunde mit seiner Nichte, Maria von Combalet, die Ausfahrt im Palais Luxembourg, wo die beiden Königinnen seit der Rückkehr von Versailles sich aufhielten.

»Fast gleichzeitig kam auch der Wagen des Königs, der im Louvre residirte, angefahren.

In den Vorgemächern traf letzterer mit dem Cardinal und Frau von Combalet zusammen.

Ludwig XIII., der, soweit er überhaupt einer Zuneigung und Achtung für Frauen fähig war, beides wirklich für die Nichte des Cardinals fühlte, bot der Frau von Combalet den Arm und nachdem er Richelieu durch eine Handbewegung angedeutet, ihm zu folgen, schritt er unter dem Vortritte eines Kämmerlings geraden Weges auf den Saal zu, wo die Königinnen bereits seiner harnten.

»Fasset Muth!« flüsterte der König während des Gehens der Frau von Combalet zu, deren Arm er auf dem seinigen beben fühlte, »fasset Muth, ich bleibe in Eurer Nähe und werde Euch zu schützen wissen.«

Bei dem Eintritte des Königs erhoben sich Maria von Medicis und Anna von Oesterreich von ihren Sitzen und traten demselben, der Etiquette gemäß, drei Schritte entgegen. Der König entließ nun Frau von Combalet von seinem Arme, welche sich hierauf vor jeder der Königin dreimal ehrfurchtsvoll verbeugte.

Die übrigen zahlreichen Anwesenden, es waren fast sämmtliche höhere Würdenträger des Reiches zugegen, welche bei dem Eintreten des Königs sich tief verneigt hatten, lauschten nun in athemloser Stille der Dinge, die da kommen würden. Von den Anhängern des Cardinals waren nur wenige erschienen, dagegen sah man jene der Königinnen fast vollzählig vertreten. Besonders aufgeblasen benahm sich der Cardinal Berulle, Richelieus voraussichtlicher Nachfolger, falls die Partei der Maria von Medicis siegte.

Der König, welcher zwischen den Königinnen und der Stelle, wo Frau von Combalet sich befand, so ziemlich in der Mitte stand, wandte sich, als dem Ceremoniell Genug geschehen war, an seine Mutter und seine Gemalin und sagte:

»Ich habe hiermit die Ehre, Euch Frau Maria von Combalet, Herzogin von Aiguillon, in Gnaden vorzustellen.«

Anna von Oesterreich machte eine fast unmerkliche Bewegung ihres schönen und stolzen

Hauptes gegen die Herzogin, aber Maria von Medicis blieb steif und unbeweglich. Ihr Busen arbeitete jedoch heftig und ihre Augen begannen Blitze des ingrimmigsten Hasses zu sprühen.

Verwirrt blickte Frau von Combalet zu Boden und sagte, nachdem sie lange aber vergeblich auf die Ansprache gewartet, weiche nun von den Königinnen hätte ausgehen sollen, mit zitternder Stimme:

»Ich schätze mich übergelukkiglich, daß Ihre Majestäten meiner unterthänigsten Bitte um die allerhöchste Gnade dieser Vorstellung Folge gaben.«

Maria von Medicis und Königin Anna verblieben stumm. Dieses hartnäckige Stillschweigen begann beleidigend zu werden und verstieß überdies gegen alle Regeln der Etiquette, die doch in diesen Räumen so streng gehandhabt wurde. Der Cardinal, der im Hintergrunde stand und nach Frau von Combalet vorgestellt werden sollte, zitterte; der König blickte finster vor sich; die Feinde Richelieu's warfen sich frohlockende Blicke zu.

Ueber eine Minute wartete die Herzogin von Aiguillon abermals vergeblich auf eine Ansprache. Ebenso gekränkt als empört, wollte sie bereits ihre dreimalige Verbeugung machen und sich dann stumm zurückziehen, als der König, diese ihre Absicht errathend, mit einer gewissen Heftigkeit zwei Schritte gegen die Königinnen that und ausrief:

»Mesdames! wenn ich das erste Mal vielleicht zu leise sprach, als ich Euch die Herzogin von Aiguillon vorstellte, so will ich jetzt etwas lauter meine Stimme erschallen lassen.«

Anna von Oesterreich, welche in des Königs Nähe immer einen gewissen Respect oder besser gesagt Furcht fühlte, schrak zusammen und blickte nach ihrer Schwiegermutter, welche durch des Königs ziemlich barsche Worte nichts weniger als eingeschüchtert, sondern nur noch mehr aufgeregert worden war.

Ihr heftiges, leidenschaftliches Temperament, ihr glühender Haß gegen den Cardinal und alle, die zu ihm standen, überwältigte sie, ließ sie alle Schranken des Anstandes und der Ueberlegung vergessen und durchbrechen.

»Soll ich vielleicht entzückt sein, diese Dame da und jenen Herrn dort im Hintergrunde bei mir zu sehen? Ha! sind nicht beide die Ursache, daß wir hier im Luxembourg die Rolle von Verbannten spielen müssen, während der König, von seiner Gemahlin freiwillig geschieden, im Louvre thront?! Aber so Gott der Allmächtige und Gerechte will, wird der König nicht länger vergessen, daß er eine Gattin, daß er eine Mutter nach besitzt, und er wird und muß endlich jene Frechen, die ihm seine Familie zu entfremden verstanden, von sich weisen, sie bestrafen, vernichteten.«

»Majestät!« rief Frau von Combalet mit von Thränen fast ersticker Stimme, »gestattet, daß ich mich zurückziehe.«

»Ja, ja geht, geht, Frau Herzogin von Aiguillon und erspart mir auch für alle Zukunft das Verhaßte von Eurem und Eures Oheims Anblick,« schrie Marie von Medicis, in der alle Furien ihres wilden Temperamentes losgebrochen waren.

Der König war so perplex über diesen unvermutheten Losbruch, daß er zu träumen glaubte und in einem Zustande der vollkommensten Rathlosigkeit sich befand.

Frau von Combalet, welche mit Recht, aber vergeblich erwartet hatte, daß der König, der ihr doch seinen Schutz versprochen, sich ihrer annehmen werde, warf ihm einen bitteren, vorwurfsvollen Blick zu und trat, nachdem sie sich mit unnachahmlicher Grazie vor den Königinnen dreimal verbeugt, auf Richelieu zu, der sie am Arme faßte und absichtlich die Gebote der Hofetiquette verletzend, mit ihr ohne alle Umstände den Luxembourg verließ.

Ludwig XIII. mochte über die klägliche Rolle, die er soeben gespielt, innerlich sehr beschämt sein, denn kurz nach Richelieu verließ auch er den Audienzsaal, ohne ein Wort zu sprechen, gesenkten Blickes, den Hut tief in die Stirne gedrückt.

Statt in den Louvre zurückzukehren, befahl er die Straße nach Versailles einzuschlagen.

St. Simon, des Königs Stallmeister, begleitete den Wagen, zur Seite reitend.

In demselben Momente, wo die königliche Kutsche aus dem Thore des Luxembourg etwas scharf um die Ecke bog, riß St. Simon sein Pferd zurück und flüsterte in dem kurzen Augenblicke, in welchem er stillhielt, einem in seinen Mantel dicht eingemummten Manne zu: »Kommt sogleich nach Versailles; bei Grinel »zu den drei Lilien« erwartet weitere Botschaft.«

Der Angeredete verschwand. Es war Latil, der hastig nach einer Seitengasse eilte, wo einer der verkleideten Gardien des Cardinals die dicke Ninon und sein eigenes Pferd am Zügel auf- und abführte.

»Mein lieber Dubaret,« redete Latil den ihm untergebenen Gardereiter an, indem er sich auf seine Stute schwang, »sprengt auf den Place Royal und meldet unserem Capitän Cavois, daß ich Herrn Grinel besuchen muß.«

Unmittelbar nachdem der König den Audienzsaal verließ, suchten erschreckt und bestürzt auch die wenigen »Cardinalisten«, die dort gewesen, das Weite.

Der Sturz des Cardinal-Ministers schien entschieden. Sowohl die Freunde als auch die Feinde Richelieus hielten sich zu diesem Schlusse durch des Königs in der That höchst sonderbares Benehmen berechtigt. Ja man ging endlich sogar so weit, anzunehmen, die tödtliche Beleidigung, die der Cardinal in seiner Nichte erfahren, sei zwischen Maria von Medicis und Ludwig XIII verabredet gewesen, um Richelieu zu zwingen, selbst seine Entlassung anzusuchen.

Die Königin-Mutter hielt sich ihres Sieges so gewiß, daß sie diesen und die folgenden Tage die Huldigungen, die ihr von allen Seiten als Regentin dargebracht wurden, auf die ostensibelste Weise entgegennahm, eine Ministerliste entwarf, die Ernennungen für die übrigen wichtigsten Staatsämter mündlich aussprach, große und zahlreiche Gnadengaben zusagte u.s.w. kurz sie benahm sich so, als ob der Cardinal gar nicht mehr zu den Lebenden zähle und ihr Sohn Ludwig XIII. noch ein Wickelkind wäre.

Richelieu verbrachte indessen den 11., 12. und 13. November in der düstersten Laune. Frau von Combalet lag im hitzigen Fieber. Ohne diesen Zwischenfall würde er wahrscheinlich Paris

bereits schon am 11. Abends verlassen haben.

Seiner Wuth über die seiner Nichte angethane Schmach hielt nur die Indignation über das schmähliche Benehmen des Königs die Wagschale, und er war in der That entschlossen einem Monarchen, welcher sich so sehr der Größe und des Ruhmes, die sein Genie in so reichlichem Maße über ihn ausgegossen, unwürdig zeigte, den Rücken zu kehren.

Merkwürdig ist es jedenfalls, daß der Cardinal weder nach Brouage, noch nach Aiguillon sich zurückzuziehen gedachte, sondern den Befehl gegeben hatte, alle seine Effekten, und sein Geld nach Havre de Grace zu transportiren. Wer weiß, ob er nicht aus Rache am Ende zu dem Entschlusse gelangt wäre, nach England zu fliehen und von dort aus, Frankreich gegenüber, die Rolle eines Coriolanns zu spielen.

Am 13. Abends, als der Cardinal soeben vom Krankenlager seiner Nichte zurückgekehrt war und von Chicot zu seiner größten Befriedigung erfahren hatte, daß Frau von Combalet per Boot zur Reise morgen bereits fähig sei, stürmte Latil ohne alle Umstände in des Cardinals Arbeitszimmer.

Der Gascogner war ganz athemlos. Der Ausdruck der größten, innigsten Freude spiegelte sich in seinem vor Staub und Schweiß glänzenden Antlitze.

»Eminenz, Eminenz!« keuchte er, »werft schnell Euren Mantel um, die Kutsche habe ich schon anspannen lassen, aber macht doch schnell, schnell, der König will Euch sehen-; St. Simon sendet mich — Victoria!«

Richelieu schnellte wie elektrisirt von seinem Lehnstuhle empor, in welchem er düster dahinbrütend bei Latil's Eintritte gesessen, und rief, vor Aufregung am ganzen Leibe bebend:

»Der König läßt mich rufen, Du schreist Victoria?«

»Ja, ja und noch hundertmal Viktoria; aber, Eminenz, der Wagen wartet, der König wartet, also —«

Der Cardinal stürzte aus dem Zimmer, ihm nach Latil.

Eine Stunde später stand Richelieu vor Ludwig XIII. Dieser trat dem Cardinal-Minister rasch entgegen und reichte ihm die Hand. — Richelieu küßte sie ehrerbietig.

»Wir sind quitt,« rief der König und ein boshaftes Lächeln umspielte seine Lippen.

Richelieu blickte ihn etwas verwundert an.

»Ja, quitt sind wir, mein lieber Cardinal!« wiederholte Ludwig XIII.; »diese drei Tage sollen Euch als Strafe an-gerechnet sein und nun, mein Freund,« der König betonte dieses Wort mit besonderem Nachdrucke, »arbeitet an Frankreichs Wohl und Größe ruhig und getrost weiter wie bisher.«

»Und was hat meinen guten König veranlaßt, mich zu strafen?« frug Richelieu, froh aufathmend, denn in diesem warmen, freundlichen Ton hatte Ludwig XIII. bisher noch nie die Verdienste des



Cardinals offen anerkannt.

»Ventre-Saint-Gris! würde der große Heinrich ausrufen auf Eure etwas naive Frage. He! Cardinal, glaubt Ihr denn, ich fand einen besonderen Gefallen daran, daß meine Briefe an die Hautefort Eure Censur passirten. — Leugnet nicht, jetzt bin ich besser davon unterrichtet als dazumal, wo ich etwas ungeschickt den Instructionsrichter spielte — wie gesagt, Ihr seid für Euren Vorwitz hinlänglich bestraft und ich halte diese Sache für abgethan und vergessen.«

Richelieu erachtete es für angemessen zu schweigen und den König, der heute ungewöhnlich guter Laune schien, in seinem Redeflusse nicht zu stören.

Uebrigens mußte er sich selbst gestehen, daß die Freiheit, die er sich mit des Königs und des Fräuleins von Hautefort Correspondenz genommen, am Ende nicht ganz und gar durch bloße Staatsrücksichten gerechtfertigt werden konnte, sondern daß er dabei ebensowohl das Maß des Erlaubten als auch des Nothwendigen weit überschritten habe.

»Wie wird wohl,« fuhr der König fort, innerlich hocheufreut, einmal auch den Cardinal überlistet zu haben, »wie wird wohl der 11. November einst in der Geschichte genannt werden; was meint Ihr, Cardinal?«

»Ich schlage dafür den Namen »Tölpeltag« vor« denn an diesem Tage hat Ludwig XIII. beide Parteien, die sich um die Suprematie stritten, arg zu Tölpel gemacht, indem er sich über beide Parteien stellte. Gebe Gott, daß unser guter König diese Freiheit der Gesinnung stets bewahre.«

»Er wird es, er wird es,« fiel der König eifrig ein, »so Gott will, gibt es bald in Frankreich nur eine Partei, die meinige, oder, was dasselbe ist, die Eurige.«

»Majestät!« rief Richelieu entzückt, sich auf ein Knie niederlassend, »ich weiß kaum mein Glück zu fassen!«

Der König hob ihn auf und sagte ernst: «

»Cardinal, Ihr besitzt mehr Großmuth, als ich Euch je zugetraut. Ihr glaubtet Euch meine Ungnade zugezogen zu haben, sogar Eure Freiheit und Euer Leben stand scheinbar auf dem Spiele und dennoch habt Ihr es verschmäht mich aufzusuchen und mit einem gewissen Papiere in der Hand vor mich hinzutreten, die Erfüllung eines Versprechens fordernd, das ich Euch zu Chaillot in einer sehr ernsten Stunde gab.«

»Majestät!« erwiderte Richelieu, »dieser Beweis von der Schande Eurer Mutter existirt nicht mehr. Ich habe ihn noch in derselben Stunde, als Ihr mir ihn überliefertet, verbrannt. Ich halte es nicht für passend, daß ein Unterthan je in der Lage sei, die Familie seines Königs dem gerechten Hasse der Nachwelt preiszugeben.«

Ludwig XIII. warf dem Cardinal einen Blick voll Anerkennung und Dankbarkeit zu; um aber von diesem ihm sehr peinlichen Thema das Gespräch abzubringen, stellte er die Frage nach Frau von Combalets Befinden.

»Ich hoffe, « entgegnete der König auf Richelieu's Mittheilung, daß selbe bereits sich wieder

erholt habe und die Nachricht von der Gnade Sr. Majestät sie wohl sogleich gänzlich herstellen dürfte, »ich hoffe, daß die Herzogin Euch das nächste Mal hierher begleiten wird. Ich trage Verlangen, Ihr, die vor Zeugen beleidigt wurde, auch vor Zeugen mein lebhaftes Bedauern über das Benehmen der Königinnen auszudrücken.«

Der Cardinal äußerte auf die glühendste Weise seinen Dank über diesen neuerlichen Beweis der königlichen Gunst. Daß Ludwig XIII. so weit gehen würde, seine Mutter und seine Gemahlin sogar öffentlich zu desavouiren, hätte er nicht zu träumen gewagt. — Sein Triumph über seine Feinde war vollständiger als je.

»Sire,« schloß Richelieu seine begeisterten Danksagungen, »Sire, die Wendung, welche Euer Wille dem Geschicke Frankreichs zum Besseren gegeben, indem Ihr die Politik des großen Heinrich wieder aufnehmt und auch dieses Mal glücklich den Schlingen der österreichisch-spanischen Hauspolitik zu entgehen wußtet, macht jedoch einige Maßregeln nothwendig, deren Ergreifung keinen Aufschub leidet, soll nicht Eure eigene Person in die allergrößte Gefahr gebracht werden, unsere Armee in Piemont dem sicheren Verderben ausgesetzt sein. Gestattet, Majestät, daß ich Euch sogleich die Sachlage darstelle und —«

»Ich glaube,« unterbrach der König den Cardinal, »es wird weit einfacher sein, daß Ihr sogleich die nöthigen Befehle ausfertigt. Ich werde inzwischen meine Abendpromenade im Garten machen. In einer Stunde oder sobald Ihr fertig seid, laßt mich es wissen, Macht es Euch bequem dort bei meinem Schreibtische.«

Ludwig XIII. eilte nach diesen Worten hastig davon, innerlich froh, den langen Exposees seines ersten Ministers auf diese Weise glücklich entwischt zu sein.

Bevor noch Richelieu sich beim Schreibtische des Königs niederließ, gab er den Auftrag, die Marschälle von Schomberg und d'Etrées zu ihm zu bescheiden.

Der Cardinal schrieb nun in fieberhafter Aufregung ein Dutzend Ordonnanzen in wahrhaft lakonischen Style. - Jede Zeile enthielt jedoch einen vernichtenden Donnerkeil für seine Feinde.

Bevor noch eine halbe Stunde verflossen war, trat der König wieder ein. — Er durchflog bloß flüchtig die ihm von Richelieu dargereichten Papiere und setzte unter jedes seinen Namen. Dann entfernte er sich eilig in seine Schlafgemächer. Es war bereits elf Uhr Nachts. Um diese Stunde spätestens pflegte er sein Lager aufzusuchen; er fürchtete morgen von Bouvard tüchtig ausgezankt zu werden, wenn dieser erführe, daß er sein strenges Gebot, noch vor Mitternacht schlafen zu gehen, außer Acht gelassen hätte.

Der Marschall von Schomberg trat kurz nach des Königs Entfernung ein. — Er war erstaunt, den Cardinal welchen die ganze Welt in Ungnade gefallen glaubte, hier zu treffen.«

»Mein lieber Marschall,« rief ihm Richelieu entgegen, »ich gratulire Euch zu Eurer Ernennung als Commandant der Armee in Piemont.«

Mit diesen Worten überreichte er ihm das bezügliche königliche Dekret.

Als Schomberg den Text von des Cardinals Hand geschrieben sah, ahnte er, daß seit zwei

Stunden ein gewaltiger Umschwung der Dinge eingetreten sein mochte.

»Wie, Eminenz,« rief er, als er den Schlußsatz gelesen. »wie, ich habe den Marschall von Marillac zu arretiren und nach Frankreich abführen zu lassen?«

»So ist es,« entgegnete kurz Richelieu, »Ihr werdet aber über den ganzen Zweck Eurer Reise, die Ihr noch diese Nacht anzutreten habt, selbstverständlich das größte Geheimniß obwalten lassen, und nun Gott befohlen, zeigt Euch, würdig des Vertrauens Seiner Majestät.«

»Und des Eurigen, Eminenz!« fiel der Marschall von Schomberg rasch ein. Zwei seiner glühendsten Wünsche, der Commandostab in Italien und Rache an Marillac, seinem Todfeinde, waren ihm ganz unvermuthet in Erfüllung gegangen.

Gleich nach Schomberg trat der Marschall d'Etrées ein. Derselbe commandirte die Gardien in Versailles. Seiner Zeit werden wir ihn auch in Compiègne wieder treffen. d'Etrées gehörte gleich Schomberg zu den bewährtesten Anhängern des Cardinals.

Dem Marschall d'Etrées drückte Richelieu nicht weniger als acht verschiedene königliche Ordonnanzen in die Hand, indem er sagte:

»Mein wackerer d'Etrées, Ihr werdet heute vollauf zu thun haben, wollt Ihr vor Tagesanbruch alle diese Befehle Seiner Majestät vollziehen.«

Der Marschall d'Etrées durchflog eilig die ihm dargereichten Papiere. Ein wiederholtes »Ah!« entschlüpfte ihm über deren Inhalt, denn was er las, waren sieben Verhaftsbefehle für Personen aus der Umgebung der beiden Königinnen.

Die achte Ordonnanz, welche zu unterst sich befand, erregte aber noch mehr sein Erstaunen als alle übrigen. Diese Ordonnanz enthielt nämlich in den gnädigsten Ausdrücken die Enthebung der »grauen Eminenz« von jeder weiteren Betheiligung an den Staatsgeschäften und den Allerhöchsten Wunsch, daß Pater Joseph sich von nun an nur noch den religiösen Pflichten des von ihm gestifteten Ordens der »Brüder vom Calvarienberge« widmen möge.

Richelieu nahm hierdurch an seinem »rechten Arme« nicht nur für den früheren Verrath Rache, sondern machte auch zugleich seine weiteren Intriguen unmöglich, welchen, wie der Cardinal dieser Tage als bestimmt erfahren, die Entdeckung des Königs von Boinzevals Einverständnisse zu danken war.

Als Marschall d'Etrées sodann forteilen wollte, hielt ihn der Cardinal zurück, indem er sagte:

»Ihr könnt mit mir in meinem Wagen nach Paris fahren, auch ich habe dort heute Nacht noch Einiges in Ordnung zu bringen.«

»Ich fürchte, Eminenz,« sagte d'Etrées lächelnd, während er mit dem Cardinal das Gemach verließ, »ich fürchte, daß das, was Ihr heute Nacht ordnet, viele Andere sehr derangiren wird.«

---

# Sechster Theil.

## I.

### Die Catastrophe von Campiègne.

Obwohl, wie wir am Schlusse des V. Bandes gesehen haben, Richelieu Frankreichs und seines Schicksals Meister verblieben war, durfte er dennoch seine Macht keineswegs für bleibend gesichert halten.

Solange die Königin-Mutter in der Nähe Ludwigs XIII. und von dessen Gemahlin weilte, standen bei dem wankelmüthigen Sinne ihres Sohnes und der blinden Erbitterung ihrer Schwiegertochter gegen den Cardinal neue Versuche, den ersten Minister zu stürzen, in naher und sicherer Aussicht.

Was nützte es, daß Richelieu unter den Creaturen und Werkzeugen seiner Feindinnen gründlich aufgeräumt hatte, was nützte es, daß um letztere das feingestrickte Netz seiner Spionage die Maschen täglich enger zog, so lange Gaston von Orleans frei umher ging und außer dem Bereiche der Macht des ersten Ministers eine neue feindliche Partei bildete, welche gleichwohl von Maria von Medicis inspirirt wurde, und heute oder morgen den Zauberkreis zu durchbrechen vermochte, in welchen der Cardinal die Königin-Witwe seit fast drei Monaten fest gebannt hielt.

Gaston träumte zur Stunde, wo die Catastrophe von Compiègne nahe bevorstand, nämlich gegen Ende Januar 1631, bereits von der Krone Frankreichs, denn er war ebenso feige als falsch, ebenso eingebildet als dummabergläubisch. Er und seine würdige Mama hatten durch den berühmtesten der damals lebenden Astrologen, den Doktor Duval, ganz geheim das Horoskop über Ludwig stellen lassen. Duval versicherte, daß der König nur noch kurze Zeit am Leben bleiben werde. Der Herzog von Orleans und seine Günstlinge, der Präsident Le Coigneaux und Puy-Laurent, vertrauten ganz und gar dieser Weissagung und Maria von Medicis, welche auch im Punkte der Bigotterie und des Aberglaubens ihrer Geburt als Italienerin alle Ehre machte, zeigte sich höchst entzückt über den Orakelspruch, welcher sagte, daß sie gegen Ende des Jahres 1631 mächtiger und glücklicher sein werde denn je. — »Das genügt,« unterbrach sie den Wahrsagen der seine Prophezeiung des Näheren erläutern wollte, »das genügt; denken wir also bloß daran, uns bei Gesundheit zu erhalten.«

Gaston von Orleans ließ sich durch die Weissagung von dem nahen Tode seines Bruders und durch seinen Haß gegen Richelieu so weit hinreißen, daß er in Orleans, wohin er sich nach einem stürmischen Auftritte mit dem Cardinal zurückgezogen hatte, begann Truppen anzuwerben und die ihm gehörigen Schlösser in Vertheidigungsstand setzen zu lassen. Der Graf von Moret war dabei einer seiner eifrigsten und unermülichsten Werkzeuge geworden. Auch ihn trieb der Haß gegen Richelieu in das Lager von dessen Feinden.

Die Lage Frankreichs fing an eine bedenkliche zu werden. An den Grenzen lauerten Spanien, Savoyen und Oesterreich auf den günstigen Moment, um mit Feuer und Schwert die

Niederlagen, die ihnen Richelieu seit Jahren bereitet hatte, fürchterlich zu rächen, und im Innern drohte der Bruderkrieg täglich zu entbrennen.

Der Cardinal stellte dem Könige die Dinge im wahren Lichte ganz ungeschminkt dar.

Noch wüthender als über die offene Rebellion seines Bruders war Ludwig XIII. über die Zuversicht, mit der man auf seinen nahen Tod speculirte. Richelieu hatte hundert unumstößliche Beweise beigebracht, daß man bereits im Namen der doch so gut als gefangenen Königin-Mutter und des Herzogs von Orleans Ordonnanzen ausfertigte, Ernennungen vornahm, Urtheile fällte und cassirte, als ob Ludwig XIII. schon längst in der Gruft von St. Denis liege. Ja die Frechheit des Herzogs von Orleans ging so weit, daß er durch des Präsidenten Le Coigneux und der Financiers Habert, Montmort und Choisi Vermittlung ein Staatsanlehen contrahirte und — auch einsteckte.

Es ist wirklich schwer zu entscheiden, ob es Großmuth, Nachsicht, Verwandtenliebe oder Furchtsamkeit, Rathlosigkeit, Mangel an Ehrgefühl und Bewußtsein dessen, was die königliche Würde erheischt, genannt werden solle, daß Ludwig XIII., ungeachtet alle oberwähnten Thatsachen bereits vorlagen, dennoch ganz unaufgefordert um hinter dem Rücken Richelieu's mit seinem rebellischen Bruder Unterhandlungen anknüpfte. Er sagte ihm gänzliche Verzeihung, ja sogar die Hand der Maria von Gouzaga zu, wenn er nach Paris zurückkehre. Gaston ließ jedoch dem Könige einfach erwidern, es beliebe ihm gerade in Orleans zu bleiben, er bleibe also.

Nicht genug an dieser Beleidigung Ludwig XIII. wandte sich jetzt an seine Mutter, der er gleichfalls Alles bewilligen wollte, falls sie sich mit dem Cardinal versöhnen, ihren staatsverrätherischen Bericht mit dem Auslande und ihre Umtriebe im Innern aufgeben würde. — Maria von Medicis sagte zu, aber als der Cardinal, in den Gang der Unterhandlungen mit eintretend, als Grundbedingung forderte, daß die Königinnen alle schlechten Rathgeber von sich fernhalten sollten, wies die Königin-Witwe trotzig jeden weiteren Ausgleichsversuch von sich.

Der König, im höchsten Grade verstimmt, berief einen großen Rath.

Wir wollen dem Leser und auch uns die Mühe ersparen, all die etlichen zwanzig mehr oder minder pompösen Namen herzurecitiren, deren Träger bei dieser Gelegenheit versammelt waren. Ein gutes Drittheil der Anwesenden bestand aus den höchsten Würdenträgern der gallikanischen Kirche, welche bereits Tags zuvor auf allerhöchsten Befehl sich versammelt gehabt hatten, um über den »Gewissensfall« zu entscheiden, ob es mit den kindlichen Pflichten des Königs vereinbarlich sei, die Königin-Mutter aus »Staatsrücksichten« ins Exil zu senden.

Das geistliche Concilium entschied einstimmig: »Daß das göttliche Gesetz die Kinder nicht verpflichte, eine Mutter unter allen Umständen bei sich zu behalten; ferner daß es die erste Pflicht eines Souverains sei, für die Ruhe und das Glück der Unterthanen zu sorgen und daß er berechtigt ist, sogar seine allernächsten Verwandten zu verbannen oder einkerkeren zu lassen, wenn sie den Frieden des Landes durch Umtriebe und Aufruhr stören.«

Dieser Ausspruch beruhigte das Gemüth des Königs in hohem Grade.

Der große Rath, welcher am 22. Februar 1630 abgehalten wurde, war daher nur mehr ein Vorwand, um die vom Könige im Geheimen bereits festbeschlossene Verbannung der Königin-

Mutter »regelrecht« erscheinen zu lassen..

Mit großem Prunke war der Versammlungssaal im königlichen Schlosse zu Compiègne ausgestattet.

Punkt zehn Uhr trat Ludwig XIII. im vollen königlichen Ornate ein und ließ sich unter dem Tusche der Trompeten auf den Thron nieder. — Dann befahl er dem Cardinal-Ministen den gestrigen Ausspruch des geistlichen Conciliums zu verlesen.

Als dies geschehen war, forderte der König alle Anwesenden auf, welche über den Gegenstand der Frage das Wort zu ergreifen willens seien, sich anzumelden und ihre Meinungen frei und offen auszusprechen.

Pater Achille Harlay de Sancy, Bischof von St- Malo, welcher dem mehrerwähnten geistlichen Concilium präsidirt hatte, bat zuerst um das Wort.

Aber er hielt keine Rede, sondern stellte nur die Behauptung auf, daß Seine Eminenz der Cardinal-Minister wohl am geeignetsten und würdigsten unter allen Anwesenden wäre, die Situation des Reiches darzustellen und aus derselben die factische Nothwendigkeit einer Maßregel abzuleiten, deren Zulässigkeit bereits gestern anerkannt worden sei.

Richelieu stellte sich jedoch sehr spröde und wies es mit Entschiedenheit zurück in einer Angelegenheit, in welcher er selbst als Partei auftrate, die Rolle eines Richters spielen zu wollen.

Umsonst wiederholten noch mehrere der Staatsräthe die Bitte des Bischofs von St. Malo.

Der Cardinal-Minister blieb jedoch standhaft auf seiner Weigerung mit der es ihm aber im Innern nicht sehr ernst sein mochte.

Nachdem dieses nutzlose Wortgefecht wohl eine gute halbe Stunde angedauert, legte sich der König ins Mittel, indem er sprach: »Wir Ludwig XIII. befehlen Unserem ersten Minister, Cardinal von Richelieu, daß er Uns auf der Stelle einen Vortrag erstatte, ob er die Entfernung Unserer innigstgeliebten Mutter aus dem Bereiche Unserer Hoflager für nothwendig trachte oder nicht.«

Richelieu verneigte sich ehrfurchtsvoll vor den-Könige, und betrat eine kleine Tribüne, welche für die etwaigen Redner in einiger Entfernung zur rechten Seite des Thrones aufgeschlagen worden war.

Nachdem er sich abermals vor dem Könige tief und gegen die übrige Versammlung leichthin verneigt hatte, begann er folgend historisch berühmte Rede, welche wir, obwohl sie etwas lang ist, dennoch fast vollinhaltlich und wortgetreu wiedergeben; diese Rede lautete:

»Der Kaiser von Deutschland, die Könige von Spanien und England und der Herzog von Savoyen, welche den siegreichen Waffen Ew. Majestät erlegen sind, betrachten Frankreichs aufblühende Macht mit unsäglicher Eifersucht und sind ohne Unterlaß bemüht, die Absichten Ew. Majestät ebenso durch offenen Krieg, als durch den inneren Zwiespalt, welchen ihre Minister und Emissäre fortwährend schüren, zu kreuzen. Wer könnte heute noch zweifeln, daß

die beiden Königinnen und der Herzog von Orleans nicht denselben Absichten huldigen und mit den Feinden des Staates kein geheimes Einverständniß unterhalten? — Alle unruhigen und auführerischen Geister sowohl in den Parlaments als im Volke werden hineingezogen in diese Umtriebe, welche keinen anderen Zweck haben, als die Macht des Königs zu beeinträchtigen.«

»Wenn die Intriguen einiger Weiber und des Herzogs von Buckingham vor nicht gar langer Zeit im Stande waren, das Reich fast in Brand zu stecken, sollte man befürchten, von der neuen Partei, welche von des Königs Mutter und leiblichem Bruder gebildet wurde, nichts zu befürchten haben? — Warum bot Carl I. von England dem Herzoge von Orleans eine Apanage an, als dieser das erste Mal aus Frankreich floh? Warum macht der Herzog von Lothringen alle Anstrengungen, um unsere Verhandlungen mit dem Kaiser zu vereiteln? Womit vermögen der Herzog von Guise und das Parlament von Aix den Aufstand in der Provence zu rechtfertigen? Woher kommt es, daß der mit einer Nichte Marillac's verheiratete Commandant der Citadelle von Verdun die Frechheit hat, seinen Posten innezuhalten gegen den Befehl des Königs? — Mit Bedauern spreche ich es aus, daß es der Einfluß der Königin-Mutter und ihrer Partei ist, welcher man diese Meutereien und Unordnungen zur Last legen muß. — Und wie kann man hoffen, daß Oesterreich dem Herzoge von Mantua und unseren anderen Alliierten gerecht werden wird, wenn der König, im Innern voll an beschäftigt, nach außen nicht zu wirken vermag?

»Alle Pläne der Königin-Mutter laufen darauf hinaus und sind auf die Hoffnung gegründet, mich beim Könige zu stürzen — Monsieur schmeichelt sich, daß dies gelingt und so lange Beide diesen Gedanken hegen, wird es Ew. Majestät nicht möglich sein, die Mutter vom Sohne zu trennen. — Der Fortbestand dieser Cabale ist unvereinbarlich mit Eurer Ruhe, mit der Ruhe des Staates. — Jeder Tag gebiert neue Unzufriedene. Sogar Jene, welche bisher Eurer Person am anhänglichsten schienen, werden lästig durch Bitten, durch Forderungen, deren Gewährung den königlichen Schatz zu erschöpfen droht.«

Richelieu machte nun eine kleine Pause. Der König erschrak im Innersten über die handgreiflichen Gefahren, die ihm der Cardinal so nahe stellte, und der Eindruck des Folgenden war daher noch um so überwältigender.

»Wenn Gott,« fuhr der erste Minister fort, »wenn Gott, um uns für unsere Sünden zu bestrafen, es zuließe, daß Ew. Majestät nochmals krank würde, könnten die Meuterer sich nicht der Zügel der Regierung, ja sogar Eurer geheiligten Person selbst bemächtigen, ohne daß Eure getreuesten Diener im Stande wären« Euch Hilfe zu leisten, Euch das Leben, die Freiheit zu bewahren? — Derart drohenden Gefahren kann nur durch die äußerste Strenge vorgebeugt werden, Kleine Mittel bei großen Uebeln angewendet begünstigen diese.«

Hierauf kam der Cardinal auf die Gegenmittel zu sprechen. Er fand deren fünf, und zwar als erstes einen ernstlichen Frieden mit dem Hause Oesterreich; aber die Zweckmäßigkeit dieses Mittels stellte er selbst in Abrede« indem er fortfuhr:

»So lange das Ausland hoffen darf, aus den Umtrieben, die an diesem Hofe herrschen, Nutzen zu ziehen, wird es mit uns nie anders Frieden schließen, als unter für uns schmachvollen Bedingungen, welche der Same neuer Kriege sein müßten.

»Das zweite Mittel wäre, Monsieur und seinen Anhang für uns zu gewinnen. Zum Unglücke

muß uns aber eine bittere Erfahrung die Ueberzeugung aufdrängen, daß die größten Wohlthaten dabei unnützer Weise verschwendet werden würden. Jene Herren ertragen die Oberhoheit des Königs mit solchem Widerwillen, daß man sie nun und nimmer wird zufriedenstellen können.«

Richelieu führte hierbei mehrere unwiderlegbare Beweise an.

»Wir hätten,« fuhr er fort, »auch ein drittes Mittel, nämlich die Versöhnung der Königin-Mutter in der That das wünschenswertheste, aber auch schwierigste Mittel, weil abgesehen davon, daß die Frauen von Natur aus sehr rachsüchtig sind, die Königin aus einem Lande und einer Familie stammt, wo man niemals verzeiht. — Die Dienste, welche ihr zu leisten ich das Glück hatte, welche ich dem Staate geleistet habe, verhinderten selbe vielleicht diese erlauchte Dame, gegen mich das Aeußerste zu versuchen? Was haben selbst Eure Bitten, Sire, vermocht, als der Zustand Eurer Gesundheit die größten Rücksichten erforderte, damals, wo die Königin-Mutter selbst begreifen mußte, daß ihr Benehmen Euere Leiden vermehre und die Gefahr, in der Ihr schwebtet, vergrößere! Darf man nach solchen Beweisen sich der Hoffnung hingeben, ihr mildere Gesinnungen einzuflößen? Nie, nie wird sie sich zufriedengeben, bis sie nicht in der Lage ist, Alle zu vernichten, die sie haßt.«

»Vielleicht,« fuhr der Cardinal fort, »wäre das vierte Mittel: meine Person von den Staatsgeschäften zu entfernen, von Nutzen. Ja diesem Falle müßte nach demselben ohne Zögern gegriffen werden und ich selbst würde es dann mit Sehnsucht herbeiwünschen. Aber werden dadurch die Königin-Mutter und der Herzog von Orleans wirklich zufriedengestellt sein? Werden sie nicht vielmehr sodann trachten, Euch, Sire, auch aller anderen Minister, die Eures Vertrauens würdig sind, zu berauben? Und wer, frage ich, wird die Königin und den Prinzen dann hindern, daß sie nicht nach Belieben Eure königliche Macht mißbrauchen, Euch derselben vielleicht sogar gewaltsam entkleiden? Ja es steht zu befürchten, daß, wenn mein Rücktritt die Unzufriedenen nicht zu gewinnen vermag, er deren Kühnheit steigern wird. Ich sehe daher keinen anderen Ausweg, als daß die Königin-Mutter gebeten werde, sich von Paris für einige Zeit ferne zu halten und aus Ihrer Nähe alle Personen zu entlassen, welche ihren Geist gefangenhalten und ihr Gemüth durch böse Rathschläge aufreizen.«

»Hierbei, Sire, wird jedoch mit allen thunlichen Rücksichten vorzugehen und nichts außer Acht zu lassen sein, was dem hohen Range der Mutter unseres Königs gebührt. Mächtige und einflußreiche Personen werden es vielleicht versuchen« Euren Entschluß wankend zu machen, aber an der Festigkeit Eures Willens werden diese Versuche scheitern. Vor Allem handelt es sich darum, die erforderlichen Maßregeln wohl zu treffen, bevor man den ersten Schritt thut. Eine Sache von solcher Wichtigkeit zu beginnen, ohne sie zu Ende zu bringen, hieße sich dem sicheren Verderben preisgeben.

»Ich gebe zu, Sire, daß diese Maßregeln allen Jenen hart erscheinen werden, welche die Größe der dadurch zu bekämpfenden Uebel nicht kennen; aber sie sind in der That eine unausweichliche Nothwendigkeit. Ohne den ausdrücklichen Befehl Seiner Majestät würde ich heute ein unverbrüchliches Stillschweigen beobachtet haben, denn die ganze Gehässigkeit der Lage fällt auf mich zurück und die Verleumdung wird ihr Füllhorn über mich ergießen. Aber wenn es sich darum handelt, dem Könige und dem Staate zu dienen, verschwinden alle Rücksichten für meine eigene Person.«



»In kurzer Zeit« Sire, wird das Reich neu aufblühen, Eure Unterthanen werden zum Gehorsam zurückkehren und Ihr werdet den Ruhm erlangt haben, welcher stets große Absichten und große Erfolge krönt.«

Richelieu verließ die Tribüne. Rauschender, einstimmiger Beifall begleitete ihn auf seinen Sitz zurück.

Der Bischof von St. Malo ergriff hierauf das Wort wie folgt:

»Hohe, erlauchte Versammlung! Nach der lauten Anerkennung, welche die Rede Seiner Eminenz des Herrn Cardinal-Ministers soeben gefunden, kann offenbar nur eine Diskussion von practischem Werthe sein, welche die vom hohen Sprecher selbst in Anregung gebrachte Frage, ob er in seinem Amte verbleiben solle oder nicht, zum Gegenstande hat. Es kann hierbei nicht meine Aufgabe sein, die Verdienste des Herrn Cardinal-Ministers erschöpfend aufzählen zu wollen; wahrlich ich würde damit Ihre Geduld, meine Herren, viel zu lange in Anspruch nehmen müssen. — Ich will mich also kurz fassen und blos meine Ueberzeugung aussprechen, daß der Rücktritt Sr. Eminenz unter allen Umständen ein großes Unglück für Frankreich wäre und ich glaube, meine Herren, daß Sie keinen Anstand nehmen werden, diesen meinen gerechten Ausspruch zum Beschlusse zu erheben.«

Ludwig XIII. erhob sich von seinem Throne und mit mehr Energie und Festigkeit, als man an ihm sonst wahrzunehmen Gelegenheit hatte, sprach er folgende Worte:

»Ich will der Erste sein, der sich der Meinung des hochwürdigen Herrn Bischofs von St. Malo anschließt, und wer ist mit mir?«

Alle Hände erhoben sich.

Richelieus Triumph war ein vollständiger. Die Ungnade der Königin-Mutter war zur Thatsache geworden.

Der König verließ den Saal. Der Cardinal-Minister betrat nochmals die Tribüne und bat die Versammlung nachdem er derselben seinen Dank für das ihm bewiesene Vertrauen ausgedrückt hatte, um das strengste Stillschweigen über Alles, was in dem großen Rathe vor sich gegangen, bis der König Compiègne wieder verlassen haben würde.

Dann eilte Richelieu zu Ludwig XIII., der ihn bereits mit Ungeduld erwartete und sich in der Zwischenzeit damit beschäftigt hatte, an ein Dutzend leere Blätter tief unten seinen Namen hinzusetzen.

»Ich kann mir's denken, was Ihr wollt,« rief er dem Cardinal entgegen und reichte ihm die cartes blanche hin, »habt Ihr damit genug oder braucht Ihr noch mehr? Ich bin jetzt gerade im Zuge.« Richelieu schob rasch noch ein Dutzend Blätter Papier dem König hin. Als derselbe auch auf diese seinen Namen gesetzt hatte, sagte er mit boshafem Lächeln:

»Ich bin überzeugt, daß Ihr von diesen Papieren einen sehr guten Gebrauch machen werdet. Jetzt laßt mich, aber bis Abends ungeschoren. Ich will heute mit Ruhe zu Mittag essen und dann im Garten Sperlinge schießen. Um sechs Uhr erwarte ich Euch hier.«

Richelieu, der heute wohl sein Mittagsbrot fahren ließ, eilte in seine Gemächer, wo ihn Charpentier, Rossignol und Mazarin erwarteten. Letzterer hatte sich bereits dem Cardinal fast unentbehrlich zu machen gewußt und mehrere Proben, denen seine Treue und Verschwiegenheit insgeheim unterzogen worden war, siegreich bestanden

Auf einen Wink des Cardinals nahmen diese drei Männer an einem großen langen Tische nebeneinander Platz. Jeder hatte eine carta blanche des Königs vor sich. — Gleich Cäsar dictirte nun der Cardinal drei Ordres auf einmal.

»Die erste lautete an Marschall d'Etrées, der in Compiègne mit acht Compagnien Garden, fünfzig Gendarmen und fünfzig leichten Reitern stand, daß er von dieser Stunde an von Niemandem als dem Cardinal-Minister Befehl anzunehmen und Sorge zu tragen habe, daß weder die Königin-Mutter noch irgend Jemand von deren Gefolge von Compiègne ohne besondere Erlaubniß des Cardinals sich entferne.

Die zweite Ordre war ein Verhaftsbefehl gegen Bassompierre, der auch noch in derselben Stunde nach der Bastille abgeführt wurde, welche er erst nach Richelieus Tode, also erst nach mehr als elf Jahren, wieder verließ. — Dort schrieb Bassompierre seine berühmten Memoiren, erschienen in Köln bei Pierre Marteau 1665, 3 Bände in 12., und seine »Beobachtungen über Heinrich IV. und Ludwig XIII.« erschienen zu Paris 1665 bei Pierre Bienfait mit Privilegium in 12., 544 Seiten. — Bassompierre woraus der Umgebung der Königinnen das einzige männliche Individuum dessen sich der Cardinal sogleich zu versichern für nothwendig befand. Und dazu hatte Richelieu in der That guten Grund, denn Bassompierre, vor dem Feinde ebenso tapfer und umsichtig, war auch bei den Truppen beliebt, und es lag die Gefahr, daß er unter denselben eine Meuterei anstiften könnte, sehr nahe. Auch hegte Richelieu wider ihn einen persönlichen Haß, weil er sich über Frau von Combalet mitunter sehr böse Witze erlaubte. So wurde z.B. einmal dieser Dame in einer Gesellschaft nachgesagt, daß sie von ihrem Oheim ganz im Geheimen bereits vier Kinder hätte. Bassompierre bemerkte hierbei: »Von dem, was die böse Welt spricht, muß man immer nur die Hälfte glauben.« Diesen Witz, der, wenn man einigen Scandalschreibern aus der damaligen Zeit Glauben schenken dürfte, den Nagel auf den Kopf traf, verzieh ihm der Cardinal nie.

Die dritte Ordre war an die uns schon wiederholt bekannte Vorsteherin des Klosters der »Büßerinnen« in der Rue des Postes gerichtet, welche den Auftrag erhielt, Fräulein von Hautefort unter die Zahl ihrer Novizinnen aufzunehmen und selbe nur auf etwaigen Befehl des Cardinal-Ministers wieder zu entlassen.

Die ersten zwei Ordres wurden sogleich in Vollzug gesetzt. Fräulein von Hautefort ließ der Cardinal zu sich bescheiden.

Aurora wurde von dem Boten des Cardinals im Garten betroffen, als sie eben im Begriffe stand, von einem längeren Spaziergang, den sie in Begleitung einer Gesellschaftsdame zweier Diener unternommen, zu den Königinnen zurückzukehren.

»Mein Fräulein,« rief ihr Richelieu entgegen, »Seine Majestät der König hat Euch auf meine Bitte eine große Gunst erwiesen.

Fräulein von Hautefort sah etwas erstaunt den Cardinal an, welcher fortfuhr:

»Er gestattet, daß Ihr Euch für ein paar Jahre in ein Kloster zurückzieht; er will nicht länger Eure große Jugend den

###hier fehlen die Seiten 15 und 16###

---

## II.

### Ein vereiteter Handreich.

Die sämtlichen Mitglieder des großen Rathes, der am 22. Februar in Compiègne abgehalten wurde, kamen getreulich Richelieu's Wunsche nach, über den Gegenstand der Verhandlung das tiefste Stillschweigen zu beobachten.

Uebrigens hatte der Cardinal auch solche Maßregeln getroffen, welche es sehr schwer gemacht haben würden, den Königinnen irgend welche Botschaft zukommen zu lassen, denn gleich nachdem der große Rath zu Ende war, wurden dessen sämtliche Mitglieder zu einem solennen Diner Commandirt, zu welchem außer diesen Mitgliedern sonst Niemand geladen war, und nach der officiellen Abspeisung standen die Wagen bereit, um die Herren Gäste sammt und sonders nach Paris zu entführen.

In der That dachte aber keiner der hohen Rätthe daran, der gefallenen Größe, welche sich Maria von Medicis nannte, eine Warnung zustecken, denn dies würde den Zorn des von heute an allmächtigen Richelieu herausgefordert haben, und die Königin-Mutter erschien zur Stunde so hilflos, daß ihre fernere Freundschaft nur als eine sicher drohende Gefahr gelten konnte.

Am 23. Februar trat der König, bereits vollkommen reisefertig angezogen, in das Antichambre der Königin Anna, welche noch fest schlief.

»Weckt sogleich die Königin, meine Gemahlin,« gebot er barschen Tones der im Vorgemache wachehaltenden Kammerfrau.

Diese eilte fort, um dem Befehle zu gehorchen. Nach fünf Minuten war sie zurück mit der Meldung, daß Ihre Majestät bereits im Ankleiden begriffen sei:

»Reisekleider, Reisekleider,« befahl der König, »ich warte hier und ich glaube, dies wird für die Königin ein hinlänglicher Grund sein, sich zu sputen.

Eine kleine halbe Stunde hierauf erschien Anna von Oesterreich im Vorgemache bei dem Könige, den sie erstaunt und fragend anblickte. Ludwig XIII. jedoch fand es nicht für angemessen Erklärungen zu geben, sondern bot ihr stumm seinen Arm und geleitete sie, ohne ein Wort zu sprechen, zum Wagen, der vor der großen Auffahrtstreppe des Schlosses bereitstand.

Dann war er ihr eigenhändig beim Einsteigen behilflich und bedeutete zweien ihrer Damen, ihr Gesellschaft zu leisten.

Er selbst bestieg hierauf eine zweite Carosse, die unmittelbar hinter derjenigen hielt, in welcher Anna von Oesterreich saß.

Diesen beiden Wagen, die alsbald die Straße nach Paris einschlugen, folgte noch ein Dutzend anderer, in deren einer auch Richelieu sich befand.

In demselben Augenblick, als der lange, von vier Schwadronen leichter Reiter escortirte Zug sich in Bewegung setzte, wurde Maria von Medicis, welche von Allem, was seit vierundzwanzig Stunden vorging, nicht die leiseste Ahnung hatte, von Bauthier, ihrem Leibarzte, geweckt.

Bauthier war soeben von einer Reise von Orleans, wo er mit Gaston im Auftrage von dessen Mutter conferirt hatte, zurückgekehrt.

Die ungewöhnlich frühe Stunde, in welcher er die Königin und den König mit so großem Gefolge Compiègne verlassen sah, weckte in ihm sogleich die Vermuthung, daß etwas Besonderes vorgegangen sein müsse. Aber tödtlich erschrak er, als er auf sein Befragen, in welchem Wagen Maria von Medicis sich befinde, die Antwort erhielt, daß die Königin-Mutter gar nicht dabei wäre.

Diese lächelte anfangs ungläubig, als ihr Bauthier seine Wahrnehmung mittheilte. »Laßt den Marschall d'Etrées es holen,« befahl sie endlich und richtete sich, von bangen Ahnungen gefoltert, im Bette auf, das sie aber nicht verließ.

Der Marschall d'Etrées, der bei der Abreise des Königs die Honneurs gemacht, erschien.

Kaum erblickte er Bauthier, der sich in eine Fensternische zurückgezogen hatte, als er auf denselben zutrat und ausrief: »Monsieur Bauthier, ich bin entzückt, Euch endlich zu treffen; wo steckt Ihr denn, meine Leute suchen Euch schon überall.

»Mich?«

»Ja Euch, und Ihre Majestät die Königin dort wird wohl verzeihen, daß ich vor Allem einen Befehl des Königs vollziehe.«

Mit diesen Worten wandte sich der Marschall d'Etrées nach Maria von Medicis, als wolle er der Form wegen ihre Zustimmung einholen.

»Dieser Befehl lautet?« frug die Königin-Mutter kurz und beklommen, nichts Gutes ahnend.

»Herrn Bauthier zu arretiren und in die Bastille abführen zu lassen.«

»Das werdet Ihr nicht thun, Herr d'Etrées,« rief zornig Maria von Medicis; »ich werde zu dem Könige nach Paris eilen und Erklärungen fordern.

»Die Reise von Euer Majestät nach Paris wird unmöglich sein!«

»Warum?«

»Weil ich mit meinem Kopfe dafür hafte, daß Ihr Compiègne ohne des Königs schriftliche Erlaubniß nicht verlaßt!« Maria von Medicis war wie vom Donner gerührt. Nach einer Weile rief sie:

»Wie, verstehe ich recht, ich wäre eine Gefangene, Eure Gefangene?«

»Ich habe diesen häßlichen Ausdruck nicht gebraucht, Majestät. Innerhalb des Schlosses und

Parkes von Compiègne seid und bleibt Ihr vollkommen Herrin Eurer Schritte.«

Bauthier wollte inzwischen aus seinen Taschen einige Papiere rasch entfernen, indem er dieselben in die Ecke des Fenstergesimses schob. — d'Etrées gewährte jedoch sein Vorhaben, nahm ihm die Briefe ab, ergriff seinen Arm und führte ihn ohne Umstände zur Thür hinaus. — »Ich bin verloren!« rief Bauthier unter der Thür nach der Königin-Mutter zurück, »Ihr seht mich niemals wieder.«

Bauthier hatte sich in seiner Ahnung nicht getäuscht. Er starb nachdem er zwei Jahre in der Bastille gesessen, nach kurzer Krankheit.

Vielleicht zum ersten Male in ihrem ganzen Leben fühlte sich Maria von Medicis hilf- und rathlos. Der Schlag kam in der That so unerwartet, daß sie zu träumen währte.

Nach Bauthier's Arretirung blieb sie noch durch mehrere Stunden im Bette; sie fühlte sich an Geist und Körper wie gelähmt. Endlich raffte sie allen ihren Muth zusammen; sie wollte den ganzen Umfang und das ganze Gewicht des Unglücks, das über sie hereingebrochen, klar erkennen.

Sie schellte nach ihren Dienerinnen, um sich ankleiden zu lassen.

Ihrem Rufe wurde unverzüglich Folge geleistet: aber statt ihrer bisherigen Dienerinnen traten zwei ihr unbekannte Gestalten in das Gemach.

Die Königin-Witwe, deren wildes, heißes Temperament erwachte, wies den ihr fremden Frauenspersonen mit wüthender Geberde die Thür, dann schellte sie abermals.

Zwei andere Dienerinnen, die ihr aber gleichfalls unbekannt waren, erschienen. — Auch diesen bedeutete sie, sich zu entfernen. Sie schellte zum dritten Male.

Ein drittes Paar ihr ganz fremder Gesichter trat ein.

»Marschall d'Etrées möge kommen!« rief die Königin unter Thränen, die ihr Wuth und Schmerz auspreßten.

Marschall erschien auch diesmal fast augenblicklich.

»Was soll die Komödie mit diesen fremden Visagen bedeutet, wo sind meine Leute?«

Der Marschall zuckte mit den Achseln und sagte in sehr ehrerbietigem Tone: »Befehl Seiner Majestät des Königs!«

»Laßt mir meinen Beichtvater holen!« gebot nun die Königin-Mutter.

Der Marschall verschwand. Fünf Minuten später trat ein Kapuzinermönch ein.

Maria von Medicis sah ihn erstaunt an und sagte: »Ich habe nach Pater Chanteloube gesendet und nicht nach Euch.«

Pater Chanteloube war aus dem vom Cardinal Berulle gestifteten »Predigerorden«, der sich in allen Intriguen wider Richelieu stets auf das Lebhafteste betheiligte hatte. Chanteloube gehörte bis vor etwa zehn Jahren dem Militärstande an und war auch durch einige Zeit Gouverneur von Chinon.

»Mein ehrwürdiger Bruder in Christo,« erwiderte der Kapuziner in größter Demuth, »ist verhindert und mein Oberer hat mich an seiner Statt hierher gesendet.

»Wodurch ist Pater Chanteloube — verhindert?« frug die Königin-Witwe in fieberhafter Aufregung.

»Er hat sich in sein Kloster nach Rouen zurückgezogen.«

Maria von Medicis wußte genug — also auch ihren vertrauten Beichtvater hatte man ihr entzogen.

»Ich werde Euch rufen lassen, falls ich Euer bedürfen sollte.« sagte sie frostig zu dem Kapuziner, der sich nach einer höchst submissen Verbeugung zurückzog.

Hierauf schellte sie abermals nach den Dienerinnen, von welchen sie steh nunmehr ohne ein Wort zu verlieren, ankleiden ließ.

Zwei Tage später erschien in Compiègne der Staatsrath Herr Brienne de la Ville und bat bei der Königin-Mutter um Audienz. Er war im Auftrage des Cardinals gekommen, um der hohen Gefangenen den Antrag zu stellen, daß sie sich nach Moulins zurückziehen möge.

Herr Brienne de la Ville zog unverrichteter Dinge ab; es knüpften sich jedoch an seinen Besuch Unterhandlungen an, welche volle fünf Monate dauerten, aber ganz resultatlos blieben, denn Maria von Medicis wußte stets hundert neue Vorwände den ganz positiv formulirten Vorschlägen des Cardinals entgegenzustellen.

Richelieu machte nach und nach im Verlaufe dieser Unterhandlungen sehr viele und große Zugeständnisse, welche der Königin-Mutter ein äußerst angenehmes Loos bereitet haben würden, hätte ihr herrsch- und rachsüchtiger Charakter es über sich vermocht, auf jede Einmischung in Regierungsgeschäfte für immer zu entsagen. — Der erste Minister ließ ihr die schönsten königlichen Schlösser, eine große Civilliste, ja sogar das Gouvernement jener Provinz, wo sie sich bleibend niederlassen würde u.s.w. anbieten. — Alles umsonst, denn sie rechnete mit Zuversicht auf den prophezeiten baldigen Tod des Königs, einen Tod, den Gaston mit nicht geringerer Ungeduld in Orleans abwartete.

i Monsieur war aber in Orleans nicht ganz so unthätig, als es den Anschein hatte. Als die Gefangenschaft der Königin-Mutter etwa zwei Monate gedauert hatte und weder die Bittschriften noch die Drohbriefe, mit denen er sowohl den König als auch den Cardinal so reichlich versah, eine Wirkung hervorbrachten, ließ er im ganzen Lande offene Sendschreiben voll der bittersten und gehässigsten, zumeist gänzlich erfundenen Anklagen über die harte Behandlung seiner Mutter und die angeblichen Willküracte des Cardinals verbreiten.

Diese Sendschreiben waren für alle »Abgeneigten« oder »Abersionäre«, so hieß man, wie wir

bereits einmal erwähnten, die Feinde des großen Cardinals, das Signal zur neuerlichen Empörung. Etwa zweihundert Edelleute stellten sich Monsieur zur Verfügung, welcher nun ein zweites Anlehen Contrahirte und abermals Truppen anwerben ließ.

Richelieu und der König stellten sich sehr erschrocken über diese neue Bewegung, zogen aber in aller Stille eine kleine Armee zusammen, welche, in mehrere Corps abgetheilt, unter tüchtigen und bewährten Führern allmählig einen Kreis um Orleans zog. Der König schien Willens seinem Bruder am Ende Alles zu gewähren, denn jeder Bote nahm das Versprechen irgend einer neuen Concession mit sich retour und diese Concessionen erstreckten sich nicht blos auf Gaston, sondern auch alle, die sich ihm angeschlossen hatten. — Die Unterhandlungen standen für die Meuterer so günstig, daß es wirklich unklug gewesen wäre, dieselben durch ein unzeitiges Losschlagen zu vereiteln. — Der Cardinal wollte nur Zeit gewinnen, um die Cernirung von Orleans zu bewertstelligen und das ganze Volle Nest auszunehmen. Endlich und zwar noch zur rechten Zeit gingen den Empörern die Augen auf. Zwei Tage bevor jedes Entkommen unmöglich gewesen wäre, machte sich Gaston und sein Anhang bei Nacht und Nebel auf die Flucht. Mitten durch Burgund suchte er auf dem kürzesten Wege Lothringen zu erreichen. — Dies gelang ihm auch, denn die königlichen Truppen, welchen es ein Leichtes gewesen wäre, ihm den Weg zu verlegen, ließen ihn überall durchschlüpfen. So paßte es nämlich besser in Richelieu's geänderten Plan, der sich begnügte ihn bis an die Grenze verfolgen, oder richtiger gesagt bis dahin blos beobachten zu lassen.

Kaum hatte aber Gaston und sein Anhang den Boden Frankreichs verlassen, als der König in einer Proclamation alle diejenigen, welche seinen Bruder auf der Flucht begleitet oder ihn dabei auch nur unterstützt hatten des Hochverrathes für schuldig erklärte.

Namentlich waren in dieser Proclamation aufgeführt: der Graf von Moret, die Herzöge von d'Elboeuf, von Bellegarde und von Roannes, die Präsidenten Le Coigneaux und Payen, die Herren Puy-Laurent, Pater Chanteloube, der aus seinem Kloster in Rouen nach Orleans entwichen war, und Pater Monsigot, Gaston's Secretär.

Als Monsieur Frankreich verlassen hatte, hörte die strenge Ueberwachung, welcher bisher Maria von Medicis in Compiègne unterworfen war, mit einem Male auf. — Marschall d'Etrées verließ eines schönen Morgens mit seiner gesammten Mannschaft, ohne allen Abschied, Compiègne und rückte in Paris ein.

Gleich einem Vogel, dessen Käfig plötzlich geöffnet wird, zögerte die Königin-Witwe nicht lange, von der ihr gestatteten Freiheit Gebrauch zu machen. Aber wohin sich wenden? — Ein geheimer Bote aus Lothringen hatte sie benachrichtigt, daß Monsieur von dort aus baldigst irgend eine Diversion - nach Burgund versuchen werde und es zu deren Maskirung sehr vortheilhaft wäre, im nördlichen Frankreich irgend eine Bewegung oder doch wenigstens eine ernstliche Drohung auszuführen.

Dieser geheime Bote war niemand Anderer als der Graf von Moret.

»Ihr habt viel gewagt!« begann Maria von Medicis, als der Bote seinen Brief überreicht und sie denselben durchgesehen hatte, »Ihr habt viel gewagt, obwohl Eure Maske als vlämischer Handelsmann so vortrefflich gewählt ist, daß ich selbst Euch nicht zu erkennen vermochte. —



Worin besteht der Plan, den Ihr mir mündlich mittheilen sollt?«

»Kennt Ihr La. Capelle, jene kleine Festung in der Picardie an der Grenze von Flandern?«

»Ich habe dieses Städtchen berührt, als ich meiner unglücklichen Tochter Henriette auf ihrer Brautfahrt nach England das Geleite bis zur See gab.«

»Seit vierzehn Tagen ist der Commandant dieser Festung der junge Marquis von Vardes.«

»Wie, der junge Marquis von Vardes, Euer Stiefvater?« lachte die Königin-Witwe.

»Ja, Majestät, mein ehrwürdiger Stiefvater ist es,« entgegnete ebenfalls lachend der Graf von Moret.

»Um wie viel ist er älter als Ihr?«

»Um ein Bedeutendes, Majestät, um volle fünf Jahre!« erwiderte der Graf von Moret mit carikirtem Ernste.

Die Gräfin Moret, ehemalige Maitresse Heinrichs IV. und Mutter unseres Helden, hatte vor zwei Jahren mit den kargen Ueberresten ihrer einst wirklich sehr großen Reize den jungen Marquis de Vard es so zu entzücken vermocht, daß er ihr Herz und Hand anbot, obwohl seine Braut ein gutes Vierteljahrhundert älter war als er. — Die böse Welt behauptete zwar, daß der junge, eben so hübsche als arme Marquis de Vardes eigentlich weit mehr nach dem namhaften Vermögen der Gräfin von Moret als deren Person Verlangen getragen, letztere aber, da Person und Sache nun einmal nicht von einander zu trennen waren, in Gottesnamen mit in den Kauf genommen habe.

»Worin besteht der Plan, den Ihr hinsichtlich La Capelle hegt?« begann Maria von Medicis von Neuem.

»Ihr sollt Euch unverzüglich von hier aus dahin begeben. Dort seid Ihr außer dem Bereiche der Macht des Cardinals. Sobald dies verlautet, werden seine Feinde neuen Muth fassen, sich um Euch schaaren. Die nur einige Schritte entfernte Grenze von Flandern ermöglicht, mit der spanischen Regierung in Brüssel im steten Verkehre zu sein. Man wird Euch von dort aus Geld, Waffen, Munition und Söldner senden. In einem Monate habt Ihr eine Armee beisammen. An ein und demselben Tage beginnt Ihr dann von La Capelle und wir von Lothringen aus den Marsch nach Paris. Der Herzog von Savoyen und unsere Alliirten in Italien rühren sich von Neuem, Spanien zieht im Süden eine beträchtliche Armee zusammen, im Orlenas'schen und in der Provence entbrennt ein Ausstand und wir wollen sehen, ob der Cardinal dann so viele Truppen aus der Erde zu stampfen vermag, um nach zehn Richtungen hin auf einmal zu operiren.

»Vortrefflich, vortrefflich!« rief Maria von Medicis mit Tigerblicken, »und der König, dieser ungerathene Sohn, muß abdanken und Richelieu, dieses Ungeheuer, dieses Scheusal, wird für seine Verbrechen auf dem Schaffote büßen!« Auch der Graf von Moret verzog drohend seine Miene bei der Erinnerung an den Cardinal. Noch immer hatte er keine Spur von Isabella von Lautrec aufzufinden vermocht. Auch seine jetzige gefährliche Mission hatte er nur in Folge einer in Straßburg erhaltenen Andeutung, daß seine Braut in Rheims verborgen sein dürfte, übernommen, aber diese Fährte war eine falsche wie bisher alle übrigen.

»Gedenkt Ihr selbst das Weitere in La Capelle zu veranlassen,« fuhr die Königin-Witwe nach einer längeren Pause fort, »denn ohne eines guten Empfanges dort vollkommen sicher zu sein, darf ich Compiègne nicht verlassen. Wer bürgt mir, daß der Cardinal nicht dann davon Nutzen ziehen, mich einer neuen und noch härteren Haft unterwerfen würde, wenn Euer Stiefvater unschlüssig wäre oder gar den Verräther spielte.«

»Ihr habt keines von beiden zu befürchten, Majestät, es handelt sich blos, daß Ihr diese zwei Briefe, einer ist an de Vardes, der andere an meine Mama, durch einen verlässlichen Boten vorerst bestellen laßt. Ich schwört darauf, daß Ihr ohne Zögern von La Capelle die besten Nachrichten empfangt. — Ich selbst muß schleunigst nach Lothringen zurück.«

Letzteres wäre bei Moret zwar nicht so eilig gewesen, aber da er Isabella nicht gefunden, hatte er wenig Interesse daran, seine abenteuerliche und gefährliche Rolle weiter zu spielen, sowie ihn denn überhaupt nur der Haß gegen den Cardinal zum Bundesgenossen der Königin-Witwe und des Monsieur gemacht. Im Herzen verachtete er eigentlich Beide gründlichst und hier und da empfand er sogar Gewissensbisse, daß er, ein Sohn Heinrichs IV., sich so weit vergessen konnte, mit den Feinden Frankreichs gemeinschaftliches Spiel zu treiben.

»An einem verlässlichen Boten solls nicht fehlen,« sagte Maria von Medicis, »der Cabalero de Lerida, welcher vor drei Wochen Brüssel verließ, um hier zu meiner Disposition zu sein, wird die Briefe besorgen.«

»De Lerida?« wiederholte der Graf von Moret sich besinnend, »ein auffallend hübscher junger Mann von etwa zwanzig Jahren, ein famoser Fechter, der den Grafen von Urbano im Duell zusammenstach und den der Sterbende dann zu seinem Universalerben einsetzte? Diese Sache hat in ganz Frankreich Aufsehen erregt.

»Was ist denn aus der Gräfin von Urbano geworden? Ihr standet ja in näherer Beziehung zu ihr?«

»Die Arme!« rief Moret seufzend, »mein Gewissen spricht mich nicht ganz frei von der Schuld ihres Todes.«

»Wie, sie lebt nicht mehr!«

»Vierzehn Tage nachdem ich mit ihr auf eine so brüske Weise gebrochen, hat sie bei Havre de Grace den Tod in den Wellen gesucht.«

»Ihr seid ja ein wahrer Herzensbrecher, der echte Sohn Eures Vaters,« lächelte höhnisch die Königin-Mutter.

»Ein absichtlicher Mord, Majestät, lastet nicht auf meinem Gewissen,« bemerkte rasch der Graf von Moret mit auffallender Betonung.

Maria von Medicis« welche diese Anspielung auf das gewaltsame Ende Heinrichs IV. gar wohl begriff, kniff die Lippen übereinander und sagte dann sehr frostig:

»Ich danke Euch nochmals für Eure wichtige Botschaft Ich will nicht länger Eure Rückreise

verzögern.« Eine verabschiedende Handbewegung begleitete die letzten Worte.

Der Graf von Moret machte gleichfalls eine etwas steife Verbeugung und ging.

»Wenn ichs gewiß wüßte« daß dieses Weib wirklich mitschuldig ist an dem Tode meines Vaters, ich würde hier auf dieser Stelle noch umkehren, um sie zu ermorden.«

Eine Stunde später, und zwar gegen zehn Uhr Morgens des 17. Juli 1631, ritt der Cabalero de Lerida mit einem Gefolge von sechs wohl bewaffneten Dienern auf der Straße nach Ostende, um die zwei Briefe, die Graf Moret überbracht, in La Capelle abzugeben. — Eine halbe, Stunde außerhalb Compiègne verminderte sich jedoch die Escorte um einen Mann, der auf der Straße nach Paris dahinsprengte, und daselbst mit Hilfe von viermal gewechselten Pferden auch noch vor Abends eintraf.

Am dritten Tage nach dem Aufbruche von Compiègne treffen wir den Cabalero vor den Thoren von La Capelle. Seine Escorte war seit einigen Stunden wieder vollzählig.

Cabalero de Lerida fertigte von dort noch an demselben Tage einen Boten mit der Antwort des jungen Marquis de Vardes ab, der sich, seine Garnison und La Capelle der Königin-Mutter unbedingt zur Verfügung stellte.

In St. Quentin hielt jedoch dieser Bote eine mehrstündige Rast. — Es erwarteten ihn dort zwei Herren, die bereits Tags zuvor von Paris angekommen waren. Einer derselben ist der uns wohlbekannte Herr Rossignol, des Cardinals Dechiffreur, der andere ein alter Cavalier von höchst martialischem Aussehen.

Rossignol öffnete mit geschickter, in derlei Dingen wohl erfahrenen Hand den Brief des jungen Marquis de Vardes an die Königin-Mutter. — Als er Abschrift genommen hatte, reichte er ihn dem alten Cavalier zur Einsicht.

»Verzeiht, Herr Rossignol,« rief der Cavalier mit vom Zorn erstickter Stimme, »verzeiht, daß ich Euch und dem Cardinal bisher keinen Glauben schenkte; mein Sohn, ein Marquis de Vardes, sollte ein so ehrloser Verräther sein! Und doch, doch ist es so,« fuhr der alte Mann in verzweiflungsvollem Tone fort und raufte sich Kopf-und Barthaar, »aber warte, Bube, Dir soll dein schändliches Spiel verdorben werden,«

»Wann reist Ihr ab, Marquis?« frug Rossignol, indem er wieder den Brief so kunstfertig zuschloß, daß das schärfste Auge eine Verletzung des Siegels nicht ahnen konnte.

»Noch in dieser Stunde, denn Maria von Medicis wird keine Minute zögern, Compiègne zu verlassen« sobald sie dieses verfluchte Schreiben erhält, welches den Namen der de Vardes für immer brandmarkt.«

»Nicht so schwarzseherisch, mein lieber Marquis,« besänftigte Rossignol den alten Mann, dessen Augen sich mit Thränen des Schmerzes und der tiefsten Entrüstung zu füllen begannen; »handelt nach dem Plane des Cardinals und die Ehrlosigkeit des Sohnes wird durch die Ehrenhaftigkeit des Vaters vor dem Könige und der Welt ausgeglichen sein«

»O« sie sollen mich kennen lernen, er der Schandbube und seine Metze!« schrie der alte Marquis de Vardes und stürzte fort.

Folgenden Tags und zwar spät Abends traf der betrübte Vater in La Capelle ein.

Mit der Oertlichkeit wohl vertraut, schritt er geradeweges auf eine Taverne zu, wo sich die sämtlichen Officiere der Garnison zu versammeln pflegten. Auch der Commandant, sein Sohn, hatte sich bis zehn Uhr dort aufgehalten. Um diese Stunde mußte aber der junge Marquis längstens wieder zu Hause bei seiner alten Gemahlin sein, wollte er nicht eine ganznächige Gardinenpredigt heraufbeschwören, denn die Gräfin von Moret war außerordentlich eifersüchtig wie alle bejahrten Frauenzimmer, welche in ihrer einstigen Jugend dazu selbst hinlänglichen und wohlbegründeten Anlaß gaben.

Der alte Marquis hatte es daher so eingerichtet, daß er die Taberne erst gegen zehn und ein halb Uhr betrat.

Er wurde dort eben so freundlich als achtungsvoll empfangen. In der französischen Armee bekleidete er den Rang eines Obersten, welche Charge in jener Zeit weit höher stand als heut zu Tage, denn darunter verstand man den Chef eines kleinen, mit Geschützen und Reiterei im Verhältnisse vollkommen ausgerüsteten Armeecorps.

Der alte Marquis merkte gar bald aus den Gesprächen der Officiere, daß selbe von dem von seinem Sohne beabsichtigten Verrathe noch keine Ahnung besaßen. Der junge — de Vardes hatte nämlich nach einer weiteren Berathschlagung mit seiner Gemahlin beschlossen, die Fahne der Meuterei erst dann aufzustecken, sobald die Königin-Mutter in La Capelle ihren Einzug hielt, damit das Imponirende der Majestät die etwa Schwankenden verblüffe und zur Ueberlegung und Gegenwehr denselben keine Zeit verbleibe.

Diese Wahrnehmung erleichterte sehr das Gemüth des alten de Vardes. Er zog aus seiner Tasche die königliche Ordonnanz, welcher zufolge er für einige Zeit seinen beurlaubten Sohn als Commandant von La Capelle abzulösen habe.

Dieser Vorwand war so wenig auffällig, daß keinem der Anwesenden der mindeste Argwohn bekam, es könne sich mit dieser Beurlaubung am Ende anders verhalten.

Hierauf ersuchte der Marquis, ihn sogleich mit den drei Officieren, welche heute Nacht im Dienste standen und deshalb abwesend waren, bekannt zu machen. Der Vice-Commandant von La Capelle, ein Herr de Lionel, rechnete es sich zur Ehre und zum Vergnügen an, mit dem alten de Vardes die Runde zu machen und ihn den drei Officieren der Reihe nach, als Interims-Commandanten der Festung vorzustellen.

Nachdem dies geschehen, verfügte sich der alte Marquis schnurstracks nach der Wohnung seines Sohnes, der soeben zu Bette gehen wollte und über diesen ganz unvermutheten Besuch höchlichst erstaunt war. Sein Erstaunen verwandelte sich aber gar bald in Entsetzen, als der Herr Papa ihn und seine Gemahlin für arretirt erklärte.

Der ungerathene Sohn dachte einen Augenblick daran, den Sachverhalt umzukehren, d.h. seinen Vater arretiren zu lassen, aber als er von dessen Besuch in der Taverne erfuhr, und die königliche

Ordonnanz erblickte, ergab er sich in sein Schicksal.

Der junge Marquis und seine Gemahlin mußten sich krank stellen und die drei erprobten Diener, die der alte de Vardes mit sich gebracht, bezogen vor ihren Zimmern die Wache und hielten von dieser Stunde an jeden Verkehr nach außen ab.

Der Schein war auf diese Art vollkommen gewahrt. — In ganz La Capelle wußte Niemand als die drei Mitglieder der de Vardes'schen Familie und die mitgebrachten Diener, was es mit der so plötzlichen Doppelerkrankung eigentlich für ein Bewandtniß hatte.

In derselben Nacht, als der junge Marquis de Vardes und die alte Gräfin von Moret ganz geräuschlos unschädlich gemacht worden, verließ Maria von Medicis in aller Stille Compiègne. Alle größeren Ortschaften wurden ängstlich vermieden, denn sie befürchtete, daß königliche Truppen ihr nachsehen oder den Weg verlegen könnten.

Diese Befürchtungen waren aber gänzlich grundlos, denn Richelieu wünschte schon seit ein paar Monaten, daß sie aus Compiègne fliehen und irgend einen gefährlichen Handstreich wagen möge.

Die zwei Briefe, die der Cabalero de Lerida ihm zur Einsicht nach Paris gesendet hatte, sie waren auch die Ursache, warum wir Rossignol und den alten de Vardes in St. Quentin trafen, entzückten daher den Cardinal.

An 24. Juli 1630 morgens gegen sechs Uhr langte die Königin-Mutter vor La Capelle an.

La Capelle bestand damals aus einem starken Fort, das sowohl die Umgegend als auch die Stadt beherrschte. Letztere war verhältnißmäßig nur schwach befestigt, da eben die Stärke des Platzes in dem fast uneinnehmbaren Fort bestand.

Als die Wagen der Königin-Mutter sich dem Thore der Stadt nahten, rief die heute bedeutend verstärkter Wache in's Gewehr und präsentirte unter klingendem Spiel.

Maria von Medicis, über diese Aufmerksamkeit sehr erfreut, dankte höchst huldvoll aus ihrem Wagen heraus, es befremdete sie aber etwas, daß der Festungscommandant nicht sogleich selbst erschien.

Kaum hatte auch das gesammte Gefolge der Königin-Mutter das Thor passirt, als sich dasselbe schloß.

Auf dem Marktplatze, den der ziemlich lange Zug alsbald erreichte, standen zwei Compagnien Musketiere und eine Schwadron Reiter in vollster Parade.

Kaum zeigte sich der Wagen mit Ihrer Majestät, als auch hier das Gewehr präsentirt, die Trommel gerührt und die Fahne gesenkt wurde, genau so wie es beim Erscheinen des Königs selbst zu geschehen hatte.

Die Königin-Mutter steckte abermals den Kopf zum Wagenfenster hinaus, um zu danken. Aber mit einem Ausrufe des Schreckens fiel sie in die Kissen des Wagens zurück, als sie statt des

jungen de Vardes dessen Vater als Commandanten der aufgestellten Truppen gewährte. Sie wußte, daß der alte Marquis ein unerschütterlicher Cardinalist sei; seine Anwesenheit hier und noch dazu an der Spitze der Truppe konnte mithin nur Schlimmes bedeuten.

Der alte de Vardes ritt zum Wagenschlage und nachdem er dreimal salutirt, senkte er seinen Degen und frug in streng reglementmäßigem Tone um die Befehle Ihrer Majestät der Königin-Mutter.

Maria von Medicis biß sich auf die Lippen und sann eine Weile nach, dann sagte sie:

»Und wo ist Euer Sohn, der Commandant von La-Capelle?«

»Mein theurer Sohn,« erwiderte der alte Marquis ruhig, »ist seit heute Nacht plötzlich erkrankt und ich vertrete bis auf Weiteres seine Stelle.«

Die Königin-Mutter begriff, daß der beabsichtigte Handstreich, sich La Capelles zu bemächtigen, total mißlungen sei, es frug sich nur noch, war sie selbst wieder eine Gefangene oder nicht? —

»Es thut mir leid,« begann Maria von Medicis, im gentilsten Tone, »daß Euer Sohn verhindert ist hierher zu kommen, denn ich — ich berühre La Capelle nur auf der Durchreise und möchte es, wenn von Eurer Seite, Herr Marquis, keine Hindernisse in dem Wege stehen, noch in dieser Stunde verlassen.«

»Eure Majestät,« erwiderte der alte de Vardes trocken, »werden die Thore von La Capelle offen finden; die Unsicherheit jedoch, welche in der Umgegend herrscht, zwingt mich, Euch diese Schwadron Reiter als Geleite anzubieten.«

»Und welche Route meint Ihr, daß ich einschlagen soll?« frug lauernd die Königin-Mutter.

Majestät« « entgegnete der Marquis, »zu meiner größten Betrübnis bin ich nicht in der Lage, diese Schwadron für lange Zeit zu entbehren; ich dünke also, daß, da die Grenze von Flandern so ganz in der Nähe ist —«

»Gut, gut,« unterbrach ihn hastig und froh aufathmend Maria von Medicis, »laßt mich also bis zur Grenze geleiten, ich habe ohnehin schon lange einen Besuch in Brüssel vor.«

»Ganz wie Euere Majestät befiehlt,« sagte der alte Marquis, salutirte neuerdings dreimal und ließ dann die mehr erwähnte Schwadron zur Hälfte vorne und zur Hälfte rückwärts des Wagenzuges der Königin-Mutter ausschwenken.

Bei der nahen Grenze angelangt, salutirte der Schwadroncommandant höchst ehrerbietig vor der Mutter seines Königs und ließ den ganzen Wagenzug an sich vorbeidefiliren.

Maria von Medicis weinte bittere Thränen des Schmerzes und der ingrimmigsten Wuth, als sie den Boden Flanderns unter sich wußte. — Also auch der feine und so hoffnungsreiche Plan, sich La Capelles durch einen Handstreich zu bemächtigen, war vereitelt, sie selbst eine arme Verbannte geworden.

---

### III.

#### Der Proceß Marillac.

Als Richelieu seine zwei ärgsten und gefährlichsten Feinde, die Königin-Mutter und den Herzog von Orleans, außer Land wußte, durfte er sich halbwegs sicher fühlen. Der König war jetzt ganz und gar nur seinen Einflüssen ausgesetzt und Anna von Oesterreich, persönlich in der Intrigue unbeholfen, was ihr nur zur Ehre angerechnet werden kann, ergab sich mit stummer Resignation in die neuen Verhältnisse. Die Herzogin von Chevreuse war auf eines ihrer Güter in der Bretagne verbannt und Madame du Fargis, dieser lebenslustige Kobold, in das Magdalenenkloster zu Paris gesteckt worden. — Der Cardinal räumte so gründlich in der Umgebung der Königin auf, daß nicht die letzte Zofe im Dienste blieb, wenn auf ihr nur der leiseste Verdacht einer Sympathie für die beiden hohen Verbannten ruhte.

Der Herzog von Guise wurde seines Gouvernements in der Provence entsetzt und nach Paris berufen, um über die während seines Regimes in Aix und Umgegend stattgehabten Aufstände Erklärungen abzugeben. Er fand es jedoch zweckmäßig, statt nach Paris zu reisen, wo er höchst wahrscheinlich die königliche Gastfreundschaft in der Bastille genossen haben würde, eine Wallfahrt nach Loretto, im Römischen, anzutreten.

Epernon, der stolze Epernon, schätzte sich glücklich, daß er durch eine dem Cardinal öffentlich geleistete Abbitte Verzeihung für seine im Lager der Königinnen geleisteten Dienste erhielt und den Rest seiner Tage unangefochten in Paris verleben durfte..

Der Herzog von Savoyen wurde gezwungen, Mouod zu entlassen und dessen rechten Arm, den Abbé Scaglia, nach Rom zurückzusenden.

Ebenso mußten die Herzoge von Florenz und Mantua von ihrem Hofe alle Personen entfernen, welche mit Maria von Medicis und Monsieur ein Einverständnis unterhalten hatten.

Während Richelieu diese und noch viele andere vernichtende Schläge gegen die Partei der Exilirten führte, amüsirten sich Gaston von Orleans und seine Anhänger, die ihm nach Lothringen gefolgt waren, bestens am Hofe des Herzogs Carl. Eine Festlichkeit folgte der andern, ein Vergnügen jagte das andere.

Monsieur machte Margarethe, der Schwester des Herzogs, eifrig den Hof. — Anfangs mochte er es damit nicht sehr ernst meinen, aber sowohl Margarethe als der Herzog setzten alle Hebel und Kniffe in Bewegung, um diese Liebelei zur Leidenschaft zu steigern. Es lohnte sich wohl der Mühe, Gaston von Orleans zu erobern, denn nach des kinderlosen Ludwig XIII. Tode, auf welchen man so sicher von Monat zu Monat rechnete, setzte er die Krone Frankreichs sich auf das Haupt.

Anfangs December 1631 hielt Monsieur um Margarethens Hand bei ihrem Bruder an.

Großartige Vorbereitungen zu den Hochzeitsfesten begannen alsbald.

Der Cultus der Venus und des Bacchus, der seit Monaten seinen Sitz am Hofe des Herzogs von Lothringen aufgeschlagen hatte, drohte in tägliche Orgien auszuarten, würdig der berüchtigten Borgia's.

Der Sinnentaumel, der dort Alles beherrschte und befangen hielt, ließ jedwede Vorsicht nach außen vergessen. Man that wirklich so, als ob Frankreich und sein als Feind, furchtbarer Cardinal-Minister in einem andern Welttheile sich befänden. Umsonst erschollen von Brüssel, wo die Königin-Witwe sich aufhielt, ernste Warnungen, umsonst drängte in Straßburg der spanische Gesandte, die kostbare Zeit nicht zu vergeuden. Es wurde fort und fort sinn- und planlos in den Tag hineingelebt.

Ein sehr strenger Winter hatte sich im Monate December eingestellt. Am 20. December, also vier Tage vor dem heiligen Abende, fand die Trauung Monsieurs mit Margarethe von Lothringen statt.

Am nächsten Morgen wurden die Neuvermählten durch; die Schreckenskunde geweckt, daß eine vom Könige selbst und dem Cardinal-Minister commandirte starke Armee plötzlich auf einer, jetzt für ganz ungangbar gehaltenen Route in Lothringen eingefallen sei und in Eilmärschen auf das herzogliche Hoflager losmarschire.

Gaston von Orleans, auch diesmal ein erbärmlicher Feigling wie immer, ergriff über Hals und Kopf die Flucht über den Rhein, seine Frau, seinen Schwager und seine sonstigen Anhänger ihrem Schicksale überlassend. Einige Tag später traf er in Brüssel bei seiner Mutter ein.

Der so arg dupirte Herzog von Lothringen mußte sieh auf Gnade und Ungnade ergeben. Durch den Vertrag vom 31. December 1631 willigte er ein, in seine besten Festungen für immer französische Garnisonen aufzunehmen. Hierdurch wurde Lothringen ein offenes Land, in das eine französische Armee jederzeit ohne Schwertstreich einzurücken vermochte.

Durch einen Zusatzartikel vom 6. Jänner 1632 machte sich der Herzog weiter verbindlich, dem Bruder Ludwigs XIII. nie mehr in seinen Staaten den Aufenthalt zu erlauben und Margaretha bei sich zu behalten.

Innerlich höchst befriedigt von dem Erfolge dieser Wintercampagne, welche den Herzog von Lothringen zu einen Vasallen Frankreichs gemacht, kehrte der König nach Paris zurück. Richelieu, dessen Energie und Umsicht er diesen neuem Lorbeer zu danken hatte, war zur Stunde, wo möglich, noch allmächtiger als zuvor, und er unterließ es abermals nicht, die Reihen seiner Feinde zu lichten. Die Köpfe des unzufriedenen Adels fielen dutzendweise.

An Vorwand gebrach es nicht. Die Versuche, den Cardinal-Minister durch Dolch oder Gift zu beseitigen, folgten immer rascher auf einander. Aber alle diese Anschläge scheiterten theils an der Wachsamkeit Richelieu's, theils an Zufälligkeiten, die gänzlich außer aller menschlichen Berechnung lagen und in der That zur Ansicht berechtigten, die Vorsehung selbst habe das Leben dieses großen, außerordentlichen Mannes noch ferner benöthigt, um eine Neugestaltung Europas zu bewerkstelligen.

Die an dem kleinen Adel, wie bemerkt, en masse vollzogenen Justificirungen konnten jedoch Richelieu nicht genügen. Zu jener Zeit, wo auch bei friedlichen Zuständen die Henker gegen



jetzt wenigstens zehnmal mehr Beschäftigung fanden, brachten die Massenhinrichtungen von »Abgeneigten« keinen sonderlichen moralischen Eindruck hervor; um diesen zu erzielen, mußte eine Person von Bedeutung, die zu den verbannten zwei Mitgliedern des königlichen Hauses in nächster Beziehung stand, das Schaffot besteigen; denn dadurch wurde zugleich der Beweis geliefert, daß die gestürzte Partei total ohnmächtig geworden sei, daß jeder, der sich derselben auch jetzt noch anschloß, seinem sicheren Untergange entgegenziele.

Eine solche Person von Bedeutung stand dem Cardinal in dem Marschall von Marillac zur Verfügung der kurz nach dem Tölpeltage inmitten seiner Armee in Piemont durch den Herzog von Schomberg verhaftet worden war, und dessen Prozeß bereits seit einigen Monaten im Zuge sich befand.

Der Marschall von Marillac war von Schomberg in das Schloß von Sainte-Ménéhould abgeliefert worden, wo man den Gefangenen durch geraume Zeit ohne jedes Verhör gelassen hatte. Später wurde er nach der Citadelle von Verdun abgeführt. Marillac, der vor einigen Jahren Grenzgouverneur gewesen, hatte den Bau der genannten Citadelle zu leiten gehabt. Verschiedene dortige Grundbesitzer, Gewerbsleute und Bauunternehmer, welche, so lange Marillac in Gunst stand, vergeblich vielfache und zumeist wohlbegründete Klagen anhängig gemacht, traten jetzt, wie auf Commando, neuerlich damit hervor. Nicht weniger als vierundzwanzig Richter bildeten das Tribunal, welches zur Abführung des Processes Marillac eigens zusammengesetzt worden war.

Plötzlich befahl Richelieu, daß die Untersuchung zu Ruelle, einem kleinen Orte in der Nähe von Paris, und zwar in dem dortigen Hause des Cardinals weitergeführt werde.

Die Anklagen, falsche und begründete, häuften sich nun auf eine erschreckende Weise; in der Schlußacte waren deren nicht weniger als zweihundert und sechzig enthalten.

Bei diesem Sachverhalte und bei der Beschaffenheit der Richter selbst konnte der Urtheilsspruch nicht zweifelhaft sein. Er lautete, daß dem Marschall von Marillac wegen Veruntreuung öffentlicher Gelder, Erpressungen, unbefugter Steuererhebungen, Fälschung von Quittungen und Rechnungen, Bedrückung und Mißhandlung von königlichen Unterthanen auf, dem Gréveplatze das Haupt abgeschlagen werden solle.

Die Verbannten in Brüssel empfunden im Voraus das ganze Gewicht der moralischen Niederlage, welche ihnen die Hinrichtung des Marschall von Marillac bereiten mußte. Nicht seiner Person, sondern ihres eigenen Interesses willen, boten daher Maria von Medicis und Gaston von Orleans alles Mögliche auf, um den Verurtheilten wenigstens vorn Tode zu retten. Man versuchte zuerst die Richter zu bestechen, schrieb an den König abwechselnd Gnadengesuche und Drohbriefe und wollte sich sogar, obwohl vergeblich, einiger Geißeln, darunter auch der Frau von Combalet, bemächtigen.

Alles nützte nichts. Am 9. Mai 1632 mußte Marschall Marillac das Blutgerüst besteigen. Er starb mit Fassung und Ergebung. Richelieu, der ihn tödtlich haßte, weil er kurz vor dem Tölpeltage im Lager, im Kreise seiner Officiere bei einem Gastmale halbbetrunken geschworen hatte, daß er den Cardinal-Minister persönlich bis zum Schaffote begleiten wolle, unterließ nichts, was ihm seine letzten Stunden zu verbittern im Stande war.

Grausam muß man es beinahe nennen, daß Richelieu am Tage der Hinrichtung, und zwar zur Stunde, als der Verurtheilte nach dem Gréveplatze geführt wurde, über denselben in Paris mit einem prächtigen Gefolge von zweihundert Reitern unter klingendem Spiele einzog und die Fanfaren immer lustiger tönnten, je näher der Augenblick heranrückte, in welchem der Henker zum Todesstreiche ausholte.

Des Marschalls Bruder, der Großsiegelbewahrer Michael von Marillac, befand sich in der Bastille gleichfalls seit dem Tölpeltag, also seit mehr als einem Jahre. Man hatte es nicht der Mühe werth gefunden, auch ihm den Prozeß zu machen, denn man wußte, daß seine untergrabene Gesundheit binnen Kurzem seinen Tod erwarten lasse. Dieser erfolgte auch wirklich bald nach der Hinrichtung seines Bruders; die Nachricht von dieser Hinrichtung war die einzige, die er seit Monaten von außen vernommen hatte. Es war aber auch die letzte, die zu ihm drang.

Marillac der Großsiegelbewahrer hat ein Werk unter dem Titel »Le code Michault« hinterlassen. Diese Sammlung von Gesetzen wird von Fachmännern als eine sehr schätzenswerthe Arbeit gerühmt, von specieller Bedeutung für Alle, welche sich mit der damaligen Gerichtspflege Frankreichs genau bekannt machen wollen.

---

## IV.

### Die Schlacht von Castelnaudary.

In den Beziehungen zwischen Cardinal Richelieu und dem Herzoge Heinrich II. von Montmorency, dem intimen Freunde des Grafen von Moret, war nach der Catastrophe von Compiègne eine Erkältung eingetreten, welche sich nach und nach in Abneigung verwandelte und seit mehreren Monaten bereits sogar den Charakter einer offenen Feindschaft anzunehmen drohte.

An diesem Wechsel der Gesinnung trug weniger der Cardinal Schuld als die Einflüsterungen, welchen der sehr ehrgeizige und reizbare Herzog von Seite der Partei der Königin-Mutter ausgesetzt war.

Richelieu hatte, wie dem Leser wohl noch erinnerlich sein wird, den Herzog von Montmorency mit der Hoffnung geködert, daß eines Tages der König das Lilienschwert eines Connetable von Frankreich in seine Hände legen werde.

Seit jenem Versprechen waren beinahe zwei Jahre verflossen, der Cardinal schien aber hierauf ganz und gar vergessen haben, ebenso wie auf den Schwur, den der Herzog an dem Krankenlager des Königs geleistet hatte, die Freiheit und das Leben des schwerbedrohten ersten Ministers zu beschützen.

Dem Staatsmanne Richelieu dürfen wir es jedoch nicht als ein Vergehen anrechnen, daß er von der Wiederherstellung des im Jahre 1627 auf sein Anrathen durch ein königliches Edict abgeschafften Connetablethums keinen Geschmack fand, da die Connetables von Frankreich ihre Vorrechte und ihre große Macht als die ersten Diener der Krone und im Range unmittelbar an die Prinzen von königlichem Geblüte sich anschließend, nur zu oft mißbraucht, immer aber eine regelmäßige Administration des Reiches fast unmöglich gemacht hatten, da ihre Anforderungen an das Budget mitunter wirklich alles Maß überschritten; überdies stand eine eigentliche Controlle der für Armeezwecke verausgabten Gelder den Ministern des Reiches einem Connetable gegenüber nicht zu. Bei der unglaublichen Corruption, welche vom Marschall abwärts bis zum letzten Gefreiten im Heere herrschte, kostete dasselbe für damalige Zeit und Verhältnisse wahrhaft horrenden Summen, wobei man der gemeinen Mannschaft nichtsdestoweniger oft Monate lang den Sold schuldig blieb und dadurch selbe so zu sagen zwang, die drückendsten Requisitionen und Plünderungen auf eigene Faust vorzunehmen.

Seit jedoch die Connetablewürde in Frankreich nicht mehr bestand, hatte Richelieu, auch in dieser Beziehung sein allumfassendes Genie glänzend bewährend, gegen früher binnen kürzester Zeit eine wahre Musterwirthschaft eingeführt, zum großen Mißbehagen von einigen hundert Cavalieren, die in der Armee dienten und es bisher als ein historisches Recht ansahen, sich mit gestohlenen Staatsgeldern zu bereichern, seit es nicht mehr Sitte, oder besser gesagt, seit es bei Todesstrafe verboten war, von der Landstraße zu leben, gleich ihren edlen Vorfahren.

Ein zweiter Hebel, welcher in Bewegung gesetzt wurde, um Heinrich II. von Montmorency

gegen Richelieu aufzureizen, war die beständige Auffrischung der Erinnerung an seinen Vetter Franz von Montmorency, Graf von Bouteville, welcher im Jahre 1627 sammt seinem Gegner Franz von Rosmader, Graf von Chapelles, wegen Uebertretung der Duellverbote auf dem Grèveplatze wie der gemeinste Verbrecher hingerichtet worden war.

Auch seine Gemahlin, eine geborene Fürstin d'Orsini, Verwandte der Königin-Mutter, bot alles Mögliche auf, um ihn für deren Partei zu gewinnen. Welcher Aufopferung ein Weib, wenn es sich einmal mit Leidenschaft politischen Intriguen hingibt, fähig ist, bewies bei dieser Gelegenheit die Herzogin, denn ungeachtet sie in ihren äußerst flatterhaften Gemahl wirklich verliebt war, gestattete sie ihm doch unter der Bedingung, daß er sich den »Abgeneigten« offen anschließe, für alle Zukunft noch Belieben galant zu sein, nur solle er ihr Alles erzählen.

Die Königin Anna, welche im Geheimen neuerdings dem wiedererwachenden Kampfe der Camarilla gegen den Cardinal sich angeschlossen hatte, überwand im Vereine mit dem Grafen von Moret, der in Verkleidung sehr häufig nach Paris kam, die letzten Bedenken des Herzogs von Montmorency.

Vor etwa sechs Jahren war nämlich der Herzog in Anna von Oesterreich sterblich verliebt gewesen, hatte sich aber, als Buckingham dazwischentrat, schmollend zurückgezogen. Seine Gemahlin, welche, wie wir bereits andeuteten, ihr Herz der Politik geopfert, wußte in ihm sehr geschickt seine frühere Leidenschaft für die Gemahlin Ludwigs XIII. von Neuem anzufachen, und es hat uns die Geschichte jener Tage als authentisch überliefert, daß die Herzogin von Montmorency aus diesem Anlasse eine merkwürdige Aeußerung that; sie sagte nämlich: »daß der Stolz über den hohen Stand ihrer Nebenbuhlerin sie über diese Untreue ihres Gemahls trösten werde.« .

Diese Aeußerung ist in der That um so merkwürdigen als der Herzogin, wohlgemerkt noch dazu eine Italienerin, Niemand nachsagen konnte, daß sie sich etwa auch auf eine andere Weise getröstet habe.

Richelieu verfolgte ganz im Stillen die einzelnen Phasen, in denen Heinrich II. von Montmorency allmählig seine Wandlung in einen Anhänger der Königin-Mutter vollzog.

Wir müssen es hier dem Cardinal zu seiner Ehre nachsagen, daß er über die Verirrung Montmorencys das lebhafteste Bedauern empfand und nichts unterließ, ihn wieder zu seinem Freunde zu machen. Alles vergeblich. Montmorency hatte sich das Versprechen entlocken lassen, in Hinkunft zur Partei von Monsieur und Maria von Medicis zu stehen und nichts in der Welt hätte ihn zu bewegen vermocht, sein einmal verpfändetes Wort zurückzunehmen.

Für einen Richelieu war ein übersprudelnder Hitzkopf wie der Herzog von Montmorency kein gefährlicher Gegner, zumal er weder besondere Feldherrentalente besaß, noch als Staatsmann einer hervorragenden Leistung fähig war. Der Umstand, daß der Cardinal nichtsdestoweniger einen letzten Versuch machte, um Montmorency von dem Abgrunde zurückzuhalten, in welchen auch er, wie schon so viele Andere vor ihm, stürzen mußte, indem er sich dem feigen und perfiden Gaston von Orleans anschloß, liefert also einen weiteren Beweis für die vom Cardinal für Montmorency gehegten freundschaftlichen Gesinnungen.

Richelieu sandte nämlich zur Zeit, wo Montmorency sich bereits zur offenen Rebellion bekannt

hatte, nämlich im Juni 1632, Herrn von La Valette, welcher etwas später Cardinal wurde, in die Languedoc, wo der Herzog eben im Begriffe stand, eine Armee zu bilden.

Herr von La Valette, ein Sohn des alten, stolzen Epernon und Bruder des Herrn von Candale, galt bis zum Jahre 1639 für einen der verlässlichsten Anhänger Richelieu's, so daß sein eigener Vater von ihm als er Cardinal wurde, sagte: » Ce n'est pas le Cardinal de Valette, mais le valet du Cardinal.«<sup>3</sup>

Dieser väterliche Witz ist in der That durch die Correspondenz der beiden Cardinäle, welche sich im Bande von d'Auberh's Memoiren — Seite 240 bis 418 — vor findet, vollkommen gerechtfertigt, denn der Cardinal La Valette verstieg sich dabei (siehe Seite 243) so weit in seinen Ergebenheitsbetheuerungen, daß er sich bereit erklärte, Vater und Brüder zu opfern, wenn sie sich schuldig erweisen sollten.

Herr von La Valette kehrte jedoch ganz unverrichteter Dinge aus der Languedoc zurück.

Der Herzog von Montmorency hatte den Boten Richelieu's sehr freundlich, ja fast herzlich empfangen und bedauerte es selbst, die Partei Monsieurs ergriffen zu haben, meinte aber, da er einmal sein Wort gegeben, so könne er nicht mehr anders.

»Monseigneur!« rief ihm La Valette beim Abschiede warnend zu, »bedenkt, daß Ihr dem Schaffote entgegeneilt.«

»Ich hoffe.« entgegnete Montmorency düster, »daß eine feindliche Kugel mich vor dieser Schmach bewahren werde.«

Inzwischen war Gaston von Orleans in Frankreich mit einigen verwilderten Haufen über Burgund eingefallen. Monsieur lebte in der Einbildung, daß er sich jetzt in Frankreich nur zu zeigen brauche und Alles werde ihm zuströmen, ihn mit Jubel begrüßen und empfangen. Statt dessen schlossen vor ihm die meisten Städte ihre Thore, das Landvolk ergriff mit allem beweglichen Gute die Flucht, Haus, Hof und Ernte im Stiche lassend, und der ganze Zuzug, den er erhielt, bestand aus einigen Unzufriedenen vom Adel, welchen das strenge Regiment des Cardinals nicht behagte.

Zur allgemeinen Mißstimmung, die sein Einbruch über die Grenzen in Frankreich selbst hervorbrachte, trugen jedenfalls das Meiste seine Truppen bei, denn diese bestanden aus desertirten deutschen Landsknechten, Wallonen, Neapolitanern und dem Auswurfe der spanischen Armee, durchwegs Marodeurs und Banditen, welche nur die Hoffnung auf reiche Beute unter Monsieurs Fahnen gelockt hatte. Diese Banden zählten zusammen nicht mehr als etwas über 2000 Mann mit nicht weniger als zehn Generälen. Die Truppen, welche der Herzog von Montmorency inzwischen in der Languedoc gesammelt, betrug etwa 8000 Mann, und waren, was Disziplin betraf, anfangs nicht viel besser als das von Monsieur zusammengeraffte Gesindel.

Der Einfall Gastons in Frankreich kam so unvermuthet, daß der Cardinal nicht in der Lage war, denselben zu verhindern. Er beunruhigte sich jedoch darüber nicht allzusehr, weil der Herzog von Lothringen in Folge des Handstreiches, der im letzten Winter seine sämmtlichen Festungen in Frankreichs Hände gespielt hatte, sich wohl hütete, seinem Schwager irgendwelche ernstliche

Unterstützung angedeihen zu lassen, und dadurch den letzten Rest seiner Souveränität in Gefahr zu bringen, denn Richelieu wünschte ja nichts sehnlicher als einen halbwegs stichhältigen Verwand, um Lothringen zu rauben, oder, wie man heutzutage sagt, zu annectiren.

Von seinem Vorhaben, schon jetzt, nämlich im Monate Juni, in Frankreich einzufallen, hatte Gaston nicht einmal den Herzog von Montmorency benachrichtigt. Letzterem kam dieses unerwartete Ereigniß sehr ungelegen, denn er war mit der Organisation seiner kleinen Armee noch nicht zur Hälfte fertig und er fürchtete, daß die zuchtlosen Horden, welche Monsieur mitbrachte, die wenige Disciplin, die er mit vieler Mühe unter seinen eigenen Truppen hergestellt, wieder von Grund aus zerstören werden, wie es denn auch wirklich geschah.

Richelieu, von Allem wohl unterrichtet und mithin die sogenannte Armee Monsieurs, der sich gegen Ende Juli mit Montmorency in der Languedoc vereinigt hatte, - nach ihrem wahren Werthe schützend, hielt es nicht der Mühe werth, besondere Rüstungen einzuleiten oder die Beobachtungscorps, die an der flandrischen und lothringschen Grenze standen, vorläufig auch nur um einen Mann zu schwächen. Er schrieb nur an Marschall Schomberg, der in Piemont stand, wo eine mehrwöchentliche Waffenruhe herrschte, folgenden Brief:

»Mein lieber Marschall von Schomberg!

*»Nehmt von Eurer Armee 4000 Mann und vernichtet damit die 10.000 Strolche Monsieurs. Belästigt Euch nicht mit Gefangenen; was dem Schwerte entrinnt, laßt zur See oder über die spanische Grenze entlaufen. Wegen des Herzogs von Moutmorency und insbesondere wegen des Grafen von Moret werden Euch in Avigvon mein Gardelieutenant Latil und ein gewisser Cabalero de Lerida weitere Befehle überbringen. Herrn von Latil könnt Ihr unbedingt vertrauen und laßt ihm in Allem und Jedem freie Hand. Wenn möglich, sucht die Schlacht in der Nähe von Castelnaudary herbeizuführen. Herr von Pontis, der seit vierzehn Tagen wieder in meiner Nähe sich befindet, arbeitet für Euch an einem herrlichen Operationsplane. Die Detailzeichnungen u.s.w. erhaltet Ihr in Avigvon von Latil. Euch im voraus als Sieger beglückwünschend, verbleibe ich Euer Freund*

»Paris, 18. Juli 1632. Richelieu.«

Der Marschall von Schomberg machte sich bereits am 27. Juli, also am zweiten Tage, nachdem er diese Ordre erhalten, mit 4000 Mann auf den Marsch.

Am 20. August stand er in der Languedoc und seinen geschickten Operationen war es wirklich gelungen, daß der Feind, ohne es selbst zu wissen und zu wollen, zur Concentrirung und Aufstellung seiner ganzen Macht bei Castelnaudary, wie es Richelieu gewünscht, veranlaßt wurde.

Castelnaudary oder, wie es auch noch geschrieben wird, Chatel-Naudary war auch dazumal schon eine sehr belebte Handelsstadt und liegt im heutigen Departement Aude auf einer Anhöhe, in einer fruchtbaren Ebene am Südcanale und den Fresquels. In der Nähe ist das Becken von St. Ferréol, vom Südcanale gebildet. — Castelnaudary war einst die feste Hauptstadt der Grafschaft Lauragais. Hier lieferten Raimund von Toulouse und Simon von Montfort 1212 eine blutige Schlacht. Im Jahre 1355 wurde es vom schwarzen Prinzen eingenommen, verbrannt und, nachdem es elf Jahre in Schutt gelegen, wieder erbaut.

Der Operationsplan, welchen de Pontis ausgearbeitet hatte, war in der That vortrefflich, Marschall Schomberg kannte durch ihn alle Wege und Stege auf zehn Meilen in der Runde, denn wir dürfen nicht vergessen, daß es damals mit der Kartographie noch sehr übel aussah, da genaue trigonometrische Messungen nur für einzelne wenige Punkte, Catastralmappen und sonstige Detailkarten en gros, aber gar nicht vorlagen.

Der überzahlreiche Feldherrnstab des Herzogs Gaston von Orleans hatte bisher an nichts weniger gedacht, als sich solche Behelfe für den eigenen Operationsrayon zu beschaffen; man lebte und schwelgte im Lager der Rebellen in den Tag hinein und unterschätzte die Handvoll königlicher Truppen, die gegenüberstanden. Schombergs kleine Armee beobachtete die musterhafteste Disziplin und wurde von dem Landvolke, welches auch in der Languedoc vor den zügellosen Banden Monsieurs überall Haus und Hof verlassen hatte, mit Lebensmitteln im Ueberflusse versehen, während seit Kurzem die Rebellen oft Tage lang an dem Nöthigsten Mangel zu leiden hatten.

Die Lage von Monsieur begann kritisch zu werden, denn die Spanier sendeten bis Ende August noch immer nicht die versprochenen Hilfstruppen und eine Geldsendung von 600.000 Livres, die Gaston heimlich von Paris erhalten sollte, fiel in die Hände des Cardinals.

Inzwischen rückte auch von Orleans her unter dem Befehle des Herzogs de la Force eine königliche Armee nach Süden, eine Maßregel, welche in den letzten Tagen dringend geboten schien, falls die Spanier den Rebellen wirklich zu Hilfe kamen.

De la Forre belagerte im Vorbeimarsche das Schloß von Beaucaire, nahm es und ließ dem Commandanten, sowie allen seinen Officieren den Kopf vor die Füße legen. Das gleiche Schicksal traf von da an Jeden, der mit den Waffen in der Hand aufgegriffen wurde. Entsetzen befahl die Meuterer, für die es keine Rettung gab, als Schomberg, welcher auf den Höhen von Castelnaudary die Rolle eines Fabius Cunctator spielte, aufs Haupt zu schlagen und dadurch nicht nur Luft, sondern auch den fast gänzlich verlorenen moralischen Einfluß wieder zu gewinnen. Die Städte, welche vor den Agenten und Truppen der Rebellen die Thore schlossen, empfingen mit Jubel und als Retter die Vollstrecker der königlichen Autorität.

Zu dieser sehr prekären Lage der »Abgeneigten« paßte äußerst schlecht der Hochmuth, welchen nichtsdestoweniger Gaston und Montmorency an den Tag legten.

Richelieu, einen geheimen Wunsch des Königs errathend, beauftragte Schomberg einen letzten Versuch zu machen, um die Rebellen zur Niederlegung der Waffen zu bewegen. Sämmtliche Führer sollte eine wirklich sehr gelinde Strafe, nämlich blos das Exil, treffen. Diese Vorschläge langten von Paris am 31. August Mittags an.

Schomberg beeilte sich einen gewissen Herrn Cavoye sogleich in das feindliche Lager als Parlamentär zu entsenden.

Herr Cavoye that seine Schuldigkeit nach Kräften. Gaston von Orleans schwankte. Da aber trat Montmorency inzwischen und rief: »Geht, geht, Herr Cavoye, nach der Schlacht werden wir parlamentiren.«

Cavoye ging und Gaston zog sich mißmuthig in seine Gemächer zurück; seine angeborne Feigheit hatte ihn überkommen und er traf ganz im Geheimen seine Vorbereitungen, um Montmorency und dessen ganzes Heer im Stiche zu lassen.

Der Herzog von Montmorency, der diese Absicht Monsieurs errathen mochte, hatte Gaston doch schon wie oft in ähnlichen Fällen einer solchen erbärmlichen Handlungsweise sich schuldig gemacht, traf sogleich seine Vorbereitungen, um am nächsten Morgen die Entscheidungsschlacht zu schlagen.

Vergeblich warnten ihn seine Freunde, darunter auch der Graf von Moret und der Marquis von Pisani, vor seinem tollkühnen Unternehmen. Sie beschworen ihn wenigstens noch drei Tage zu warten, um in dieser Zeit den Herzog von Elboeuf, der mit ein paar tausend Mann dem Herzog von La Force entgegengezogen war, zur Verstärkung wieder heranzuziehen. Alles umsonst.

Am 1. September um acht Uhr Früh, als Montmorency bereits seine Truppen in Schlachtordnung aufgestellt hatte, bemächtigte sich Schomberg eines Hauses, das nur zehn Minuten von den Vorposten der Rebellen entfernt war, und machte diesen strategisch wichtigen Punkt zur Hauptwache.

Montmorency nahm fünfhundert Mann und griff das gedachte Haus mit Ungestüm an. Die königlichen Truppen räumten es ohne vielen Widerstand, denn kein einziger Tropfen Blut wurde dabei vergossen. Montmorency, durch diesen wohlfeilen Sieg berauscht, wies barsch den Parlamentär zurück, der um Gehör bat. Schomberg hatte ihm nämlich durch das Scheingefecht nur Gelegenheit geben wollen, daß er, ohne sein Wort zu brechen, nunmehr unterhandeln könne.

Als er zurückkam, traf er in dem ersten Hause den Herzog Gaston, den Grafen von Moret, den Marquis von Pisani und den Marschall Rieux.

»Prinz,« sagte Montmorency, »heute werdet Ihr über alle Eure Feinde siegen, aber Euer Schwert muß sich bis an das Heft blutig färben.«

Der Prinz verabscheute bloße Degen und noch dazu blutgeröthete; er verfärbte sich, wendete die Augen ab und sagte kleinlaut:

»Werdet denn Ihr Eure Reden vom Tode nicht aufgeben? Was Ihr jetzt thatet, hat gar keinen Einfluß auf das Weitere und gibt uns höchstens Hoffnungen.«

»Nun,« erwiderte Montmorency mit stolzem Selbstbewußtsein, »wenn ich Euch auch nur Hoffnungen gebe, so thue ich doch mehr als der König, Euer Bruder, der Euch alle Hoffnungen nimmt und zwar sogar die, mit dem Leben davonzukommen.«

»Glaubt Ihr?« entgegnete Gaston achselzuckend, »daß das Leben des muthmaßlichen Thronerben je gefährdet sein könne? Was auch geschehen mag, ich habe stets die Gewißheit, Frieden für mich und drei Personen zu machen.«

Gaston zog sich nach diesen Worten in das anstoßende Zimmer zurück.

Montmorency lächelte bitter und sagte zu dem Grafen von Moret, zu Pisani und Rieux, welche



zurückgeblieben waren:

»Ach! er will mit drei Personen entfliehen, seid Ihr es?«

Alle Drei verneinten.

»Nun gut!« rief Montmorency, »so schließt Euch mir an.«

»Führt uns,« entgegneten alle drei Männer mit einer Stimme, denn alle drei fühlten gleich Montmorency das Unwürdige ihrer gegenwärtigen Lage und zogen deren längerer Dauer den Tod vor.

Der Herzog von Montmorency, mit den Farben des Prinzen geschmückt, bestieg einen Grauschimmel und ritt bis auf fünfzig Schritte an die feindliche Linie heran, als ob er sich durch die königlichen Scharfschützen absichtlich wolle tödten lassen.« — Aber kein einziger Schuß fiel auf ihn, denn der Graf von Moret ritt unmittelbar an seiner Seite und dessen Leben, so gebot es ein strenger Befehl des Cardinals, durfte nicht mitgefährdet werden.

Nach dieser Recognoscirung kehrte Montmorency zum Gros seiner Truppen zurück. Den rechten Flügel übernahm er selbst, den linken überließ er dem Grafen von Moret, das Centrum sollte Gaston, welchem Marschall Rieux beigegeben war, commandiren.

Nach dem ersten Schuß aber salvirte sich der tapfere Herzog von Orleans, indem er unter einem nichtigen Vorwande nach Castelnaudary im Galoppe zurückritt, es Rieux überlassend, seinen Platz ganz nach Belieben auszufüllen.

Es ist begreiflich, daß dieses Benehmen Monsieurs auf seine Truppen, welche ohnehin nur von sehr geringer Kampflust beseelt waren, den demoralisirendsten Eindruck machte. — Die Mehrzahl der Fähnlein im Centrum bestand aus Italienern, welche, Rieux und seine Officiere mochten dagegen thun, was nur in Menschenkräften stand, dem Beispiele ihres obersten Kriegsherrn folgend, nach den nächsten paar Schüssen »Kehrt Euch« machten und in zügellosester Unordnung das unglückliche Castelnaudary überschwemmten, dort plünderten und zahllose Gräuel aller Art begingen.

Die Deutschen, Wallonen und Spanier, aus denen die beiden Flügel bestanden« hielten eine Weile wacker Stand.

Rieux, wüthend über die schmachvolle Feigheit Gastons und des Centrums, schwenkte mit den paar hundert Mann, die bei ihm aushielten, nach dem rechten Flügel zu dessen Verstärkung.

Schomberg, seinen Vortheil gewährend, ließ schnell die wichtige Position besetzen, welche das verschwundene Centrum des Feindes innegehabt, und trennte auf diese Weise dessen beide Flügel, welche zusammengenommen aber noch immer numerisch stärker gewesen wären als die ganze königliche Armee.

Verfolgen wir jetzt etwas näher die Vorgänge auf den beiden Flügeln, Montmorency stellte sich auf seinem, nämlich dem rechten Flügel, an die Spitze einer Schwadron leichter Reiterei, setzte über einen Graben und schlug einen schmalen Weg ein, auf welchem ihm nur Wenige zu folgen

vermochten. Darunter Rieux, der ihn vor dieser neuerlichen Thorheit warnte. Am Ende des Weges war eine Abtheilung königlicher Infanterie aufgestellt. Auch einige Chevauxlegers kamen dazu.

Dem Commandanten dieser Reiter zerschloß der Herzog von Montmorency den Arm, erhielt aber selbst drei leichte Wunden. Ohne auf dieselben zu achten, stürmte er weiter. Er erhielt noch zwei Wunden.« Endlich stürzte sein Pferd; er selbst wurde in Folge des Bluverlustes halb ohnmächtig und rief in diesem Zustande mehrmals seinen Namen aus.

Als Montmorency gefallen war, trat auf den beiden Flügeln der Rebellen die heilloseste Verwirrung ein und hatte natürlich eine zügellose Flucht zur Folge.

Die ganze Schlacht, wenn dieses Pêle-mêlo von Feigheit und Tollkühnheit überhaupt einen solchen Namen verdient, zumal der officielle Bericht Schombergs den Verlust der königlichen Truppen mit acht Todten und zwei Verwundeten angibt, hatte kaum eine Stunde gedauert, nach deren Verlauf die ganze Armee Monsieurs, von Castelnau und Umgebung wie weggeblasen schien. Von den Italienern des Centrums wurden alle, welche aus der Stadt nicht rechtzeitig die Flucht ergriffen und den einrückenden Truppen Schombergs dort in die Hände fielen, ohne Umstände dutzendweise theils füsiliert, theils aufgehängt.

Auf dem linken Flügel, den der Graf von Moret commandirte, entbrannte der Kampf um etwa zehn Minuten später als auf dem rechten, also fast in demselben Momente, wo Montmorency bereits fiel.

Moret, dicht hinter ihm der Marquis von Pisani mit einem Fähnlein Fußvolk, schickte sich an, einen Verhau zu nehmen, der den Uebergang durch die Furth eines tiefen Mühlgrabens wehrte und den Schlüssel zur Umgehung des Feindes und einer Vereinigung mit dem eigenen rechten Flügel bildete.

Hinter dem Verhaue stand Latil, neben ihm ein junger Capuzinermönch. Beide blickten so neugierig und unbefangen nach den Anstürmenden, als gelte es ein bloßes Scheinmanöver auf dem Exercirplatze.

Der Graf von Moret erblickte den Gascogner, dem er bis auf etwa fünfzig Schritte nahegekommen war.

»Ha, lügnerischer Hund!« schrie Moret, in die äußerste Wuth gerathend, »deine letzte Stunde soll heute geschlagen haben!«

»Schlagt an — Feuer!« commandirte er, zur Seite springend, den Musketieren hinter ihm.

Eine volle Decharge krachte aus hundert Läufen.

»Stürmt!« rief Moret unmittelbar hieran und stürzte mit gezücktem Degen auf den Verhau los.

Von Latil, dem Mönche und der königlichen Mannschaft war nichts zu sehen.

»Rette sich, wer kann!« erscholl es plötzlich in der Ferne aus ein paar tausend Kehlen.

Die anstürmenden Musketiere, welche dem Verhaue bereits auf zwanzig Schritte nahegekommen waren, stutzten und hielten im Laufe inne.

»Vorwärts, vorwärts!« riefen Moret und Pisani, und um den Unschlüssigen Muth zu machen, stellten sie sich an die Spitze und schritten dem Verhaue muthig näher.

»Rette sich, wer kann!« erscholl es neuerdings, und in die Rufe der wildesten Verzweiflung mischte sich das Geschrei: »Montmorency ist todt, Montmorency ist gefangen, Alles verloren; rettet Euch, rettet Euch!«

Morets Fähnlein und das nachrückende Gros des linken Flügels wandte sich jetzt wie ein Mann zur Flucht.

Zu spät gewahrten Moret und Pisani, daß man die Aufgabe, den Verhaue zu stürmen, ihnen allein übrig gelassen.

»Zurück! Zurück!« schrie Pisani, der zuerst gewahrte, daß das Fähnlein hinter ihnen das Fersengeld gegeben.

Aber sowohl für ihn als den Grafen von Moret war es zur Flucht zu spät geworden.

Der Verhaue öffnete sich auf drei Seiten auf einmal; über vierzig königliche Arquebusiere stürzten hervor. In einem Augenblicke war Moret zu Boden geworfen und gebunden. Der bucklige Marquis suchte nun in der schleunigsten Flucht sein Heil, aber mit wahren Löwensprüngen hatte ihn Latil in der nächsten Minute ein und zwang ihn zum Stehen.

»Ich könnte Euch niederschießen lassen wie einen Hund, « rief der Gascogner vor Zorn glühend, »aber ich bin kein Meuchelmörder wie Ihr; ich will Euch die unverdiente Ehre gönnen, als Edelmann zu fallen.«

Der Marquis von Pisani knirschte mit den Zähnen. An ein Entrinnen war nicht zu denken. Er stellte sich also zur Wehre.

Latil, der an seiner Fechtkunst nichts eingebüßt hatte, machte es kurz. Auf den ersten Ausfall durchbohrte er seinem Gegner die linke Schulter. Pisani stöhnte vor Schmerz, Latil hätte ihm jetzt leicht den Garaus machen können. Statt dessen ließ er ihm aber einige Sekunden Zeit, sich wieder zu sammeln.

Der Marquis, welcher, begriff, daß es der Gascogner auf sein Leben abgesehen hatte, wollte es so theuer als möglich verkaufen.

Aber was vermochte er, nach dazu vom Blutverluste bereits merklich erschöpft, gegen die überlegene Kraft und Gewandtheit des routinirten Klopffechters, der den Kampf absichtlich in die Länge zog, um die Leiden seines Opfers zu verlängern.

Endlich nach zehn Minuten machte Latil den letzten Ausfall.

Pisani, von des Gascogners Klinge mitten durchs Herz getroffen, stürzte, ohne einen Laut von

sich zu geben, zu Boden.

Der Stammhalter der Familie Rambouillet war augenblicklich eine Leiche. — Die unehrenhafte, hinterlistige Weise, in der er sich vor vier Jahren gegen Latil in Meister Soleil's Wirthschaft »zum gefärbten Barte« betragen, läßt uns sein gewaltsames Ende gewissermaßen als die Sühne eines begangenen Verbrechens erscheinen.

Latil steckte ruhig seinen blutgefärbten Degen in die Scheide und kehrte zur Gruppe zurück, in deren Mitte der Graf von Moret als Gefangener sich befand.

Der Gascogner salutirte ehrerbietigst vor dem Sohne Heinrichs IV. und sagte:

»Wenn Monseigneur mir sein Ehrenwort gibt, keinen Fluchtversuch zu machen, so werden diese eines Anton von Bourbon unwürdigen Fesseln sogleich beseitigt sein«

Der Graf van Moret blickte lange vor sich hin, in ernstes Schweigen versunken. Als aber die Siegesfanfaren der königlichen Truppen von allen Seiten erschallen und die fliehenden Colonnen des Rebellenheeres in der Ferne nur mehr wie dunkle Linien erschienen, wandte sich der Graf tief — aufseufzend zu Latil und sprach:

»*Ich gebe Euch hiermit das verlangte Ehrenwort.*«

Der junge Capuzinermönch, der in der Nähe stand und die ganze Zeit übers den Grafen mit glühenden Blicken starr betrachtet hatte, stürzte auf Moret und löste ihm die Fesseln.

Dieser blickte erstaunt auf den Mönch, den er erst jetzt wahrte, und sagte mit Resignation:

»Also so schnell soll es mit mir abgethan werden, daß Ihr bereits den Mönch für meinen letzten Gang in Bereitschaft habt?«

»Oho!« lachte Latil, »aber müßte der Kopf des lügnerischen Hundes, der hier vor Euch steht, fallen, bevor dem Sohne meines großen Heinrich auch nur ein Haar gekrümmt würde.«

»Wie, der Cardinal trachtet mir nicht nach dem Leben?« rief der Graf von Moret ebenso erstaunt als ungläubig.

»Fällt ihm nicht ein« entgegnete Latil sehr bestimmt, aber kurz, weil er befürchtete etwa zu viel zu sagen.

»Welche Strafe steht mir bevor?« frag der Graf von Moret, der sich schon für einen verlorenen Mann gehalten, neu auflebend.

»Die Strafe überläßt Seine Eminenz Euch, Monseigneur!«

»Mir, wie so?«

»Der Cardinal,« entgegnete Latil ruhig und ein ungewöhnlicher Ernst spiegelte sich in seinen Mienen, »der Cardinal hegt eine viel zu gute Meinung von Euch, Monseigneur, um nicht vorauszusetzen, daß das Bewußtsein der Schmach. sich mit den Feinden Frankreichs liirt zu

haben, in Euch bei *zweckmäßiger Gestaltung Eurer künftigen Verhältnisse* sehr bald erwachen müsse, und die Gewissensbisse darüber für einen Sohn des großen Königs die ärgste Strafe sein werden.«

»Und was versteht Seine Eminenz unter einer zweckmäßigen Gestaltung meiner künftigen Verhältnisse?« begann der Graf von Moret in fieberhafter Spannung.

»Daß Ihr, Monseigneur, für längere Zeit den Einflüssen der sündigen Welt entzogen und in den moralischen Betrachtungen, welche Eure Strafe bilden sollen, nicht gestört werdet.«

»In welchen Kerker habt Ihr mich abzuführen?« frag der hohe Gefangene, mit dumpfer Ergebung in sein Schicksal.

»Monseigneur!« rief Latil, »Ihr seid heute sehr schwarzseherisch gelaunt; zuerst hattet Ihr Visionen van Galgen und Rad und jetzt spiegelt Euch Eure lebhaftes Phantasie etwas von Hals- und Fußseisen vor; so schlimm ist es um einen Anton von Bourbon nicht bestellt, so lange ein Richelieu die Geschicke Frankreichs lenkt.«

»So spricht endlich, was hat man mit mir vor?« erwiderte ungeduldig der Gefangene.

»Bis auf Weiteres, Monseigneur, « sagte Latil ruhig, »werdet Ihr die Gastfreundschaft der ehrwürdigen Capuziner in Toulouse in Anspruch nehmen, und dieser junge Mönch hier wird dahin Euer Führer sein. Meine Aufgabe ist Euch gegenüber gelöst und, da Ihr Euer königliches Ehrenwort gabt, nicht zu entfliehen, könnt Ihr die übrigen Personen Eurer Escorte selbst bestimmen.«

»Ich will vorläufig für todt gelten in dieser Welt,« murmelte düster der Graf von Moret, »und wenn eine Bitte mir gestattet ist, so sprengt das Gerücht aus, daß ich gefallen bin.«

»Dann hegt Ihr wohl keinen Widerwillen, Euch mit dieser Kutte schon hier zu maskieren?« frug Latil lauernd und reichte dem Gefangenen das braune Ordensgewand eines Capuzinermönchs.

Der Graf von Moret riß sich sein goldgesticktes Wams vom Leibe, warf sich in die Kutte und nachdem er sein Antlitz tief in die Capuze verhüllt hatte, bestieg er den Gaul, welchen ihm Latil verführen ließ.

---

## V.

### Montmorency's Ende.

Als Montmorency in die Hände der königlichen Truppen gefallen war und wieder zur Besinnung kam, dachte er an den Tod und bat um einen Geistlichen. Dann zog er einen Ring von dem Finger und ersuchte, denselben seiner Gemahlin zu senden.

Nach auf dem Schlachtfelde nahm man ihm die Rüstung ab, was ihm eine große Erleichterung verschaffte. Dann trug man ihn in dasselbe Haus, welches er des Morgens so wohlfeilen Kaufes mit Sturm genommen. Ein Wundarzt verband ihm seine Wunden. Hierauf wurde er nach Castelnaudary geschafft.

In diesem Orte mußte er durch mehrere Wochen zurückgelassen werden, bis sein leidender Zustand seinen Weitertransport gestattete.

Inzwischen hatte der König den Gerichtshof von Toulouse zur Untersuchung des letzten Aufruhrs delegiert.

Richelieu hielt den bevorstehenden Proceß für so wichtig, daß er Ludwig XIII. Bestimmte, an der Spitze einer kleinen Armee sich persönlich nach Toulouse zu begeben.

Der Cardinal hatte aber hierbei mehrere Nebenabsichten. Erstens wollte er, daß der König sich durch die Reise etwas zerstreue, denn die Ereignisse der letzten Zeit hatten wieder sein Gemüth sehr verdüstert, zweitens wurde der Etappenmarsch mit der den König escortirenden Armee von Richelieu sehr fleißig dazu benützt, die Köpfe der Unzufriedenen in allen jenen Gegenden, durch die man kam, so ganz en passant nach einem sehr summarischen Verfahren schockweise abschlagen zu lassen, endlich durfte der erste Minister hoffen, daß der König in Toulouse weit weniger den Agitationen zur Begnadigung Montmorencys ausgesetzt sein werde, als in Paris, und Richelieu hielt es für unbedingt nothwendig, daß dieses Mal zur Abschreckung vor ähnlichen Aufständen wie der letzte nicht nur viel, sondern auch edles Blut fließe. Vom Cardinale aus war daher der Herzog Heinrich II. von Montmorency bereits von der Stunde an gerichtet, als dieser den Vermittler La Valette unverrichteter Dinge nach Paris reisen ließ. Einen noch weiteren und sehr triftigen Grund, der es Richelieu wünschenswerth machte, der Stadt Toulouse persönlich einen Besuch abzustatten, werden wir später kennen lernen.

Am 22. October 1632 traf endlich der Herzog von Montmorency in Toulouse ein. Der König« welcher mit dem Cardinal fast gleichzeitig dort angekommen war, erließ am 25. October das königliche Patent, welches das Parlament von Toulouse beauftragte, Montmorency's Proceß zu instruiren.

Am 27. wurde der Herzog bereits den Richtern vorgeführt.

Anfangs bestritt er die Competenz des für ihn bestellten Gerichtshofes, da es nur den Pairs von Frankreich zustehe, über ihn zu Gericht zu sitzen.

Aber noch in demselben Verhöre annullirte er seine kurz zuvor eingelegte Verwahrung mit den Worten:

»Was hilft es mir, um mein Leben zu feilschen? Ich würde in Paris ebenso gut zum Tode verurtheilt werden, wie hier.«

Als er nach diesem ersten Verhöre in seine Gefängnißzelle zurückkehrte, schnitt er seinen Bart ab und schickte ihn seiner Frau.

Binnen zwei Tagen war der ganze Prozeß des Herzogs von Montmorency zu Ende geführt. Das Urtheil lautete, wie es leicht vorausgesehen werden konnte, auf Tod durch Enthauptung.

Bevor wir mit dem weiteren Verlaufe des tragischen Endes des Herzogs von Montmorency uns beschäftigen, wollen wir uns wieder etwas nach Monsieur umsehen, der bei Castelnaudary eine neuerliche so glänzende Probe seiner Tapferkeit abgelegt hatte.

Als er den unglücklichen Ausgang der Schlacht erfuhr, geberdete er sich wie unsinnig und erging sich in den größten Schmähreden über Montmorency und alle seine übrigen Generäle.

In seiner Kopflosigkeit wäre er in Castelnaudary beinahe auf ein Haar den königlichen Truppen in die Hände gefallen; der Geistesgegenwart des Marschall Rieux, der nach Montmorencys Fall durch ein halbes Wunder der Gefangenschaft entging und dem Herzoge Gaston von Orleans die Kunde von der ganzen Größe des hereingebrochenen Unglücks zuerst überbrachte, gelang es jedoch Monsieur, sich auf Umwegen nach dem von Castelnaudary nur einige Meilen entfernten Beziers zu retten.

Beziers liegt im heutigen Departement Herault, in einer der schönsten und fruchtbarsten Gegenden des südlichen Frankreichs, auf seiner Anhöhe am linken Ufer der Orde, über welche eine lange steinerne Brücke führt, ein wahres Meisterwerk der Baukunst. Der Languedoc-Canal verbindet Beziers mit Cette und dem mittelländischen Meere. Eine Merkwürdigkeit von Beziers ist eine aus der Römerzeit stammende Wasserleitung, welche aber nicht die Bestimmung hatte, Wasser zuzuführen, sondern Wasser fortzuschaffen, indem sie nämlich zur Austrocknung des Sumpfes und Sees von Montady diente, den sie in ein höchst fruchtbares Land verwandelt hat. Der eigentliche Gründer von Beziers ist Julius Cäsar, welcher in Biterrae, so hieß es dazumal und gehörte zum Gebiete der Tectosagen, die siebente Legion stationirte, wovon es den Beinamen Septimanorum erhielt. Ueber ein Jahrhundert, und zwar bis zum Jahre 732 nach Christi Geburt, befand Beziers sich im Besitze der Saracenen. Carl Martell vertrieb sie zwar, zerstörte aber auch die Stadt, damit die Mauren sich nicht wieder in ihr festsetzen könnten. Zur Krone Frankreichs gehörte Beziers seit 1258, nämlich seit es der Graf von Barcellona an Ludwig IX. Abtrat. Die Albigenser erhoben Beziers zu ihrer Hauptstadt; bei dem ersten Kreuzzuge gegen dieselben (1209) wurden alle Einwohner niedergemacht. In den nachfolgenden bürgerlichen und Religionskriegen wurde Beziers noch öfters verheert, aber dessen äußerst günstige Lage zog immer wieder neue Colonisten dahin. Bischöfe von Beziers gab es schon sehr frühe und zählt dormalen diese Stadt mit nicht ganz 19.000 Einwohnern zwölf große Kirchen. Synoden und Kirchenversammlungen wurden in Beziers abgehalten: 356 wegen der Arianer, 1233 und 1255 gegen die Albigenser und andere sogenannte Ketzler, 1279, 1280, 1299 und 1351 in verschiedenen kirchlichen Zänkereien.

Beziers war eine von den wenigen Städten, welche für Monsieur entschieden Partei ergriffen hatten. Dabei kamen aber keineswegs große Sympathien für den Bruder Ludwigs XIII. ins Spiel, sondern der Haß gegen die französische Herrschaft überhaupt trieb diese Stadt zur Empörung. Zur damaligen Zeit gab es noch keinen französischen Nationalgeist von heute. In Süden, und zwar namentlich in der Provence, in der Languedoc, in Ravarra, in der Bretagne, galt Frankreich mehr für einen geographischen Begriff als für einen wirklich existirenden Einheitsstaat, diesem Ideale Richelieu's, das erst Ludwig XIV. zu verwirklichen vermochte, denn diese Länder konnten den Verlust ihrer einstigen Souveränität nach immer lange nicht verschmerzen. Selbst die französische Sprache war zu jener Zeit in den genannten Provinzen nach keineswegs allgemein verbreitet.

Gaston von Orleans, aller Mittel entblößt, würde in Beziers am Nothwendigsten Mangel gelitten haben, wenn nicht diese Stadt für seinen Unterhalt Sorge getragen. — Die Bürger von Beziers rüsteten sich indessen, um im Vereine mit den Paar hundert Landsknechten, die vom versprengten Rebellenheere sich dahin geflüchtet hatten, Stadt und Citadelle mannhafte zu vertheidigen. — Sie schwuren, sich eher unter dem Schutte ihrer Häuser zu begraben, bevor sie den Truppen des Königs die Thore öffnen würden.

Sich ein solches Mausoleum zu setzen, überhaupt zu fechten, zu sterben, war durchaus nicht nach Monsieurs Geschmack. — Er schickte deshalb im geheimen Unterhändler zum Könige, um für seine Person zu parlamentiren. Was mit seinen Anhängern geschah, war ihm natürlich ganz gleichgültig. Für Montmorency verwendete er sich bei dieser Gelegenheit nur einmal, und zwar bloß der Form wegen, denn es freute ihn sogar, daß der Herzog, welcher ihm in all und jedem sein geistiges und moralisches Uebergewicht fühlen gelassen, jetzt so recht in der Tinte saß. — Wärmer nahm er sich für Rieux, Pay-Laurent, Coigneaux und Andere, die zu Beziers in seiner nächsten Umgebung sich befanden, an, aber auch nicht aus Besorgniß um deren Heil, sondern weil er wußte, daß diese Herren ihn scharf im Auge behielten und seine Flucht aus Beziers verhindert haben würden. — Auf diese Flucht sann er Tag und Nacht, denn in Beziers wurde ihm bereits sehr schwül in Folge der tapferen Haltung von dessen Bürgern, und bei einem Kampf auf Leben und Tod mitzuthun, widerstrebte ganz und gar seiner feigen Natur.

Der König bewilligte in der That seinem Bruder und dessen ganzem Gefolge freien Abzug aus Beziers und wies ihm Tours bis auf Weiteres zum Aufenthalte an. — Bei Erhalt dieses Pardon geberdete sich Monsieur unsinnig vor Freude, wie ein Schulbube, welchem die wohlverdiente Ruthe für diesmal geschenkt wird.

Monsieur und sein ganzer Hofstaat verließen Beziers unter dem Verwende einer Recognoscirung, da sich in der Nähe ein ganzes Regiment königlicher Cavallerie zeigte.

Die Bürger von Beziers freuten sich über diesen mannhafte Entschluß Gastons; aber in Wuth und Verzweiflung brachen sie aus, als sie zu spät inne wurden, daß die königliche Cavallerie nur erschienen war, um Monsieur und seinem Gefolge als Escorte nach Tours zu dienen. — Eine Weile unschlüssig, ob sie etwa jetzt ihre Unterwerfung unter die königliche Autorität anzeigen sollten, wurden sie von dieser jedenfalls klugen Maßregel durch spanische Agenten abgehalten, welche ihnen die Hilfe Spaniens zusicherten. In der That landeten auch bald darauf in Cette einige wohlausgerüstete Fähnleins Spanier, welche zugleich namhafte Vorräthe an Munition und Proviant mit sich nach Beziers brachten. Das Schicksal dieser unglücklichen Stadt war hiermit



entschieden.

Richelieu, zur Stunde auf zu vielen Seiten beschäftigt, ließ vor der Hand das rebellische Beziere unbehindert, aber wenige Monate darauf, im März 1633, erschien plötzlich Schomberg vor dieser Stadt mit vielen schweren Geschützen. Nach tapferer sechs wöchentlicher Vertheidigung war die Citadelle zu Beziere in Schutt verwandelt, die Stadt selbst gestürmt. Eine schwere Züchtigung erlitt der Rest der rebellischen Bürgerschaft, von welcher ohnehin mehr als zwei Drittheile bereits im Kampfe gefallen waren. — Die sämtlichen Befestigungen Beziere wurden geschleift. Seit dieser Zeit spielte Beziere bei den Aufständen im Süden nie mehr eine hervorragende Rolle.

Auf dem ganzen langen Wege von Beziere bis nach Tours war Monsieur zum »Ritter von der traurigen Gestalt« verurtheilt. Er stand unter der allerstrengsten Bewachung der ihn begleitenden königlichen Reiter, und in den Städten, die man passirte, konnte er mit eigenen Ohren die lautete und kernigen Lobreden über seine Tapferkeit und seine sonstige ehrenhafte Haltung vernehmen.

Auf ausdrücklichen Befehl des Königs durften ihm nirgends die einem Prinzen des königlichen Hauses gebührenden Ehrenbezeugungen geleistet werden.

Monsieur kam in Tours fast zur selben Zeit an, als der Proceß von Montmorency seinem tragischen Schlusse nahte, und mit diesem wollen wir uns jetzt weiter beschäftigen.

Der Herzog benahm sich in den weiteren zwei Verhören, die er noch zu bestehen hatte, ebenso würdevoll, als er sich mit christlicher Demuth in sein Schicksal fügte.

Auf die Frage, ob er die Größe seines Verbrechens erkenne und ob er bereit sei, Gott und den König deshalb um Vergebung anzuflehen, erwiderte er:

»Wenn der-König mich begnadigt, werde ich ihm besser dienen als je, und ich wünsche nichts sehnlicher als den Rest meines Lebens und meines Blutes seinem Dienste weihen zu können, um auf diese Weise gut zu machen, was ich begangen habe.«

Als er sein Todesurtheil vernommen, zeigte er keinerlei Bestürzung oder Unruhe. — Er sprach mit seinen Freunden, schrieb an seine Gattin, brachte alle seine Angelegenheiten in Ordnung und nahm von seinen Dienern Abschied.

In dem Briefe an seine Gattin ersuchte er selbe, drei Gemälde an drei bezeichnete Personen zu schenken, unter denen seltsamer Weise, auch Richelieu sich befand.

Es fehlte nicht an Verwendungen von allen Seiten, um wenigstens Montmorencys Lebens zu retten. Umsonst riefen seine Gemalin und seine Schwester, die Prinzessin von Condé, des Königs Gnade persönlich an.

Beide wurden mit harten Worten abgewiesen. Keine Gnade!

Denn ein unglücklicher Zufall versteinerte Ludwigs XIII. Herz gegen alle Bitten zu Gunsten Montmorency's.

Dieser trug nämlich am Arme ein seines Goldbracelet mit einem Medaillon in der Mitte. In diesem Medaillon befand sich ein miniature das wohlgetroffene Porträt der — Königin Anna. — Auf welche Weise der Herzog zu diesem Schmucke gekommen war, weiß Niemand. Wir haben jedoch bereits früher erwähnt, daß Montmorency vor der Buckingham-Affaire in Anna von Oesterreich verliebt gewesen sei und seine eigene Gemahlin in letzterer Zeit diese eingeschlafene Leidenschaft in ihm absichtlich wieder wachgerufen habe.

Wenige Tage bevor der König in Toulouse eintraf, wurde Montmorency unglückseliger Weise von seinen Gefangenwärtern bei der Betrachtung des geöffneten Medaillons überrascht; man nahm es ihm ab und meldete den Vorfall dem Könige.

Von dieser Stunde an hatte Ludwig XIII. auf alle Gnadengesuche, die für den Herzog von Montmorency einliefen, bloß die eine Antwort:

»Mein Bruder muß bestraft werden.«

Eine seltsame Art, Gaston von Orleans dadurch zu strafen« daß man dem Herzog von Montmorency den Kopf abschlug.

Cardinal Richelieu fühlte im letzten Augenblicke für den Verurtheilten ein menschlich Rühren, obwohl auch er bisher all den Bittstellern entgegnete: »Ein Christ muß die erlittenen Beleidigungen verzeihen, aber ein Minister hat die Pflicht sie zu ahnden.«

Er wollte einen Mittelweg einschlagen, nämlich das Urtheil über den Herzog aufrecht erhalten, aber die Hinrichtung bis auf Weiteres — vielleicht sogar ad calendas graecas — verschieben. — Der König, der doch fast in Allem von Richelieu beschwätzt werden konnte, blieb unerschütterlich, denn er lechzte seit ein paar Tagen nach dem Blute Montmorency's, dem er vielleicht noch zehn Hochverrathe, nicht aber die vermeintliche Kränkung seiner ehelichen Rechte zu verzeihen vermochte.

Das Einzige, was der Cardinal erreichen konnte, war die Nachsicht der Güterconfiscation, wodurch der Familie von Montmorencys ein namhaftes Vermögen erhalten blieb.

Montmorency erbat sich, nachdem er sein Urtheil vernommen, sogleich einen Geistlichen. Dieser erwirkte, ohne Wissen des Verurtheilten, auf Andringen seiner Familie einen Aufschub der Hinrichtung von vierundzwanzig Stunden unter dem Vorwande, der Herzog sei noch nicht hinlänglich zum Tode vorbereitet.

Der alte Herzog von Epernon wagte einen letzten Versuch. Dieser hochbetagte Greis kniete vor dem Könige nieder und bat ihn, dem Montmorency zu verzeihen. Der König drehte sich halb zur Seite und sagte nach einer langen Pause in sehr barschem Tone:

»Geht, geht!«

Epernon, noch immer auf den Knien liegend, faltete flehend die Hände.

»Geht, bei Gott ist Gnade! wiederholte der König und stampfte wüthend mit dem Fuße.

Epernon ging. Jedermann sah es klar ein, daß der Verurtheilte nur durch ein Wunder gerettet werden konnte.

Das Einzige, was Ludwig XIII. noch bewilligte, war, daß die Enthauptung des Herzogs statt auf öffentlichem Platze im Hofe des Rathhauses von Toulouse vollzogen werden dürfe.

Montmorency legte ein Gewand von weißer Leinwand an und als man ihn zum letzten Gange abholte, warf man ihm einen alten Soldatenmantel über und gab ihm ein Crucifix in die Hand. So führte man ihn in die Capelle. Am Altare kniete er nieder, betete und hörte die zweite Verlesung seines Urtheils an. — Nachmals machte man in dieser letzten Stunde einen Versuch bei dem Könige, der aber als Erwiderung dem Henker den Befehl sandte, sich zu beeilen.

Montmorency ließ sich die Hände binden und die Haare abschneiden, die er nach damaliger Sitte lang trug. Dem Henker empfahl er Sorge zu tragen, daß sein Kopf nicht auf die Erde rolle; dann schritt er aus der Capelle in den Hof, wo das Schaffot aufgebaut war, stieg festen Schrittes die Stufen hinan, kniete nieder und legte sein Haupt auf den Block.

»Ueber dem Block,« so lautet der Bericht eines Augenzeugen, »hing eine Art Breitbeil zwischen zwei Brettern an einem Stricke, an welchem es heruntergelassen wurde. Da es aber nicht gut hing, sagte Montmorency zum Henker: »Wartet einen Augenblick.« — Nach diesen Worten ließ er das Fallbeil anders stellen, winkte dann, daß er bereit sei und rief: »Mein Gott« nimm meine Seele auf!« Das Beil wurde losgelassen und der Kopf war vom Rumpfe getrennt.

So weit der Bericht eines Augenzeugen, der uns belehrt, daß die Guillotine der ersten Revolution keine neue, sondern höchstens eine verbesserte Erfindung ist.

Sobald der Kopf gefallen war, öffnete man die Thore des Rathhauses und das Volk drang in Schaaren ein.

Der Herzog von Montmorency zählte, als er auf eine so tragische Weise endigen mußte, erst achtunddreißig Jahre, denn er war am 30. April 1595 in Chantilly geboren, nämlich in dem Stammsitze des berühmten Hauses Condé an der Nonnette im Departement Oise. Von dem Schlosse und dem einst prachtvollen Parke ist noch ein Theil erhalten. In der großen Revolution des vorigen Jahrhunderts wurde fast das ganze Besitzthum auf wahrhaft vandalische Weise zerstört, darunter auch der merkwürdige Marstall für 250 Pferde, welcher ein wahres Weltwunder der Baukunst gewesen sein mag. Beim Abbruche der Schloßcapelle fand man den Leichnam des edlen Admirals von Coligny, der hier, nachdem er vom Galgen von Mantfaucon abgeschnitten worden war, seine letzte Ruhestätte fand. Mit Herzog Heinrich II. von Montmorency starb die ältere Linie dieses an großen Helden so reichen Hauses aus.

Seine Frau zog sich nach Maulins in ein Kloster zurück, wo sie ihrem unglücklichen Gemahl, an dessen frühem Tode ihre politischen Intriguen wohl die Hauptschuld trugen, ein prachtvolles Monument errichten ließ. Ihre Reue und ihr Schmerz waren ebenso grenzenlos als lange, denn sie verstarb erst am 5. Juni 1666, verbrachte also fast dreiunddreißig Jahre in dein selbstgewählten Asyle ihrer bitteren Leiden.

---

## VI.

### Eine gestörte Hochzeit.

Einen Tag nach der Hinrichtung Montmorencys verfügte sich in später Abendstunde der Cardinal Richelieu in das Kloster der Capuziner zu Toulouse.

Innerhalb der Klosterpforte erwartete ihn der junge Capuziner, welchen wir bereits in Latil's Gesellschaft bei Castelnaudary angetroffen haben.

Der junge Mönch erfreute sich eines üppigen Haarwuchses im Gesichte, denn sein rabenschwarzer Bart, obwohl nicht sehr lange, schien dennoch dicht zu sein und bedeckte derart sein unteres Antlitz, daß von seinen Wangen nur sehr wenig zu sehen war.

»Nun,« frug der Cardinal leise den Mönch, der sich vor ihm tief verneigte, »nun, mein lieber de Lerida, wie bekommt Euch hier der Aufenthalt im Kloster? Ahnt wirklich Niemand, daß Ihr jemand Anderer sein könntet, als jener famose Cabalero, der wegen seines letzten Duells, mit Seiner Majestät Erlaubniß in diesen Mauern durch einige Zeit Buße thun will?«

»Selbst der Prior heilt mich für einen Spanier,« erwiderte der Büsser ebenso leise. »Mein Incognito ist also bis jetzt vollkommen gewahrt, obgleich, ich gestehe es offen, mein Blut etwas allzuheiß wallt in s einer Nähe. Eminenz, wenn ich aus der Rolle falle, die ich auf Euren Befehl hier spiele, so ist es wahrlich nicht meine Schuld.«

Die Blicke des Laienbruders erglänzten bei diesen Worten in einer leidenschaftlichen, verlangenden Weise, welche sehr schlecht zu seinem Gewande paßte.

»Steht Ihr mit dem Grafen von Moret auf gutem Fuße?« frug Richelieu weiter.

»Auf dem allerbesten seit dem Augenblicke seiner Gefangennahme.«

»Trägt er sich mit dem Wunsche nach Freiheit?«

»Ja, Eminenz! aber nur um Isabella von Lautrec aufzusuchen und vor ihr auf die Kniee zu stürzen. Er ist sehr s düster und schweigsam.

»Was spricht er von mir, sieht er mich noch als seinen Feind an?«

»Er würde Euch anbeten, Eminenz, wenn Ihr Isabella in seine Arme führt,« erwiderte de Lerida zähneknirschend.

»Da werde ich wohl für immer auf seine Verehrung verzichten müssen, « sagte Richelieu und ein höhnischer Zug umspielte seine Lippen.

»Wirtlich, wirklich?« rief de Lerida vor freudiger Aufregung zitternd. »Ihr denkt nie, nie daran, ihn mit Isabella zu vereinigen?«

»Niemand,« entgegnete in höchst bestimmtem Tone der Cardinal, »und wenn Ihr es zu Eurer Beruhigung wünscht, bin ich bereit es auf Frankreichs Ehre und Zukunft zu beschwören; wie Ihr wißt, ist dies der größte Schwur, den ich zu leisten vermag.«

»Habt Dank, tausend Dank!« hauchte de Lerida, und bevor es der Cardinal verhindern konnte, hatte er dessen Hände erfaßt und öfters geküßt.

Dann sagte er, vor einer Zelle im langen, breiten Corridore stehen bleibend: »Wir sind zur Stelle.«

Richelieu und der Novize traten ein. Die Zelle war unbeleuchtet. De Lerida zündete eine kleine Blendlaterne an, deren Licht er jedoch sorgfältig nach oben maskirte, so daß kein einziger Strahl nach der Zimmerdecke zu dringen vermochte.

Dann half er dem Cardinal eine kleine Leiter besteigen, welche er unter seinem Bette hervorgeholt und demselben gegenüber an die Wand gelehnt hatte. Hieran entfernte sich de Lerida aus der Zelle.

Knapp unter der Zimmerdecke schob Richelieu, der von dem was er nun zu thun hatte, schon im vorhinein gut unterrichtet schien, geräuschlos einen hölzernen Deckel zur Seite, steckte seinen Kopf in die Mauernische, die hinter demselben sich befand, und tastete an der Leinwand, auf die seine Finger stießen. — Bald hatte er auch hier sich zurechtgefunden, denn ein hervorstehender Lappen gab einem sanften Zuge nach und er konnte nun durch zwei kleine ovale Oeffnungen sehr bequem in die Zelle nebenan blicken. Diese Oeffnungen waren nichts Anderes, als die durch den Zug am gedachten Lappen beseitigten Augen eines lebensgroßen Christusbildes, dessen Rahmen in die Mauer selbst eingefalzt sich befand.

Das Gemach, in welches Richelieu blickte, war eine gewöhnliche, aber ziemlich geräumige Zelle, wie solche alle übrigen Bewohner des Klosters inne hatten. Der Cardinal hätte seine Anwesenheit beinahe durch einen Ausruf des Erstaunens verrathen, als er des Grafen von Moret, welcher, das Gesicht ihm halb zur Seite zugewendet, auf einem Betschämel kniete, ansichtig wurde.

Das Gemach war sehr düster und zwar nur von einer einzigen Ampel, welche oberhalb des Betschämels vor dem Madonnenbilde hing, erleuchtet. — Der Widerschein, den das grünliche Glas, welches den obersten Rand der Ampel einfaßte, auf das nach dem Madonnenbilde aufblickende Gesicht Moret's warf, verlieh seinen eingefallenen verstörten Zügen eine entsetzliche Todesfarbe und man wäre in der That versucht gewesen, den Knieenden für eine Leiche zu halten, wenn nicht seine Brust gewagt, sein Athem gekeucht und sein Auge fieberhaft gegläntzt hätte.

»O, diese fürchterliche Mitternachtsstunde,« preßte er mit vertrockneter Kehle von sich, und Frost schüttelte seine Glieder; o, diese fürchterliche Mitternachtsstunde! Werden auch heute die Gräber sich wieder öffnen und die Stimmen aus dem Jenseits warnend und strafend an mein Ohr tönen? Wahnsinn droht meinen Geist zu umnachten, denn nicht länger vermag ich die Schrecken zu ertragen, welche in jeder Nacht hier auf mich hereinstürmen. Gibt es denn keine Buße, keinen Bann, der mich davon zu befreien vermöchte?«

Im Corridor schlug die große alte Wanduhr die zwölfte Stunde.

Mit dem letzten Schlage sauste ein Windstoß durch die Zelle Morets. Die Ampel erlosch, eine sanfte Musik wie von Aeolsharfen tönte vor dem Fenster seiner Zelle, die in den Klostergarten ging. Allmählig verstummten aber diese lieblichen Klänge vor einem dumpfen grollenden Geräusche, das immer näher zu kommen schien. Ein das Auge blendender jäher Blitz durchzuckte plötzlich das Gemach und ein donnerähnlicher Schlag erfolgte. — Hierauf trat lautlose Stille ein, dichte Finsterniß herrschte. Auf einmal erhellte sich die weißgetünchte Wand gerade gegenüber der Stelle, wo Moret in stummer Angst, halb besinnungslos auf dem Boden kauerte. Der Schatten Heinrichs IV. wurde sichtbar und blickte seinen Sohn mit furchtbar drohender Miene an.

Die Wunden des Ermordeten klafften und schienen um Rache zu schreien. Ganz unmerklich verwandelte sich die drohende Erscheinung des Gemordeten so eine starre Leiche, neben welcher die frohlockenden Gestalten der Maria von Medicis und des Marschalls dAnere auftauchten. Diese Gestalten verblaßten allmählig; statt ihrer wurden die Umrisse einer Frau sichtbar, welche mit den Wellen kämpfte und vergeblich die Hände nach den Ufern ausstreckte, wo der Graf von Moret stand und gleichgültig dem Todeskampfe der Ertrinkenden zusah. Als die Arme in ihrem nassen Grabe spurlos verschwunden war, wölbte sich über demselben plötzlich ein herrlicher, festlich geschmückter Dom; vor dem Altare stand ein Brautpaar, bereit des Priesters Segen zu empfangen. — Isabella von Lautrec reichte ihre Hand dem Marquis de Pontis.

»Spiegelfechtere!« schrie der Graf von Moret, dem das letzte Bild, das er heute zum ersten Male sah, alle Besinnung raubte. — Er raffte sich vom Boden auf, erhob seine Rechte und stürzte wüthend auf die Wand los. — In diesem Augenblicke aber verschwand der Spuk und dichte Finsterniß herrschte wieder in der Zelle. Das dumpfe Grollen, wie von einem fernen Donner, wurde wieder hörbar. Moret taumelte wie unsinnig eine Weile in dem Gemache hin und her. Einer Ohnmacht nahe, wankte er zum Fenster, stieß es auf und griff mit beiden Händen nach dem Gitter, um sich daran festzuhalten. Die erste Stunde nach Mitternacht schlug eben aus. Mit einem gellenden Schrei stürzte jetzt Moret zu Boden und wie vom Blitze getroffen blieb er regungslos und gelähmt, bis der Morgen graute.

Die ganze Stunde über, während welcher die soeben geschilderten Erscheinungen stattfanden, hatte sich Richelieu nicht von seinem Posten gerührt, sondern einen höchst aufmerksamen Beobachter aller Scenen abgegeben.

Einige Minuten nach ein Uhr trat de Lerida wieder ein. Er sah etwas echauffirt aus.

Der Cardinal, welcher inzwischen den geheimen Lug wieder entsprechend maskirt hatte und von der Leiter herabgestiegen war, sagte zu de Lerida:

»Ihr habt Eure Sache recht gut gemacht, aber mir scheint, die letzte Nervenerschütterung, die Moret bekam, war vielleicht doch etwas zu stark.«

»Mit nichten,« erwiderte de Lerida ruhig. »Ihr wißt wohl am besten, Eminenz, daß ich eher mein Leben zehnmal opfern würde, bevor ich das seine in Gefahr brächte.— Jedenfalls war der elektrische Schlag, den er heute bekam, etwas stärker als gewöhnlich; es ist aber nicht meine Schuld; der Apparat des Muster Gilbert scheint einer Vervollkommnung noch sehr bedürftig; bei

einer und derselben Anzahl von Reibungen sind die elektrischen Funken nie gleich stark.«

Master Gilbert, ein Engländer, dessen de Lerida erwähnte, war einer der vorzüglichsten Experimental-Physiker seiner Zeit und wurde deshalb von den blödem abergläubischen Massen, selbst in seinem Vaterlande, als Hexenmeister arg verschrieen. — Er war es, der zuerst entdeckte, daß die Elektrizität nicht ausschließlich dem Bernsteine zukommt, sondern eine allgemeine Eigenschaft der Körper sei, welche durch die entsprechende Reibung von irgend je zwei ungleichartigen Stoffen wahrnehmbar gemacht werden könne. — Gilbert war auch der erste Erfinder der Elektrisirmaschine und sein im Jahre 1633 erschienenes, in lateinischer Sprache geschriebenes Werk, welches den Titel »Neue Physiologie vom Magneten« führte, muß als Vorläufer und Grundlage der im Jahre 1671 zuerst gedruckten, in der Physik Epoche machenden »Experimenta Magdeburgica« des berühmten Otto von Guericke angesehen werden.

Richelieu hatte zufällig vor drei Jahren Gilbert in Paris kennen gelernt und denselben großmüthig in die Lage versetzt, kostspielige Experimente anzustellen, da sich auch bei ihm das Sprichwort »nemo propheta in patria« bewahrheitete. Gilbert war es, der nun in Toulouse auf Befehl des Cardinals die »Spukzelle«, die Moret bewohnen sollte, eingerichtet und den gelehrigen de Lerida in den von demselben im Gebiete der Magie zu veranstaltenden Vorstellungen unterrichtet hatte.

Ueber die Leichtigkeit, womit sich der Graf von Moret durch diese heut zu Tage jedem Schulknaben bekannten Experimente täuschen ließ, dürfen wir uns keineswegs wundern. Kenntnisse in den Naturwissenschaften gehörten damals noch nicht zu den Erfordernissen einer guten Erziehung oder zu den unabweislichen Bedürfnissen des praktischen Lebens. Selbst die gebildetsten Cavaliere der damaligen Zeit hatten, obgleich sie in der Regel Virgil, Horaz und Homer beinahe auswendig wußten, es in der Botanik nicht über die galante Blumensprache, in der Zoologie nicht über die Elemente des Sports und in der Mineralogie nicht über die Edelsteinkunde hinausgebracht. Mechanik, Physik, Astronomie wurden als reine Fachstudien betrachtet, mit denen sich ein Gentleman, ohne sich herabzusetzen, eigentlich gar nicht befassen durfte. Sternkunde und Sterndeuterei waren noch identische Begriffe und die Astrologen fanden noch sehr guten Verdienst, selbst in den höchsten Regionen, wo der grasseste Aberglaube eben so gut herrschte wie unter dem Bürger- und Bauernstande. Sahen wir doch, daß Maria von Medicis, Gaston von Orleans, Coigneaux, Puy-Laurent u.s.w. auf Duvals Horoskop hin, welches den baldigen Tod Ludwigs XIII. Prophezeite, ihr ganzes Verhalten basirten!

Der Cardinal sann, nachdem de Lerida seine obige Meinung abgegeben, eine Weile nach und sprach dann:

»Ich hoffe, daß wir den armen Teufel da drüben mit den Spukgeschichten bald in Ruhe lassen können. Jedenfalls müßte eine neue Scenerie Platz greifen. Durch die wirklichen Ereignisse, welche morgen vorkommen werden, veralten die bisherigen Bilder von selbst. Gott befohlen, meine liebe Mathilde. Im Laufe des Tages sollt Ihr durch Latil weitere Nachrichten bekommen.«

Der Cardinal hüllte sich dicht in seinen Mantel und verließ die Zelle. De Lerida gab ihm das Geleite bis zur Pforte, vor welcher auf der Straße Latil seiner harrete.

Schweigend verfügten sich Beide in den nahen erzbischöflichen Palast, wo Richelieu für die

Dauer seines Aufenthaltes in Toulouse zu wohnen beschlossen hatte.

Am nächstfolgenden Abende, als es kaum zu dunkeln begann, also gegen die sechste Stunde, verfügte sich Richelieu abermals nach dem Cupuzinerkloster.

Diesmal begab er sich direkt nach des Priors Zelle, der den hohen Besucher mit der größten Ehrerbietung empfing. Der Prior zählte zu den eifrigsten und verlässlichsten Anhängern des Cardinals.

»Ich danke Euch, mein lieber Dubois, für die Bereitwilligkeit und die Umsicht, womit Ihr meine Pläne unterstützt.«

Der Prior verneigte sich fast bis zur Erde.

»Sind die Beiden angekommen und ist Alles für die Ceremonie bereit?« frug der Cardinal nach einer Pause.

»Alles wird nach Eurem Wunsche geschehen, Eminenz!« versicherte eifrig der Prior.

»Es weiß wohl Niemand in Eurem Kloster, daß der Bruder Antoine der Graf von Moret ist?«

»Außer mir und Bruder Fernandez, der ihn hierher brachte und die Zelle nebenan bewohnt, ahnt Niemand den hohen Rang des Büssers. Uebrigens glaubt ja die ganze Welt steif und fest, daß der Graf von Moret bei Castelnaudary den Tod gefunden habe.«

»Jedenfalls wird es gut sein,« bemerkte Richelieu, »den Bruder Antoine von hier fortzuschaffen; auch möchte ich ihn näher bei Paris zur Hand haben.«

Der Prior biß etwas piquirt auf die Lippen, denn es schmeichelte seinem Ehrgeize, und Pater Dubois war ungemein ehrgeizig, daß ihm vom Cardinal ein so wichtiges Geheimniß anvertraut worden war und nun sollte der Gegenstand desselben seinen Händen entschlüpfen.

»Und wann,« begann Pater Dubois nach einer Weile mit schlecht verfehltem Verdrusse, »gedenken Ew. Eminenz den Bruder Antoine meiner Obhut zu entziehen?«

»Wer sprach denn davon, ihn Eurer Obhut zu entziehen?« entgegnete rasch der Cardinal. »Ihr und Bruder Fernandez werdet ihn begleiten, und auch ferner über ihn wachen.«

Pater Dubois war nicht nur sehr ehrgeizig, sondern such sehr neugierig; er vermochte es daher nicht über sich, die Frage, wohin er den hohen Büsser zu begleiten habe, zu unterdrücken.

»Nun, nach Rouen,« sagte Richelieu gelassen.

»Nach Rouen, hm! Hm!« bemerkte kopfschüttelnd Pater Dubois, »meines Wissens befinden sich dort zwar drei Capuzinerklöster, aber keines von meiner Regel.«

»Bruder Antoine soll in gar kein Kloster mehr gebracht werden.«

»In kein Klosters Ach Du mein Gott, Ew. Eminenz scherzt nur, wo soll denn ich dann in Rouen



meinen Unterstand finden?.«

»Im bischöflichen Palais!« erwiderte Richelieu kurz, den die fieberhafte Neugierde des Prior amüsirte.

»Im bischöflichen Palais?!« rief Pater Dubois, noch mehr den Kopf schüttelnd als zuvor.

»Ich glaube, daß der Bischof in sein Palais gehört.«

»Eminenz!« rief der Prior mit zitternder Stimme, während er vor innerer Aufregung bald blaß, bald roth wurde. »Eminenz! Ihr seid grausam in Eurer guten Laune!«

»Da lest und behaltet gleich diese Schrift!« sagte der Cardinal und reichte Pater Dubois ein Pergament, welches des Königs Unterschrift und Siegel trug. Es war wirklich die Ernennung des Pater Dubois für den erledigten Bischofssitz von Rouen.

Der Prior stürzte dem Cardinal zu Füßen und stotterte seinen Dank. Richelieu hob ihn auf und sagte:

»Man wirft mir eine allzugrausame Strenge gegen meine Feinde vor, aber ich glaube, daß meine Freunde um so weniger Grund haben, mit mir unzufrieden zu sein. Doch jetzt laßt mich zum Grafen von — wollte sagen, zu Bruder Antoine eilen.«

Der Prior schritt als Wegweiser voran und schloß die wohlversperrte Thür zu dem Seitentracte auf, in welchem ganz abgesondert von allen übrigen Insassen des Klosters die Zellen der Laienbrüder Antoine und Fernandez gelegen waren.

Der Gras von Moret befand sich also im Kloster in strenger Haft, da wohl Fernandez de Lerida, aber nicht er die erforderlichen Schlüssel besaß, um den genannten Seitentract nach Belieben zu verlassen. — Diese beiden Laienbrüder speisten nicht einmal im gemeinschaftlichen Refectorium und kamen mit den übrigen Patres und Fratres, die paar Betstunden im dunklen Chore ausgenommen, auch sonst in gar keine persönliche Berührung.

Der Graf von Moret kniete bei dem Eintritte Richelieu's in die Zelle wieder auf dem Betschämel. — Er war jetzt wo möglich noch blässer und verstörter als heute Nacht.

Als er den Cardinal, hinter welchem der auf dem Gange harrende Prior die Thür schloß, gewahrte, zuckte er leicht zusammen, sammelte sich aber bald und nachdem er den Betschämel verlassen, trat er dem Besucher ziemlich festen Schrittes entgegen, indem er dumpfen, unwilligen Tones sagte:

»Seit wann habt Ihr es Euch zum Geschäft gemacht, auch die Todten zu beunruhigen? Verfolgt mich Euer Haß, Eure Rache selbst bis hierher? Fließt nicht genug des Blutes auf dem Schaffote oder feiern etwa Eure Henker, daß Ihr Euch an den Martern meiner Seele laben müßt, nachdem Ihr mein elendes Dasein geschont?«

»Monseigneur!« erwiderte der Cardinal ruhig, »ich bin es zu sehr gewohnt, meine Handlungen falsch, das heißt zu hart beurtheilt zu sehen, und bei Euch finde ich die Bitterkeit Eurer

Ausdrücke sogar gewissermaßen entschuldigt, weil Ihr alle Beweggründe, die mich bestimmten, so und nicht anders, als ich gethan, gegen Euch zu handeln, nicht kennt.«

»Ich verzichte im Vorhinein darauf, in Eure Machinationen des Nähern eingeweiht zu werden; selbst in meiner jetzigen Erniedrigung halte ich mich noch für viel zu gut, um durch Euer Vertrauen Euer Mitschuldiger zu werden,« entgegnete Moret hochfahrend und wandte sich verächtlich halb zur Seite. —

»Ei, ei!« sagte Richelieu gelassen, »Ihr habt es in letzter Zeit in Betreff der Mitschuld doch nicht gar so genau genommen, denn wenn ich schon so weit gehe, es mit dem sehr gewagten Ausdrücke einer bloßen Verirrung zu bezeichnen, daß Ihr, ein Sohn Heinrichs IV., Kopf und Hand dazu herliehet, um die Principien seiner auf Frankreichs Ruhm und Größe abzielenden Politik, eine Politik, die, nebenbei gesagt, noch die meinige ist, zu bekämpfen, so muß ich es jedoch Euch geradezu als eine namenlose Schmach, als ein schweres, kaum zu sühnendes Verbrechen anrechnen, Jemanden, der die Mörder Eures Vaters gedungen, Jemanden, der über das Gelingen der ruchlosen Frevelthat jubelte, Euch als Freund, als Helfershelfer angeschlossen zu haben. Nun, Anton von Bourbon, fühlt Ihr noch den Muth und die Berechtigung in Euch, mich, den Erben und den Verfechter der Ideen des großen Königs, mich, den die Vorsehung zu seinem Rächer bestellt, zu verachten, die Mitschuld an meinen Thaten als ehrlos zu brandmarken?«

Richelieu hielt inne und seine Augen schienen den Grafen von Moret zu durchbohren, in dessen Ohren die mit Kraft und Affekt gesprochenen Worte des Cardinals gleich den Posaunen des Weltgerichtes wiederhallten. Die Visionen der letzten Nächte zogen rasch an seinem geistigen Auge vorüber und seine erhitzte, krankhaft aufgeregte Phantasie ließ ihm in diesem Augenblicke Richelieu als ein überirdisches Wesen, als einen Boten des Himmels erscheinen, abgesandt, um ihn, den Lebendig-Todten, zu richten und zu strafen.

»Und Ihr könntet beweisen,« hauchte nach einer langen Pause der Graf von Moret, »Ihr könntet beweisen, daß es noch Jemanden gebe auf dieser Welt, der seine Hände in das Blut meines Vaters getaucht, daß ich diese verruchten Hände in Freundschaft gedrückt?«

»Schwört mir bei Eurer Ehre, bei dem Andenken an Euren unglücklichen Vater, daß Ihr als ein ewiges tiefes Geheimniß den Beweis, den Ihr verlangt, in Eurer Brust begraben wollt, und Ihr sollt ihn haben, zur Stelle haben.«

Der Graf von Moret erhob seine Rechte zum Schwure und sagte in furchtbar feierlichem Tone:

»Vor Gott und der Welt will ich ehrlos und verflucht sein in alle Ewigkeit, alle Hoffnung, meinen edlen Vater dort im Himmel wieder zu sehen, soll für mich unwiederbringlich verloren sein, wenn ich das Geheimniß je verrathe, so Ihr mir mittheilen werdet.«

Richelieu zog aus seiner Brust jenes verhängnißvolle Blatt Papier, welches ihm einst der König in Chaillot übergeben und welches der Cardinal bei seiner Audienz in Versailles fälschlich als bereits vernichtet bezeichnet hatte.

Der Graf von Moret las mit fieberhafter Hast Ravailacs letztes Bekenntniß. Der Cardinal erläuterte ihm mit kurzen Worten, wie es in Ludwig XIII. und dann in seinen Besitz gelangt sei.

Mit zitternden Händen gab Moret das inhaltsschwere Pergament dem Cardinal zurück. Sein ohnehin blasses Gesicht wurde nun erdfahl und um nicht umzusinken, mußte er sich auf den harten Stuhl, der neben seinem Lager stand, fallen lassen.

Reue und Verzweiflung spiegelten sich in den Mienen des unglücklichen jungen Mannes auf eine wahrhaft Erbarmen erregende Weise.

Wohl an zehn Minuten verbrachte Moret stumm in dieser fürchterlichen Lage; dann aber raffte er sich mühsam auf, wankte auf Richelieu zu und sagte mit hohler Stimme und irrem Blicke:

»Ihr habt Recht, Cardinal, ich bin ein ehrloser Verbrecher geworden durch meine Gemeinschaft mit Maria von Medicis; es gibt keine weltliche Strafe, die mein Vergehen zu sühnen vermöchte. Ich bin nicht einmal würdig, ein Schaffot zu besteigen, ich muß also leben, lange leben; nur die fürchterlichen Qualen, die mir jeder Augenblick meines vergifteten Daseins bereiten wird, können vielleicht dereinst meinen unglücklichen Vater dort oben im Himmel versöhnen. — Sprecht,« fuhr der Unglückliche halb wahnwitzig fort und streckte flehend die Hände dem Cardinal entgegen, »sprecht, welcher Jammer soll heute noch hereinbrechen über mich, damit meine Sühne noch heute beginne; sucht ihn aus den schrecklichsten aller Schmerzen, der mich noch zu treffen, mein Herz zu zerfleischen vermag; ich bitte, ich beschwöre Euch, schont mich nicht, ich will. Leiden, unsäglich leiden!«

Ein Schatten des Unmuthes über sich selbst überflog Richelieus Züge. — Die Verzweiflung und die Seelenleiden des erbarmungswürdigen Moret gaben sich in solch erschütternder Weise kund, daß selbst das steinerne Herz des Cardinals eine Anwendung von Gewissensbissen verspürte. — Aber gewohnt, die Menschen ohne Unterschied des Standes und Ranges nur als Werkzeuge seines Willens und seiner Pläne zu betrachten und zu behandeln, unterdrückte er schnell die gedachte sentimentale Regung seines Gemüthes als ungehörig und sein Ziel wieder ins Auge fassend, ergriff er den Büsser am Arme, indem er sagte:

»Kommt, Bruder Antoine, — der Prior, welcher draußen harret, wird Euch auf den Chor geleiten; was dort Ihr seht und hört, soll der Anfang Eurer schweren Buße sein.«

Der Graf von Moret hüllte sich wie vom Froste geschüttelt, fester in seine Kutte und nachdem er die Capuze tief über das Gesicht gezogen, folgte er wie ein Automat den Schritten Richelieus auf den Corridor hinaus, wo der Prior und Bruder Fernandez bereits ihrer warteten. Diese Beiden nahmen den armen Büsser der halb besinnungslos dahin wankte, in ihre Mitte; der Cardinal verlor sich unbemerkt, als man den Haupttrakt des Klosters erreicht hatte.

Der Prior und Bruder Fernandez lenkten ihre Schritte nach dem Chor und postirten dort Moret, der ganz willenlos sich benahm, an ein Gitter, durch welches man auf den Hauptaltar unterhalb zu sehen vermochte.

Moret fiel mechanisch auf die Knie und lehnte seine brennendheiße Stirne an das Eisengitter, dessen eisige Kälte ihm wohlzuthun schien.

Inzwischen zündeten die Ministranten unten im Schiffe der Kirche und an dem Hochaltare sämtliche Wachslichter an. Eine besonders feierliche kirchliche Ceremonie schien noch in so später Stunde, es war bereits gegen neun Uhr geworden, bevorzustehen.

Die große Orgel intonirte einen Ritualgesang; das Schiff der Kirche begann sich im Hintergrunde allmählig mit Menschen zu füllen, die sich nach und nach immer weiter vorschoben. — Eine Spalier königlicher Gardien schloß den Raum in der Nähe des Hochaltars ab und ließen in denselben nur einzelne wenige Personen männlichen und weiblichen Geschlechtes eintreten, welche offenbar durchaus den höhern und höchsten Ständen angehörten.

Endlich öffnete sich die Thür der Sakristei. Eine dicht verschleierte, prachtvoll gekleidete Dame trat um Arme eines jungen, eben so schönen als eleganten Cavaliers zu dem Tabourete, welches dem Altare gegenüber aufgestellt war. Diesen Beiden folgten vier andere Cavaliere unmittelbar nach und stellten sich zur rechten und linken Seite des Paares auf.

Einige Minuten später erschien ein Priester im Festornate mit zahlreichem Ministrantengefolge.

Kein Zweifel, es sollte jetzt eine Trauung vor sich gehen, Theilnahmslos hatte bis zu diesem Augenblicke der Graf von Moret durch das Gitter nach dem Hochaltare hinabgestarrt. Als er aber den überglücklichen und stolz um sich schauenden Bräutigam gewahrte, stockten alle seine Pulse und die Erinnerung an seine nächtlichen Visionen trat mit aller Macht vor seine Seele.

»Es ist Pontis, Pontis!« feuchte er dumpf vor sich; krampfhaft schüttelte er an den massiven Eisenstäben und drückte dann an diese sein von Fieberhitze geröthetes Antlitz.

Der Priester begann die Ceremonie.

Die Braut schlug den Schleier zurück; Moret preßte sein Antlitz noch fester an das Gitter, aber dennoch vermochte er nicht ihre Züge zu erkennen, weil sie ihm zur Seite abgewandt stand.

Marquis de Pontis erwiderte auf die Frage, ob es sein ernstlicher Wille sei, die neben ihm stehende Isabella von Lautrec zum Eheweibe zu nehmen, mit einem frohen lauten »Ja«.

Die Braut vermochte nicht auf die ähnliche Frage des Priesters zu antworten, denn kaum war aus dem Munde des Marquis de Pontis das » Ja« erschollen, als ein gellender, markerschütternder Schrei, der nichts menschliches an sich hatte, hinter den Gitterstäben eines der Chorfenster ertönte und allen Anwesenden das Blut erstarren machte.

Erschrocken wie alle Uebrigen wandte auch die Braut ihr Antlitz nach der Stelle, von woher der Schrei gekommen.

»Isabella!« kreischte dieselbe Stimme in dem nämlichen durchdringenden Tone. Und nochmals begann derselbe Schrei zu erzittern, aber dieses Mal schien schon die erste Sylbe erstickt worden zu sein.

Isabella von Lautrec wurde todtenbleich. Umsonst versuchte sie sich zu fassen, ihr schwindendes Bewußtsein zu fesseln. Sie allein von allen Anwesenden hatte diese Stimme erkannt, sie allein ahnte jetzt, daß Moret noch zu den Lebenden zähle. De Pontis versuchte vergeblich ihr Muth einzusprechen, sie über diese sonderbare Störung zu beruhigen. Auch der Priester zeigte sich bereit, die unterbrochene heilige Handlung fortzusetzen. Doch war letzteres unmöglich geworden, denn Isabella, dem Kampfe, der in ihrem Innern wüthete, unterliegend, wurde blaß und kalt wie Marmor und sank ohnmächtig in die Arme ihres zu Tod erschrockenen Bräutigams.

Allein und Verzweiflung im Herzen kehrte de Pontis in sein bräutlich geschmücktes Haus zurück.

Isabella von Lautrec wurde zu Frau von Cambalet gebracht, welche ihren Oheim auf der Reise nach Toulouse begleitet hatte.

Während der Unordnung, welche in Folge dieses ungeahnten Zwischenfalles in der Kirche herrschte, war Richelieu, der hinter einem anderen Chorfenster stand, zu Moret geeilt, welchen der Prior und de Lerida glücklich geknebelt und gebunden hatten, bevor er sich durch weitere Ausrufe näher zu verrathen vermochte.

Moret, welcher inzwischen bewußtlos geworden war« wurde nun rasch in seine Zelle getragen.

Dort kam er alsbald wieder etwas zu sich. Chicot, des Cardinals Leibarzt, der eiligst herbeigerufen worden war, untersuchte genau des Leidenden Zustand. Vor Allem fand er die Anwendung eines tüchtigen Aderlasses für nothwendig.

Der Kranke sprach irre und schien am ganzen Leibe wie gelähmt.

»Nun, Chicot!« frug nach einer guten halben Stunde der Cardinal in gespanntester Erwartung, »wir steht es mit dem Patienten?«

»Eminenz!« erwiderte Chicot, »es ist eine gewaltige Geistesstörung eingetreten und ich fürchte, daß es vielleicht Jahre brauchen wird, um den Kranken wieder herzustellen, wenn dies überhaupt noch möglich ist.«

Der Cardinal kniff die Lippen zusammen, blickte düster vor und abermals überflog ein Schatten des tiefsten Unmuths seine Züge.

»Wann wird der Kranke im Stande sein« eine Reise in einer Sänfte zu ertragen?« frug er dann kurz.

»Zu jeder Stunde und ich wünsche es sogar, daß er baldigst diesen Ort verlasse, in welchem seine Heilung in vorhinein als unmöglich angesehen werden müßte.«

»Glaubt Ihr, daß sein Wahnsinn in Tollsucht ausarten könnte?«

»Das bezweifle ich zwar, Eminenz, aber Vorsichtsmaße regeln werden immerhin nothwendig sein.«

»Chicot! mir liegt sehr viel an diesem Mann, so viel als an meinem eigenen Leben. Ihr erweist mir daher den Gefallen, den Kranken persönlich nach Rouen zu geleiten. Ihr und Bruder Fernandez werdet Euch Dubois, den neuen Bischof von Rouen, der morgen schon sich auf die Reise macht, anschließen.«

Chicot verbeugte sich gleich Dubois und de Lerida, welche ebenfalls in der Zelle Moret's anwesend waren.

»Kennt Ihr Euren neuen Patienten näher oder gar schon von früher her?« frag dann der Cardinal und blickte seinen Leibarzt auf eine etwas sonderbare Weise an.

Chicot diesen Wink verstehend, erwiderte rasch:

»Der Kranke besitzt zwar einige Aehnlichkeit mit Anton von Bourbon, der in der Schlacht bei Castelnaudary fiel; aber ich kenne den Mann da schon von Kindheit an und kann daher Jedermann, der es will, erzählen und beweisen, daß es nicht der Graf von Moret ist.«

»Ich hoffe,« entgegnete Richelieu bedeutsam, »daß Ihr unter »Jedermann« nöthigenfalls sogar Seine Majestät unseren allergnädigsten König verstehen werdet?«

»Eminenz! Lächelte Chicot, »ich glaube mich Euch gegenüber noch nie begriffsschwer erwiesen zu haben; es handelt sich also nur, daß Monseigneur Dubois und jener junge Spanier mit mir auf der gleichen Höhe einer Euch entsprechenden Fassungsgabe sich befinden.«

»Monseigneur Dubois und Cabalero de Lerida,« erwiderte Richelieu, »werden Euch nie Lügen strafen, mein lieber Chicot, und ich wünschte nur, daß Eure Kunst an Bruder Antoine sich ebenso glänzend bewähren möge, als die bisherigen Bemühungen Eurer beiden künftigen Helfer für den Augenblick leider etwas zu erfolgreich gewesen sind.«

»Eminenz!« sagte Chicot, den Irrsinnigen, der theilnahmslos auf seinem Bette kauerte und mit irren Blicken das Gemach und die Anwesenden musterte, als ob er durchaus neue ihm unbekannte Dinge wahrnehme, »Eminenz! wie schon gesagt, es wird eine lange Cur werden und eine gänzliche Herstellung bleibt zweifelhaft.«

Richelieu trat auf Chicot zu und flüsterte demselben sehr leise eine Frag,« deren Beantwortung ihn außerordentlich zu interessiren schien, ins Ohr.

Chicot erwiderte eben so rasch als bestimmt gleichfalls leise: .

»Es ist mir zwar ein Räthsel, zu welchem Zwecke Ihr gerade diese Frage stellt, aber als zuverlässig könnt Ihr es annehmen, daß das physische Vermögen, von welchem Ihr sprecht, unter seinem jetzigen Zustande, auch wenn derselbe der ärztlichen Kunst dauernd spotten sollte, nicht leidet, im Gegentheile — — —.«

»Dann ist Alles gut,« erwiderte Richelieu froh aufathmend und verließ elastischen Trettes die Zelle des wahnsinnigen Grafen von Moret, nachdem er Chicot, Dubois und de Lerida ebenso freundlich als huldvoll mit der Hand zum Abschiede zugewinkt hatte.

---

## VII.

### Ein Fischrecht und seine Folgen.

Chicot hatte seinen großen und wohlverdienten Ruf als Arzt durch den gethanen Ausspruch, daß der Graf von Moret lange, lange Zeit zu seiner Herstellung bedürfen werde, wenn solche überhaupt möglich sei, neuerdings gerechtfertigt, denn beinahe sind sechs volle Jahre verstrichen, ohne daß der stille Wahnsinn, welcher seinen Geist umnachtete, seither auch nur auf eine Stunde gebannt werden konnte.

Er befand sich noch immer unter Dubois Obhut in Rouen und ein junger Arzt, in welchen Chicot besonderes Vertrauen setzte, leitete, seit der Kranke in seinem neuen Asyle sich befand, die Cur, welche insoferne nicht ganz resultatlos erschien, als der Wahnsinnige von den Anfällen der Tobsucht, welche im ersten Jahre ihn zeitweise überkommen halten, nicht wieder heimgesucht worden war. Seit dieser Zeit vegetirte der Kranke ruhig und harmlos fort wie ein Kind, ohne Erinnerung an die Vergangenheit, ohne alle Sorge für die Zukunft. — Er schien für alle geistigen Eindrücke, welche immer Art, ganz unempfänglich geworden zu sein, äußerte jedoch einen gewissen Sinn für physisches Wohlbehagen, ein Umstand, welcher mit Recht von Chicot als die Achillesferse seiner Krankheit bezeichnet wurde.

Der Cabalero de Lerida, welcher schon bei der Abreise von Toulouse die sich freiwillig auferlegte geistliche Buße für seinen von ihm im Duelle getödteten Wohlthäter für abgethan betrachtete und deshalb noch in jener Nacht die Mönchskutte von sich geworfen hatte, hielt sich seither nicht permanent in Moret's Nähe auf, sondern reiste wieder wie früher fleißig im Dienste des Cardinals zwischen Brüssel und Paris, wobei er jedoch nie unterließ, entweder auf der Hin- oder Rückreise, und wenn es nur irgendwie anging auch zu beiden Malen, den Umweg über Rouen zu wählen, und dann dort einige Tage zu verweilen.

Diese kurzen Aufenthalte de Lerida's Rouen hatten für den armen Wahnsinnigen immer Visionen sehr angenehmer Art im Gefolge, denn die Gräfin von Urbano erschien ihm dann in den nächtlichen Stunden nicht mehr als jenes drohende, mit den Wellen im verzweiflungsvollen Kampfe ringende Gespenst, sondern als eine lebenswarme, liebeglühende Gestalt, deren — Küsse auf seinen Lippen wie Feuer brannten, sein Blut und seine Begierden entflammend. — —

Die Zufriedenheit, welche auch de Lerida über diese nächtlichen Visionen des Wahnsinnigen zu fühlen schien, scheint uns zu dem Schlusse zu berechtigen, Chicot habe in der That einen richtigen Ausspruch gethan, als er den Cardinal mit der Versicherung beruhigte, daß die Störung, welche des Grafen von Moret Geist erlitten, auf seine physischen Vermögen keinen abträglichen Einfluß äußern werde.

Bevor wir es unternehmen, ein höchst wichtiges Ereigniß, das aus den in Rede stehenden »Visionen« entsprang und die kühnen, rücksichtslosen Pläne des Cardinals für Frankreichs Zukunft endlich krönen sollte, müssen wir die hervorragendsten geschichtlichen Ereignisse, welche sich in der Zeit von Ende October 1632 bis zum Herbste 1638 in Frankreich zutrug, in

thunlichster Kürze dem Leser vorführen, um unserem Versprechen, ein getreues Bild der damaligen Verhältnisse zu liefern, gewissenhaft nachzukommen.

Wie wir schon in einem früheren Capitel und zwar bei der Schilderung von Montmorencys Ende erwähnten, durfte sich Monsieur von Beziere nach Tours zurückziehen.

Die Anhänger Gastons von Orleans, welche ihn dahin begleitet hatten, hielten sich aber in Tours nicht für sicher; sie fürchteten, es könnte Richelieu, sobald der Proceß in Toulouse sein Ende fand, über kurz oder lang das Verlangen anwandeln, in Tours ein kleines Nachspiel zu veranstalten.

Monsieur, der in Tours unter strenger Bewachung stand und sehr knapp gehalten wurde, so daß er weder Gelegenheit noch Geld besaß, seinen gewohnten lockeren Neigungen nachzuhängen, war unschwer von seinem Gefolge zur Flucht zu bewegen, welche auch am 6. November 1632, also merkwürdiger Weise gerade an dem Tage, an welchem der große Held Gustav Adolph von Schweden seinen Tod bei Lützen fand, ohne alle Hindernisse glücklich vor sich ging, denn die bisher so strengen Wächter waren plötzlich rein taub und blind geworden für Alles, was um sie her vorging. Ohne Paris zu berühren und unter Weges nirgends auch nur im geringsten incommodirt, erreichten die Flüchtlinge am 20. November Brüssel.

Monsieur und seine Begleiter, welche, wenigstens vorläufig, auf Geldrimessen ans Frankreich nicht rechnen durften, waren ehrlos genug, von den Feinden ihres Vaterlandes Apanagen anzunehmen, nach dem Beispiele der Maria von Medicis, welche eine solche schon lange genoß.

Betrachten wir nun etwas näher die politische Lage von Frankreich und Deutschland.

Der Tod Gustav Adolfs gab den deutschen Angelegenheiten eine neue Wendung und vermehrte den Spielraum des Cardinals. Bis zu diesem Zeitpunkte hatte Richelieu mehr die bloße Demüthigung und Schwächung des Hauses Oesterreich als die Vergrößerung Frankreichs im Auge behalten können. Das Ereigniß von Lützen jedoch erweckte in ihm lebhaft den Wunsch nach den sogenannten natürlichen Grenzen Frankreichs, d. h. nach dem Rhein. Ohne einen offenen Krieg mit Oesterreich war jedoch eine solche Gebietsvergrößerung nicht denkbar. Vor Allem wollte Richelieu die Schweden bewegen, ihre Eroberungen am linken Rheinufer, wozu der Elsaß gehörte, an Frankreich abzutreten. So lange Gustav Adolph lebte, durfte ein solches Ansinnen, ohne die guten Beziehungen Schwedens zu Frankreich zu gefährden, nicht einmal gestellt werden.

Jetzt aber, nach dem Tode des großen Schwedenkönigs, konnte und mußte es den Führern der Protestanten in Deutschland sehr erwünscht sein, wenn Frankreich sich offen gegen Oesterreich erklärte und dadurch Wallenstein's Siegeslaufbahn ein Ziel steckte.

Die Erschöpfung eines bereits volle vierzehn Jahre andauernden barbarischen Krieges machte sich an Oesterreich sehr bemerkbar und auch Spanien siechte an den Nachwehen des niederländischen Unabhängigkeitskampfes dahin.

Zudem standen Oesterreich und Spanien fast ohne alle namhaften Alliirten da, weil die religiöse Uuduldsamkeit, welche in beiden Staaten als oberste Regierungsmaxime galt, nicht nur ganz Europa, sondern auch die Mehrzahl der eigenen Unterthanen wider sie aufgebracht hatte.



Ungeachtet der Fehden, welche Maria von Medicis und Gaston von Orleans zeitweise im Innern Frankreichs anstifteten und zum Ausbruche brachten, stand dieses im Vergleiche zu dem gänzlich zerrütteten Oesterreich und Spanien als eine concentrirte große Macht da, welche durch einen Krieg im eigentlichen Sinne des Wortes noch gar nicht gelitten hatte.

Ludwig XIII., für Kriegeruhm sehr empfänglich, ließ willig sein Ohr den Rathschlägen Richelieus, vorläufig die Protestanten in Deutschland und die Holländer mit Geld zu unterstützen, inzwischen aber, im Geheimen zu rüsten, um im günstigsten Momente mit einer imposanten Macht als Vermittler aufzutreten. Der König gab zu den kühnen Plänen des Cardinals seine volle Zustimmung und dieser zögerte nicht, alle Einleitungen zu treffen.

Auf der Rückreise von Toulouse nach Paris wurde jedoch Richelieu plötzlich so krank, daß er in Bordeaux zurückbleiben mußte. Ludwig XIII., der sich nur in Paris und Umgebung wohl fühlte, und sehr häufig an das Kloster der Büsserinnen in der Rue des Postes dachte, reiste nach St. Germain weiter. Der Zustand des Cardinals verschlimmerte sich binnen wenigen Tagen derart, daß man stündlich seinem Ableben entgegensah. Hierzu mag sehr viel der Umstand beigetragen haben, daß er sich der Behandlung eines fremden Arztes anvertrauen mußte, denn Chicot, der ihn schon an fünfzehn Jahre behandelte, war, wie wir wissen, in des Bischofs Dubois Gefolge nach Rouen aufgebrochen.

Inzwischen wurde Richelieu von seinen Feinden bereits für todt ausgegeben. Was man wünscht, hält man eben gerne für wahr. — Das Gerücht von seinem Tode wurde sogar bis Brüssel verbreitet; die Königin-Mutter und ihr würdiger Sohn Gaston feierten auf solches hin Feste über Feste, aber — zu früh.

Selbst die Königin Anna war so unklug, daß sie an dem Tage, an welchem die Aerzte den Cardinal aufgaben einen Kammerball veranstaltete. — Diesem wohnte der Großsiegelbewahrer Châteauneuf bei, welchen die Königin bei dieser Gelegenheit den Anwesenden als Richelieus Nachfolger vorstellte. — Auch der Chevalier von Jars, dessen Proceß später eine so traurige Berühmtheit erlangte, war zugegen und äußerte laut seine Freude über des Cardinals Ableben.

Dieser aber machte den Ausspruch seiner Aerzte zu Schanden und überstand glücklich die schwere Krisis. Chicot welcher zwei Tage, nachdem der Cardinal wieder Aussicht auf Genesung hatte, in Bordeaux eingetroffen war, leitete nun ausschließlich die weitere Behandlung des Kranken, der sich auffallend schnell erholte.

Wie ein erzürnter Löwe trat jetzt Richelieu unter seine Feinde.

Der Großsiegelbewahrer Laubespine von Châteauneuf wurde seines Amtes entsetzt und in das Schloß von Angoulême eingesperrt. — Der Chevalier von Jars, aus der Familie Rochechouart, mußte in die Bastille wandern, wo er elf Monate in einem feuchten Kerker verblieb, bis ihm die Kleider herabfaulten. Dann wurde er nach Troyes abgeführt und über ihn ein Specialgericht eingesetzt, dessen Vorsitz ein gewisser La Feymas, Intendant der Champagne und Großjägermeister von Frankreich, führte.

Dieser Mensch verdiente den Beinamen, den ihm die öffentliche Meinung gab; er war nämlich allgemein unter dem Namen »der Henker des Cardinals« bekannt. — Um den Absichten Richelieus nachzukommen, stand ihm jedes Mittel zu Gesicht. Handelte es sich darum, ein

Geständniß zu erlangen, wandte er Versprechungen, Drohungen, Lügen und verfängliche Fragen an. — Gelang dies nicht, so nahm er zu Bitten, Zusagen und Thränen seine Zuflucht; er zeigte sich tief betrübt über das Schicksal seines Angeklagten, umarmte denselben herzlich und schwor, daß kein Wort des Bekenntnisses über seine Lippen kommen solle. — Nützte auch dies nicht, so kehrte er den strengen, unerbittlichen Richter heraus, ließ die Folterwerkzeuge bringen, zwang den Gefangenen Stück für Stück zu besehen und zu betasten, erklärte den Gebrauch und Zweck eines jeden und schilderte mit Wollust die Qualen, die sie verursachten.

In die Hände eines solchen Scheusals legte man den Proceß des Chevaliers de Jars.

Nicht weniger als vierundzwanzig peinliche Fragen wurden an ihn in der Marterkammer gestellt. Man wollte aus ihm ein Geständniß erpressen, daß er mit Spanien und mit den Verbannten in Brüssel eine Correspondenz unterhalten habe.

Alle Künste von La Feymas scheiterten jedoch an de Jars Geistesgegenwart und Standhaftigkeit.

Ungeachtet er kein einziges Geständniß abgelegt hatte, wurde er dennoch zur Enthauptung auf dem Marktplatze von Troyes verurtheilt.

Man versprach ihm Gnade, wenn er bekenne. Er blieb unerschütterlich. Man ließ ihn das Schaffot besteigen, der Henker holte zum Todesstreiche aus. — Weiter zu gehen hatte der Cardinal verboten. — La Feymas zeigte ihm also nun in süßlichen Worten seine Begnadigung an. De Jars vernahm diese Kunde eben so ruhig wie früher sein Todesurtheil. — Die Begnadigung bestand aber darin, daß man ihn in seinen Kerker zurückführte und ihn dort noch mehrere Jahre vertrauern ließ. Endlich erhielt er die Erlaubniß, ins Ausland zu reisen.

De Jars und Châteauneuf hatten also ziemlich theuer die Freuden einer Ballnacht und ihren vorzeitigen Jubel über Richelieus Tod bezahlt.

Wir müssen hier noch eines Vorfalles erwähnen welcher uns beweist, wie weit es der Cardinal in der kurzen Zeit, seit er erster Minister geworden, in der Unterjochung des früher so stolzen und unbändigen Adels gebracht hatte.

Der alte Herzog von Epemon, welcher seit fast sechzig Jahren eine so große Rolle in der Geschichte Frankreichs gespielt hatte und bekannt durch seinen maßlosen Stolz, den er früher sogar dem Könige gegenüber nicht zu zügeln beliebte, war bereits einmal, und zwar nach der Flucht der Königin-Mutter, wie wir bereits bemerkten, gezwungen worden, dem Cardinal öffentlich Abbitte zu leisten, um einen Proceß, dessen Ausgang zu seinen Ungunsten nicht zweifelhaft sein konnte, von sich abzuwenden.

Diese Demüthigung und der Mißerfolg, welchen sein Kniefall vor dem Könige in Toulouse hatte, als er um Montmorencys Leben bat, bestimmten ihn, seit Kurzem wieder einmal seinen Aufenthalt in Bordeaux zu nehmen. Aus besonderer Gnade hatte ihm nämlich der König das Gouvernement der Provinz Guyenne belassen.

Während seines Aufenthaltes in Bordeaux hatte sich Epemon gegen Richelieu, den auch er bereits als einen todten Mann ansah, sehr wenig lebenswürdig benommen. Der Cardinal sehnte sich daher nach einer Gelegenheit, um den alten Epemon, den sein gewohnter Hochmuth wieder

befallen, ordentlich zu kränken; die Gelegenheit bot sich nur zu bald dar, und Richelieu ließ sich solche nicht entschöpfen.

Epernon hatte mit Herrn Henri de Sourdes, Erzbischof von Bordeaux, nie im besonders guten Einvernehmen gelebt, denn de Sourdes war ein Hitzkopf und noch dazu ein eifriger Anhänger Richelieus.

Der offene Bruch zwischen Epernon und de Sourdes wurde durch eine etwas bizarre Ursache, welche uns jedoch die damalige Zeit und deren Sitten kennen lehrt, herbeigeführt.

Der Herzog von Epernon genoß nämlich bezüglich des Fischverkaufs in Bordeaux ein uraltes Feudalrecht, welches darin bestand, daß er den Zutritt auf den Fischmarkt den Bewohnern der Stadt nach Belieben verwehren durfte. Von diesem Privilegium machte er im Februar 1633 den Leuten des Erzbischofs gegenüber Gebrauch. Dieser versuchte es nun, seinen Fischbedarf von einem andern Orte zu decken, aber vergeblich, denn der Herzog hatte den erzbischöflichen Palast mit Wachen umstellen lassen, welche jeden Fischhändler, der die Küche des Herrn de Sourdes mit den Produkten des Flusses oder der See versorgen wollte, ohne viele Umstände fortjagten.

Es kam zu Schlägereien zwischen den Leuten des Erzbischofs und des Herzogs von Epernon, und da der letztere der Stärkere war, passirte es sogar, daß Herr von Sourdes sammt seinem ganzen Domcapitel an einigen Fasttagen wirklich fasten mußte. Dieses Leid verzieh der an seiner verwundbarsten Stelle hart getroffene Kirchenfürst dem übermüthigen Gouverneur nie und nimmer.

Der Erzbischof führte bei der Stadtbehörde Klage und drohte, wenn man seinen wohlbegründeten Beschwerden nicht gerecht würde, mit dem gesammten Clerus Bordeaux zu verlassen.

Epernon sandte seinen Gardelieutenant zu dem Erzbischofe und ließ diesen fordern.

Der Erzbischof machte von seinen geistlichen Rechten Gebrauch und excommunicirte den Gardelieutenant. In der Excommunications-Sentenz flehte er die göttliche Gnade um Belehrung der Sünder an.

Der Herzog von Epernon, hierdurch noch mehr gereizt, erließ eine Ordonnanz, in welcher er jedwede Versammlung im Palaste des Erzbischofs verbot, wovon nicht einmal jene kirchlichen und religiösen Zusammenkünfte ausgenommen waren, welche Herr de Sourdes mit den Geistlichen seiner Diöcese regelmäßig abzuhalten pflegte. Eine ganze Kette von Wachen umlagerte das erzbischöfliche Palais und hielt den Befehl des Gouverneurs strenge aufrecht.

Der Erzbischof, der sich auf eine unläugbar ganz widerrechtliche Weise in seinem eigenen Hause belagert sah, warf sich in sein kirchliches Gewand, setzte die Bischofsmütze auf, nahm den Krummstab zur Hand und gefolgt von seinem Clerus, schritt er durch die Straßen von Bordeaux.

Auf den Hauptplätzen hielt de Sourdes Ansprachen an das zusammenströmende Volk, welches, ohnehin den stolzen Epernon ingrimmig hassend, entschieden die Partei des Erzbischofs ergriff.

Epernon von der gefährlichen Bewegung benachrichtigt, eilte herbei. Bewaffnete Bürger

begannen sich um de Sourdes und sein Gefolge zu schaaren.

Der Gouverneur fuhr den Erzbischof rauh an, schalt ihn einen Aufrührer und forderte barschen Tones, daß er sich sogleich in sein Palais zurückziehe. Dabei hob er gebieterisch seinen Marschallstab in die Höhe.

Der Erzbischof, letztere Pantomime irrig verstehend, schrie mit vor Zorn halb erstickter Stimme:

»Schlage zu, schlage zu, Tyrann! Du bist excommunicirt!«

Epernon, gleichfalls außer sich vor Wuth, schlug mit seinem Stabe dem Erzbischofs die Mitra vom Haupte und den Krummstab aus der Hand.<sup>4</sup>

Einige besonnene Edelleute und Bürger legten sich ins Mittel; Epernon und de Sourdes würden sonst handgemein geworden sein, gleich zweien Gassenjungen.

Der Erzbischof eilte in seine Cathedrale und schleuderte von der Kanzel eine neue Excommunication herab, in welcher Epernon mit inbegriffen war. Alle Kirchen der Stadt und auch jene von Cadillac, wo das Schloß des Herzogs von Epernon lag, wurden mit dem Interdicte belegt.

Diese Maßregel ging jedenfalls etwas zu weit, denn dadurch wurde die Einwohnerschaft, welche doch für de Sourdes entschieden Partei genommen hatte, am härtesten betroffen.

Ein königlicher Befehl beschränkte auch alsbald diese Excommunication bloß auf Epernon und seine Leute.

Gleichzeitig gelangte aber auch an das Parlament von Bordeaux der Befehl, wider Epernon den Proceß einzuleiten. Dieser Proceß endigte damit, daß der alte Hochmuthsteufel aller seiner Würden entkleidet und auf seine außerhalb der Guyenne gelegene Besitzung Plassac für Lebensdauer verbannt wurde; diese Verbannung und die Excommunication wurden indeß etwas später unter sehr erniedrigenden Bedingungen wieder aufgehoben. Epernon blieb seiner Ehrenstelle verlustig, mußte dem Erzbischofe de Sourdes einen höchst demüthigen Brief schreiben und vor der Kirche von Coutras auf den Knien vor dem ganzen Volke eine scharfe Strafpredigt anhören, worauf er erst die Absolution erhielt.

Noch vor zehn Jahren würde ein Mann wie Epernon, bevor er sich zu einer solch furchtbaren Erniedrigung herbeiließ, eine Armee angeworben und offen gegen den König revoltirt haben, aber die blutigen Beispiele eines Marillac und Montmorency hatten eine tiefe Wirkung selbst auf einen Epernon hervorgebracht und wir können nach einem solchem Erfolge, den die rücksichtslose Strenge Richelieus zu Gunsten der königlichen Autorität aufweist, nur zugeben, daß diese mitunter scheinbar an Barbarei grenzende Strenge am Ende für die damaligen Zeiten und Verhältnisse eine traurige Notwendigkeit gewesen sei.

Denn wenn auch in den übrigen Staaten der Adel eine den Regenten mehr oder minder gefährliche Stellung einnahm, so war zuverlässig im 16. und 17. Jahrhunderte der französische Adel der unbändigste, verschwenderischste und ehrsüchtigste in ganz Europa, und mit diesen catilinarischen Existenzen ließ sich, sollte je das Gesetz und die königliche Autorität dauernd zur

Geltung gelangen, in der That nicht anders rechten und auskommen als noch dem drakonischen Systeme Richelieus.

---

## VIII.

### Die Teufel von Loudun.

Wenn durch die vorhergehenden Capitel der Leser in die heillose Adelswirthschaft, wie solche zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts in Frankreich mehrfache, mit der socialen Ordnung unverträgliche und der königlichen Autorität schroff gegenüberstehende Gegensätze bildete, einen Einblick bekam, so wird ihm der berühmte Process des unglücklichen Urbain Grandier, Pfarrer von Sainte-Pierre und Domherr des heiligen Kreuzes zu Loudun, einen wahrhaft überraschenden Beleg liefern, in welch' hohem Grade damals der dümmste Aberglaube und fanatische Grausamkeit tonangebend gewesen seien.

Grandier war von einer seltenen männlichen Schönheit, gelehrt, ein vortrefflicher Redner nicht bloß von der Kanzel herab und verband mit einem bezaubernden Benehmen auch alle übrigen Talente, und in der Gesellschaft zu glänzen. Dabei besaß er aber einen unbezähmbaren Hang zur Satyre und eine eigene Gabe, jeden, der ihm nicht zu Gesichte stand, auf eine fast unmerkliche aber tödtliche Art zu verletzen und zu reizen. Seine Aufmerksamkeiten gegen das weibliche Geschlecht zogen ihm den Haß und Neid der Männerwelt in reichlichem Maße zu und überschritten jedenfalls die ihm in dieser Beziehung von seinem Stande vorgezeichneten Grenzen, denn in den vielen Processen, welche ihm seine Galanterien zuzogen, erschien er diesfalls immer mehr künstlich weißgewaschen als wirklich unschuldig.

Gegen Ende 1633 hatte Grandiers Ausführung und Benehmen in dem kleinen Loudun bereits eine gewaltige Agitation hervorgerufen, als eine satyrische Schrift, betitelt: »Die Schusterin von Loudun,« großes Aufsehen machte.

Die Heldin dieses Gedichtes war die berüchtigte Hammon, eine »allgemeine« Dame, welche etwa ein Jahr lang, und zwar zur Zeit des Krieges von Angers, unter dem Küchenpersonale der Königin-Mutter gedient und zu jener Zeit in umfassendster und zuvorkommendster Weise dem Amusement der Hofdienerschaft und mitunter auch von Höhergestellten sich gewidmet hatte.

Hammon war in die ganze überreiche Chronique scandaleuse, welche sich am Hofe der Maria von Medicis abspielte, tief eingeweiht, und es ist ein bis heute noch nicht näher aufgeklärter Umstand, warum die Königin-Mutter zuweilen das hübsche Küchenmädchen zu sich kommen ließ und dasselbe dann immer durch längere Zeit in ihren Gemächern behielt.

Diese Vertraulichkeit und ihre sonstigen Erlebnisse verliehen der Hammon, als sie in ihre Vaterstadt zurückgekehrt war, in den Augen der guten Louduner eine große Wichtigkeit und Jedermann geizte, ohne Rücksicht auf das »vielerfahrene« Vorleben dieser Dame, nach der Ehre, aus ihrem eigenen Munde ein Histörchen vom Hofe zu vernehmen. Auch Pater Grandier machte hiervon keine Ausnahme und beliebte die Erzählungen der Hammon noch weiter nach seiner Art, nämlich mit höchst beißenden satyrischen Bemerkungen auszuschnücken und im Kreise seiner Bekannten, das heißt von ganz Loudun weiter zu verbreiten.

Für Solche, welche die von Grandier redigirten und verbesserten Erzählungen der Hammon auch

nur einmal aus dem Munde des witzigen Pfarrers von Sainte-Pierre angehört hatten, erforderte es in der That sehr wenig Scharfsinn, um nicht denselben mit vollster Ueberzeugung für den Verfasser: »Der Schusterin von Loudun« zu halten.

Höchst unkluger Weise hatte es sich Grandier beikommen lassen, dabei auch auf den Cardinal Richelieu einen ganzen Köcher vergifteter Pfeile abzuschließen.

Richelieu, welcher durch seine allwissende Polizei sowohl von der Satyre, als deren Verfasser unverzüglich Kenntniß erhielt, schwur sich zu rächen.

Zum Unglücke für Grandier waren wider ihn in Loudun neuerdings mehrere Ehemänner, welche sich durch ihn an der Ehre gekränkt glaubten, in eine große Erbitterung gerathen und schlossen sich denselben einige Damen an, zu denen Grandier früher in freundschaftlichster Beziehung gestanden, deren Umgang er aber in Folge neuerer und anziehenderer Bekanntschaften schon seit längerer Zeit vernachlässigt hatte.

Um diese Zeit dumpfer Gährung kam ganz unvermuthet der berühmte Staatsrath Laubardemont in Loudun an. Richelieu hatte ihm den Auftrag ertheilt, die Befestigungen der kleinen Städte, welche die Protestanten vor ihrer allgemeinen Niederlage innegehabt, zu schleifen. Dazu gehörte Loudun und Laubardemont hielt sich deshalb dort einige Tage auf.

Laubardemont kann mit Niemanden verglichen werden, als mit dem Scheusale La Feymas, denn auch er war ein Mensch ohne alles Mitleiden, gierig ein Verbrechen aufzustöbern, grausam zu seinem Vergnügen und den Tod eines Missethätters für nichts zählend, wenn derselbe nicht von den gräßlichsten Martern begleitet war.

Ganz Loudun gerieth durch die Ankunft dieses Mannes in Bewegung; man beeilte sich ihm den Hof zu machen und zu seinen Ehren Feste zu veranstalten. Bei dieser Gelegenheit zog Laubardemont, wie unabsichtlich, nähere Erkundigungen über den allzuweltlich gesinnten Grandier ein und notirte sich insgeheim die hunderterlei Klagen und Beschwerden, die ihm zugetragen wurden.

Ein Zufall begünstigte Laubardemont's heimliches Verlangen, wider Grandier einen Vorwand zu einem gewichtigen Criminalprocesse zu erlangen.

In Loudun befand sich ein kleines Ursulinerkloster, welches bis dahin sehr wenig von sich reden machte. — Auf einmal verbreitete sich das Gerücht von außerordentlichen Dingen, die in dem gedachten Nonnenkloster vorgehen sollten. Man sprach von nächtlichem Klagegeschrei, von einem dumpfen Sausen und Brausen und von Gespenstern, welche die Ruhe der Jungfrauen der heiligen Ursula störten. — Binnen Kurzem sprach man in Loudun von Früh bis Abends von nichts mehr als von dem Teufel, der in dem Kloster spuke. Unter den Nonnen selbst herrschte Angst und Schrecken. Verschärfte Bußübungen wurden angestellt, Processionen abgehalten, öffentliche Gebete angeordnet und förmliche Teufelsbeschwörungen fanden statt. Alles umsonst; Monsieur Belzebub war aus den heiligen Räumen nicht zu vertreiben.

Als diese Teufelwirthschaft längere Zeit angedauert hatte, wurden eines schönen Morgens mehrere Nonnen von somnambulen Zuständen befallen; statt dies einem überspannten Nervenreize zuzuschreiben, erklärte man die armen Geschöpfe rundweg für vom Teufel besessen

und unterzog sie deshalb, ohne Erbarmen allen geistigen und physischen Qualen, welche der Ritus des Teufelsbannes mit sich brachte.

Einige der besessenen Nonnen verfielen bei der Annäherung des hochwürdigsten Sakramentes in convulsivische Zuckungen und stießen in ihrem extatischen Zustande Aeüßerungen von sich, welche den Domherrn Grandier schwer anzuklagen schienen; wir sagen schienen, denn diese rapsodischen Phrasen, welche auf sehr verfängliche und zweideutige Fragen von allbekannten Feinden Grandier's erfolgten, können billiger Weise nicht als klar formulierte Anklagen oder rechtliche Ansichten gelten.

Grandier lachte und spottete anfangs über den ganzen Vorgang, da er, wenigstens was die Nonnen betraf, sich keines Vergehens schuldig wußte. — Eine große Unruhe befiel ihn jedoch als einer der Exorcisten, den er als einen seiner größten Feinde kannte, öffentlich und feierlich erklärte, daß das Ereigniß in Loudun eine auffallende Aehnlichkeit mit jenem habe, dessentwillen vor einigen Jahren der Geistliche Gauffredi in der Provence als Hexenmeister verbrannt worden sei. — Jetzt hörte der Spaß für Grandier auf, denn die Sache begann ein fürchterlich ernstes Gesicht anzunehmen. — Einige Freunde riethen ihm dringend, sich durch die Flucht zu retten, aber, seiner Unschuld sich bewußt, stellte er sich selbst dem geistlichen Inquisitionstribunale, das ihm einige strenge geistliche Corrertionsstrafen auferlegte.

Grandier appellirte jedoch dagegen und forderte, daß sein Fall dem gewöhnlichen Gerichte überwiesen werde.

Statt dessen wurde jedoch der Proceß Grandier einer Specialcommission zugewiesen und — Laubardemont zu deren Präsidenten ernannt. Der Ausgang konnte jetzt nicht zweifelhaft sein, denn diese Specialcommissionen bestanden immer nur aus Creatures des Cardinals, welche nicht von dem Gesetze, sondern von dem Willen und den geheimen Instructionen ihres Herrn und Meisters bei ihren Aussprüchen geleitet wurden.

Um den Aussagen der angeblich besessenen Nonnen ein juridisches Gewicht beilegen zu können, stellte Laubardemont, unterstützt von willfähigen geistlichen Rathgebern des heiligen Officiums, den Grundsatz auf: »Daß der gehörig beschworene Teufel gezwungen sei, die lautere Wahrheit zu sagen.«

Zur Ehre der Menschheit muß hier erwähnt werden, daß sich mehrere aufgeklärte und unparteiische Männer fanden, welche freiwillig und, unter den damaligen Verhältnissen, nicht ohne evidente Gefahr für ihre eigene persönliche Sicherheit, gegen den von der Specialcommission zur Maxime erhabenen Aberglauben und überhaupt gegen die Möglichkeit, vom Teufel besessen zu werden, mannhaft auftraten.

Ein Arzt erklärte die extatischen Verzückungen der Nonnen auf eine ganz einfache und überzeugende Weise und bewies außerdem höchst schlagend, daß den Besessenen ihre Antworten zumeist eingelernt worden seien.

Die blöde Menge, welche anfangs an den ganzen Geisterspuk steif und fest geglaubt hatte, wurde stutzig und öffnete Augen und Ohr den Eingebungen der gesunden Vernunft.

Laubardemont und seine Helfer, nicht im Stande ihre Widersacher mit Vernunftgründen zu



bekämpfen, griffen zur Gewalt.

Man bedeutete im geheim den Verfechtern der Wahrheit, daß Leute, welche so sprechen, sich als heimliche Mitschuldige der von ihnen beschönigten Verbrechen selbst anklagen und daß eine weitere Opposition zu strengeren Maßregeln führen müßte. Diese Sprache war deutlich genug und der Schrecken stopfte auch diesmal der Wahrheit und dem Rechte den Mund.

Grandiers Proceß nahm nun einen raschen Verlauf. Die besessenen Nonnen fungieren mit ihren confusen Aussagen als Anklägerinnen und die Teufelsbanner zogen daraus nach Belieben die ihnen passenden Schlüsse.

Der Beweis, daß Grandier mit dem Teufel persönlich Umgang pflege, wurde z.B. auf folgende Weise hergestellt. Einer der Aerzte der Inquisition setzte an verschiedene Theile des Körpers des Angeklagten eine Sonde, welche derart eingerichtet war, daß, wenn man daran an ein Knöpfchen drückte, die Spitze in den Schaft zurückkehrte; wenn nicht, blieb selbe außen, drang also in das Fleisch ein. Hierdurch geschah es, daß Grandier an einigen Stellen bei Berührung mit der Sonde kein Zeichen des Schmerzes von sich gab, während er an anderen Stellen laut aufschrie.

Der erlauchte und erleuchtete Gerichtshof schloß hieraus, das Grandier an seinem Körper unempfindliche Stellen besitze, was nur in Folge eines Pactes mit dem Teufel statthaben könne.

Pater Lactance, ein überfanatischer Priester der Inquisition, ließ ein eisernes Crucifix heiß machen und brachte den Christus beinahe noch rothglühend den Lippen Grandiers nahe, mit der Aufforderung, das Bild des Gekreuzigten zu küssen. Der Angeklagte fuhr natürlich mit dem Kopfe hastig zurück, Pater Lactance rief nun die Anwesenden zu Zeugen an, daß Grandier vor dem Bilde des Heilandes mit Abscheu zurückgewichen sei.

Solche maßlose Willkürlichkeiten und Ungerechtigkeiten wirkten sogar auf das Gemüth der Feinde des unglücklichen Grandiers, so daß viele nunmehr zu seinen Gunsten einschritten und ihre Aussagen widerrufen oder abändern wollten. Aber Laubardemont drohte jedem mit einem Prozesse wegen falscher Zeugenschaft und es wurde überdies eine Kundmachung angeschlagen, welche bei hoher Geldbuße und körperlicher Züchtigung untersagte, den Richtern, dem Proceßverfahren, den Exorcisten (Teufelsbannern) und den besessenen Nonnen irgend etwas Uebles nachzureden.

Endlich erschien der Urtheilsspruch. Er lautete, daß Urbain Grandier zuerst gehängt und dann sein Leichnam verbrannt werden solle. Ungeachtet der Bitten und Drohungen Laubardemonts ungeachtet der grausamsten Tortur hatte Grandier sich nicht für schuldig bekannt.

Der Haß, welchen die Mitglieder des h. Officiums gegen Grandier hegten, fand die oben erwähnte Strafe viel zu milde, denn Grandier hatte in ihren Augen ein noch weit größeres Verbrechen begangen, als mit dem Teufel eine Liaison anzuknüpfen; es fand sich nämlich unter seinen Papieren eine von ihm verfaßte Abhandlung gegen das Cölibat der Priester. Für eine solche Missethat mußte er, obgleich er diese Abhandlung nie veröffentlicht oder auch nur Jemanden mitgetheilt hatte, besonders bestraft werden und man veranstaltete daher ganz unter der Hand eine Strafverschärfung.

Als der Henker die Schlinge zuziehen wollte, um Urbain Grandier zu erdrosseln, während bereits

der Holzstoß am Fuße des Pfahles angezündet worden war, fand sich ein Knoten im Stricke vor. — Da das Feuer rasch um sich griff, mußte der Henker, um sich selbst zu retten, seinen Delinquenten, der nun lebendig verbrannte, im Stiche lassen. Als Urheber dieser Grausamkeit bezeichnen die Geschichtschreiber einstimmig den mehrgenannten Pater Lactance.

Wer den schauerhaften Proceß und das Ende des ungeachtet seiner vielen Fehler höchst bedauernswürdigen Urbain Grandier des Näheren kennen lernen und die Ueberzeugung sich verschaffen will, daß wir auch hier uns nur an die strengste, unzweifelhaft constatirte Wahrheit in all' und jedem gehalten haben, verabsäume nicht, die Einsicht in das mit großer Unparteilichkeit und Sachkenntniß von einem französischen Flüchtlinge geschriebene Werk, welches den Titel führt: »Histoire des Diables de Loudun ou de la possession des Religieuses Urselines et de la condamnation et supplice d'Urbain Grandier, Curé de la- même ville. A Amsterdam, Abraham Wolfgang 1694 — 1 vol. 12.«

Noch auf seinem letzten Gange hatte Grandier fortwährend seine Unschuld betheuert und die Strafe des Himmels auf alle Jene, die wider ihn falsche Zeugenaussagen abgelegt, herabbeschworen.

Merkwürdiger Weise starben wirklich alle diese Personen binnen Jahresfrist. Manche wollen diesen gleichfalls geschichtlich erwiesenen Umstand aus eine ganz natürliche Art erklären, nämlich, daß man von einer gewissen Seite her Sorge getragen habe, alle Leute, welche späterhin als Zeugen möglicher Weise unangenehm werden konnten, bei Zeiten stumm zu machen.

Auch die fünfzehn Richter, welche die Specialcommission gebildet hatten, sahen sich in ihren Hoffnungen auf die Dankbarkeit des Cardinals sehr getäuscht.

Richelieu tadelte officiell die Willkürlichkeit und Ungerechtigkeit der Richter, entzog denselben ohne alle Umstände Amt und Gehalt und ein eigener königlicher Erlaß untersagte auf das strengste die Wiederaufnahme von Hexenprocessen, zu welchen die Fanatiker, durch den glücklichen Erfolg in Loudun angeregt, an allen Ecken und Enden Frankreichs plötzlich Lust und Material bekamen.

Der Zweck des Cardinals war erreicht; Grandier hatte für seine Satyre mit dem Leben gebüßt; aber die Scheiterhaufen der Inquisition aufzurichten, einen Religionskrieg von Neuem zu entzünden und dem Aberglauben Vorschub zu leisten, das paßte keineswegs in seine weitblickende und hochstrebende Politik, die nicht blos darauf abzielte, Erfolge im Auslande zu erzielen, sondern Frankreich auch im Innern groß und mächtig machen wollte. Und Letzteres, dies sah sein heller, Alles durchdringender und umfassender Geist klar ein, war nur durch innern Frieden, durch die Herrschaft des Gesetzes, durch eine mit der Aufklärung Hand in Hand gehende Industrie und Landescultur möglich, nicht aber durch eine systematische Verdummung der Massen, die noch immer die Unterordnung der heiligsten Interessen der Staaten und der Völker unter eine Schaar beutegieriger und herrschsüchtiger Fanatiker als eine naturgemäße Nothwendigkeit zur Folge gehabt hat.

---

## IX.

### Die Verschwörung von Amiens.

Wie wir im Verlaufe unserer Erzählung schon öfters wahrzunehmen die Gelegenheit hatten, beherrschte den König Ludwig XIII. eine bei seinem egoistischen, mißtrauischen und rachsüchtigen Charakter geradezu unerklärliche Nachsicht gegen seinen Bruder Gaston von Orleans, von welchem ihm doch schon hundertfache Beweise geworden waren, daß er nicht nur nach der Krone trachte, sondern sogar mit Ungeduld auf seinen Tod warte.

Diese Schwäche Ludwigs XIII. war so groß, daß sich ihr sogar der Cardinal Richelieu, welcher zur Stunde doch im Gipfel seines Einflusses stand, kluger Weise fügte und ganz im Stillen seine Einleitungen traf, um die Rückkehr Monsieurs nach Frankreich anzubahnen.

Gaston von Orleans griff mit beiden Händen nach der ihm von Richelieu dargebotenen Gelegenheit, zumal auch sein Günstling Puy-Laurent, vielleicht der einzige Mensch, dem er je in seinem Leben zugethan war, dabei sehr gut wegkam.

Am 24. October 1634 entwischte Monsieur von Brüssel, seine Mutter, seine Gemalin Margaretha von Lothringen und seine übrigen Anhänger, mit Ausnahme von Puy-Laurent, im Stiche lassend. Drei Tage später langte er in St. Germain an, wo ihn der König außerordentlich wohlwollend aufnahm und den Cardinal ihm mit den Worten vorstellte:

»Ich bitte Euch, Richelieu zu lieben.«

»Ich werde ihn wie mich selbst lieben,« erwiderte Gaston rasch, dabei Richelieus Hand ergreifend, »und ich bin entschlossen, in Zukunft seinen Rathschlägen zu folgen.«

Folgenden Tags veranstaltete der Cardinal Monsieur zu Ehren auf seiner Besizung Ruelle nächst Paris ein glänzendes Fest. — Unmittelbar nach demselben reiste Gaston nach Blois ab, welches ihm der König zum Aufenthalte angewiesen hatte.

Puy-Laurent, die verwitwete Prinzessin von der Pfalz, welche ihn innigst liebte und seinetwegen eine ebenso romantische als gefährliche Flucht aus Nancy gewagt hatte, treulos verlassend, heiratete Gaston Fräulein Ponte-Chateau, Cousine des Cardinals Richelieu, erhielt ein Herzogthum, die Pairwürde und sechsmalhunderttausend Thaler Rente, für die damalige Zeit ein wahrhaft königliches Einkommen.

Richelieu hegte von Puy-Laurent eine sehr gute Meinung und legte hohen Werth darauf, ihn für sich zu gewinnen, denn mit ihm hatte er auch Monsieur gewonnen, und wie wir sahen, brachte der Cardinal dieser seiner Absicht die schwerwiegendsten Opfer.

Schon seit langer Zeit pflegte Richelieu, wenn von Puy-Laurent im Kreise seiner Vertrauten die Rede war, stets zu sagen: »Avec le temps, j'aurai de l'âge,« auf den eigentlichen Familiennamen von Puy-Laurent, der Antoine de Laage hieß, anspielend.<sup>5</sup>

Der Königin-Mutter welche nun in Brüssel verwaister und ohnmächtiger als je dastand, that nun gleichfalls Schritte, um nach Frankreich zurückzukehren.

Spanien, welches jetzt nur mehr sehr geringe Aussicht hatte, auf ihre fernere Anwesenheit in Brüssel erfolgreiche Pläne wider Frankreich zu bauen, zeigte sich bereits des kostspieligen Geistes ziemlich überdrüssig und Maria von Medicis, welche bisher offenen Credit besaß, sah ihre Geldquellen eine nach der anderen immer mehr versiegen.

Mit tausend Freuden hätte sie jetzt die glänzenden Bedingungen acceptirt, welche ihr nach der Catastrophe von Compiègne gestellt, von ihr aber mit unverzeihlichem Hochmuthe zurückgewiesen wurden. Geizig zeigte sich Richelieu in seinen Gegenvorschlägen auch nun nicht, aber nur unter der Bedingung, daß sie nach Florenz zurückkehre. An diesem Punkte, hinsichtlich dessen auch der König keine Nachgiebigkeit zeigte, zerschlugen sich die Unterhandlungen.

Als Revanche für diesen letzten und unzeitigen Trotz machte Richelieu durch geschickte Intriguen ihre Stellung in Brüssel noch unhaltbarer und veruneinigte sie schließlich sogar mit ihrem Schwiegersohne Carl I. von England derart, daß sie darauf verzichten mußte, im äußersten Falle über dem Canale eine Zufluchtsstätte zu finden.

Das gute Einvernehmen Richelieus mit Monsieur und dessen Factotum Puy-Laurent dauerte indessen nicht über zwei Monate.

Gaston von Orleans führte nämlich in Blois ein Leben von so geheimnißvoller Zurückgezogenheit, daß Richelieu darüber ernstlich besorgt wurde.

Er sendete mehrere seiner vertrautesten Leute nach Blois, um Puy-Laurent zu bewegen, daß er ihm über das Treiben Monsieurs und der Personen, mit denen er auf eine so mysteriöse Weise verkehrte, genau und regelmäßig Bericht erstatte. Er ließ ihm als Belohnung hierfür Gouvernementsstellen, den Marschallsstab und das Commando einer Armee anbieten.

Ferner stellte der Cardinal an Puy-Laurent das Ansinnen, den Herrn Coudrai-Montpensier und einige andere ihm mißliebige und verdächtige Cavaliere aus der Nähe des Herzogs von Orleans zu entfernen.

Am meisten verstimmt es aber Richelieu, daß Puy-Laurent sein feierliches Versprechen, Monsieur zur Lösung seiner Ehe mit Margaretha von Lothringen, welche vom Parlamente zu Paris, als der Einwilligung des Königs entbehrend, für null und nichtig erklärt worden war, zu bewegen, fortwährend zu umgehen suchte.

Endlich gelang es den Spionen des Cardinals in Erfahrung zu bringen, daß in Blois häufig spanische Agenten eintrafen und zwischen dort und Brüssel ein lebhafter schriftlicher Verkehr stattfand.

Richelieu lieferte hierfür dem Könige die schlagendsten Beweise und dieser sah endlich ein, daß Puy-Laurent ein falsches Spiel spiele, dessen Consequenzen mit Rücksicht auf den nahe bevorstehenden Krieg gar nicht abzusehen wären. Puy-Laurent erschien als Hochverräther, und der König beschloß aus Richelieus Anrathen mit dem Undankbaren kurzen Proceß zu machen.

Es handelte sich aber darum, Puy-Laurent von Blois, wo er unfassbar schien, weil er im Momente der Arretirung höchst wahrscheinlich entflohen wäre, wegzulocken.

Der Carneval des Jahres 1635 bot hierzu die Gelegenheit. Der König ließ große Festlichkeiten veranstalten, zu denen Monsieur und Puy-Laurent auf die cordialste Weise nach Paris geladen wurden.

Am 1. Februar Nachmittags, als Puy-Laurent, der einer der besten Tänzer seiner Zeit war, im Louvre erschien, um eine Ballprobe zu leiten, wurde er von den königlichen Garden arretirt und nach Vincennes abgeführt. Mehrere seiner Freunde theilten dasselbe Loos.

Monsieur war über diesen Staatsstreich wie vom Donner gerührt. Seine viel erprobte Erbärmlichkeit zeigte sich auch diesmal. Schuldbewußt, wie er war, ließ er dem Könige augenblicklich sagen, es falle ihm gar nicht ein, für seine Leute um Gnade zu bitten, wenn sie schuldig wären, und reiste nach Blois zurück.

Puy-Laurent überlebte nicht lange seinen Sturz. Bereits im Monate Juli desselben Jahres, nämlich 1635, starb er vor Gram im Kerker. Nicht bald wurde ein Mensch mehr vom Glücke begünstigt, wie er, und nicht bald trieb Jemand damit größeren Mißbrauch, als er. Er verdiente wirklich das Loos und das Ende, welches ihm seine große Undankbarkeit gegen den König und den Cardinal zugezogen hatte.

Richelieu, der nie seinen Vortheil übersah, benutzte Monsieurs momentanen Zustand der Verzagtheit und der Furcht und octroyirte ihm einen neuen Hofstaat, der fast ausschließlich aus seinen Creaturen bestand. Gaston von Orleans wurde auf diese Weise zum Gefangenen im eigenen Hause gemacht.

Inzwischen hatte Frankreich an Spanien und sämmtliche mit demselben alliirte Fürsten den Krieg erklärt, einen Krieg, welcher mit wenigen Unterbrechungen durch volle fünfundzwanzig Jahre währte und anfangs für Frankreich keineswegs günstige Erfolge mit sich brachte.

Richelieu glaubte seine Einleitungen, an welchen er bereits seit zwei Jahren im Stillen arbeitete, auf das Beste getroffen zu haben, um den Krieg vom Herzen Frankreichs ferne zu halten, denn die französischen Armeen standen in Savoyen, in Navarra, in Lothringen und Elsaß. Ferner schmeichelte er sich, durch kühne Diversionen in Deutschland die österreichische Macht auf eigenem Grund und Boden vollauf zu beschäftigen.

Die Spanier waren aber diesmal klüger und vorsichtiger als gewöhnlich. Auch sie hatten in aller Stille mächtig gerüstet und namentlich in Belgien große Massen von Cavallerie zusammengezogen, welche schon der Qualität nach, abgesehen von ihrer Mehrzahl, der französischen weit überlegen war.

Auf einmal und ganz unvermuthet brachen die Spanier in der Picardie ein. Mehrere kleine Festungen fielen dabei in ihre Hände Die spanische Reiterei überschwemmte und verwüstete nicht bloß die Picardie, sondern auch die Champagne.

Die französische Armee, welche das nördliche Frankreich und Paris zu decken hatte, stand unter dem Befehl des Grafen Soissons. Richelieu sendete ihm seinen Schwager, den Marschall von

Brezé, mit allen Truppen, die er in der Eile auszutreiben vermochte, zu Hilfe.

Der Graf von Soissons, dessen Kenntnisse und militärische Talente nicht weit her waren, betrachtete diesen Succurs mit scheelen Augen, denn er glaubte, daß Brezé die geheime Ordre habe, ihn zu beobachten und ihm bei günstiger Gelegenheit überdies die Palme des Sieges zu entreißen. Er that deshalb gar nichts, um die Spanier an der Belagerung und Wegnahme von Corbie, der letzten Schutzwehr zwischen Flandern und der Seine, zu verhindern.

Bestürzung und panischer Schrecken befielen die Pariser, welche nun en Masse die Flucht über die Loire ergriffen. Die Stimmung gegen den Cardinal, welchen man des Mangels an Umsicht beschuldigte, wurde eine sehr gereizte. Seine Feinde erhoben wieder das Haupt und verbreiteten unter dem Volke die Ansicht, daß der König durch die Verbannung seiner Mutter die Rache des Himmels heraufbeschworen habe.

Ludwig XIII., schwachsinnig und abergläubisch, wie er war, erschloß sich, durch seinen Beichtvater insgeheim bearbeitet, allmählig derselben Ansicht und fing an Richelieus Begabung zu bezweifeln.

Der Cardinal, dem der König täglich unfreundlicher begegnete, dachte eine Weile daran, seine Stelle niederzulegen; bald jedoch kam er von dieser kleinmüthigen Idee wieder ab und suchte nun persönlich auf die Gemüther beruhigend und ermuthigend einzuwirken.

Er zeigte sich ohne Gardien in den Straßen von Paris, stellte ein höchst zuversichtliches Aeßeres zur Schau, und sein Benehmen war überhaupt derart, daß die guten Pariser in ihrer Meinung plötzlich umschlugen und von nun an steif und fest behaupteten, der Cardinal habe irgend einen feinen aber geheimen Plan zum Verderben des Feindes ausgeheckt, der nur deshalb bis vor die Mauern von Paris gelockt wurde, um hier seine totale Niederlage zu finden.

Richelieus Genie bewährte sich auch in dieser für ihn nach allen Seiten hin so kritischen Lage auf das Glänzendste. Ehe vierzehn Tage vergingen, hatte er in Paris eine kleine Armee zusammengebracht, zumeist aus Parisern selbst bestehend. Die Mannschaft, obwohl schlecht equipirt und mangelhaft ausgerüstet, war jedoch vom besten Geiste beseelt und zog, von Kampfbegierde brennend, dem Feinde entgegen, welcher nach der Einnahme von Corbie sich einer verfrühten Siegesfreude hingab und statt auf Paris mit seiner ganzen Macht loszumarschiren, schwelgte und praßte.

Die nachfolgenden Operationen des Cardinals waren so wohl eingeleitet und so rasch, daß die Spanier, welche ihre Macht auf vierzig Meilen in der Runde zerstreut hatten, zum Behufe ihrer Concentrirung über Hals und Kopf trachten mußten, wieder die belgische Grenze zu erreichen und Corbie, in welchem sie eine starke Garnison zurückließen, der Belagerung preiszugeben.

Die ganze-Verantwortung für die stattgehabte und durch Richelieu glücklich wieder beseitigte Invasion wurde nun dem Grafen von Soissons in die Schuhe geschoben, der was den Fall von Corbie anbelangt, in der That bitteren Tadel verdiente.

Der König, welchen die Erfolge des Cardinals wieder ganz und gar in dessen Hände überliefert hatten, gab dem Grafen von Soissons sein Mißfallen unverhohlen zu erkennen.

Der Graf, wüthend hierüber und mit Richelieu ohnehin nur zum Scheine versöhnt, verband sich nun mit Gaston von Orleans, der Schanden halber sich auch zum Dienste in der Armee gemeldet hatte und sich in Amiens befand, wo selbst der Cardinal sammt dem Staatsrathe seinen Sitz aufschlug, um dem Kriegstheater mehr in der Nähe zu sein und den Gang der Belagerung von Corbie persönlich zu leiten.

Der Graf von Soissons und Monsieur beschlossen, sich des Cardinals zu entledigen. Zwei Edelleute aus dem Gefolge des Grafen Namens Montresor und Saint-Ibal, zeigten sich bereit, in dieser Affaire die Rolle der Meuchelmörder zu übernehmen.

Nach der nächsten Staatsrathssitzung und zwar am 18. December 1636, sollte Richelieu als Opfer fallen.

Montresor und Saint-Ibal trafen ihre Vorbereitungen. Die Sitzung war zu Ende, die Prinzen und die Minister gaben dem Könige, der sich gleichfalls in Amiens aufhielt, das Geleite bis zum Wagen. Als dieser sich in Bewegung setzt, harrt St.-Ibal, der dicht hinter Richelieu steht, auf das verabredete Zeichen, um zuzustoßen. Mehrere der übrigen Verschwornen umzingeln den Cardinal ganz unbemerkt. Aber Gaston, der das verhängnißvolle Zeichen geben soll, wird plötzlich blaß, fängt zu zittern an, schüttelt heftig verneinend sein Haupt und tritt über die Stiege einen fluchtähnlichen Rückzug an. — Erstaunen und Verwirrung ergreift die Verschwörer. Der Wagen Richelieus fährt vor, nimmt ihn auf — und er ist der größten Lebensgefahr, die ihm ohne daß er das Mindeste hiervon ahnte, je gedroht, wie durch ein Wunder entgangen.

Erst geraume Zeit nach diesem verhängnißvollen Augenblicke erfuhr der Cardinal von dieser merkwürdigen Verschwörung.

Monsieur und der Graf von Soissons waren später ganz zufrieden, daß der Mord nicht stattfand, denn das Gehässige eines solchen Mittels, um sich des Cardinals zu entledigen, wäre über kurz oder lang doch auf sie selbst zurückgefallen. Diese Betrachtung hinderte sie jedoch keineswegs, sofort auf Mittel zu denken, Richelieu nunmehr auf eine andere Art beizukommen und diese beiden Herren sann auf nichts Geringeres, als eine allgemeine und große Empörung des Adels von Frankreich herbeizuführen, wobei sie insbesondere auf die Mithilfe des alten Herzogs von Epernon rechneten.

Man hoffte, daß derselbe, um sich für seine tiefe Demüthigung zu rächen, die Guyenne, wo er sehr großen Anhang besaß, aufwiegeln werde. Diesem Beispiele würden dann zuverlässig die unzufriedene Languedoc und viele andere Gegenden des südlichen Frankreichs gefolgt sein. Gleichzeitig sollten die Spanier in Navarra und in der Picardie einfallen und auch in Lothringen eine Bewegung zu Gunsten des seither vertriebenen Herzogs stattfinden. Man erwartete, daß die Belagerung von Corbie sich so weit in die Länge ziehen würde, bis die angedeuteten Aufstände und Invasionen vor sich gingen. Auf diese Weise hoffte man Frankreich, respektive den Cardinal derart in die Enge zu treiben, daß Ludwig XIII. mit seinen Feinden einen schimpflichen Frieden schließen mußte.

Die Schlußfolgerung, die sich an letzteres knüpfte, nämlich, daß ein solcher Friede Richelieu's Sturz unfehlbar mit sich bringen werde, war, richtig, aber die übrigen Prämissen litten an reeler Basis.

Die Spanier wurden überall geschlagen, wo sie sich nur zeigten. Corbie wurde mit Sturm genommen und der alte- Epernon begnügte sich auf das wiederholte Ansinnen die Fahne des Aufruhrs aufzupflanzen, mit der Erinnerung an Marillacs und Montmorencys Ende zu erwidern; ja er ließ sogar durch Montresor dem Herzoge von Orleans und dem Grafen von Soisson, den guten Rath ertheilen sich selbst je eher je lieber in Sicherheit zu bringen. Der Graf von Soissons folgte diesem Rath zuerst, indem er sich nach Sedan zurückzog, von wo er die Grenze nach Belgien in einer Viertelstunde erreichen konnte; Monsieur folgte bald seinem Beispiele und begab sich nach Blois, wo er entmuthigt und verstimmt der weiteren Dinge harrete, die da kommen würden.

Der Cardinal ging also größer und mächtiger denn je aus allen Wirren und Gefahren hervor, mit welchen ihn die politische Lage der Welt, im Vereine mit seinen persönlichen Feinden, umstrickt hatte.

Richelieu benöthigte aber jetzt wirklich etwas Ruhe von den kleinlichen Zwistigkeiten des Hoflebens, sollte seine »große« Politik nicht Schiffbruch leiden, denn die Schlacht von Nördlingen in welcher das Uebergewicht seiner Hauptbundesgenossen der Schweden, in Deutschland einen tödtlichen Stoß erlitt und die neuerlichen Anstrengungen, welche Spanien im Jahres 1637 nicht ohne Erfolg machte, um seine früheren Niederlagen auszugleichen, erforderten die ganze Energie des außerordentlichen Mannes, welcher Frankreichs Geschicke lenkte und gegen den nunmehr halb Europa in Waffen stand.

---



## X.

### **Dichterleiden und Freuden.**

Der entscheidende Sieg, welchen die Franzosen bei Avesne über die Spanier erfochten hatten, beseitigte jede Gefahr einer abermaligen, die Sicherheit von Paris und des nördlichen Frankreichs bedrohenden Invasion.

Richelieu, welcher nunmehr in dieser Beziehung schwerer und bedenklicher Sorgen entledigt war und von den Hofintriguen nichts Ernstliches, wenigstens vor der Hand zu befürchten hatte, lenkte jetzt nicht nur spielend die innere Verwaltung des Reiches, sondern griff auch, wo es Noth that, energisch in die Oberleitung der französischen Armeen ein, welche in Navarra, in Piemont, am Rhein und in Flandern standen.

Während drei gewöhnliche Menschen hierdurch vollauf beschäftigt worden wären, sah Richelieu jetzt seine Zeit kaum zu zwei Drittheilen ausgefüllt; er machte sich also daran, verschiedene Lieblingsideen, die ihm schon lange am Herzen lagen, ihrer Verwirklichung zuzuführen.

In erster Reihe nahm er die Gründung der Académie francaise vor, welche er reich dotirte und mit vielen Vorrechten ausstattete.

Dann ging er inmitten der größten Kriegswirren an die Schöpfung einer eigentlichen französischen Handelsmarine, welche damals fast nur Küstenfahrzeuge besaß, denn die überseeische Schifffahrt von und nach den französischen Häfen lag, ganz und gar in den Händen der Engländer, Holländer und Italiener. Frankreich besaß zu jener Zeit keine zwanzig Schiffe zur langen Fahrt, was hauptsächlich in dem gänzlichen Mangel einer französischen Kriegsmarine begründet war, wie denn Frankreich bis dahin zur See so viel wie nichts geleistet hatte.

Als aber schon nach ein paar Jahren einige respectable französische Fregatten auf der hohen See schwammen, erwachte mit einem Male die Spekulation für überseeische Schifffahrt und Unternehmungen derart, daß Richelieu, der eine eigene Intendanz des Handels und der Marine geschaffen, den Grund zur »Compagnie des Indes« legen konnte, welche bald sehr erfreulich zu gedeihen begann.

Auch die französische Literatur und namentlich das französische Theater nahmen unter der Aegyde des Cardinals einen bis dahin ungeahnten Aufschwung Richelieu beschloß nunmehr die Ausführung von »Mirame«, dessen Inhalt und Tendenz dem Leser bereits im dritten Bandes angedeutet wurden.

Der vornehme, sonst so sparsame Autor verwendete auf die Ausstattung dieses Stückes nicht weniger als einmal hunderttausend Thaler.

Die Proben, welche mit »Mirame« abgehalten wurden, dauerten mehrere Monate, für den armen Desmarets, der, wie wir schon wissen, seinen Namen als Verfasser hergeliehen hatte, eine lange qualvolle Zeit von Leiden und Prüfungen aller Art.

Eine der Generalproben war Ursache, daß Bois-Robert bei dem Cardinale in Ungnade fiel und erst nach ein paar Jahren wieder Verzeihung erhielt.

Bei einer der Proben bekam Bois-Robert, der eine Art Regisseur vorzustellen hatte, die Weisung, Schauspieler, Schauspielerinnen und Schriftsteller einzulassen, aber nur diese. Richelieu wollte sich überzeugen, wie das Stück auf Sachverständige wirke.

Die Weisung war eine ganz bestimmte; Bois-Robert jedoch konnte nichts abschlagen, wenn man recht dringend bat.

Ein hübsches, ziemlich schlecht beleumundetes Mädchen, Namens Saint-Amour, welche eine Zeit lang bei der Truppe Mondoris gewesen, drang so in ihn, daß er auch ihr den Zutritt gestattete, jedoch nur unter der Bedingung, daß sie dicht verschleiert bleibe.

Die Saint-Amour aber konnte es sich nicht versagen, den Schleier zu lüften, um Gaston von Orleans, der zufällig von Blois auf Besuch in Paris und bei der Probe anwesend war, einige sehr zweideutige Blicke zuzuwerfen.

Gaston, welcher nie eine Gelegenheit vorübergehen ließ, um Richelieu zu ärgern, sagte dem Könige, daß das neue Stück viel Anrühiges enthalte und daß man zur Probe sogar die berüchtigte Saint-Amour zugelassen habe.

Der Cardinal wurde über letzteres wüthend, als er diese Aeußerungen Monsieurs erfuhr, und kam bald darauf, daß Bois-Robert der Verbrecher gewesen; er ließ ihn holen.

»Eminenz,« entschuldigte sich der Spaßmacher, »ich war der Meinung, alle Schauspielerinnen und Schriftsteller dürften zur Probe gelassen werden und die Saint-Amoar gehörte doch auch zum Theater.«

»Sie steht aber im allerschlechtesten Rufe.«

»Das ist wohl möglich,« entgegnete Bois-Robert gelassen, »aber in gutem Rufe steht gar keine.«

»Ihr habt aber dem Könige und mir einen Verdruß bereitet; geht!«

Alle Bitten halfen nichts. Bois-Robert wurde nach Rouen verbannt.

»Mirame« fiel bei der ersten Aufführung mit Eclat durch. — Richelieu begab sich noch denselben Abend nach Ruelle bei Paris, weit bitterer gekränkt und mißgestimmt, als nach dem famosen Tölpeltage.

Am andern Tage suchte ihn dort klopfenden Herzens der arme Desmarets auf.

Der Cardinal empfing ihn jedoch weniger rauh, als er befürchtet hatte, und rief that schon beim Eintritte entgegen:

»Mordieu! Ich fürchte, die Franzosen werden nie guten Geschmack besitzen, denn,»Mirame« hätte ihnen sonst gefallen müssen!«

»Eminenz!« erwiderte Desmarets rasch, froh aufathmend, »die guten Franzosen sind dabei vielleicht weniger schuldig, als sie es in Euren Augen erscheinen.«

»Wie!« rief der Cardinal erstaunt einen Schritt zurücktretend und die Stirne runzelnd. — Er vermeinte, Desmarets habe die Frechheit, den Mißerfolg dem Machwerke selbst zuzuschreiben.

»Ganz gewiß, Eminenz!« fuhr Desmarets ruhig fort, »war das Publikum im vollen Rechte, denn die Schauspieler spielten mehr als miserabel.«

Richelieus Antlitz heiterte sich auf und er sagte hastig: »Da ließe sich wohl Abhilfe treffen?

»Ich verbürge für die nächste Vorstellung den rauschendsten Beifall, falls mir Euer Eminenz freie Hand gibt, aber —«

»Nun, aber —«

»Es wird einiges Geld kosten.«

Statt aller Antwort schellte Richelieu heftig nach Charpentier, und rief, als derselbe eintrat:

»Ihr werdet Herrn Desmarets jede beliebige Summe, die er zum Arrangement der zweiten Vorstellung von »Mirame« benöthigt, ohne mich weiter zu fragen, ausbezahlen und solltet Ihr dabei bis auf den Grund meiner Casse langen müssen.«

Charpentier und Desmarets verbeugten sich. Letzterer begann:

»Ist es Euer Eminenz genehm, daß die zweite Vorstellung heute über acht Tage stattfinde?«

»Wie, schon in acht Tagen?« sagte der Cardinal freudig überrascht.

Desmarets nahm eine zuversichtliche Miene an und erwiderte: »Ja Eminenz, heute über acht Tage soll ganz Paris in Entzücken schwimmen.«

Der Pseudoautor hatte hiermit nicht zu viel versprochen, Desmarets war ein noch weit besserer Arrangeur als Dichter. Er stellte jedem der Schauspieler die Wahl zwischen einer Gratifikation von 100 bis 1000 Pistolen und der Bastille frei. Dann wurde eine kleine Armee, von Cardinalisten ins Theater commandirt und sämtliche Hauptschreier von der Gegenpartei mit klingenden Gründen gewonnen.

Bei der zweiten Vorstellung leisteten Schauspieler und Publikum ihr Möglichstes. »Mirame« gefiel jetzt und in den nächstfolgenden Vorstellungen wirklich und auf die Dauer stimmte auch das große Publikum, welches damals ebenso skandalsüchtig war wie heute, in die große Lobposaune der ersten Abende ein, seit es ein öffentliches Geheimniß geworden war, daß das ganze Stück nichts Anderes sei als eine bittere Satyre auf die Königin Anna und ihre Liebe zu Buckingham.

Wen es interessiren sollte hierüber Näheres zu erfahren, möge die Bibliothèque du Théâtre français, depuis son origine, tom. II. p. 569 u.s.w. Einsehen.

Richelieu fühlte sich jetzt wieder ganz glücklich und es gereuten ihn keinen Augenblick die 200.000 Thaler, welche die Wiederaufnahme der Vorstellungen zu »Mirame« seinem Säckel gekostet hatte. Seiner Marotte war Genüge geleistet und mit verdoppelter Energie und Lust arbeitete nun wieder der erste Minister, seit der Dichter Richelieu seine jedenfalls kostbaren Lorbeeren sich aufs Haupt gesetzt. — Dieser als Staatsmann so große Mann war eben auch nur ein Mensch, und da Frankreich nie Grund hatte zu klagen, daß des Cardinals persönliche Schwächen der Ehre und dem Wohle des Landes Eintrag thaten, so verdienen diese Schattenseiten seines Charakters eine weitaus mildere Beurtheilung, als sie von der Nachwelt mitunter gefunden haben.

Richelieu befand sich an einem der Septembertage des Jahres 1637 besonders guter Laune. — Die Witterung war vortrefflich; er beschloß daher zu Wagen, in Frau von Combalets Gesellschaft einen kleinen Abstecher auf seine Besitzung in Ruelle zu machen und klingelte deshalb gegen zwei Uhr Nachmittags nach Cavois, um demselben seine Befehle wegen der beizustellenden Escorte zu geben.

Der Gardecapitän, der vor ein paar Monaten einen schweren Sturz vom Pferde gethan, hinkte in das Zimmer und zwar, wie wir zu vermuthen Grund haben, etwas mehr als sein Zustand wirklich mit sich brachte.

»Oho!« rief ihm der Cardinal cordial entgegen, »will denn Euer Uebel sich durchaus nicht geben?«

»Eminenz!« entgegnete Cavois sein Gesicht so kläglich verziehend, als es ihm nur immer möglich war, »wenn es so fortgeht, werde ich bald nach der Krücke langen müssen.«

»Mein Gardencapitän auf Krücken,« lachte der Cardinal, »das würde sich nicht übel machen.«

Cavois, des Cardinals günstige Stimmung ersehend, nahm sich das Herz, heute einen schon lange beabsichtigten Coup zu wagen.

»Ja, Eminenz,« begann er von Neuem mit einer Jammermiene, »ich bin ein lahmer Invalide und Ihr werdet bald Gelegenheit haben, den Nachfolger Eures armen Cavois zu ernennen.«

»So, so,« sagte Richelieu, nachdem er seinen Gardecapitän einen Augenblick scharf fixirt hatte; »mein lieber Cavois, gib Dir nicht gar so viele Mühe, ein Leichenbittergesicht zu schneiden; Du bist zur Verstellung nun einmal nicht geboren und deshalb wirst Du Dir auf diese Art Deinen Abschied nicht erschleichen; sage es lieber offen heraus, Du bist bereits zu alt, zu dick und — zu reich, um länger dienen zu wollen.«

»Zürnt mir Eure Eminenz, wenn es so wäre?« frug Cavois den Cardinal, welchem er sonst vom Herzen treu ergeben war, ängstlich anblickend.

»Nein, nein, mein lieber Cavois,« erwiderte Richelieu rasch und klopfte dem Capitän vertraulich auf die Schulter, »daß Du zu reich geworden bist, ist ja am Ende nur meine Schuld; wie viel hat Dir und Souscarières bis jetzt das Privilegium mit den Sesseln eingetragen?«

»Von meinem Antheile habe ich durch die sieben Jahre bis zum letzten vorigen Monats mir

419.720 Livres bei Seite gelegt.«

»Ein nettes Sümmchen und ich wundere mich jetzt nur, daß Du nicht auf beiden Füßen hinkst und überdies die Arme in der Schlinge trägst, also, mein lieber Cavois, gehe nach Hause, bewahre mir ein freundliches Angedenken und grüße mir Deine Frau, die sich hoffentlich von heute an nicht mehr über mich beschweren wird.«

»Ihr grollt mir wirklich nicht, Ihr haltet mich für keinen Undankbaren?« rief der gute Cavois, dem die Thränen über die Wangen rollten vor Freude und Rührung.

Richelieu reichte Cavois die Hand und sagte: »Nein, nein, sei unbesorgt, und wenn heute oder morgen der Tod meinem Lager naht, dann, mein alter, wackerer Diener, hoffe ich Dich in meinen letzten Augenblicken wiederzusehen.«

»Möge mir dieser Schmerz und Frankreich dieses Unglück noch recht lange erspart bleiben,« erwiderte Cavois mit halberstickter Stimme und wankte zur Thür hinaus.

Auf ein anderes Zeichen trat nun Latil ein.

»Stephan,« sagte Richelieu, »der gute Cavois hat soeben seinen Abschied erhalten und bis ich seinen Nachfolger ernenne, wirst Du meine Garden befehligen.«

»Eminenz!« entgegnete Latil kurz, »man ist an Euch nicht gewohnt, daß Ihr eine und dieselbe Arbeit doppelt thut.«

»Was will dein vorwitziges Maul damit besagen?«

»Entschuldigt, Eminenz, aber Cavois' Nachfolger ist bereits ernannt.«

»Und wer wäre derselbe?«

»Meine Wenigkeit!« entgegnete der Gascogner trocken, riß seine Brieftasche heraus und reichte dem Cardinal einen Zettel, worauf geschrieben stand:

*»Ich ernenne den Stephan von Latil zum Nachfolger meines Gardekapitäns Cavois.*

Richelieu.«

Diese Zeilen hatte der Cardinal im Gehöfte bei Melun dem Gascogner am 18. April 1630, also vor mehr als sieben Jahren, ausgestellt.

Jetzt erst erinnerte sich Richelieu daran, und die Blöße, die er sich gegeben, geschickt maskierend, sagte er lächelnd:

»Ich sehe, Stephan, daß man Dich ohne Sorgen auch zur Aufbewahrung von wichtigen Schriften verwenden kann. Du hast deine Probe gut bestanden. — Also, Herr Gardekapitän, laßt Eure Leute antreten und wählt mir meine gewöhnliche Eskorte zur Spazierfahrt nach Ruelle; Punkt elf Uhr werde ich auf dem Rückwege bei dem Magdalenenkloster halten, wo Ihr mich erwartet.

Latil salutirte und wollte abtreten. Der Cardinal rief ihn zurück und sagte:

»He, was machen denn die jungen Herren von Latils, meine Pathen?«

»O, Eminenz, das ganze halbe Dutzend befindet sich sehr wohl und der älteste, der mit Ew. Eminenz Erlaubniß Euren Taufnamen Armand erhielt, exercirt bereits famos in der Uniform eines Gardes. Der kleine sechsjährige Kerl reitet schon wie der Teufel aus dem alten Pony, welcher einst dem Georges Gravé gehörte.«

»Gut, daß Du mich an mein Murmelthier erinnerst,« bemerkte Richelieu und warf eine Notiz auf ein Blatt Papier. »Der König will ihn nach Paris kommen lassen und zum Ritter schlagen, zur Belohnung für den Heldenmuth, den er vor zwei Monaten in Flandern bei der Erstürmung von Tournay bewies. Auch seine jüngeren Brüder, die ich sammt der alten Mutter nach Frankreich kommen ließ, haben sich schon recht wacker herumgebalgt.«

»Für das bucklige Scheusal von einem Pisani hat Ew. Eminenz wirklich einen guten Tausch gemacht, einen Tausch, der mich noch heute reut. — Wenn wenigstens das Wartegeld von fünf Pistolen per Woche noch länger angedauert hätte, aber bei Castelnaudary mußte ich ja meine wandelnde Rente eigenhändig aus der Welt schaffen.«

»In meinem Dienste sollst Du nie zu Schaden kommen,« entgegnete Richelieu lächelnd.

»Charpentier wird Dir daher den ganzen Nachtrag und die fünf Pistolen per Woche fortan so lange ausbezahlen, bis auch meine gute Freundin, die Frau Katharina von Rambouillet ihrem edlen Sohne in das Jenseits nachfolgt.«

»Die Frau Marquise möge lange leben!« rief Latil.

»Sich zur Qual,« murmelte Richelieu, der ihr die schnöde Abweisung seines Antrages noch immer nicht vergessen konnte.

---

## XI.

### **Richelieu als Grotesk tänzer.**

Um zehn Uhr Nachts hatte sich bereits der neuernannte Capitän der Leibgarden Seiner Eminenz des Herrn Cardinal-Ministers in der Nähe des Magdalenenklosters eingefunden. Er so wie die vier Garden, welche ihn begleiteten, hatten ihre auffallenden Uniformen abgelegt, und sich wie gewöhnliche Landedelleute costumirt.

Wenige Minuten vor elf Uhr hielt etwa hundert Schritte vom gedachten Kloster entfernt der Wagen Richelieus, in welchem sich auch Frau von Combalet befand.

Der Cardinal verließ den Wagen, welcher mit der Dame und, von der Gardeescorte geleitet, seinen Weg nach dem Place Royal weiter verfolgte.

In dem Nonnenkloster, an dessen Pforte auf Richelieus Befehl Latil gepocht hatte, verursachte die plötzliche Erscheinung des Cardinal-Ministers große Sensation.

Die Oberin, von dem hohen Besuche rasch unterrichtet, stürzte aus dem Chore, wo die Nonnen sich eben zum Mitternachtsgebete versammelt hatten, athemlos herbei und frug demüthig um die Befehle des allgewaltigen Mannes.

»Bescheidet Frau von Fargis in das Sprechzimmer und tragt Sorge, daß wir ungestört bleiben,« gebot Richelieu kurz, während er die Richtung nach dem ihm schon von früheren Zeiten her wohlbekannten Sprechzimmer einschlug.

Zehn Minuten später traf er dort die Gerufene, welche, wie wir schon in einem vorhergehenden Capitel erwähnten, kurz nach dem Tölpeltage in diesem Kloster internirt worden war.

Die sieben Jahre, welche der Kobold du Fargis in diesen heiligen Räumen ununterbrochen verbracht hatte, schienen an dieser Büßerin in jeder Beziehung spurlos vorübergegangen zu sein, denn sie erschien noch so frisch und rosig, ihr Auge glänzte noch so lebendig-schelmisch als zur Zeit, wo wir sie als die Schlange der Eva Anna kennen lernten. — Selbst an ihrer graziösen, mitunter etwas ungenirten Haltung des Leibes und an der gazelleartigen Leichtigkeit ihres Ganges hatte sie nichts eingebüßt.

Freilich war die du Fargis, obwohl sie das Ordenskleid trug, keine Nonne, sondern nur der Zwitter einer Novizin, deren damals fast jedes Frauenkloster in Menge aufzuweisen hatte, da diese Orte theils als freiwillige Pensionate, theils als Staatsgefängnisse in sehr umfassender Weise in Anspruch genommen waren. Von diesen Insassen, besonders wenn sie Vermögen besaßen und vom Stande waren, wie die du Fargis, wurde die Beobachtung der Hausordnung, geschweige jene der Ordensregeln, nur in äußerst nachsichtiger Weise gefordert.

Madame du Fargis machte vor dem Cardinale ein so übertrieben devote Verbeugung, daß man derselben die Absicht zu cariciren ansehen mußte.

Richelieu trat auf sie zu, ergriff ihre Hand und indem er sich Mühe gab, ebenso wohlwollend als jovial zu erscheinen, sagte er:

»Es freut mich Euch so munter zu sehen.«

Die Schelmin verdrehte fromm die Augen und näselte indem sie die Hände über ihrem üppigen Busen faltete, höchst salbungsvollen Tones:

»Die Entbehrung sündiger Freuden ist es, welche das Herz bereichert.«

»Und solltet Ihr die sündigen Freuden der Welt seither wirklich gänzlich entbehrt haben, so daß Euer Herz bereits geistige Schätze zu sammeln vermochte?« frag der Cardinal spöttisch.

»Eminenz!« erwiderte Madame du Fargis im obigen Tone, »darüber müßt Ihr meinen Beichtvater befragen!«

»Hm!« bemerkte der Cardinal, mit den Augen etwas sonderbar zwinkernd, »Pater Harlincourt scheint mir viel zu nachsichtig gegen Euch zu sein und zu oft nach Eurem Willen zu thun; ich werde Euch einen älteren, häßlicheren und strengereren Gewissensrath besorgen, meine liebe du Fargis.«

»Nicht doch! fiel Madame du Fargis rasch ein, »ich bin mit seiner Methode und seinen Leistungen ganz und gar zufrieden, und da bei einem Arzte und einem Beichtvater das Vertrauen die Hauptsache ist, würde Eure übrigens wohlwollende Absicht meiner Buße und Besserung nur gewaltig Abbruch thun.«

»Im Ganzen,« fuhr Richelieu fort »weilet Ihr wohl schon lange genug in diesen Räumen, damit Eure Buße und Besserung endlich zum Durchbruche kommen könnte, aber,, aber ich fürchte sehr, daß dieser Augenblick nie eintreten wird und deshalb —«

Der Cardinal hielt absichtlich inne und betrachtete Madame du Fargis, deren Antlitz die gespannteste Neugierde verrieth, denn sie ahnte, daß Richelieus Besuch durch einen besonderen und wichtigen Grund herbeigeführt worden sei, welchen sie nunmehr kennen lernen sollte.«

»Deshalb,« begann Richelieu nach einer sehr langen Pause, sich an der verzehrenden Neugierde seiner bisherigen Feindin weidend, »deshalb möchte ich es beinahe als resultatlos aufgeben, Eure Buße noch länger fortzusetzen.«

Der Madame du Fargis entschlüpfte ein unwillkürliches Ah! der größten und freudigsten Ueberraschung, denn der Cardinal errieth offenbar die Absicht, den Käfig, welcher seit sieben vollen Jahren einen so lockeren Vogel beherbergte, zu öffnen.

»Eminenz!« rief Madame du Fargis mit von Aufregung zitternder Stimme, »jeder Eurer Wünsche wird mir in Zukunft Befehl sein; sprecht ein Wort und Ihr besitzt in mir eine treue und ergebene Dienerin.«

Nach diesen Worten ließ sich Madame du Fargis auf ein Knie nieder, erfaßte die Hände Richelieu's und bedeckte selbe mit hundert Küssen.



Er ließ sie eine Weile gewähren, dann hob er sie sanft auf und sagte sehr ernsten Tones:

»Wer aber bietet mir die Garantie, daß Ihr, sobald Ihr frei seid, nicht Euer altes Spiel gegen mich von vorne beginnt?«

»Mein Verstand!« entgegnete Madame du Fargis schnell, »mein Verstand, wenn Ihr schon meinen aufrichtigen Bethuerungen keinen Glauben schenken wollt. Nur ein Thor möchte es sich beisammen lassen, jetzt, wo Ihr zehnfach mächtiger seid als vor sieben Jahren, noch ferner Eure Pläne kreuzen, Eure gefährliche, ja vernichtende Feindschaft herausfordern zu wollen. — Haltet mich für schlecht, so viel Ihr wollt, aber haltet mich nicht für dumm, glaubt daher meiner Versicherung daß es mir ernst sei, Euch von nun an unbedingt und treu zu dienen.«

»Nun gut,« erwiderte der Cardinal »ich will einen Versuch wagen; morgen tretet Ihr wieder euren Dienst bei der Königin Anna an.«

»Bei der Königin!« rief höchst erstaunt Madame du Fargis. Einen so kühnen Wunsch hätte sie nicht einmal zu träumen gewagt; sie dachte, der Cardinal werde sie von nun nur als eines seiner gewöhnlichen Werkzeuge verwenden; jetzt aber begriff sie, daß man mit ihr etwas ganz Ungewöhnliches vorhabe.

»Vor Allem,« fuhr Richelieu fort, wollen wir den geschäftlichen Standpunkt ins Reine bringen. Ich liebe es, daß die Leute, welche mir dienen, wohlgemerkt, nach meinem Wunsche dienen, gleich in vorhinein im Klaren über die Vortheile seien, welche ihnen daraus entspringen. Was ein Jeder wagt, der meine Freundschaft zurückweist oder gar verräth, ist allbekannt und Ihr habt es außerdem persönlich erfahren; ich kann mir füglich in dieser letzteren Beziehung Euch gegenüber jede Auseinandersetzung ersparen. Hört also. Euer Gemahl, der im vorigen Jahre verstarb, hat Euch so viel wie nichts hinterlassen. Als Dame der Königin sollt Ihr jedoch glänzend dastehen, wozu der spärliche Gehalt nicht ausreichen würde. Ich sichere Euch eine jährliche Rente von 30.000 Livres zu; ferner werdet Ihr für die Königin Anna, welche nie bei Gelde ist, weil sie damit nicht umzugehen weiß und es für Putz und Flitter mit vollen Händen wegwirft, eine Anleihe nach der andern negociiren. Als scheinbarer und sehr gefälliger Vermittler agirt dabei Herr Emery, der jetzt in meinen Diensten steht; die schönen Goldfuchse wird aber Charpentier liefern. Seht zu, daß diese Schulden recht bald eine horrende Summe erreichen. Geht meinewegen bis zu einer Million. Nun aber zur Hauptsache, doch nein, die Wände könnten hier Ohren haben und die Sache ist zu hochwichtig, zu delicat und für uns Beide auch zu gefährlich, versteht mich wohl, gefährlich. Macht also dieser Tage Frau von Combalet einen Besuch und ich werde Gelegenheit finden, Euch auf ein Viertelstündchen allein zu sprechen. Lebt wohl, mein schöner Kobold.«

»Noch Eines, Eminenz,« rief Madame du Fargis dem sich Entfernenden nach, »gestattet Ihr, daß Pater Harlincourt auch nach ferner mein Beichtvater verbleibe?«

»Das steht ganz in Eurem Belieben, vorausgesetzt, daß Ihr jede Mittheilung strenge ausschließt welche auf unser gefährliches Geheimniß auch nur im Mindesten einen Bezug haben könnte; für diese Sünde werde ich Euch von Fall zu Fall selbst absolviren.«

Mitternacht war bereits längst vorüber, als der Cardinal sodann das Magdalenenkloster verließ.

Madame du Fargis fühlte sich überglücklich und eilte schwebenden Schrittes ihrer Zelle zu, die sie morgen mit einem prachtvollen Gemache im Louvre wieder vertauschen sollte.

Mit mehr Ernst, als ihr sonst innewohnte, dachte sie noch lange über ihre Unterredung mit dem Cardinal und ihren unverhofften Schicksalswechsel nach.

»Ja,« murmelte sie vor sich, »es wäre Thorheit, ihm nicht mit vollster und aufrichtigster Ergebenheit dienen zu wollen; wohin haben mich meine Intriguen zu Gefallen der beiden Königinnen gebracht? Hierher — und ein zweites Mal würde ich diese Mauern, falls mir nicht noch Schlimmeres bevorstünde, wohl nur als Leiche verlassen.«

Plötzlich lachte aber Madame du Fargis helllaut auf; eine gar zu komische Scene tauchte in ihrer Erinnerung auf.

»Bei allen Heiligen,« rief sie, nachdem sie ihrer unbändigen Lachlust durch einige Minuten gefröhnt, »bei allen Heiligen, wenn der Cardinal wüßte, daß auch ich hinter dem Schirme stand, als er die Sarabande tanzte, ich glaube, er würde sich nicht hierher bemüht haben.«

Mit dieser Sarabande hatte es folgende Bewandtniß:

Die Verehelichung Ludwigs XIII. erfolgte im Jahre 1615, also nachdem er noch nicht ganz das fünfzehnte Lebensjahr erreicht hatte. Seine Braut war im Alter nur um vierzehn Tage von ihm verschieden.

Richelieu, geboren im Jahre 1585, zählte demnach nur um beiläufig dreizehn Jahre mehr als das königliche Paar.

Im Jahre 1616 begann der Bischof von Lucon seine Carriere als Staatssecretär. Acht Jahre später hatte er sich bereits zum Minister emporgeschwungen, wenn auch nicht gleich anfangs mit jenen Machtvollkommenheiten ausgestattet, welche er erst im Verlaufe der Zeiten langsam und unbemerkt stückweise an sich zu reißen verstand.

Kurz nach seiner Ernennung zum Minister, so erzählt Tallemant de Reaux in seinen Memoiren, wagte es Richelieu die Etiquette gegen die Königin zur Galanterie und die Achtung zur Bekehrung zu treiben.

Eines Abends empfing Anna von Oesterreich einen Brief von dem Cardinal, der sie in wichtigen Angelegenheiten um eine Unterredung unter vier Augen ersuchte.

Die Königin bewilligte die Unterredung stellte aber in eine Fensterbrüstung eine alte spanische Kammerfrau, Namens Donna Estefania, welche ihr von Madrid nach Paris gefolgt war und nur etwas französisch sprach.

Richelieu trat ein. Die Königin empfing ihn mit freundlichen Lächeln.

Der Cardinal war ein so gewandter Diplomat, daß er seinen Antrag, wie seltsam er auch war, in so drängende Dilemmas hüllte, daß Anna von Oesterreich genöthigt wurde, ihn bis zu Ende anzuhören.

Als Vorwand brauchte er den Gesundheitszustand des Königs, die bedenkliche Krankheit, an welcher er damals gerade litt, und seine Besorgniß als getreuer Unterthan der Königin und Minister eines großen Staates, daß die Krankheit sich verschlimmern könnte. Er schilderte der Königin die unsichere Stellung, in welcher sie sich befinden würde, wenn der König sterben und sie als kinderlose Witwe zurücklassen sollte. Die Krone falle dann an den Herzog von Anjou, nochmals Gaston von Orleans. Ihre Todfeindin sei die Königin-Mutter, Maria von Medicis.

Die Königin erblickte schauernd den Abgrund, an welchem sie stand.

»Wenn der König ohne Erben stirbt,« fuhr der Cardinal fort, »sind wir Beide verloren; mich verweist man in, mein Bisthum Lucon und Euch sendet man nach Spanien zurück. — Das wäre für wahr ein trauriges Resultat.«

Die Königin ließ betrübt das Haupt sinken und sagte: »Unser Geschick liegt in Gottes Hand wie das aller übrigen Menschen.«

»Allerdings,« antwortete Richelieu, »und deshalb sagt Gott auch zu seinen Geschöpfen: Hilf Dir selbst und der Himmel wird Dir helfen.«

»Ich verstehe Ew. Eminenz nicht,« entgegnete die Königin ganz naiv.

»Wünschet Ihr mich zu verstehen. Madame?« frug der Cardinal weiter.

»Ja, denn die Lage ist sehr ernst.«

»Majestät, das was ich zu sagen habe, ist sehr schwer zu sagen.«

»Gut, so deutet es nur an, Cardinal.«

»Wohlan, ich wage es mich deutlicher zu erklären; diese ganze düstere, drohende Zukunft verwandelt sich in eine helle, heitere, wenn man bei dem Tode des Königs, Frankreich ankündigen kann, es stehe ein Kronprinz zu erwarten.«

»Aber,« entgegnete die Königin erröthend, »ich glaube, daß Ihr von Seite des Königs die Unmöglichkeit dieses Ausweges wohl selbst wißt.«

»Eben weil die Schuld an dem Könige liegt,« sagte Richelieu trocken, »kann sie gut gemacht werden.«

»Ah!« rief die-Königin, verbarg jedoch ihre Entrüstung.

»Madame! Ihr versteht mich nun?« frug Richelieu lauernd.

»Ich glaube wenigstens zu verstehen.

»Ihr bietet mir vierzehn Jahre königlicher Herrschaft für eine Stunde der Sünde.«

»Ein ganzes Leben von Liebe und Hingebung lege ich zu Euren Füßen.«

Die Königin, obwohl innerlich empört über diesen insolenten Antrag, wollte dennoch sehen, wie weit zu gehen Richelieu wohl den Muth habe und sagte:

»Die Sache ist ungewöhnlich und verdient, wie Ihr selbst gestehen werdet, reifliche Ueberlegung; ich bitte Euch daher um Bedenkzeit bis morgen Abend.«

»Und morgen Abend,« frug Richelieu, »werde ich die Ehre haben dürfen, meine Huldigungen Ew. Majestät zu Füßen zu legen?«

»Morgen Abend,« antwortete die Königin, »werde ich Ew. Eminenz erwarten.«

Der Cardinal entfernte sich hochofrenet, nachdem er die Erlaubniß erbeten und erhalten hatte, der Königin die Hand zu küssen.

Gleich nach der Entfernung Richelieus ließ die Königin Frau von Chevreuse und Frau von Fargis zu sich rufen.

Diese Beiden hatten schon längst die Verehrung Richelieus für Anna von Oesterreich bemerkt und oftmals mit ihr darüber gesprochen und gelacht.

Nunmehr verabredeten sie einen Plan, der den heißblütigen Richelieu für immer von seiner Liebe zur Königin heilen sollte.

Am folgenden Abende fand sich Richelieu selbstverständlich pünktlich ein.

Die Königin empfing ihn sehr gnädig, ja fast vertraulich. Richelieu, der warm zu werden begann, betheuerte mit den feierlichsten Eiden, er sei bereit für die Königin Alles zu thun, was die berühmtesten Ritter Roland, Amadis, Galaor in alter Zeit für die Dame ihres Herzens gethan, und daß die Königin, wenn sie ihn auf die Probe stellen wolle, sehr bald hiervon die Ueberzeugung gewinnen werde.

Anna von Oesterreich unterbrach seine Herzensergießungen mit den Worten:

»Was für ein Verdienst soll es sein, Heldenthaten zu vollbringen, die Ruhm gewähren? Das thun alle Männer sowohl wohl aus Ehrgeiz, als auch aus Liebe. — Etwas würdet Ihr aber gewiß nicht thun, denn nur ein Mann, der wirklich liebt, würde sich dazu verstehen, vor mir — eine Sarabande zu tanzen.«

»Majestät!« antwortete Richelieu »ich bin auch Cavalier und Krieger und, Gott sei Dank erhielt ich die Erziehung eines Edelmannes. Ich sehe also nicht ein, was mich hindern könnte, Eurem Wunsche zu entsprechen, zumal *wenn Ihr mich dafür belohnt.*«

»Ihr habt mich nicht ausreden lassen,« fiel die Königin ein, »ich wollte sagen, Ihr würdet vor mir nicht in der Kleidung eines spanischen Possenreißers tanzen.«

»Warum nicht?« entgegnete Richelieu, »da dieser Tanz an sich schon possenhaft ist, so ist es wohl sehr natürlich, ihn auch in der dazugehörigen Kleidung auszuführen.«

»Wie?« frug die Königin wirklich höchst verwundert, »Ihr würdet eine Sarabande im Harlekinanzuge mit Glöckchen an den Füßen und mit Castagnetten in der Hand vor mir tanzen?«

»Ja, vor Euch allein, wenn Ihr mir, wie schon gesagt, einen Lohn dafür verheißt.«

»Vor mir allein, das ist unmöglich, erwiderte die Königin, »es muß doch ein Musiker dabei sein, der den Takt angibt.«

»So nehmen wir Boccan dazu, meinen Geigenspieler,« antwortete Richelieu, »er ist verschwiegen, für ihn kann ich bürgen.«

»Wenn Ihr dies thut,« sagte die Königin, »werde ich selbst anerkennen, daß keine Liebe der Eurigen gleicht.«

»Madame,« rief Richelieu entzückt, »Euer Wunsch soll erfüllt werden. Erwartet mich morgen um dieselbe Stunde.«

Die Königin reichte ihm die Hand zum Kusse und er entfernte sich in einem noch größeren Wonnerausche als gestern.

Der nächste Tag verging in großer Spannung. Die Königin wollte nicht glauben, daß Richelieu wirklich einer so großen Thorheit fähig wäre.

Am andern Abende um zehn Uhr saß die Königin in ihrem Cabinet. Die Chevreuse und die du Fargis waren hinter dem großen Ofenschirme versteckt.

Boccan trat mit der Geige ein und meldete, daß sein Gebieter ihm auf dem Fuße nachfolge.

Zehn Minuten hierauf erschien ein Mann in einen großen Mantel eingehüllt, den er abwarf, als er die Thür hinter sich geschlossen hatte.

Es war Richelieu in dem Costume eines spanischen« Grotesktänzers. Er trug ein Wamms von grünem Samme, silberne Glöckchen an den Kniebändern und hatte Castagnetten in den Händen.

Anna von Oesterreich hatte Mühe ernsthaft zu bleiben, als sie den Mann vor welchem nicht nur ganz Frankreich, sondern auch Europa zitterte, in solch seltsamen Aufzuge erblickte; sie beherrschte sich aber, dankte ihm in der anmuthigsten Weise und forderte ihn auf, die Selbstverläugnung bis zum Aeüßersten zu treiben.

Richelieu, den seine Leidenschaft blind gemacht hatte, sträubte sich nicht im Mindesten gegen das Verlangen der Königin und bei den ersten Tönen des Instrumentes von Boccan begann er die Figuren der Sarabande, eine Art Cancan, mit vieler Lebhaftigkeit; durch den Eifer, welchen er dabei zeigte, wurde aber die Sache derart grotesk, daß die Königin nicht lange an sich halten konnte, sondern in ein lautes Lachen ausbrach.

Dieses Lachen hatte aber ein doppeltes Echo, welches hinter dem Schirme erscholl.

Da erkannte Richelieu, daß das, was er für eine besondere Gunst gehalten, eine Mystification

gewesen und im größten Zorne stürzte er aus dem Zimmer fort.

Die Königin spielte mit dem Zorne Richelieu's. Allerdings kannte sie damals diesen Zorn noch nicht.

Von da an war der Cardinal der unversöhnlichste Feind Annas von Oesterreich, an der er sich auf Kosten ihrer Ehre zu rächen schwur. Wie er diesen Schwur mit seinen sonstigen Plänen in Einklang zu bringen wußte, werden wir alsbald sehen.

---

## XII.

### Im Dunkel der Nacht.

Volle zwei Monate nach Richelieu's Besuch im Magdalenenkloster zu Paris und zwar Anfang December 1637 ließ sich des Morgens der Marschall von Schomberg durch den Gardecapitän Stephan von Latil, der jetzt ein höchst würdevolles, gravitästisches Aeußeres zur Schau trug, anmelden.

Der Cardinal empfing seinen bewährten und verwendbaren Anhänger, welcher heute Früh vom Kriegsschauplatze in Flandern in Paris angelangt war, bestens.

»Eminenz,« begann der Marschall, »empfangt meinen innigsten Dank für den neuerlichen, unverhofften Beweis Eurer Gnade, welche abermals ihr Füllhorn über mich ausgegossen hat.«

»Ich wünsche nur, daß Eure eheliche Verbindung Euch all das Glück beschereu möge, welches Ihr wirklich verdient.

»Seid Ihr der Zustimmung des Fräuleins von Hautefort in der That versichert?« bemerkte Schomberg.

»Aurora wird binnen wenigen Tagen majorenn und sie ist viel zu klug, um nicht einzusehen, daß es für sie nunmehr höchste Zeit geworden sei, an eine entsprechende Heirat zu denken.«

»Aber der König?« warf der Marschall mit besorgter Miene ein.

»Pah!« antwortete Richelieu geringschätzig, »der gute Herr wird etwas schmollen, sich vielleicht auf vierzehn Tage nach Versailles oder Fontainebleau zurückziehen, und dann nicht weiter an die Marschallin von Schomberg denken, zumal Ihr mit Eurer jungen Gemalin eine Mission nach Holland antretet. Uebrigens habe ich für ihn bereits einen neuen Favoriten, einen gewissen Cinq-Mars, in petto. Noch Eins, mein lieber Marschall, genügt Euch die Domäne Beauregard als Mitgift? wenn nicht, so sagt es ungescheut; Ihr wißt, bei Freunden wie Ihr pflege ich kein Knauser zu sein.«

»O Eminenz!« rief Schomberg, mit der Hand eine abwehrende Bewegung machend, »das Erträgniß von Beauregard mit mehr als 40.000 Thalern übersteigt weit meine Bedürfnisse; ich war stets ein einfacher, mit sehr Wenigem zufriedener Soldat und auch Fräulein von Hautefort ist meines Wissens nie eine Freundin des Luxus gewesen.«

»Nun dann überlaßt wenigstens die Sorge für den Brautschmuck und Eure sonstige Ausstattung mir,« erwiderte der Cardinal und holte aus einem Fache seines Secretärs ein Etui hervor, welches einen ebenso geschmackvollen als kostbaren Schmuck enthielt. Lächelnd zeigte er ihn dem Marschall, der von den glitzernden Diamanten ganz geblendet, unwillkürlich einen Ausruf des Erstaunens von sich gab und dann sagte:

»Das ist ja ein königliches Geschenk!«

»Es war in der That vor Jahren für eine Königin der Schönheit und der Tugend bestimmt!« bemerkte Richelieu und ein Anflug von tiefer Trauer verdüsterte einen Augenblick seine Züge.

Den Marschall plagte wohl sehr verzeihlicher Weise die Neugierde, wer wohl jene Königin an Schönheit und Tugend, welche den Cardinal zu einem solchen Geschenke vor Jahren veranlassen konnte, gewesen sei; aber er schwieg und Richelieu, aus seinem melancholischen Nachsinnen erwachend, fuhr fort:

»Arme Isabella, armer Pontis! mit Eurem geträumten Glücke ist es wohl für immer aus.«

»Ist in dem Befinden des Fräulein von Lautrec noch immer keine wesentliche Besserung eingetreten,« frug Schomberg theilnehmend, »als ich vor sieben Monaten nach Flandern abging, gaben die Aerzte, wie es hieß, doch einige Hoffnung.«

»Die nunmehr fast vollends entschwunden ist,« ergänzte der Cardinal, »denn Ihre Idee, daß der Graf von Moret aus dem Grabe gestiegen sei, um sie in der Capuzinerkirche zu Toulouse an ihren Eid zu mahnen, ist fixer als je geworden. Ein verzehrendes Fieber schleicht durch ihre Adern, und im Frühjahr, wenn die Natur zu neuem Leben erwacht, werden die Rosen ihrer zarten Wangen wohl für immer erbleichen.«

Armes, armes Kind!« seufzte Schomberg mit ungeheucheltem Mitleiden und ihm, dem rauher Krieger, glänzten Thränen in den Augen; »jetzt, mein wackerer de Pontis begreife ich deine Sucht nach dem Tode, dem Du tollkühn täglich ins Antlitz blickst und der Dich dennoch flieht, als wäre dein Leben hundertfach gefeit.«

Der Cardinal, welchem dieser Gegenstand offenbar höchst peinlich wurde, stellte die Frage:

»Nun, Herr Marschall, seid Ihr bereit, innerhalb von vierzehn Tagen Eure Hochzeit zu feiern?«

»Ich überlasse Alles dem Ausspruche Ew. Eminenz!«

»Wohlan denn, Ihr sollt bei Zeiten avistit sein; vor der Hand treibt Euch als Reué in Paris herum und sorget, daß Eure Verbindung nicht vorzeitig lautmäulig werde. Auch Fräulein von Hautefort wird darüber, bis ich nicht das Signal dazu gebe, das größte Geheimniß bewahren. Erführe der König etwas von unserer Absicht zur Unzeit, er wäre im Stande, uns einen bösen Streich zu spielen.«

»Noch Eins, Eminenz!« begann der Marschall nach einer längeren Pause etwas verlegen, »Ihr werdet mir wohl nicht zürnen, wenn ich eine Frage, die mir sehr am Herzen liegt, denn sie steht mit meiner Ehre im innigsten Zusammenhange, nochmals zu stellen wage.«

»Ich errathe,« entgegnete der Cardinal lächelnd, »Ihr seid eifersüchtig und wollt abermals meine Versicherung hören, daß die Natur der Beziehungen, welche zwischen dem Könige und Aurora stattfanden, Euch nicht etwa in einer gewissen Beziehung zum Nachfolger Eures Monarchen machen.«



»So ist es, Eminenz, und auf diese Ehre müßte ich ganz entschieden verzichten. Ich bin ein Deutscher, Eminenz, und in solchem Punkte ganz anderer Ansicht, als hierzu Lande gang und gäbe.«

»Beruhigt Euch, mein lieber Marschall!« erwiderte Richelieu ebenso ruhig als bestimmt; »ich gebe Euch mein Ehrenwort, daß Auroras Tugend noch nie von einem Manne bedroht wurde; solltet Ihr Euch getäuscht finden, so erkläre ich hiermit die Ehe für null und nichtig. Wollt Ihr dies schriftlich? Kann ich mehr thun?«

»Euer Wort, genügt, Eminenz!« entgegnete der Marschall Schomberg rasch und empfahl sich.

An diesem in der Geschichte Frankreichs denkwürdigen Tage, nämlich dem 5. December 1637, verließ Richelieu nach der Entfernung Schombergs sein Arbeitscabinet und fuhr auf seine Besetzung nach Ruelle, in dessen Park er dicht in seinen Mantel gehüllt, bis zur nahen Mittagsstunde in fieberhafter Aufregung lustwandelte, gefolgt in einiger Entfernung von Latil und seinem Kammerdiener Guillemot. Ihm zur Seite schritt Chicon sein Leibarzt.

»Chicot!« rief der Cardinal, »wenn Euch Eure Voraussicht nicht täuscht, wenn heute über sechs Wochen die ersten Anzeichen eintreten, dann geht zu Charpentier und nehmt vorläufig 10.000 Pistolen in Empfang. Ist es aber heute über neun Monate wirklich ein gesunder Thronerbe, dessen Geburt der Donner der Geschütze begrüßt, dann könnt Ihr Euch jene Domäne, die Euch am besten gefällt, selbst wählen.«

»Eminenz!« rief Chicot, »ich werde schon morgen zu Herrn Mazarin gehen und mir das Inventar der Staatsgüter zeigen lassen.«

»Chicot! Chicot!« drohte der Cardinal mit dem Finger, »Ihr rechnet vielleicht allzuvermessen aus Eure Kunst und Eure Wissenschaft Ihr wißt zu wohl, welches gewagte Spiel für die heutige Nacht in Aussicht steht. Die Königin zählt bereits volle siebenunddreißig Jahre, denn auf dieser unglückseligen Ehe lastet schon seit zweiundzwanzig Jahren der Fluch der Unfruchtbarkeit.«

Chicot's zuversichtliche Miene blieb dieselbe und er erwiderte kurz:

»Wenn Madame du Fargis das Ihrige thut, wie ich das Meinige gethan, darf und kann der Erfolg nicht ermangeln. Ich habe den Grafen von Moret erst heute Morgens wieder zum Objekte einer eindringlichen Untersuchung gemacht, und ich versichert Euch, Eminenz, er war noch nicht bald so gut bei Gesundheit wie zur Stunde; er brennt vor Begierde nach der schönen Erscheinung, welche auch heute sein heißes Blut calmiren soll.«

Der Cabalero de Lerida kam in diesem Augenblicke aus einer Seitenallee den Lustwandelnden entgegen. Er sah etwas verdrießlich, ja piquirt aus. Des Cardinals scharfer Blick gewahrte dies sogleich.

»Oho! mein schöner Cabalero!« rief er, sich zu einem möglichst freundlichen Tone zwingend, »mich will bedünken, daß etwas Eifersucht an Eurem Herzen nagt. Seid großmüthig und drückt in Gottes Namen für dieses eine und einzige Mal Eure schönen Aeuglein zu.«

»Eminenz!« entgegnete de Lerida rasch und ziemlich verdrossen, »was Ihr für heute von mir

verlangt, ist jedenfalls in den Bedingungen unseres Vertrages nicht vorgesehen. Ich widme Euch seit sieben Jahre meine Dienste und ich glaube, daß ich Euch mitunter sehr gefährliche und sehr wichtige Dienste geleistet, dafür aber nie etwas Anderes angesprochen habe, als den ungeschmälernten Besitz des armen Wahnsinnigen. Ihr verlangt ein Opfer von mir, welches meine Kräfte übersteigt, denn Ihr vergeßt, daß spanisches und italienisches Blut in meinen Adern rollt.«

»Schöne« liebe Mathilde,« schmeichelte Richelieu,« »nur dieses einzige Mal seid großmüthig; Ihr kennt das wichtige Geheimniß, welches sich an Euer Opfer knüpft; Ihr kennt die folgenschweren Pläne, die in der heutigen Nacht endlich, endlich ihre Verwirklichung finden sollen, und Ihr wollet Anstand nehmen, meiner Bitte zu willfahren?«

»Was kümmert sich meine Liebe um Eure Politik!« rief de Lerida, in Thränen des Schmerzes und der Eifersucht ausbrechend.

»Aber meine Politik hat sich um Eure Liebe bekümmert, und wenn Ihr das Band zwischen uns lösen wollt, indem Ihr mir den Gehorsam verweigert, nun gut, dann hört auch Moret auf für mich eine Nothwendigkeit zu sein und —«

»Und Ihr werdet ihn tödten!« schrie de Lerida entsetzt; »haltet ein, fürchterlicher Mann, ich füge mich Eurem Gebote.«

»Wohlan,« bemerkte Richelieu kurz, »so möge sich denn der Graf von Moret bei Euch für sein ferneres Dasein bedanken, und damit Ihr seht, daß ich Eure Entsagung zu schätzen weiß und Euch zu belohnen suche, so vernehmt — von morgen an, wenn Alles glücklich abgelaufen ist, wird Moret ganz und gar Euren Händen übergeben und Ihr dürft Euch mit ihm in die Heimat Eurer Mutter, nach Majorka, zurückziehen.«

»Das wollet Ihr thun, Eminenz!« rief de Lerida jubelnd; »mein, mein, nur mein für alle Zukunft soll der arme Irre sein!«

»Es ist mein fester Wille, so wahr Gott lebt!« betheuerte der Cardinal ernst.

Wie berauscht vor Wonne eilte de Lerida davon«.

Kurz darauf nahte sich ein Diener mit der Meldung, daß Madame du Fargis soeben angelangt und auch das Mittagsmahl servirt sei.

Der Cardinal und Chicot begaben sich in das Wohngebäude, in dessen unterem, wohl durchwärmten Saale eine kleine Tafel mit nur drei Gedecken bereitstand. Madame du Fargis harrete bereits daselbst auf Richelieu und seinen Leibarzt.

Madame du Fargis war reizend, und wenn der Cardinal nicht mit vielen, ihm so außerordentlich wichtigen Dingen gerade heute beschäftigt gewesen wäre, hätte er dies gewiß bemerkt, denn er pflegte sonst nichts weniger als ungalant und unempfindlich zu sein, und eine du Fargis gehörte eben nicht zu den Unerbittlichsten ihres Geschlechtes.

»Also wirklich, Eminenz,« lachte Madame du Fargis, als man beim Desserte angelangt und die Dienerschaft verschwunden war, »also wirklich wäre es Euer Ernst, daß ich heute Nacht die

Stelle der Gebieterin vertreten soll; ich dachte anfangs, als Herr Chicot mit mir gestern davon sprach, es wäre nur so ein persönlicher Witz von ihm.«

Der Cardinal zog schweigend aus seiner Tasche ein Sammtetuis, öffnete es und hielt dem weiblichen Kobold ein prachtvolles Collier unter die Augen, dessen Werth wenigstens zehntausend Thaler betragen mochte.

Madame du Fargis seufzte begehrlieh. Die höchst geschmackvoll gefaßten Edelsteine glitzerten und flimmerten in der That auch wundervoll.

»Dieser Schmuck wäre würdig von der Königin selbst getragen zu werden!« äußerte Madame du Fargis, die sich an den Brillanten nicht satt sehen konnte, nach einer Weile.

»Die wird ihn wohl schwerlich bekommen, aber vielleicht ihre Substitutin,« antwortete Richelieu kurz, klappte das Etui zu und schob es wieder in die Tasche.

»Welche Bedingungen schließt dieses vielleicht in sich?« frug Madame du Fargis rasch.

»Daß Alles glücklich und nach Wunsch vorübergeht, entgegnete ebenso rasch der Cardinal mit bedeutsamen Blicken.

»Dann werde ich mir gleich morgen die Toilette wählen, welche zu diesem Schmucke paßt.«

»Es würde mir zum besonderen Vergnügen gereichen, Euch morgen Früh durch Guillemot das Etui senden zu können.«

»Herr Guillemot wird sich morgen zuverlässig zu mir bemühen müssen!« bemerkte Madame du Fargis und, von dem genossenen Champagner etwas aufgereggt, brach sie in ein nicht enden wollendes Lachen aus.

»Ach!« rief sie, nachdem ihr Lachkrampf sich etwas beschwichtigt hatte, »wenn ich mir im voraus den zimperlichen tugendhaften Schwächling vorstelle, wie er heute — — ha, ha, ha!« und abermals krümmte sie sich wie unsinnig unter den heftigen Erschütterungen ihres Zwerchfelles.

Der Cardinal blickte nach der Uhr und schritt im Speisesaale einige Male auf und ab. Dann wandte er sich an Madame du Fargis, welche inzwischen wieder etwas zu sich gekommen war, und sagte:

»Es ist bald drei Uhr; um fünf Uhr nimmt die Königin Milch mit Brödchen; es ist Zeit, meine liebe du Fargis, daß Ihr nach Paris zurückkehrt; Niemand darf ahnen, wo Ihr heute dinirtet. Ihr wißt doch wohl genau die Dosis von dem Pülverchen, das Ihr der Milch beizumischen habt; nicht mehr und nicht weniger, als Euch Chicot angab.«

»Euer Eminenz wird mit meinen Leistungen auch in dieser Beziehung zufrieden sein,« entgegnete Madame du Fargis, »jedenfalls mehr zufrieden als ich. Dach lebt wohl, die Zeit drängt.«

Die Schelmin hüpfte davon, nachdem sie sowohl Richelieu als auch Chicot ein Kußhändchen mit

bezaubernder, unnachahmlicher Grazie zugeworfen hatte.

Während dem langte ein Eilbote von Guitaut, Capitän — der Garde der Königin, in Ruelle an. Guitaut war ein alter Plauderer, der in seinen hinterlassenen Papieren den Ruf Anna's von Oesterreich sehr arg bloßgestellt hat.

Seine ebenso gehässigen als undankbaren Aeüßerungen verlieren aber ihren giftigen Stachel, sobald wir wissen, daß er von jeher im geheimen Solde Richelieus stand, und es daher seine, sowie aller Cardinalisten Hauptaufgabe war, die arme Königin nach Thunlichkeit in der öffentlichen Meinung herabzusetzen.

Guitauts Bote überbrachte ein von dem Leibarzte der Königin, Namens Dupont, in lateinischer Sprache verfaßtes, an Chicot adressirtes Briefchen, welches folgendermaßen lautete:

»Lieber Herr Collega!

*»Madame ist in Folge der gestern von Euch übersendeten Mixtur, welche sie heute Früh einnahm, äußerst aufgeregt. Schreibet mir sogleich, ab diese Wirkung in Eurer Absicht lag, oder was ich dagegen anwenden soll. Eurer und Eures Herrn ganz ergebenster D.«*

»Soll ich dem Boten eine Antwort geben?« frug Chicot das Briefchen dem Cardinal reichend, welcher jedoch verneinend den Kopf schüttelte und sagte:

»In derlei Affairen schreibt man so wenig als möglich, handelt aber umso mehr. Ueberdies bringen wir heute Nacht das Medicament für die Dame selbst mit nach Paris. Der Vorsicht wegen haltet vielmehr den Boten bis morgen Früh in Ruelle zurück.«

Ueberspringen wir nun einen Zeitraum von fünf Stunden. Ein äußerst schlechtes Wetter war gegen Abend eingetreten. Schnee und Regen rieselten so dicht vom Himmel herab, daß man keine zehn Schritte vor sich hin zu sehen vermochte. Die Straßenbeleuchtung, welche damals erst seit kaum zwanzig Jahren in Paris eingeführt war und sich nur auf die Hauptstraßen erstreckte, gehörte ob ihrer miserablen, höchst primitiven Einrichtung für diesen Abend zu den total unsichtbaren Dingen.

Während des größten Schneegestöbers war Ludwig XIII., welcher schon seit mehreren Monaten den Louvre, wo die Königin wohnte, mit keinem Fuße betreten hatte, von Versailles, seinem dermaligen Aufenthaltsorte, nach Paris und zwar zu dem Kloster der »Büßerinnen« in der Rue des Postes gefahren.

Auch diesen Ort hatte der König schon seit mehreren Wochen nicht mehr mit seinem Besuche beehrt.

Daß er heute auf diesen Einfall gerieth, war aber kein bloßer Zufall, sondern nur die Folge eines geschickten Arrangements von Seite des Cardinals. Dieser ließ nämlich dem ebenso leichtgläubigen als erregbaren Könige in's Ohr blasen, daß Fräulein von Hautefort seit einiger Zeit den Besuch eines Verehrers zwischen acht und zehn Uhr Abends empfangen, und daß er seinen Rivalen gerade heute auf der That ertappen könnte.

Damit aber diese ganz aus der Luft gegriffene Beschuldigung, von deren Unwahrheit der König sich alsbald überzeugen mußte, nicht den eigentlichen Urhebern unangenehme Folgen zuziehen könne, verstand man es so einzurichten, daß die Einflüsterung durch eine dem Cardinal notorisch feindlich gesinnte Person geschah, dieser Coup also schließlich wieder nur Richelieu zu Gute kam.

Der König, welcher mit der allerfinstersten Miene das Kloster betreten hatte, fühlte sich in der That alsbald auf das Angenehmste enttäuscht, und um Aurora für die etwas harten Worte, die er bei seinem Eintritte fallen gelassen, zu entschädigen, gab er sich nun Mühe, doppelt höflich und zuvorkommend zu sein.

Der König fühlte sich auch, nachdem er ein paar Stunden in Aurora's Gesellschaft verbracht hatte, weit behaglicher, gestimmt, als schon seit lange und er ließ sich das Abendbrot, welches er regelmäßig mit der zehnten Stunde einzunehmen pflegte, er mochte sich befinden, wo er wollte, außerordentlich munden. Der Oberin war ein- für allemal die hohe Ehre bewilligt worden, bei solchen Anlässen den König in eigener Person bedienen zu dürfen, sowie selbe überhaupt stets von der Ankunft bis zu der Entfernung des Königs auf dessen eigenen Wunsch im Zimmer zu verbleiben pflegte.

Ludwig XIII. verspürte heute Abends großen Durst; er verlangte bereits das dritte Glas Wein. Seine Wangen waren ungewöhnlich geröthet und seine Augen glänzten in einem unheimlichen Feuer wie noch nie.

Als die Oberin sich auf einen Augenblick entfernt hatte, um den außerhalb harrenden Dienern einen Befehl zu ertheilen, schnellte der König zähneklappernd vor Fieber und keuchenden Athems von seinem Stuhle empor. — Er wankte auf Aurora zu, breitete seine Arme aus und wollte sie umfassen. —

Diese aber wand sich sanft von ihm los, streckte gebieterisch ihre Arme von sich und sagte imponirenden Tones:

»Majestät, Ihr vergeßt, daß Ihr eine Gemalin besitzt, schön und reizend, welche seit vollen zweiundzwanzig Jahren auf die Liebe wartet, welche Ihr mir jetzt erweisen wollt.«

Ludwig XIII. taumelte zurück; ein Sinnenrausch, wie er ihn noch nie gekannt, machte seinen Kopf wirbelnd. Aber das Bewußtsein der Scham über die erlittene Zurechtweisung war ihm geblieben und er stammelte halb vernichtet einige unzusammenhängende Entschuldigungen.

Die Oberin war indessen wieder eingetreten. Aurora trat aus den König zu, faßte so vertraulich, wie sie es noch nie gethan, seinen Arm und flüsterte ihm in's Ohr:

»Wenn Ihr mich je geliebt habt, wenn ich Euere Unart verzeihen, vergessen soll, so eilt in den Louvre und beglückt mit Euerer Liebe die arme Anna von Oesterreich.«

Der König hauchte ein leises »Ja« als Antwort, drückte seinen Hut tief in die Stirne und stürzte hinab zu seinem Wagen. — Er hatte Aurora zum letzten Male in seinem Leben gesehen. —

»Nach Versailles?« frug der bei dem Wagen harrende Officier von des Königs Leibgarde.

»Noch dem Louvre!« preßte Ludwig XIII. aus seiner keuchenden Brust und seine Augen loderten wo möglich in noch unheimlicherem Feuer als zuvor. — Chicots Pulverchen, welches er heute unbewußt in einem Glase Wein genossen, that bereits seine volle Schuldigkeit.

Im Louvre angekommen, eilte Ludwig XIII. mit einer bei ihm ganz ungewohnten Hast durch die langen Corridors in der Richtung fort, welche zu den Gemächern der Königin führte.

Er ließ Frau von Bellier, die erste Kammerfrau der Königin holen.

Die Gerufene, eine bereits bejahrte Dame, erschien so rasch« als ob sie darauf bereits vorbereitet gewesen wäre.

»Frau von Bellier,« stammelte der König und wurde im Verlaufe dieser und seiner folgenden Rede wiederholt über und über roth. »Frau von Bellier« ist die Königin schon zu Bette?«

»Ja, Sire!«

»Nun denn« dann sagt ihr, daß ich sie noch für heute um ein Gehör bitten lasse in ihrem Gemache.«

Frau von Bellier wollte forteilen, der König rief sie zurück.

»Noch Eins,« fuhr er höchst beklommen fort, »aber ich wünschte, daß, daß — ich kein Licht auf meinem Wege und in den Zimmern treffe. — Ich werde mich hier selbst des Nothwendigsten bedienen, und Ihr werdet mich dann führen, nicht wahr?«

Frau von Bellier verschwand; in zwei Minuten war sie wieder retour. Zu ihr besaß Ludwig XIII. ein gewisses Zutrauen, da sie in seiner zartesten Jugend seine Aja gewesen.

Sie half nun dem vor innerer Gluth ganz und gar unbeholfenen Könige bei der Toilette, wie sie es schon vor etlichen dreißig Jahren dem Knäblein Ludwig gethan.

Als dies endlich zu Stande gebracht war, faßte Frau von Bellier den König sanft am Arme und beide verschwanden im *Dunkel der Nacht*.

Zur selben Stunde, als, der König in den Louvre fuhr, nahm dahin auch ein anderer, fest verschlossener Wagen, welcher von Ruelle kam, seinen Weg.

In diesem Wagen, welcher bei einer der geheimen Eingangsthüren hielt, befanden sich der Arzt Chicot, Cabalero — de Lerida und der wahnsinnige Graf von Moret, dessen — Augen von einer Binde geblendet waren.

Der Irre, welcher auch sonst folgsam wie ein Kind zu sein pflegte, war besonders heute durch das Versprechen, daß seine schon seit sechs Wochen ausgebliebenen Visionen in den nächsten Stunden ihn abermals beglücken sollten, vollkommen zahm geworden. Um keinen Preis hätte er auch nur einen Laut von sich gegeben, würde man ihm selbst einen Dolch in den Leib gerannt haben, denn man wußte ihn zu beschwatzen und durch mehrfache geschickte vorangegangene Experimente so zu sagen zu überzeugen, daß seine Visionen nur dann stattfanden, wenn er sich

freiwillig blinden ließ und stumm wie das Grab verhieß. Vor Jahren versuchte es zwar der Irre einige Male diese beiden Gebote zu übertreten, sobald die Nebelbilderformen verschwanden und ihm dann die Binde umgelegt wurde. Aber immer war dann, statt daß hierauf die Extase erfolgte, nicht nur der Spuk für lange Zeit verschwunden, sondern er fühlte sich auch jedes mal unter brausenden Fluten, die auf ihn erbarmungslos herabstürzten, den schrecklichsten Qualen ausgesetzt. Man gab ihm nämlich dann immer zur Strafe eine barbarische kalte Douche.

Der Graf von Moret, welcher seit seiner Gefangennahme bei Castelnaudary einen Vollbart getragen hatte, war heute ganz rasirt bis auf einen Schnur- und Knebelbart, genau, wie ihn der König zu tragen pflegte. Seine ganze Gestalt war in einen Mantel dicht eingehüllt.

Chicot und de Lerida, zwischen welchen der durch die Binde geblendete Irre dahintappte, schlugen nur geheime und dunkle Gänge in den Sousterrains ein. In der Nähe, wo oberhalb die Gemächer der Königinnen sich befanden, stiegen sie eine geheime Wendeltreppe hinan, an deren Ende Frau von Bellier ihrer bereits seit einer Viertelstunde harrete.

Sie zog Chicot etwas bei Seite und flüsterte ihm in's Ohr:

»Gott sei Dank, daß Ihr endlich da seid, der König ist bereits seit zwanzig Minuten dahier.«

»Bei der Königin,« ergänzte Chicot trocken; »spütet Euch also jetzt; dieser Cabalero und ich werden hier hinter jener verborgenen Thür bis drei Uhr Morgens warten.« So sanft, daß der Irre einen Personenwechsel gar nicht bemerkte, ergriff nun Frau von Bellier dessen Arm und zog ihn mit sich fort — in das Dunkel der Nacht.

De Lerida warf sich weinend und stille schluchzend in dem stockfinstern geheimen Gange, wohin er und Chicot sich zurückgezogen hatten, auf das eiskalte Steinpflaster.

Was nun weiter geschah, wissen wir nicht zu erzählen, wegen des Dunkels der Nacht.

Nur Folgendes ist uns gestattet als positiv der Neugierde des Lesers zum Ersatze zu bieten:

Erstens, trug Herr Guillemot den kostbaren Brillantschmuck am folgenden Morgen zu Madame du Fargis.

Zweitens, sechs Wochen später zahlte Herr Charpentier dem Arzte Chicot 10.000 Pistolen als vorläufige Gratifikation aus.

Drittens, einige Tage später war der Cabalero de Lerida in die Heimat seiner Mutter, nämlich nach der zur Krone Spaniens gehörigen Baleareninsel Majorca mit dem ihm als unbedingt leibeigen überlassenen Grafen von Moret abgereist.

Viertens, ließ vom 5. December 1637 an die Königin nie mehr eine Aeußerung über die so oft bespöttelte Schwäche ihres Gemals fallen.

Was den König selbst anbelangt, so scheint auf ihn diese »sonderbare« Nacht, welche ihm doch so viel des Neuen bot, keinen nachhaltigen Eindruck hinterlassen zu haben, denn er suchte keine Wiederholung, sondern kehrte zu seinen früheren Angewohnheiten zurück.

Der Cardinal that seinerseits nichts, am ihn hierin zu stören; er begünstigte vielmehr jetzt die Neigung Ludwig XIII. zu Cinq-Mars ein Fovorite, dessen meteorähnlichem Erscheinen und tragischem Ende wir vielleicht etwas später einige Beachtung widmen wollen.

---



## XIII.

### Ein Horoskop.

Das Gerücht, von der Schwangerschaft der Königin hatte sich bereits im Monate März 1638 verbreitet. Die einzige Person, welche hiervon nichts hörte, war Ludwig XIII.

Erst am 11. Mai wurde ihm hiervon officiell die Mittheilung gemacht.

Ein gewisser Herr von Chavigny, Unterminister im Cabinet Richelieu's und jedenfalls ein sehr schlauer Kopf und aalglatter Charakter, weil er sich gleichzeitig bei dem Cardinal und bei der Königin Anna in Gunst zu bringen wußte, wurde mit der in Rede stehenden Mittheilung beauftragt.

Herr von Chavigny traf im Louvre den König, als derselbe eben zur Jagd aufbrechen wollte.

»Was habt Ihr mir zu sagen?« frug Ludwig XIII., die Stirne runzelnd, weil er befürchtete aufgehalten zu werden; »wegen Staatsangelegenheiten wendet Euch an den Cardinal.«

»Sire!« sagte Herr von Chanigny, »ich bitte um Gnade für einen armen Gefangene.«

»Das geht mich so wenig an als die Staatsangelegenheiten, sondern den Cardinal. Bittet ihn um Gnade, denn der Gefangene muß sein Feind, folglich auch mein Feind sein.«

»Sire!« fuhr Chantgny fort, »Die Königin glaubt, daß Eure Majestät wegen der Nachricht, die ich bringe, für Ihren Schützling etwas thun würde.«

Dieser Schützling war der arme La Porte, der seit fast dreizehn Jahren in der Bastille saß, weil er in dem Corridor Wache gehalten, als die Herzogin von Chevreuse den Herzog von Buckingham zur Königin führte.

»Welche Nachricht bringt Ihr mir?« frug der König verdrießlich weiter.

»Die Nachricht, daß die Königin sich in gesegneten Umständen befindet.«

»So, « erwiderte Ludwig XIII. ziemlich gleichgültig, »wenn es wirklich wahr ist und mit rechten Dingen zugehe, könnte es nur vom 5. December her sein.«

Der König hatte wirklich seit jenem Datum seine Gemahlin nicht mehr besucht. — Jetzt aber ging er nach den Gemächern der Königin, um sie zu begrüßen.

Nach kaum zehn Minuten war er wieder zurück, Sein Gesicht strahlte von boshafter Freude und er sagte zu Chavigny, der seine Rückkunft abgewartet hatte:

»Gebe Gott, daß es ein Dauphin ist, damit sich mein lieber Bruder recht ärger.«

»Und La Porte, Sire?« frug Chavigny.

»Morgen verläßt er die Bastille, aber unter der Bedingung, daß er sich nach Schuamur begibt.«

Am 13. Mai 1638 wurde der arme La Porte wirklich in Freiheit gesetzt.

Es war damals Sitte, daß vornehme Personen ihren Kindern bei der Geburt das Horoskop stellen ließen.

Man hielt es für so wichtig, dem zu erwartenden königlichen Kinde das Horoskop stellen zu lassen, daß darüber sogar Staatsrathssitzungen abgehalten wurden.

Richelieu, der in dieser Beziehung trotz seiner Allmacht nicht gegen den Strom zu schwimmen vermochte, denn auch damals wie heut zu Tage kämpften mit der Dummheit Götter selbst vergebens, beschränkte sich also statt aller Opposition auf die Wahl eines geeigneten und ihm selbst zu Gesicht stehenden Individuums.

Monsieur Duval, dessen wir bereits als Leibwahrsager der verbannten Königin-Mutter Erwähnung gethan, durfte es ungeachtet seines großen Rufes, selbstverständlich nicht sein.

Es hielt aber schwer, einen Zweiten zu finden, der sich mit ihm an Renommée zu messen vermochte — In ganz Frankreich war sein gesuchter Rivale ganz sicher nicht zu finden. Richelieu ließ daher sein Auge in das Ausland schweifen.

Da erinnerte er sich eines gewissen Tommaso Campanella, der eben in den Kerkern der Inquisition zu Mailand festgehalten wurde.

Dieser außerordentliche Mann, geboren zu Stillo in Calabrien den 5. September 1568, also zur Stunde, als Richelieu sich seiner erinnerte, fast siebzig Jahre alt, hatte durch seine Freisinnigkeit und insbesondere durch sein streng rationalistisches Werk: »Philosophia sensibus demonstrata« (Neapel 1591) den ingrimmigsten Haß der Inquisition auf sich gelenkt und wurde er von da an um so wüthender und schonungsloser verfolgt, weil er selbst dem Dominicanerorden seit seinem 15. Lebensjahre angehörte.

Campanella mußte aus seiner Heimat fliehen und trieb sich nun mehrere Jahre in der Fremde herum. In Bologna, wo er sich zuletzt verborgen hielt, ließ ihm die Inquisition seine sämmtlichen Papiere heimlich entwenden, um selbe als Grundlage eines Processes zu benutzen.

Im Jahre 1599 beging er die Unvorsichtigkeit, in seine Vaterstadt zurückzukehren. Hier wurde er der spanischen Regierung politisch verdächtig und man schleppte ihn nach Neapel in's Gefängniß, in welchem er volle 26, sage sechsundzwanzig Jahre verbrachte, nachdem man ihn siebenmal auf die Folter gespannt hatte, ohne von ihm auch nur ein einziges Geständniß zu erpressen.

Wie groß der Haß seiner Feinde gewesen, wie gefährlich ihnen dieser liberale Denker erschienen sei, beweist wohl am schlagendsten, daß mehrfache Versuche des Papstes Urban VIII., sein Loos zu erleichtern, fehlschlügen und dieser gleichfalls freisinnige Nachfolger Christi erst im Mai 1626 seine Auslieferung nur unter dem Versprechen, ihn als Ketzer richten zu lassen, erwirken

konnte.

Zum Scheine wurde auch wirklich über ihn in Rom zu Gericht gesessen und er bis zum Jahre 1629 der Form wegen in Haft gehalten. Hierauf stellte ihn Urban VIII. nicht nur auf freien Fuß, sondern setzte ihm auch einen ansehnlichen Jahresgehalt aus und pflog mit ihm einen beständigen und näheren Umgang.

Die Verfolgungen seiner Feinde wußten ihm jedoch auch dieses kurze Glück zu vergällen und Urban VIII., nebenbei gesagt aus der Familie Barberini und durch die Familie Sanelli ein Verwandter der Frau Marquise von Rambouillet, ertheilte ihm selbst den Rath, sich für einige Zeit nach Frankreich zu begeben, mit Recht befürchtend, daß ihn in Rom seine Macht vor Gift und Dolch nicht dauernd zu schützen vermöchte.

Campanella flüchtete sich glücklich nach Marseille. Aber seine Sehnsucht nach italienischem Boden war in ihm stärker als alles Andere. — Je mehr er sich dem hohen Greisenalter näherte, um so glühender erwachte in ihm der Wunsch, in seiner Heimat zu sterben.

Er sollte aber selbe nie mehr wiedersehen, denn in Mailand wurde er von spanischen Spionen erkannt, ergriffen und abermals in die Kerker der Inquisition geworfen.

Es kostete Richelieu viele Mühe und Opfer, um Campanella den Klauen seiner Feinde zu entreißen. Aber da dem Cardinal Alles gelang, was er ernstlich wollte, so erhielt auch Campanella nach langen und mühsamen Verhandlungen endlich die Erlaubniß nach Frankreich gehen zu dürfen, jedoch nur unter der von ihm beschworenen Bedingung, nie mehr nach Italien zurückzukehren.

Campanella, der im Ganzen über dreißig Jahre in den schauderhaftesten Kerkern zugebracht hatte, überlebte diese Bedingung nicht lange. Denn kaum nach einem Jahre, als er nach Paris gekommen war, starb er im Dominicanerkloster in der Rue St. Honoré am 21. Mai 1639.

Doch kehren wir zu Campanella und seinem Horoscope zurück.

Es ist ein merkwürdiger Zufall, daß die Geburt der Königin am 5. September 1638 erfolgte, also an demselben Tage, an welchem auch Campanella vor genau siebzig Jahren das Licht der Welt erblickt hatte.

Das Nachfolgende entnehmen wir einem Chronisten der damaligen Zeit.

Am 5. September 1638, an einem Sonntage, fünf Uhr Früh, wurde dem Könige gemeldet, daß die Königin, welche seit Abends elf Uhr bereits Wehen litt, bald entbinden dürfte.

Der König begab sich mit den vorgeschriebenen Geburtszeugen zu ihr, Halb zwölf Uhr zeigte die Hebamme an, daß ein Dauphin geboren sei.

Der König nahm das Kind unmittelbar aus den Händen der Hebamme und zeigte es am Fenster, den Leuten unten zurufend:

»Ein Sohn! Meine Herren, ein Sohn!«

Der Cardinal war in St. Quentin, als dieses Ereigniß geschah. Er schrieb dem Könige einen Glückwunsch und forderte ihn auf, das Kind Theodor zu nennen, d.h. den von Gott Geschenkten. Der König aber beschloß, er solle gleich ihm Ludwig heißen.

Gleichzeitig übersandte der Cardinal auch der Königin seinen Glückwunsch, welcher aber sehr laconisch abgefaßt war und diese Kürze mit den Schlußworten entschuldigte: »Große Freude hat nicht viele Worte.«

Am Tage nach der Geburt des Dauphin erschien Campanella, bat jedoch das Horoskop bis zur Rückkehr des Cardinals verschieben zu dürfen.

Der Cardinal traf von St. Quentin in Paris ein.

Campanella, der innerlich selbst sehr wenig Zutrauen zur Astrologie besaß, obwohl er darüber ein Werk, betitelt: »Astrologicorum libri VII, « erschienen in Frankfurt 1617 und Lyon 1629, geschrieben, suchte verschiedene Vorwände, um seine Wahrsagekunst nicht erproben zu müssen; aber Richelieu gab ihm sehr deutlich zu verstehen, daß man ihn nicht umsonst aus dem Kerker befreit und überdies eine Pension von 2000 Livres ausgesetzt habe.

Campanella verfügte sich also zum Dauphin. Er ließ denselben völlig entkleiden und betrachtete ihn aufmerksam. dann entfernte er sich wieder.

Nach drei Stunden schickte die Königin zu Campanella, denn sie wollte so bald als möglich wissen, welche Zukunft ihren Sohn erwarte.

Der in die Enge getriebene kühne Astrolog erwiderte aber, seine Beobachtungen an dem Leibe des Kindes seien noch nicht hinlänglich gewesen. Er ließ den Dauphin also nochmals auskleiden.

Endlich that er folgenden Ausspruch:

»Das Kind wird wollüstig sein wie Heinrich IV. Es wird sehr stolz sein. Es wird lange und unter Mühen regieren. Sein Ende wird ein trauriges sein und eine große Verwirrung in der Kirche und im Lande herbeiführen.«

Der schwedische Gesandte Grotius schrieb an Oxenstierna am zwölften Tage nach der Geburt des Dauphins:

»Der Dauphin hat bereits die dritte Amme, denn er trinkt nicht nur alle Milch hinweg, sondern er beißt auch. Bei der Geburt besaß er bereits zwei Vorderzähne. Die Nachbarn; Frankreichs mögen auf ihrer Hut sein vor einer so frühzeitigen Raubgier.«

Das Horoscop Campanella's ging in Erfüllung und nicht minder die Besorgniß des Gesandten Grotius.

Heut zu Tage, nach eines Copernicus und Galileis Entdeckungen und den scharfen Berechnungen der Größe und der Entfernung der Weltkörper durch welche die Erde im ungeheuren Weltenraume zum bloßen Punkte herabsank, ist der Astrologie wohl für immer das Scepter aus der Hand gerissen, zum großen Mißbehagen der Finsterlinge, welche der Menschheit

gar so gerne die Dummheit als Einfalt, den Aberglauben als Religion hinaufschwätzen möchten.

An Versuchen, die Ehre der Astrologie den vernichtenden Wahrheiten der Astronomie gegenüber zu retten, hat es selbst in neuerer Zeit nicht gefehlt.

So schrieb z.B. ein Professor J. W. Pfaff eine »Astrologie,« Bamberg 1816, und ein zweites Werk: »Ueber Planetenconjunctionen und den Stern der drei Weisen,« ebendasselbst 1821.

Natürlich wurde der Herr Professor sammt seinen beiden Büchern tüchtig ausgelacht und dadurch hoffentlich anderen seines Gleichen die Luft benommen, heut zu Tage in solches Unsinn wissenschaftliche Methode bringen zu wollen.

---

## XIV.

### Cinq-Mars.

Mit der Geburt des Dauphin, eine Geburt, für deren Zustandekommen von Richelieu seit Jahren so viel gewagt worden war, schloß jedoch für den Cardinal keineswegs die lange Reihe jener Cabalen und Machinationen ab, mit welchen dieser außerordentliche Mann bisher zu kämpfen gehabt hatte. Das Schicksal wollte nun einmal, daß er bis zu seinem letzten Athemzuge fortwährend seine Stellung gefährdet, ja sogar abermals sein Leben schwer bedroht sehen sollte, denn noch weit bedenklicher als die Verschwörung eines Chalais und von Amiens gestaltete sich zu Anfang des Jahres 1642 jene des senkt Henri Cinq-Mars, Marquis Coiffier de Nuzé, zweiter Sohn des Marschalls Antoine Coiffier, Marquis d'Effiat.

Des Namens Cinq-Mars hatte Richelieu schon am 5. December 1637 zu Marschall Schomberg als einer Person erwähnt, welche er dem Könige zum Ersatz für Auroras Verlust als Favorite zuzuweisen gedachte.

Zu jener Zeit war Cinq-Mars erst siebzehn Jahre alt. Um ihn dem Könige in die Reihe zu bringen, machte der Cardinal damals den Knaben Cinq-Mars zum Capitän einer Compagnie im königlichen Leibregiment und zum Garderobemeister Ludwigs XIII. welcher den bildhübschen jungen Menschen in der That auch sehr bald nach seiner Art lieb gewann und ihn statt des in Ungnade gefallenen St. Simon schon im Jahre 1639, also mit seinem neunzehnten Jahre, zum Oberstallmeister ernannte.

Cinq-Mars fühlte sich aber inmitten seines äußeren Glückes höchst unbehaglich; denn erstens ekelte ihn der Preis, um welchen er die Gunst des König erkaufen mußte, und zweitens knirschte er unwillig unter dem Joche des Cardinals, welchem er Alles mitthilen mußte, was der König that und sprach. — Auch behandelte ihn Richelieu ziemlich wegwerfend, und Cinq-Mars merkte gar wohl, daß, wenn der Cardinal heute oder morgen statt seiner ein passenderes Werkzeug in der Umgebung des Königs fände, er ihn gewiß ohne alle Umstände beseitigen würde.

Cinq-Mars hatte überdies in den Augen des Cardinals ein Verbrechen begangen, welches er ihm nun und nimmer zu verzeihen vermochte. Als nämlich die erste Vorstellung von »Mirame« stattfand, wobei, wie wir wissen, dieses Machwert durchfiel, bemerkte Richelieu in der Lage des Königs zwei sehr junge Leute, welche, selbst als der Vorhang aufgezo gen war, immer miteinander laut sprachen und nie applaudirtetn. — Der Zweite dieser jungen Leute war der Marquis von Foutrailles, sehr klein und verwachsen. Seit Pisanis Tod war er der merkwürdigste Bucklige von Paris.

Foutrailles zu strafen fand der Cardinal schon wenige Tage daraus Gelegenheit. Der Knirps antichambrierte mit Ruvigny und mehreren Anderen bei dem Cardinal, um bequem den neuen spanischen Gesandten zu sehen.

Richelieu trat ins Vorzimmer, um den Gesandten dort zu begrüßen, und sagte zu Foutrailles:

»Tretet bei Seite! der Gesandte ist nicht gekommen, um in Frankreich Mißgeburten zu sehen.«

Foutrailles trat zurück, indem er dem Cardinal ewige Rache schwur. — Er schloß sich von da an noch inniger an Cinq-Mars und unterließ keine Gelegenheit um seinem Freunde zu Gemüthe zu führen, wie unrecht es sei, den König, der ihn mit Wohlthaten überhäufe, an den Cardinal zu verrathen und demselben einen Spion abzugeben.

Im Herbste 1641 bat Cinq-Mars ohne Vorwissen des Cardinals den König um das Commando über die Truppen, welche die Zufuhren in das französische Lager zu Arras bringen sollten. — Ludwig XIII. sagte zu, Richelieu aber, der mit dem schwachen Könige mitunter eine sehr dictatorische Sprache zu führen pflegte, schlug rundweg seine Einwilligung ab, und Cinq-Mars, der seine Ernennung bereits überall ausgeplaudert hatte, war tief beschämt.

Von diesem Augenblicke an war der Bruch zwischen Richelieu und Cinq-Mars ein offener.

Der bucklige Foutrailles glaubte nun, seine Stunde sei gekommen. Er gab Cinq-Mars den kühnen Rath, den verhaßten ersten Ministers durch Meuchelmord bei Seite zu schaffen.

Cinq-Mars schauderte vor diesem Plane nicht zurück, sah sich aber nach einem sicheren Zufluchtsorte im Falle des Mißlingens und nach einer mächtigen Partei um, die ihn beschützen konnte. Gaston sagte ihm seinen Schutz zu, als er sich mit seinem Plane an ihn wandte; doch wünschte Monsieur, daß der Herzog von Bouillon vorerst dafür gewonnen werde. Zugleich sollte mit Spanien unterhandelt und mit demselben ein bewaffneter Einfall in Frankreich vorbereitet werden. Der Herzog von Bouillon ließ sich wirklich durch Cinq-Mars Vertrauten de Thou, für den Plan gewinnen und kam nach Paris.

Der Cardinal, der Verdacht schöpfte, schickte Bouillon zur Armee nach Italien. — Indessen wurde Foutrailles mit dem Entwurfe eines Traktates nach Spanien geschickt, um zu unterhandeln. Dem über Richelieu geschmiedeten Mordplan trat nebst Anderen auch der Oberst der Musketierte des Königs, Herr von Treville, bei, jedoch nur für den Fall, als der König dazu ausdrücklich den Befehl ertheilen würde. Da aber unter dieser Bedingung auf Herrn von Treville nicht gerechnet werden konnte, so ließ Cinq-Mars die Officiere zweier Regimenter, die er in der Auvergne geworben hatte, nach Lyon kommen und verabredete mit ihnen den Mord.

Foutrailles hatte in der Zwischenzeit in Madrid mit Glück gewirkt, denn er kam mit einem Traktate zurück, welchem zufolge Spanien sich verpflichtete, 12.000 Mann Fußvolk und 5000 Reiter von altgedienten deutschen und spanischen Kerntruppen, ferner einen Artillerie-Park zu stellen und überdies 400.000 Thaler sogleich auszubezahlen.

Alle in Frankreich zu erobernden Plätze sollten an den Herzog Gaston von Orleans übergeben werden und dieser außerdem das Obercommando und 12.000 Thaler monatlich erhalten. Außerdem wurden Cinq-Mars und Bouillon, kaiserliche Generalspatente und je 80.000 Dukaten zugesichert. Man sieht, daß die Rädelsführer ihre Person bei ihrem Vaterlandsverrathe durchaus nicht vergaßen.

Ferner wurde stipulirt, daß weder Spanien noch der Herzog von Orleans ohne gegenseitige Einwilligung Frieden schließen sollten; letzterer sollte sich und seine ganze Partei für Feinde Schwedens und aller Feinde des Kaisers und des Königs von Spanien erklären.

Ludwig XIII., Richelieu und Cinq-Mars waren zur Armee an der Grenze von Spanien abgegangen Perpignan wurde belagert und der König begab sich mit Cinq-Mars in's Lager, während Richelieu, der den Todeskeim bereits in sich trug, in Narbonne zurückbleiben mußte. Diese Abwesenheit des Cardinals vermehrte die Kühnheit des jungen Hochverräthers. Cinq-Mars suchte sich in der Armee einen Anhang durch Bestechung zu verschaffen. Auch der Marschall Schomberg ließ sich scheinbar gewinnen, verrieth aber gleichzeitig Alles dem Cardinal, der das Bedenkliche seiner Lage einsah und sich nach Tarrascon zurückzog, angeblich um den dortigen Gesundbrunnen zu trinken, in der That aber, um den Dolchen der Meuchelmörder zu entgehen.

Da erlitten die Franzosen bei Hennecourt eine große Niederlage. Ludwig XIII., erschreckt und rathlos, bestürmte den Cardinal, auf welchen er nachgerade vergessen zu haben schien, mit Bitten, wieder die Zügel der Regierung in die Hand zu nehmen.

Nun war es um Cinq-Mars geschehen, denn Richelieu stellte das stolze Begehren, daß der König ihm selbst Alles bekenne, was Cinq-Mars und dessen Anhang wider ihn seither gethan und gesprochen.

Ludwig XIII. willfahrte und schloß seine Mittheilungen, die er dem Cardinal machte mit folgenden charakteristischen Worten:

»Seit einem halben Jahre ist mir Cinq-Mars zum Brechen zuwider. Der Mensch schlägt sich mit Dirnen herum, ist höchst ungefällig und undankbar. Stunden lang hat er mich oft warten lassen. Ein Königreich würde zu seinen Verschwendungen nicht hinreichen. Wißt Ihr, wie viel Paar Stiefel er hat? Ueber dreihundert!«

Foutrailles, der Wind bekam, rieth Cinq-Mars zur Flucht, aber dieser lachte ihn aus.

»Nun denn,« sagte der Bucklige, »Ihr mögt noch immer leidlich aussehen, wenn man Euch auch um einen Kopf kürzer macht; ich aber bin mit dem meinen schon zu klein, als daß ich ihn hergeben könnte.«

Drei Tage später, am 14. Juni 1642, wurden Cinq-Mars, de Thou und der Herzog von Bouillon verhaftet.

Cinq-Mars war so verblendet, auch jetzt nach zu glauben, der König habe ihn nur verhaften lassen, um ihn vor dem Cardinal zu schützen. Aber bald wurde er so muthlos, daß er im Gefängnisse den besoldeten Creaturen des Cardinals sehr compromittirende Geständnisse machte. Vorsichtiger und standhafter benahm sich de Thou, aber ganz in unnützer Weise, denn der tiefverächtliche Gaston von Orleans legte, um sich abermals zu retten, nicht nur ein umfassendes Geständniß ab, sondern lieferte auch den Traktat mit Spanien und die Verzeichnisse aller Verschworenen aus, ohne daß er darum angegangen worden wäre.

Nach dieser schönen That erbettelte sich Monsieur von Richelieu eine anständige Apanage unter der Angabe, daß er bis auf weiteres in Venedig seinen Aufenthalt nehme. Aber auch das Exil wurde ihm nachgesehen und er nur vorn Hofe verbannt.

Das Urtheil über Cinq-Mars und de Thou ließ nicht lange auf sich warten. Es lautete, daß beide des Hochverrathes und der Majestätsbeleidigung schuldig, aller Aemter, Ehrenstellen und



Würden entsetzt, ihrer Güter beraubt und durch das Schwert hinzurichten seien.

Der Herzog von Bouillon, ebenso schuldig als diese Zwei, jedenfalls aber weit schuldiger als de Thou, kam mit heiler Haut davon, indem ihm zwar sein souveränes Fürstenthum Sedan genommen, dagegen aber im Innern Frankreichs Domänen im gleichen Werthe zugewiesen wurden.

Das Urtheil wurde noch an demselben Tage, an welchem es gefällt war, nämlich am 12. September 1642, auch vollzogen. Beide Delinquenten starben mit Unerschrockenheit.

Der König hatte sich genau die Stunde berichten lassen, in welcher die Hinrichtung erfolgen würde.

Als er vermuthete, daß die Zeit gekommen sei, in welcher Cinq-Mars und de Thou das Schaffot zu besteigen hatten, zog er eben im Garten von Saint Germain lustwandelnd, seine Uhr und sagte boshaft lächelnd:

*»In diesem Augenblicke wird der liebe Freund sein Gesicht sehr garstig verzichten.«*

Richelieu verließ Lyon gleich am Tage der Execution; seine Reise nach Paris glich einem Triumphzuge. Stolz und Selbstzufriedenheit spiegelte sich in seinen Mienen, obwohl eine unheilbare Krankheit seinen Teint fast dunkelbraun gefärbt hatte.

Noch während des Processes Cinq-Mars, nämlich am 3. Juli, war die Königin-Mutter in Köln, im Hause des Malers Rubens, in der allergrößten Dürftigkeit gestorben, nachdem sie ihren letzten Schmuck veräußert und ihren letzten Diener entlassen mußte. Ob der zürnende Schatten Heinrichs IV. durch ihr elendes Ende wohl versöhnt worden sein mag?

Für Ludwig XIII. bleibt es jedenfalls ein schwerer Vorwurf, daß er als Sohn nicht wenigstens für die nothwendigsten Bedürfnisse seiner Mutter sorgte, wenn er auch als König die Pflicht hatte, die unverbesserliche Intrigant und unversöhnliche Feindin Frankreichs außer Land zu schaffen.

---

## XV.

### **Der Sensenmann.**

Mehr als je befand sich der König nach der Affaire Cinq-Mars unter der drückenden Vormundschaft des Cardinals, der es seinem Monarchen nicht verzeihen konnte, daß er um die gegen sein Leben geschmiedeten Pläne gewußt und nicht das Mindeste gethan habe, um selbe zu vereiteln, bis das Unglück bei Hennecourt neuerlich die Unentbehrlichkeit Richelieu's bewies.

Ludwig XIII. mußte sich abermals gestehen, daß er zum Herrscher unfähig und die Thyrannei, welche der Cardinal auf ihn ausübte, am Ende eine bittere Nothwendigkeit sei für ihn und Frankreich.

Von da an ergab sich der König auch mit Resignation in sein Geschick und ließ Richelieu sogar über seine eigene Person und nächste Umgebung schalten und walten, wie er wollte.

Der Cardinal entfernte nun aus des Monarchen Umgebung alle Personen, welche ihm irgendwie auch nur bedenklich schienen. Richelieus Stellung war nunmehr in der That unerschütterlich geworden, und jetzt erst hätte er die Früchte seines viel bewegten Lebens und Wirkens ernten, für Frankreich noch Großes leisten können.

Aber gerade im Culminationspuncte seiner Macht befand die Vorsehung, derselben ein Ziel zu stecken.

Der Sensenmann pochte an das Palais des Cardinals und trat an sein Lager, das er, von großen Schmerzen gefoltert, seit seiner Rückkehr nach Paris nur noch zeitweise auf einige Stunden zu verlassen im Stande war.

Bevor jedoch der Sensenmann die rothe Eminenz heimsuchte, hatte er auch der »grauen Eminenz« im Kloster der »Brüder vom Calvarienberge« seinen Besuch abgestattet.

Bei der Nachricht von der Agonie des Pater Joseph befahl Richelieu eine ihm selbst unerklärliche Sehnsucht, seinen ehemaligen rechten Arm nochmals zu sehen.

Er benützte einen Augenblick der Besserung, ließ eine Sänfte bringen und sich nach dem Kloster der »Brüder vom Calvarienberge« tragen. In einem Rollstuhl mußte er in die Zelle des Sterbenden geschoben werden.

Beim Anblicke Richelieus gewann Pater Joseph einen Augenblick das Bewußtsein wieder und streckte wie zum Gruße seine Rechte dem Kommenden entgegen. Seine Züge waren weit weniger hart als sonst, und sein zuweist nach der Zimmerdecke gerichtetes Auge schien bereits in die unendlichen Tiefen des Jenseits zu tauchen.

Der Cardinal drückte mit Wärme die Hand seines ehemaligen Freundes; die Todesahnung hatte auch ihn überkommen und, für diesen Augenblick wenigstens, jeden Groll in seinem Herzen

ausgelöscht.

Pater Joseph zog ein vielfach zerknittertes Papier, das er auf der Brust verborgen hielt, reichte es dem Cardinal und frug mit schwächer Stimme: »Habt Ihr dies wirklich geschrieben?«

Richelieu las und staunte. Es war dies jene unheilvolle Grabschrift, welche er in einem Ergusse seiner satyrischen Laune vor mehr als zwölf Jahren einstens auf ein Blatt Papier hingeworfen hatte, und welches seine Feinde so geschickt zu benützen verstanden, um Pater Joseph ihm abwendig zu machen.

Wie wir wissen, war es Richelieu's Absicht, dieses Gekritzelt verbrennen zu lassen, zu welchem Behufe er es in den Papierkorb geworfen hatte, aus welchem es jedoch sein Schnellschreiber Cheret wieder hervorsuchte und an die Königin-Mutter verkaufte.

Der Cardinal schwur, daß es ihm ein Räthsel sei, wie es komme, daß dieses unglückselige Papier noch existiere. Sein scharfer Geist hatte es bald weg, daß dabei Verrath im Spiele sein müsse, und von seinem Riesengedächtnisse geleitet, lenkte sich sein Verdacht alsbald auf Cheret.

Pater Joseph, der nicht mehr zu sprechen vermochte, gab durch Blicke und Zeichen zu erkennen, daß er sich durch die Erklärungen des Cardinals ebenso beruhigt als versöhnt fühle, und daß er nun freudig dem nahen Tode entgegensehe.

Dieser ließ auch nicht lange auf sich warten. Kaum hatte der Cardinal die Zelle des Mönches verlassen, als sich dessen Augen für immer schlossen.

Als Richelieu nach Hause kam, ließ er sogleich Cheret holen. Er hatte zwar keine Beweise wider ihn, aber war fest überzeugt, daß nur er und kein Anderer der Verräther sein könne.

»Was besaßet Ihr, als Ihr in meinen Dienst tratet? frug der Cardinal kurz.

»Nichts, Eminenz!«

»Was besitzt Ihr jetzt?«

Cheret zählte sein Vermögen auf und der Cardinal fiel ein:

»Ihr vergeßt fünfzigtausend Livres.«

»Ich habe dieses Geld noch nicht behoben.«

»Ihr werdet es aber noch heute von Charpentier erhalten, zählt es also nur mit.«

Cheret rechnete es mit und fand, daß er sich seit fünfzehn Jahren bei dem Cardinal ein Vermögen von 120.000 Thalern gesammelt hatte.

»Ihr seid ein schlechter Kerl!« rief nun Richelieu und zeigte ihm das bewußte Papier mit der ominösen Grabschrift, »ein Schuft seid Ihr; laßt Euch nicht wieder vor mir sehen.«

Cheret wurde todtenblaß und zitterte. Er sah im ersten Augenblicke die Bastille vor sich und

mochte kaum seinen Ohren trauen, als der Cardinal mit ihm so glimpflich verfuhr. Tief beschämt schlich er sich davon.

Als der falsche Diener sich entfernt hatte, zog Richelieu ein dickleibiges Manuskript aus einer der Laden seines Schreibtisches und murmelte:

»Es ist höchste Zeit, daß ich die letzte Hand daranlege.«

Dieses Manuskript war sein Testament welches in zwei Haupttheile zerfiel, nämlich in einen rein politischen, Frankreich und seine Zukunft betreffenden, und einen auf seine Hinterlassenschaft und seine sonstigen letztwilligen Anordnungen Bezug nehmenden Theil. Er fühlte, daß es mit ihm zu Ende ging.

Als Universalerbin setzte er seine Nichte Frau von Combalet ein.

Gegen Ende November 1642 verschlimmerte sich gar gewaltig sein Leiden. Unter den größten Schmerzen dachte er an er an ein tragikomisches Stück von Desmarets: »Europa« betitelt, das mit großer Pracht in die Scene gesetzt wurde; er bedauerte lebhaft, der Ausführung nicht beiwohnen zu können.

Nach damaliger Sitte zapfte man ihm um so mehr Blut ab, je schlechter er wurde.

Der König besuchte ihn. Zu diesem sagte Richelieu:

»Sire, ich muß sterben und von Ew. Majestät Abschied nehmen; ich sterbe aber in der Ueberzeugung, Euch nach Kräften gedient und Frankreich nicht nur mächtig, sondern auch blühend gemacht zu haben. Ich habe nur eine Bitte an Euch zu richten, nämlich, Euch meiner Verwandten und besonders der armen Marie sich anzunehmen. — Was die Staatsangelegenheiten anbelangt, so sind hiervon die Herren des Royers, Chavigny und der Cardinal Mazarin genau unterrichtet. Wenn Ihr einen guten Rath befolgen wollt, so übergeht Mazarin meinen Posten.«

»Eure Empfehlungen werden mir heilig sein,« antwortete der König, »aber ich hoffe von denselben noch nicht Gebrauch machen zu müssen.«

Man brachte eben eine Tasse Bouillon. Der König nahm sie dem Diener ab und reichte sie eigenhändig dem Cardinal.

Dann ging er, und kaum konnte er seine Freude verbergen, als er sah und auch versichern hörte, daß sein Tyrann nicht mehr lange leben werde. Ludwig XIII., der doch fast nie lachte, lachte im Vorzimmer bei seinem Fortgehen so laut, daß es der Sterbende hörte. — Fürstendank. —

Richelieu verzog über diese Brutalität keine Miene. Er rief blos die Aerzte zu sich und sprach:

»Ich bin vorbereitet zum Tode; sagt mir nur wie lange ich noch zu leben habe.«

Die Aerzte sahen einander an und keiner wagte zu sprechen.

Da winkte er Chicot zu sich und bat ihn, ungescheut die Wahrheit zu sagen.

Chicot ließ sich seine Zunge zeigen, befühlte den Puls und antwortete dann ernst:

»Eminenz, nach zweiundzwanzig Stunden seid Ihr todt oder genesen.«

Richelieu dankte Chicot und winkte dann, daß er allein zu sein wünsche.

In der Nacht ließ er sich das Viaticum reichen. Um drei Uhr Morgens empfing er die letzte Oelung. Er hatte allen Stolz abgelegt, der doch in seinem ganzen Leben alle seine Handlungen kennzeichnete.

»Sprecht zu mir,« sagte er zu dem Geistlichen, »wir zu einem großen Sünder.«

Er betete das Vaterunser und den Glauben andächtig, mit dem Crucifixe zwischen den abgemagerten Händen;« aber so schwach war seine Stimme geworden, daß man jeden Augenblick sein Verscheiden erwartete.

Am Morgen erklärten die Aerzte, daß bei dem Kranken ihre Kunst zu Ende sei. Gegen Mittag erschien ein Charlatan, Namens Lefevre, welcher bat, man möge ihn versuchen lassen den Sterbenden zu retten. Man ließ ihn eintreten. Lefevre gab dem Cardinal eine Pille. — Eine Viertelstunde darauf trat eine merkwürdige Besserung ein.

Nachmittags vier Uhr erschien der König, um die Leiche des Cardinals zu sehen, hörte aber mit Staunen von der Besserung. Er blieb eine Stunde am Bette und ging dann in sehr mürrischer Laune fort.

Die Nacht vom 3. auf den 4. September verging eher gut als schlecht und am anderen Morgen glaubte man allgemein, er sei gerettet. Um acht Uhr nahm er Arznei, welche wieder gut wirkte. Er selbst glaubte nicht an die Besserung, und als die Königin sich nach seinem Befinden erkundigen ließ, antwortete er:

»Es geht schlecht, Wenn ich Ihre Majestät beleidigt haben sollte, bitte ich demüthig, mir zu verzeihen.«

Bald darauf sagte er zu seiner Nichte:

»Ich fühle, daß ich sterbe; gehe, gehe!«

Frau von Combalet wollte bleiben, aber Richelieu sah sie so bittend an, daß sie ging. Kaum hatte die Thür sich hinter ihr geschlossen, so ließ er den Kopf auf die Kissen sinken und starb.

Er war achtundfünfzig Jahre alt geworden.

Als man dem Könige die Nachricht von dem erfolgten Ableben des Cardinals überbrachte, sagte er bloß die Worte:

»Eine große Politik ist todt.« —

Dann machte er auf den Tod Richelieus ein Liedchen, welches anfang::

**»Er ist fort, er hat gepackt.«**

Diese kurze Leichenrede ist in der That die passendste für den außerordentlichen Staatsmann, der Frankreich als eine verkommene, überall mißachtete, im Innern total zerrüttete Macht kaum zweiten Ranges übernommen und binnen bloß achtzehn Jahren es zur ersten Großmacht von Europa poussirt, im Inneren geordnet, Künste und Wissenschaften unterstützt, Handel und Gewerbe belebt und gefestigt und eine achtunggebietende Marine aus nichts geschaffen hatte. Und alles dieses unter fortwährenden persönlichen Intriguen und Zänkereien, gehaßt und gefürchtet von seinem eigenen Könige und stets in der Gefahr, durch Meuchelmord oder auf dem Schaffote zu enden. Charaktere wie Richelieu darf man nie einseitig auffassen, außerordentliche Männer wie er wollen in der Totalität ihres Wirkens und Handelns, sowie aller sich daran knüpfenden Nebenumstände beurtheilt werden.

Der Tod Richelieus erlöste den König von einem drückenden Alpe. Er berief mehrere Verbannte zurück und gab einigen politischen Gefangenen die Freiheit. Unter ersteren befand sich auch sein Leibgardecapitän Herr von Treville, welcher mit dem Exil seine Mitwissenschaft an dem Complotte des Cinq-Mars büßen gemußt. Als Herr von Treville sich dem Könige vorstellte, sagte er:

»Sire! wenn der Cardinal zur Stunde im Paradies sich befindet, so muß der Teufel ihn unterwegs verfehlt haben.«

Die Gnadenbezeugungen des Königs erstreckten sich jedoch nicht auch auf ans Gaston von Orleans, welcher es sich endlich einmal bei seinem Bruder gründlich verdorben hatte. Der König erließ vielmehr bald nach dem Tode des Cardinals, um Monsieur gleich in vorhinein jede Lust zu weiteren Intriguen zu benehmen, eine Ordonanz, worin alle bisherigen Verbrechen und Schliche Gastons haarklein aufgezählt waren und derselbe in Folge dessen der Undankbarkeit und des wiederholten Hochverrathes schuldig, eines jeden Staatsamtes für alle Zukunft für verlustig und besonders zur Führung der Regentschaft für unfähig erklärt wurde.

Mit dieser famosen Ordonanz inaugurierte Mazarin seine Nachfolgerschaft auf dem Posten des großen Cardinals auf eine ebenso zweckmäßige als den Intentionen seines verstorbenen Meisters und Gönners ganz und gar entsprechende Weise.

Gegen Weihnachten 1642, also schon zwanzig Tage noch dem Tode Richelieus, ließ der König die Ueberreste seiner Mutter von Köln nach Paris bringen.

Inzwischen verschlimmerte sich auch sein Gesundheitszustand immer mehr.

Gegen Ende Februar 1643 erkrankte er heftig, doch schien er sich gegen Anfang des Aprils zu erholen. Er stand auf und fing wieder an Caricaturen zu malen, ahmte die Wasserkünste von St. Germain durch Federspulen nach und trommelte sogar zweimal, worin er ein großer Virtuose war.

Einige Male verlegte er sich auch wieder auf das Barbieren worin er schon in früheren Jahren durch große Uebung eine Meisterschaft erlangt hatte.

Die boshafte Pariser machten hierauf ein Spottgedicht, von welchem sich noch folgende Strophe erhalten hat:

»Ach Du mein armer Bart,  
Wer hat Dich so gemacht?  
Das that der große Ludwig  
Der Dreizehnte genannt,  
Der Alle abbarbirte.«

Bei solchen Passionen, zu welchen auch noch das Spielen gehörte, darf es nicht Wunder nehmen, daß nach seinem Tode eine Grabschrift auf ihn, welche mit den Worten schloß:

*»Er hatte hundert gute Eigenschaften eines Bedienten, aber keine einzige eines Herrn.«*

ungeheuren Beifall fand.

Hierzu paßt sehr schlecht das pornpöse Distichon, welches bei seiner Geburt am 27. September 1601 Stephan Bernard, Generallieutenant in dem Bezirke von Chalons, gemacht hatte.

Es lautete:

LVCe IOVIs prIMA, qVa soL sVb LanCe refVLget, nata saLVs regno est, IvstItIaeqVe CapVt.

Die Zahlenbuchstaben des Distichons geben das Jahr 1601 und enthält dasselbe überdies das Jahr, den Tag der Woche, das Zeichen des Thierkreises, den Monat und die Stunde der Geburt Ludwigs XIII.

Indessen nahm die Schwäche des Königs auffallend zu.

Am 20. April ernannte er die Königin zur Regentin.

Sonderbarer Weise hatte der schon fast fünf Jahre alte Dauphin bis zu dieser Stunde nur die Nothtaufe erhalten. Am 21. wünschte der König, daß diese Ceremonie endlich vor sich gehe. — Als Pathe wählte er den Cardinal Mazarin und als Pathin die Prinzessin Margarethe von Montmorency. Das Kind wurde in der Capelle des alten Schlosses von St. Germain in dem kostbaren Gewande getauft, welches Papst Urban VIII. gesandt hatte.

Nach der Ceremonie brachte man das Knäblein in das Zimmer des Königs, der es auf sein Bett setzen ließ und frag:

»Wie heißest Du?«

»Ludwig XIV.« antwortete das Kind rasch.

Der König runzelte einen Augenblick die Stirn und sagte:

»Noch nicht, noch nicht; aber,« setzte er düster hinzu, »bete zu Gott, daß es bald geschehe.«

Am 22. April verschlimmerte sich sein Zustand noch mehr und er wollte das heilige Abendmahl

nehmen.

Am andern Tage empfing er die letzte Oelung, und als der Geistliche sich entfernte, fiel ein Sonnenstrahl in das Zimmer, gerade dem Könige ins Gesicht.

Einer der Höflinge stellte sich dienstfertig zwischen den Kranken und den Strahl; aber Ludwig XIII. sagte:

»Nehmt mir doch nicht, was Ihr mir nicht geben könnt!«

Bis zum 9. Mai wechselte sodann sein Zustand von Tag zu Tag zwischen Verschlimmerung und scheinbarer Besserung. Im Ganzen ging es aber alle Tage schlechter.

Am 9. schlief er in sehr beunruhigender Weise, denn es wurde schwer ihn zu wecken.

Am 14. nahm er von der Königin zärtlich Abschied. Dann forderte er den ersten Arzt auf, ihm nach dem Pulse zu fühlen.

»Sire,« sagte der Arzt, »Gott wird Euch bald erlösen; ich fühle den Puls nicht mehr.«

Der König blickte empor und sagte: »Mein Gott« nimm meine Seele barmherzig auf.«

Der Bischof von Meaux las unter Assistenz mehrerer anderer Geistlichen die Gebete für den Sterbenden.

Um ein Uhr Nachmittag sprach und hörte der König nicht mehr. Die Lebensgeister schienen sich nacheinander zu entfernen.

Alle Theile des Körpers starben nämlich nacheinander ab; zuerst die Füße, zuletzt die Arme.

Er lebte nur noch durch eine Art Röcheln, — aber auch dieses setzte von Zeit zu Zeit aus.

Endlich um drei Viertel auf drei Uhr Nachmittags hauchte er seine Seele aus, nachdem er genau dreiunddreißig Jahre regiert hatte, ohne auch nur eine Stunde lang geachtet oder geliebt zu sein.

Ein sonderbarer Zufall bleibt es immerhin, daß er an einem 14. Mai starb, nämlich dem Tage, an welchem Heinrich IV. vor dreiunddreißig Jahren von Ravailac's Mörderhand den Tod gefunden hatte.

---



## Epilog.

Ein fürchterlicher Sturm aus Nordost wüthete am Christi Himmelfahrtstage des Jahres 1643 im ganzen mittelländischen Meere. Glücklich jedes Fahrzeug, welches entweder die hohe See zu halten oder bei Zeiten einen Hafen oder wenigstens eine Bucht zu erreichen vermochte.

Besonders schienen Aeolus und Neptunus es auf die balearischen Inseln und die Ostküste Spaniens abgesehen zu haben. Wehe dem Seefahrer, welcher heute der Küste zu nahe kam, denn an ihr toste und brauste die Brandung ärger als zur Zeit der Aequinoctialstürme. Unfehlbar mußte sein Schiff, von Wind und Strömung ergriffen, elendiglich zerschellen an den spitzigen Klippen, oder in dem Sande festsitzen, alsbald zum Wrack zertrümmert von den schweren, darüber hinwegtanzenden Sturzwogen.

Das Cap di Peramira der Insel Majorka gilt bei einem Nordoststurme den Schiffern, welche von Barcellona oder Marseille her kommen, für den gefährlichsten Punkt, und schon mancher Segler ging hier mit Mann und Maus zu Grunde, wenn der Steuermann nicht die Mitte des breiten Canales zwischen den Inseln Majorka und Minorka inne zu halten verstand oder vermochte.

Eine zahlreiche Menschenmenge hatte sich am gedachten Tage in bereits vorgerückter Nachmittagsstunde an der äußersten Spitze des Cap di Peramira eingefunden und betrachtete mit gespanntester Aufmerksamkeit den verzweiflungsvollen Kampf eines Dreimasters, der die französische Flagge aufgehißt hatte, und durch die Strömung unaufhaltsam der Küste näher getrieben wurde. Vermochte das Schiff glücklich die Bucht zu erreichen, welche sich unweit des Standpunktes der neugierigen Zuschauer befand, so war es gerettet, verfehlte es aber die noch dazu sehr schmale Einfahrt, oder wußte der Steuermann nicht, daß er sich dabei etwas leewärts halten sollte, um einem gefährlichen Riffe auszuweichen, so mußte der prächtige Dreimaster jetzt, wo er sich bereits anschickte, die Anker auszuwerfen, unfehlbar scheitern.

Niemand von den Leuten am Ufer vermochte zu rathen und zu helfen, obwohl darunter viele tüchtige, ebenso erfahrene als muthige Theerjacken sich befanden. Diesem Sturme und dieser Strömung diametral entgegen war es unmöglich, dem Franzosen einen Lootsen zu senden.

Zum Glücke bemerkte und verstand man am Bord des Dreimasters, der glücklich den Eingang der Bucht gewann, die Zeichen, welche vom Lande aus gemacht wurden, um vor dem Riffe zu warnen.

Ein hundertstimmiges Hurrah erscholl am Lande und am Bord, als die gefährliche Stelle glücklich passiert war und das Schiff im ruhigeren Wasser lag.

Mannschaft und Passagiere durften in der That von Glück sagen, denn das Schiff war auf seiner Leeseite nur auf Klafterbreite an den gefährlichen, tückischen, von den Wellen nur einige Schuh tief bedeckten Felsenzacken vorbeigeschossen.

Der Dreimaster, welcher von Marseille kam und die Insel Madeira zum Ziele hatte, war bereits fünf Tage unterwegs.

Außer einer werthvollen Ladung an Manufacturen hatte er auch ein Dutzend Passagiere am Bord.

Unter diesen befand sich eine schwer brustkranke Dame, welche durch die schlimme Fahrt außerordentlich gelitten hatte und auf Anbringen des sie begleitenden Arztes schleunigst an's Land gebracht wurde; eine schöne Gelegenheit, welche sich auch alle übrigen Mitreisenden zu Nutzen machten, da an ein Wiederauslaufen des Schiffes vor zwei bis drei Tagen wohl nicht zu denken war.

Als aber die Kranke am Lande sich befand, gerieth ihre Begleitung in große Verlegenheit wegen einer passenden Unterkunft, denn die Dame war von hohem Range, und man konnte wohl nicht daran denken, sie in den schmutzigen, ärmlichen, übelriechenden und von Rauch erfüllten Fischerhütten am Strande unterzubringen. Ein vornehmer Cavalier, welcher der Kranken sehr nahe zu stehen schien, dachte ebenso verdrießlich als besorgt darüber nach, was nun anzufangen, als einer seiner Diener, der sehr gut spanisch sprach und bereits Erkundigungen eingezogen hatte, mit der höchst angenehmen Botschaft vortrat, daß ganz in der Nähe, im Thale hinter jenem Hügel, kaum ein halbes Stündchen entfernt, die prachtvolle Besetzung der sehr reichen Gräfin de Vasquez liege. Sowohl der Landessitte, als den obwaltenden außerordentlichen Umständen gemäß war es ganz selbstverständlich, daß die Gräfin in die verlangte Gastfreundschaft auf das bereitwilligste gewähren werde. Die Kranke, welche dicht verschleiert halbohnmächtig in einem großen Lehnstuhle ruhte, wurde von vier Dienern sanft aufgehoben und achtsam den ziemlich steilen Hügel hinangetragen. Als man dessen Höhe erreicht hatte, bot sich dem Auge ein entzückender Anblick auf das Thal unterhalb dar.

Selbst auf die arme Kranke machte das wundervolle Panorama einen angenehmen Eindruck. Sie winkte ihren Begleiter, den Cavalier, zu sich und bat ihn, sie einen Augenblick dieses herrliche Bild der Natur genießen zu lassen, bevor man in das Thal hinabstiege, um jene prachtvolle Villa, inmitten eines bezaubernd schönen, von einem Bächlein schlangenförmig durchrieselten Parkes, zu erreichen.

»Wie schön müßte es sein, hier zu sterben,« hauchte die Kranke, »warum wollen wir nach Madeira? Laßt mich auf dieser Zauberinsel, die mich so anheimelt und wo ich, ich weiß es selbst nicht warum, plötzlich mein Herz so heftig und freudig pochen fühle, wie seit Jahren nicht.«

»Isabella,« rief der Cavalier wehmüthig und eine Thräne perlte in seinen Augen, »sprecht mir nicht vom Tode, von Eurem Tode, der auch der meinige wäre.«

»Zürnt mir nicht, mein guter Pontis,« entgegnete mit sanfter Engelsstimme die Kranke, »aber ich kann nicht anders, als an ihn denken und den lieben Gott bitten, daß er mich recht bald mit ihm dort im Himmel vereinigen möge.«

Der Cavalier, dessen schöne, edle Züge den namenlosen, tiefen Kummer einer großen Seele verriethen, wandte stumm sein Haupt ab, und ein Seufzer der bittersten Resignation entwand sich seiner Brust.

Als die Kranke sich etwa ein Viertelstündchen an den Herrlichkeiten« die sich den Blicken nach allen Richtungen darboten, gelobt hatte und die Sonne bereits im Scheiden begriffen war, gab der Cavalier den Dienern ein Zeichen, worauf dieselben den Tragsessel wieder ergriffen und

thalabwärts, auf die Villa zu, den Weg einschlugen.

Das Auge der Kranken blieb starr an der Sonnenscheibe haften, welche bereits mehr als zur Hälfte im Meere untergetaucht war.

»Wo werde ich sein, wenn Du wieder aufgehst?« murmelte sie ahnungsvoll vor sich und fröstelnd hüllte sie sich in den warmen Shawl, welchen ihr ihr aufmerksamer Begleiter inzwischen um die Schultern gelegt hatte.

Lange bevor man noch den Eingang der Villa erreichte, « eilte den Ankommenden bereits der voraus gesandte Diener mit der Botschaft entgegen, daß die Frau Gräfin es sich zum besonderen Vergnügen anrechnen werde, die Fremden als Gäste zu empfangen.

Am halben Wege zwischen dem Eingange des Parkes und der Villa kam den Fremden die Herrin des Hauses bereits entgegen. In der Eile hatte sie vergessen, den Diener um den Namen seiner Herrschaft zu befragen.

Die Gräfin war eine schöne stolze Figur, etwa dreißig Jahre alt, so viel ihr dichter Schleier, welchen sie der Mosquitos wegen Abends zu tragen pflegte, errathen ließ.

Diese Mosquitos werden nämlich in der heißen Jahreszeit in den künstlich bewässerten Theilen der Insel Majorka, mit Untergang der Sonne« eine solche Plage, daß selbst die Männer eine Art Maske von Tüll aufzusetzen pflegen.

Der Gräfin zur Seite schritt ein hochgewachsener, beinahe etwas beleibter junger Mann einher, der aber statt sie am Arme zu führen, in ihren Arm eingehängt war.

In der Haltung und dem Gange dieses Mannes sprach sich eine gewisse Unbeholfenheit und Willenlosigkeit aus und er drückte sich, als er die Fremden wahrte, so ängstlich und scheu an seine Begleiterin, als ob er ein kleines, furchtsames Kind wäre. Von seinen Gesichtszügen war, zumal bei der eintretenden Abenddämmerung, nichts zu erkennen, da er eine große Tüllhaube trug.

Nachdem die ersten kurzen Begrüßungen zwischen dem Cavalier und der Gräfin vorüber waren, die Kranke hüstelte stark und war außer Stande zu sprechen, begab man sich vorerst in einen großen ebenerdigen Gartensalon, welcher soeben von den Dienern beleuchtet wurde.

Schon während des Weges hatte die Gräfin dem fremden Cavalier in's Ohr geflüstert, daß ihr Begleiter ein geisteskranker Verwandter sei, er also dessen linkisches und scheues Benehmen entschuldigen möge.

Im Salon legten nun sowohl die Gräfin als ihr Verwandter die lästigen Masken ab. Der fremde Cavalier that desgleichen mit seinem Hute.

Voll Erstaunen blieb jetzt eine Weile sein Blick auf der Greisin und deren ihr zur Seite stehendem Verwandten haften.

»Unmöglich!« rief er unwillkürlich aus.

Auch die Gräfin fuhr zusammen, als sie den Fremden näher betrachtete.

Bevor aber noch die Greisin oder der Cavalier ein Wort zu sprechen vermochten, erscholl aus dem Lehnstuhle der Kranken ein herzerreißender Schrei und die Kranke, die sonst kaum im Stande war sich zu regen, schnellte empor und wankte auf den Irren zu.

Dieser horchte auf und trat der Fremden einen Schritt näher.

»Anton! Anton! « rief die Kranke und riß ihren Schleier vom Gesichte.

Der Wahnsinnige stieß einen gellenden Schrei aus, griff nach seiner Stirne mit beiden Händen, eine Erinnerung, eine furchtbare Erinnerung durchzuckte sein Gehirn. Endlich bebte er, wie von einem kräftigen elektrischen Schläge getroffen, am ganzen Leibe zusammen und, auf die Kranke zustürzend, welche in seine Arme fiel, rief er:

»Isabella! Isabella!«

Die Finsterniß seiner geistigen Nacht war gewichen vor dem einzigen Strahle der Erinnerung, die die Erscheinung seiner Braut in ihm wachrief.

»Isabella! Isabella!« schluchzte der Graf von Moret, für welchen von dieser Secunde an der Name eines Wahnsinnigen nicht mehr passend ist, »Isabella« Du lebst, Du liegst in meinen Armen?«

Isabella drückte einen langen, langen Kuß auf Moret's Lippen, dann ließ sie ihr Haupt auf seine Schulter sinken; sie war — todt.

Mit starrem Entsetzen sahen die Gräfin Urbano, welche

####hier fehlen die Seiten 174, 175####

geben, ging einige Jahre später für die Mitwelt das große Geheimniß zu Grabe, welches mit der Geburt Ludwigs XIV. in so innigem Zusammenhange stand.

Erst der Nachwelt war es vorbehalten, aus dem durch die Revolution der Zwanzigerjahre in alle Winde zerstreuten Archive eines spanischen Klosters handschriftliche Aufzeichnungen des unglücklichen Grafen von Moret durch Zufall zu erhalten; Aufzeichnungen, welchen wir die Anhaltspunkte zur Erzählung von einigen bisher unbekanntem, im vorliegenden Werke von uns mitgetheilten Thatsachen verdanken.

E n d e.

## Fußnoten

[1](#)Es ist hier nicht die Rede von dem Rivoli, welches der Sieg Bonaparte's berühmt machte, sondern von einem andern Rivoli, das nur wenige Stunden von Turin entfernt liegt.

[2](#)Man wird sich erinnern, dass es der Marquis von Uxelle war, welcher die unglückliche Expedition führte, die durch die Intrigen Marias von Medicis scheiterte.

[3](#)Das ist nicht der Cardinal Valette, sondern der Valet — der Knecht — des Cardinals. — Ein unübersetzbares Wortspiel.

[4](#)Eine geschichtliche Thatsache, wie alles Uebrige.

[5](#)Das Wortspiel zwischen de Lâge und de Laage ist unübersetzbar.